



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

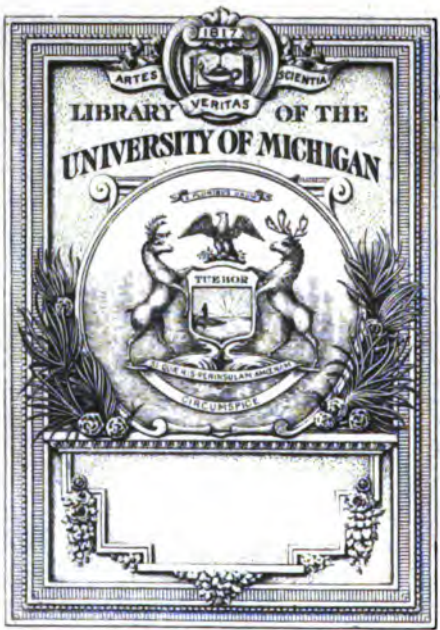
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

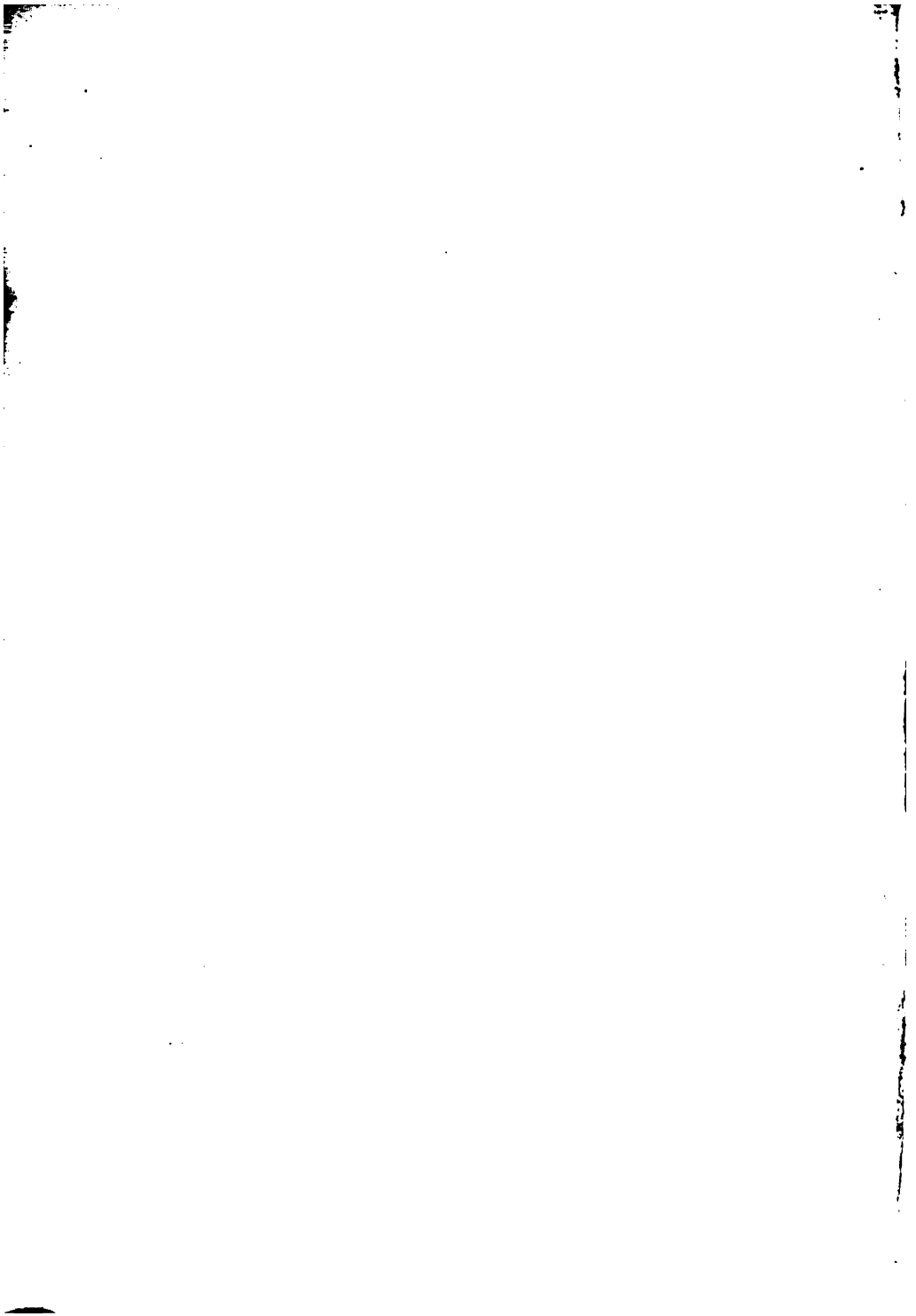
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6

294



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



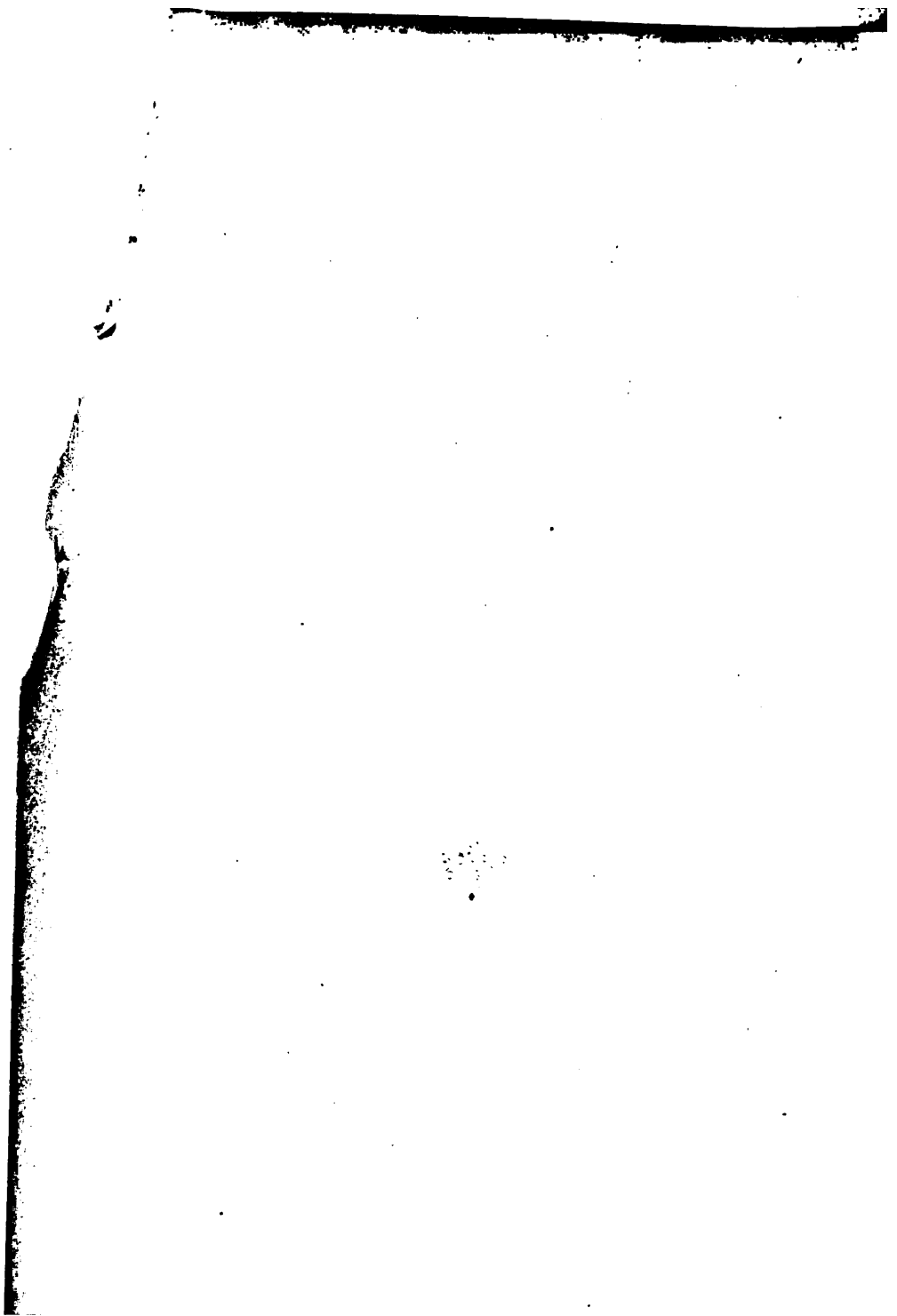
Achtundvierzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1904.



Rec. West,
 Harass.
 4-28-21
 52211

Inhalt.

Arbeiterbewegung f. Notizbuch 42.	
Bäbeder f. Bemerkungen.	
Barcarole	306
Bayerischer Liberalismus f. Libe- ralismus.	
Bayreuther Streitfragen f Streitfragen.	
Bemerkungen zu Bäbeder	58
Bildung, Künstlerische	409
Bischöfe, französische f. Notizbuch 431.	
Bismarck, Herbert	473
Bleichröder	226
Blumenschuß	183
Börsenherbst	426
Briefe, zwei	228
Bußthänen	449
Dafnis	489
Durch!	190
Elektra	849
Epigone, ein	286
Eulenberg, Herbert	416
Fernphotographie, Künstlerische .	385
Fleischbeschau	136
Frage, die religiöse, in Italien	249
Frauentongreß, der	180
Große, Julius f. Epigone.	
Hamburger Rauchfleisch f. Rauch- fleisch.	
Hammurabi und Moses	115
Hammerstein, P. Frhr. v., f. Notizbuch 498.	
Hanaus	495
Hans, der Kluge	319
Heidelberger Schloß, das	110
Herzacker, der	306
Herzog Friedrich von Schleswig- Holstein f. Notizbuch 435.	
Hibernia 233, 241, 452	
f. a. Müller f. a. Preußen.	
Hymnus	72
Jahr, im, des Friedens	120
Japan f. Justiz.	
Immobilisierung	38
Judenthum f. Wesen.	
Jüdische Unteroffiziere, f. Unter- offiziere.	
Jüngling, der	72
Justiz in Japan	186
Kahlenberg, Hans von, f. Notiz- buch 427.	
Kali	80
f. a. Notizbuch 88.	
Kant, hat, Hume widerlegt? . . .	210
Katholikentag, Regensburger f. Notizbuch 434.	
Kierlegaard, Sören	87
Königsberger Prozeß f. Perim.	
Korfu	413
Krieg, der russisch-japanische . .	14
Krieg und Friede	128
Krüger, Paul f. Notizbuch 198.	
Kulturkampf, der französische . .	359
Kunst, Nationale	377
Künstlerische Bildung f. Bil- dung.	
Kurpfuscheri f. Smith.	

Lebenswunder, die	482	Schiller s. Zeitalter.	
Liberalismus, Bayerischer	53	Schwedische Natur s. Natur.	
f. a. Briefe 228.		Segen von oben	398
List, was lehrt?	397	Selbstanzeigen 77, 117, 144, 191,	
Luise von Koburg 437.		390, 424.	
f. a. Notizbuch 500.		Sieg, der, der Seele	388
Maladie, la, de quarantaine	95	Septizismus? Was ist	174
Meister, der s. Theater 159.		Smith, Adam, über Kurpfuscheri	31
Messel, Alfred	442	Sommernachtsstraum	194
Meyer, Professor	47	Steuer, die einzige	64, 341
Militärpensionen s. Notizbuch 41.		Strauß, ein später	371
Mitrbach s. Notizbuch 44, 199,		Streitfragen, Bayreuther	330
277, 278.		Südekum, A. D. W., s. Notiz-	
Möller und Gutmann	268	buch 500.	
Montantrust	846	Theater	146
Mörkes Briefe	420	Tochter, die verlorene	840
Mortz und Rina	1	Trance, im	311
Natur, Schwedische	298	Tyrannos, in	324
Nielsche s. Bierkegaard, f. a.		f. a. Notizbuch 498.	
Notizbuch 198, 272.		Unteroffiziere, jüdische	208, 307
Nizchen s. Notizbuch 427.		Verwalften, die	447
Notizbuch 41, 83, 197, 272, 427, 498		Vossische Zeitung s. Notizbuch	
Panil	402	86, 436.	
Perim Königsberg	163	Walbeck-Roussseau s. Notizbuch	
Plehwe	201	433.	
Preußen als Aktionär	315	Watts und Whistler	73
Primitiven, die	99	Weib, das, des Räubers	138
Prinz Friedrich Leopold s. Notiz-		Wesen, das, des Judenthumes	141
buch 277.		f. a. Notizbuch 430.	
Privatdozenten, medizinische	872	Zapfenstreich s. Theater 146.	
Rauchfleisch, hamburgener, in Jena	256	Zarewitsch, der	279
Rose Bernd s. Theater 150. f.		Zeitalter, das, Schillers	223
a. Briefe 230.			



Berlin, den 2. Juli 1904.

Moriz und Rina.

Kressin, Sieben Schläfer 1904.

Sir Morris!

Unter Englisch gehts heute nicht. Bildung leider selbst in Glanzzeiten vernachlässigt; sonst hätte Deine Getreuste was Intim-Amerikanisches gewählt. Stilgemäß. Aber Mancher lernts nie. Uebrigens mit dem linken Fuß zuerst aus den Daunen und drum noch konfuser als im Durchschnitt. Daß die Sieben auch mit Strichregen kamen! Sieben nasse Wochen fehlen uns in all dem Jammer gerade noch. Maximian, Malchus und Konsorten eigentlich gar nicht werth, daß man sie auf den Briefkopf stellt. Mit Nachod und Fangensalza als Datum ist aber auch kein Staat mehr zu machen. Die Hannoveraner, die damals unseren Flies teilten, paradiren jetzt im Ehrenkittel; und mit den „Holters“ (wie Keudell die Oesterreicher nannte) längst ein Herz und eine Seele. Kann auch nicht leugnen, daß die Erinnerung an Wetter Karlehen, der damals unter Steinmez im Fünften fiel, nach achtunddreißig Jahren mir immer noch einen Stich giebt. Wenn der Junge heil zurückgekommen wäre, hättest Du Adolfsun vielleicht Schwesterlicher Ohnmacht doch nicht aufgebrummt. Blödsinnig, 1904 noch dran zu denken? Stimmt auffallend. Oü sont les neiges d'antan? In der Einsamkeit fängt man eben Grillen. Ist allen Dreien höllisch schwer geworden, uns wieder an die mit Recht so geschätzte Scholle zu gewöhnen. So'n Happen Berlin verdirbt den Appetit fürs Ländliche. Mit der Fütterung ginge es ja, trotzdem Deine Perfekte, der cordon bleu, anfangs sehr vermißt wurde; unser Geflügeltes ist schließ-

lich auch nicht von Papp und Tutes jungen Wirsingfohl könnte man, ohne brandenburgisch roth zu werden, sogar den kielcr Dollarprinzen vorsetzen. Bitter nur das Einerlei und die Kreisconversacion de rigueur. Euer Lordschafft haben uns verwöhnt. Und wenn ich meinen Angestammten predigte, sie hätten sich nun doch für eine Weile vollgehamstert und so viel Theater, Musik, Fressalien und Toiletten gehabt, daß sie den Sommer über verschmaufen müßten, zogen Monsieur et Bébé krauße Nasen. Dem Würmchen verdanke ichs nicht. Herzweh und ähnliche Chosen. Der Marinirte ist irgendwo in höchst östlichen Gewässern; und da noch nichts Offizielles, kann sie nicht mal Briefsurrogate mit Behagen verzehren. Aber der Herr des Hauses, — quel type! Spielt stets den schlichten Landmann, ders nur dicht bei der geflickten Klitische seiner Ahnen aushält, und zappelt nun nach Eurem berliner Gestank. Mächte mir Szenen, weil beim Diner — was man hier schon so nennt! — keine Blümchen auf dem Tischtuch, wie bei Deiner Votka, und nörgelte an den rund Ausgeschnittenen der fideikommisslichen Nachbarschaft herum. Eure Schule, Trau-
 teter. Zum Glück giebt sichs mit der Zeit. Trotz Regen und ekligem Wind ist's hier jetzt annähernd so standesgemäß wie im Hanjaviertel. Rosen die schwere Menge; die ganze Bude bis ans Dach mit Weinlaub gepuzt; und die Lindenblüthe wäre selbst Dir angenehm ins Peernäschen gestiegen. Wenn man nichts Anderes zu sehen brauchte als die grünen Blätter, ließe sichs bis tief in den Oktober hinein auf der Pommernerde wahrhaftig ertragen.

In diesem feierlichen Augenblick grient in Berlin N. W. Einer, wackelt ironisch mit dem linken Ohr und denkt: Aha, jetzt kommt der Uebergang! Kommt auch. Meinst etwa, der Adler sei Dir geschenkt? Ja, wenns kein preußischer schwarzer wäre! Zunächst also: Euer Hochgeboren sind einfach wortbrüchig. Bitte! Beim leyten Frühstück (sämmliche Huttschachteln und Zahnbürsten waren schon auf dem Bahnhof) gelobtest Du, bei Fürst Bücker und Ayalala, Deinen heiligsten Gütern, mich auf dem Tausenden zu halten. Wie wieder solle die vereinsamte Pommernin künftig in Unwissenheit schmachten; Mahnbriefe nicht mehr nöthig; ausführlichste Information aus den Saisonquellen zugesichert. Das war im Mai. Seitdem ein Rärtchen und anderthalb Zeilen unter Vottens Geburtstagssepitel gekritzelt. Unter Geschwistern nimmt mans nicht so genau? Kommt auf den Jahrgang an, my dear. Ein paar Kleinigkeiten sind ja passiert, seit ich den rothbraunen Handschuh in meiner Rechten fühlte. Nichts. Dabei „tagt“ Ihr. Tagt unerhörter Weise Tage lang. Weißt also Alles und noch Etliches. Denn mir wirfst Du nicht erzählen, daß diese Lagerei nicht benutzt wird, um den Klatsch aus allen Spinnenwinkeln zu kehren. Tradition, Euer

Liebben. Doch wozu wimmere ich? Das Herz des Befestigten ist von Spiegel-saloneis und Gewissen in der Garderobe abgegeben. Rückkehr zur alten Methode des Fragebogens. Vielleicht erbarmt der Ungerechte sich einer armen Seele.

Mein in zerrütteter Ehe schwer erkranktes Selbstgefühl braucht Stützen. Deshalb die ergebenste Erinnerung, daß ich mit den Russen Recht behalten habe. Oder bist noch bereit, auf Kuropatkin zu setzen? Ich passe. So trostlos hatte selbst ichs nicht erwartet. Die lieben Nachbarn sind ja ziemlich fertig. Nicht den kleinsten Erfolg; zu Wasser und zu Land Hiebe, daß es nur so raucht. Der Junge (der wieder gut auf den Beinen ist und erträgliche Winterschulden hat) schreibt, auch in der Armee sei Alles starr. „Führung unterm Leder.“ Als ob die Gesellschaft seit dem Türkenkrieg geschlafen und nichts zugelehrt hätte. Mich betrübts nicht; au controleur. Je mehr Wische die Leute kriegen, um so besser für uns. In Europa bis auf sehr viel Weiteres mattgesetzt (die Franzosen haben von der berühmten Alliance auch schon die Nase voll, wie ich höre) und wir könnten wieder die Läte nehmen. Einfach ein Bomben-glück. Wenn auch Dein Schwager, der Abgeklärte, sagt, noch sei nicht aller Tage Abend. Der überhaupt! Hält das Japanische für besseren Humbug und langweilt mich mit den „Kulturinteressen der weißen Rasse“. Gebildet bis in die Puppen und sanftmüthig, daß es 'nen Hund jammern könnte. Mit der Philosophenmiene scheint er mir manchmal noch schwerer verdaulich als früher im brandrothen Anstrich. Siebt nun wenigstens aber nicht mehr öffentliches Aergerniß. In der Noth frißt der Teufel Fliegen (wie unanständig ein vieux marcheur in Berlin das Sprichwort ins Französische übersezte, habe ich natürlich längst vergessen): und so haben wir seit ein paar Wochen wieder zu politisiren angefangen. Wie einst im Mai. Dumm ist er ja (für einen Mann) nicht; nur bodenlos eigensinnig und mit Scheuklappen vor dem Gebieterauge. Immer ewige Geseze (oder Rothspohn) auf der Zunge. Weiß auch nicht, was vorgeht, wills gar nicht wissen; sei doch nur Quark und morgen schon ungenießbar. Enfin, nicht mein Genre. Die verhöhnzte Borussin kann ohne Hoffnung nun mal nicht athmen. Hurra Kuroki und Togo! Gott verläßt keinen Deutschen. So denkt offenbar auch S. M. Deshalb in Hamburg: „Ich sehe mit absoluter Ruhe und Vertrauen in die Zukunft.“

Raum aber freute ich mich ein Wischen über den Satz: da quengelte der Unsägliche schon wieder. „Warum denn? Nach der Mittelmeerefahrt sollte der Horizont ja sehr bedrohlich aussehen und seitdem haben wir doch kaum Seide gesponnen.“ Eigentlich nicht falsch; nur gräulich, daß es gesagt wird. Mir war die Suppe versalzen. Was der hamburger Bürgermeister geredet hatte,

ging mir gleich gegen den Strich; denn im Paradies leben wir noch nicht. Nun war ich auch von S. M. nicht mehr entzückt. Von der „Solidarität der Kulturländer“ würde ich erst was halten, wenn sie uns anständige Zollverträge einbrächte. Da sitzen die Musikanten. Solidarität! Die anderthalb Millionäre, die mit ihren Kähnchen nach Kiel kommen und bunte Lappen raushängen, machen den Kohl nicht fett. Von der ganzen Gondelei haben wir gar nichts. Wir! Als Kaste (wie der gelehrte Bruder zu sagen pflegt) scheinen wir ja kaum noch zu existiren. Vom Hof sacht weggeweht. In all dem Trara der letzten Wochen kein einziger von unseren alten Namen. Natürlich. Unserer kann sich Automobile und Rennachten nicht leisten; muß froh sein, wenns während der Lieutenantzeit zum Zuschustern für den Jungen halbwegs reicht. Ballin, Friedländer, Levin: so heißen jetzt die Granden von Preußen. Ein Kreuz, daß mans miterlebt. Auf zehn Amerikaner und Engländer, die mit S. M. reden dürfen, kommt noch nicht ein Deutscher. Hundert Leute aus alten Geschlechtern, die so und so oft den Kadaver für die Hohenzollern riskirt haben, sehnen sich nach der Gelegenheit, zu ihrem König zu sprechen, und sterben, ohne es zu erreichen. Theefrigen aber, Fleischvergifter, Zeitgenossen, die nur auf ihren dicken Geldsack klopfen können, werden, wenn sie übers Wasser gefegelt sind, wie Majestäten geehrt. Der Kronprinz und Prinz Heinrich an den Landungsteg beordert, um zwei amerikanische Spekulantinnen zu erwarten! Der Wagen drehte sich mir um, als ichs las. Vor zwanzig Jahren wäre die Sorte selig gewesen, wenn sie bei einem Massenempfang in den Weißen Saal gekommen wäre; jetzt verkehrt sie mit den Allerhöchsten wie Potentaten. Und dieser Luxus! War nie fürs Anausern; aber was man aus Homburg und Kiel hört, geht übers Bohnenlied. Eine Rennplatztribüne für hunderttausend Mark. Auf dem Kahn Hängende Gärten der Kleopatra (oder wie das Frauenzimmer hieß). Jeden Tag Illumination, Salutschüsse, Feuerwerk et le reste. Wo ist unser Preußen geblieben? Ein Wunder ist's ja nicht. Vanderbilt, Lipton, Friedländer und ähnliches Corps habens dazu. Wir könnten ihnen aber, weiß Gott, mit anderen Dingen imponiren. Auf ihren Mammon huste ich. Unbegreiflich, daß sich oben Keiner fragt, wie die Berichte über all die Pracht im Land wirken müssen. Wo man oft selbst in sogenannten Herrenhäusern nicht sicher ist, ob man den nächsten Hypothekenzins zusammentragen kann. Sollten herkommen und sehen, wie die Bauern über den Zeitungen sitzen. Irgend ein rothes Blättchen wird jetzt überall eingeschmuggelt; und dann gehts auf ihre Weise los. Je m'efface, um nichts zu hören. Früher hätte ich ihnen mit dem Rienspahn heimgeleuchtet und mein Mundwerk spazirengeführt, bis sie in

die engsten Mausföcher gekrochen wären. Nach und nach verlernt mans. Zu streng gemöhnt, ehrlich zu sein; was ja am Längsten wahren soll. Gesegnete Mahlzeit. Wenn heutzutage so'n verständiger Weißkopf mir seinen Standpunkt klarmacht, ganz gemächlich, ohne Uebertreibungen (Du kennst die Art unserer ruhigen Leute), dann weiß ich wahrhaftig nicht, mit was für Gründen ich ihn widerlegen soll. Da ist die Geschichte mit Cadinen. Trotz Ansage wurde den Mitgliedern der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft, die extra von der Wanderausstellung aus Danzig kamen, der kaiserliche Gutshof nicht gezeigt. Keine Rage kümmerte sich um sie. Saßen eine Stunde im Wirthshaus, warteten vergebens auf etwas Beamtetes, schnüffelten dahin und dorthin und mußten schließlich wie die Lohgerber abziehen. Selbst bei Polaken findet die D. V. G. offene Thüren, Butterbrot und einfaches Bier. Und gerade wegen Cadinen hatten sie sich auf die Strümpfe gemacht. So was bringt Wasser auf die Mühle; Heger ziehen Vergleiche mit der Behandlung der Ausländer und sagen natürlich nicht, daß S. M. für die Manieren seiner Gutsleute nicht verantwortlich ist. Und Alles kommt brühwarm in die Zeitung. „Der Bauer gilt eben gar nichts mehr“, heißt dann. Antworte mal was Gescheites!

Nach und nach wird Einem Alles verefelt. Die vielen schönen Kirchen hatten mich beinahe mit Eurem rothen Berlin verfühnt; trotzdem man in Theatern und Restaurants nur Juden sieht, muß doch in dem Volk noch viel evangelische Opferwilligkeit stecken, dachte ich. Jetzt haben wir die Beschwerung. Selbst unser alter Zieseniß, Nachtmütze mit Eichenlaub, hat gestern auf der Kanzel sanfte Anspielungen gewagt. Wurmstichige Kunden geben das Baugeld (oft sinds nicht mal Christen oder noch nicht lange!) und kriegen dafür Titel, Krone, Biermaß. Ueber die Hutchnur. Der Mirbach mir einfach schleierhaft. Als ob unser Herr Jesus von den Wechslern Zins gefordert hätte, statt sie aus dem Tempel zu jagen! Lieber in Scheunen predigen als in Palästen, die man nach dem Nichtfest erst desinfiziren muß. Erhalte Du mal dem Volk, das solche Sachen liest, die Religion! Die doch in die Binsen geht, wenn sie nicht blitzblank unter Glas bewahrt wird, so daß der leibhaftige Satan kein Stäubchen dran zu finden vermag. Das rührt Euch Gottlose nicht; weiß schon. Kind, sagt der Mann Deiner Gattenwahl, Kind (womit neckisch Deine Ergebenste gemeint ist): wer soll denn die Kirchen bauen, wenns die leise Angefaulten nicht thun? Die sind, weil sie das Stoßgebet ganz besonders nöthig haben, die Nächsten dazu. Meinen Blick hättest Du sehen sollen. Als dann die Affaire mit dem mosaischen Schmuck für die Gedächtniskirche (Geschenk zur Silbernen Hochzeit) kam, fuhr selbst der Philosoph aus der Jacke. „Wenns

in Preußen noch den Landrath vom alten Schlag gäbe, bekäme die Hofcharge eine Antwort, daß ihr die Augen übergingen.“ Wieder mal drauf und dran, den Major auszuziehen und der Landeskirche den werthen Rücken zu kehren. Hat einen Jungen, der bis zum zweiten Stern noch lange laufen muß, und nennt sich abgeklärt. Mir gefiels quand même. Weil Beweis, daß selbst in diesem Unmöglichen noch nicht alles Standesgefühl vor die Hunde ist. Oberhoffippchaft war nie mein Fall; daß sie aber für die Silberhochzeit unseres Königs im Altienland herumbettelt, ist doch so ziemlich das Aeußerste.

Und Keiner wagt ein Tönchen. Das Fressen wird wieder den Feinden von Thron und Altar überlassen. Möchte wirklich wissen, wozu Ihr da seid. Interpelliren, daß Bülow vor Schreck das Lächeln vergeht. Gar kein Pflichtgefühl mehr in den Knochen, Donnerwetter? (Pardon.) Der Neßower und andere Altmodische aus Hinterpommern hätten solche Pillen nicht geschluckt. Ausgestorben. Ihr sitzt bei feudalem Mosel, schimpft Euch unter Hochgeborenen aus und laßt die Karre gehen. Ruhe im Glied. Hätte Bismarck sich den Dienst auch so bequem gemacht, dann stünde heute nicht Nachod im Kalender.

Netter Dank für das Grausammetene mit norwegischer Handstickerei, denkst Du und schüttelst das ungerne greisende Haupt. Weißt aber, wie ichs meine; und merkst mit gewohnter Schläue, daß eine geistig verwitwete Landmatrone sich am Liebsten bei Dir ausheulen möchte. Muß denn Alles so elend ruiniert werden? Man ist doch unterm wechselnden Mond alt geworden, hats auch früher nicht immer lustig gefunden und oft genug die werthen Zähne (damals noch ohne Porzellan und Gold) zusammengebissen. Jetzt gehts aber im Courierzug bergab. Wenn ichs schon sage! Von Dir wegen ruchlosen Optimismus verschrien. Daß die Meranertrauben dieses Jahr wieder angefeht haben und ein Pfirsich am Haus schon röthliche Bäckchen kriegt, ist genug, um mir für drei Tage gute Laune zu schaffen. Wo aber ist im Politischen (das nun meine Puschel ist und bis ins kühle Grab bleiben wird) auch nur ein Rosapünktchen, an dem man sich ehrlich freuen könnte? Dir macht wenigstens das stille Opponiren und halbblaute Raisonniren Spaß. Mir? Kreuzunglücklich, wenn ich für Staatliches nicht hell begeistert sein kann; und gar kein Talent, Trübsal zu blasen. Unheilbarer Fall. Für Eduard mit der Bügelfalte schwärmen und jauchzen, weil er dem Yachtclub die Ehre seiner Mitgliedschaft erweist? Danke gehorsamst. Fi oh, wenn die Gondelai endlich vorüber ist. Die vielen gestickten Uniformen, die nach zwei Regenstunden nicht mehr zu tragen sind, waren mir eigentlich das Wichtigste dabei; eine Soldatenmama weiß, was die Erste Garnitur kostet. In Kiel müssen Unsummen ver-

regnet fein. Dagegen ist wenig zu wolkeln. Als ich aber las, wie unsere Minister mit Herrn Ballin (Abraham?) schäkern und Niggerstimmen imitiren, trichtige Staatsminister, — da, Erbherr, wurde mir schwach auf der Brust.

Quatsch mit Himbeersauce. Ich werde die Welt nicht ändern und die alte Preußenherrlichkeit nicht aus der Erde stampfen. Hast mirs hundermal eingetrommelt. Nichts zu machen. C'est plus fort que moi. Bin aber schon still. Und bist durch Dein Schweigen mitschuldig, daß mein treues Herze versauert. Ohne einen Schimmer. Warum Lichnowsky sich nun doch verlobt hat, woher der bössartige Klatsch mit Zeppelins kam und ob wirklich wieder mit England geflirtet wird: keine Ahnung. Nicht mal, wie die Sommerkleider in diesem Jahr aussehen. Ob Lotte das niederträchtige Reißer los ist und wann ich Eure Betten beziehen darf. Oder ist Pommern kein Klima für so vornehme Leute? Das schelte noch. Wenn Ihr nicht bis spätestens zum Nikolsburgtag antretet, schicke ich Dir meinen schweesterlichen Fluch mit bezahltem Eilboten; und Sorge dafür, daß der Mann mit der rothen Tasche Dich um vier Uhr früh aus den Federn klingelt. Vorher aber gefälligt einen anständigen Brief mit doppeltem Porto. Dazu wirds noch reichen.

Auf den Feldern siehst bis jetzt passabel aus. Wenn uns nur die Sieben Schläfer keinen Strich durch die Rechnung machen! Ohne Julisonne gehts nicht; auch nicht auf dem Acker, mignon. Mein gläubiges Gemüth ist schon mit ein paar abgelegten Strahlen zufrieden. Küsse die viel bessere Hälfte in meinem Namen; und denke in Saus und Braus eine Viertelminute lang an eine Verwaiste, die den alten Räuber immer noch Bruder nennt.

Nina.

Berlin, vierzig Jahre nach Aßen.

Mylady und strengste der Frauen!

Also die Sache ist abgemacht. Der ganz ergebenst Unterfertigte ist als Privatmann ein wortbrüchiger Schurke und eisgrauer Wüstling, als politisches Thier eine Memme. Der Schwester ein Nagel zum Sarg, dem König ein treulofer Vasall. Hausfleiß unterm Euder (um Deinen von der Militärkultur schon recht weit beleckten Knaben zu citiren), Charakter kaum ziemlich genügend. Danke für milde Censur. Immer nützlich, wenn mans mal lieft. Vertheidigung hätte keinen Zweck. „Ist gerichtet.“ Wie in unjerem gemeinsamen Faust; fehlt nur der Sopran: „Ist gerettet!“ Macht nichts. Fegefeuer ist auch eine schöne Gegend. Milbernde Umstände wären ja aufzutreiben; mindestens ein Duzend: Lottens Krankheit (vorgestern zum ersten Mal an

die Luft; die Weine wollen noch nicht), meine leidigen Quartalsgeschäfte, bis vor acht Tagen Mangel an jeglichem Stoff, seitdem, Königin, die Angst, muthwillig der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl zu wecken; etc. pp. Doch wozu appelliren? Die rechtskräftige Sentenz liegt ja schon auf dem Schreibtisch des Verurtheilten. Aus. Nur wars ein Bischen perfid (halten zu Gnaden!), daß ihm nicht bis nach Peter und Paul kurze Galgenfrist bewilligt wurde. Das in den weitesten Kreisen berühmte Gedächtniß der großen Patriotin bewahrt sicherlich die Erinnerung, daß ihr unwürdigster Knecht noch jeden Allentag eine Epistel losgelassen hat; seit wir Zwei (Niemand hörts) als schon recht erwachsene Zeitgenossen für Herwarth von Bittensfeld schwärmten und zu ahnen anfangen, daß der Herr von Bismarck, den der Kladderadatsch jede Woche beim Wickel hatte, am Ende doch keine ganz komische Figur sei. Dieses Deputat war heute fällig und wäre auch ohne Kumperei vor Sonnenuntergang gratis und franko befördert worden. Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Was abermals Citat ist und nicht etwa die Absicht andeuten soll, auf meine alten Tage mich noch den peinlichen Ceremonien zu unterziehen, die der Uebertritt ins Mosaische fordern würde. Item, mein Fett habe ich weg; und bei Licht besehen, hat auch dieses Malheur seine gute Seite. Der unrettbar Gerichtete weiß jetzt wenigstens, was von ihm erwartet wird. De omni re scibili et quibusdam aliis (Latein hat der Deine am Schnürchen). Da muß also gepiffen sein. Stimmung nach dem Rauhreif freilich recht heiser.

Um zu räumen, erlebige zunächst die Kleinigkeiten. Sommertoiletten: viel Keinen mit Spigeneinlagen; nichts Besonderes. Madame Mode ist der Athem ausgegangen. Daß auch Hintergründe fürstlicher Verlobungen und reichsländischer Klatsch zu meinem Ressort gehören, ist eigentlich hart. Lichnowsky kenne ich kaum. Daß er, als Durchlaucht, seinen Namen vererben will, schließlich nicht auffallend. Und wird er dadurch von Bülow losgeist, so ist, trotzdem achtbar kultivirt, wegen der Centrumsbeziehungen kein nationales Unglück. Bis jetzt war er hic et ubique um den Kanzler; noch unvermeidlicher als der selige Rottenburg in der Kürassierzeit. Die meyer Angelegenheit unter unserem Niveau. Eine Frau, die sehr schön war, sich pariserisch kleidet und im selben Stil konversirt, ein Mann, der ungewöhnlich rasch Karriere macht, viele Vordermänner überspringt und bei S. M. in hoher Gunst sigt: solcher Sachen nehmen die bösen Mäuler sich mit Vorliebe an. Auch in unseren tugendfamen Kreisen. Obendrein hatte Zeppelin (der Chlodwigs Kabinettschef war und fabelhaft schnell Bezirkspräsident wurde) eine bürgerliche Mutter und die Znaimste der Gräfin, Excellenz Stoetger, née Carré, hat im Raden ihres Vaters

mitverkauft und beunruhigt die altdeutschen Philister durch einen Tituskopf. Kolossal, nicht? Zu Euch ist der Klatsch wohl aus dem Matin gekommen, den man höchst überflüssiger Weise konfisziren ließ und den nun natürlich stets irgend ein Getreuster in der Brusttasche hat. Das Uebliche. Das noch ohnmächtiger geblieben wäre, wenn mans ohne Nervosität hingenommen und nicht erst Polizei und Gerichte bemüht hätte. Von einem Standesherrn gräßlich gesegneten Lebensalters ist's alles Mögliche, daß er sich zu solchem Thema vernehmen läßt. Doch was thut man nicht, um eine Schwester dieses Kalibers zu versöhnen? Längerer Aufenthalt bei den an die Privatadresse des Todsünders gesandten Zuckersüßigkeiten ist danach aber hoffentlich nicht mehr nöthig. Daß ich ein Lasterleben führe, entweder hinter der nobelsten Flasche oder (Du meine Güte!) beim tausendunddritten Liebchen sitze, außer der Herrenhäuslerei auf der weiten Welt nichts zu thun habe und sämmtliche Pflichten gegen König und Vaterland schönde vernachlässige: Standardcherze, ma mie, die einem weniger Verliebten den Wunsch nach baldigem Repertoirewechsel aufdrängen könnten. Mir nicht. Bin in Ehren dabei kahl geworden und halte still bis zum letzten Wank. Eine Bitte nur in aller Bescheidenheit: endlich einen neuen Kandidaten für das Amt des Bayard zu suchen, der die berühmte Kressiner Wahrheit (cuvée spéciale) vor den Thron trägt. Ehe ich diese traurige Ritterschaft übernehme, will ich an Ziefenissens Stelle Eure Dorfjugend pastorisiren. Wenn ich dann herausgeworfen werde, bleibts wenigstens in der Familie und nur ein Hofhahn kräht danach.

Im Uebrigen sind wir, was das Allgemeine betrifft (das Wort Politik paßt nicht recht), im Grunde ja alle Drei einig; höchstens Temperamentsunterschiede. Seit langen Wochen wieder kein Tag ohne Festberichte. Ums zu ertragen, muß man offenbar andere Nerven haben. Und Alles mit einem Ernst, einer Feierlichkeit, einem Aufgebot staatlicher Macht- und Geldmittel, als hinge von dem Gelingen die Zukunft der Nation ab. In Homburg Tausende von Soldaten, Gendarmen, Schulgelehrten mobil gemacht. Wenn der Berliner fragt, was drüben „los war“, muß man antworten, daß der Besitzer der uns gehässigsten Zeitung, um für sein Weltblatt Reklame zu machen, einen Kennpreis ausgesetzt hat, den die Automobilfabrikanten einander jedes Jahr abzuknöpfen versuchen und über den diesmal, auf Wunsch des Kaisers, bei der Saalburg entschieden wurde. Ich schlafe nur selten mit der Verfassung unterm Kopfkissen; finde aber beim löblichsten Willen keinen Reim darauf, daß für diesen Geschäftsport unsere Beamten (zwei Excellenzen fuhr'n die Strecke ab) und unser Militär in Bewegung gesetzt wurden. Pfißfiküsse von der Schusterkugel wissens freilich besser. Hohe Politik, ich wadroniren sie; daß wieder ein Franzose.

den Preis geholt hat, ist, trotz deutscher Schlappheit, gerade gut: denn nun ist das nächste Rennen in Frankreich, S. M. ist Mitglied des Automobilklubs geworden und muß, nach dem herzlichem Telegramm an Loubet und den übrigen Artigkeiten, eingeladen werden. Damit wäre das Eis dann gebrochen und die Verständigung möglich, die Bismarck nicht fertig brachte. So reden Leute, die ernst genommen sein wollen; so weit sind wir nun. Für diese Reise nach Frankreich, die ein unabsehbares Experiment wäre (und für die, wie mir im pariser Kriegsministerium gesagt wurde, kein gewissenhafter Mensch die Verantwortung auf sich nehmen könnte), wird ja schon lange gearbeitet. Mit dem Automobil wird's wohl auch nicht gelingen; lieber wird Herr Bennett die Preiskämpfe abbrechen und eine neue Kellame ausdenken. Möglich aber, daß Madolin die Hauptaufgabe der Wintersaison darin sieht, dieser Staatsaktion den Weg zu bereiten. Warum nicht, wenn ein Bürgermeister, den die klugen Rechner der größten Hansestadt für einen Rhetor und Denker halten, in aller Gemüthsruhe und vor ernstern Gesichtern sagen kann, die Kieler Woche sei für das moderne Deutschland, was für die Griechen die korinthischen Spiele waren? Höher geht's nicht mehr. In Hellas ein allen Mufen geweihtes Volksfest, der große poetische Eindruck im Leben der Massen, bei uns ein Millionärssport, zu dem nicht einmal die der Wasserlante ferne Bourgeoisie (vom Volkerst gar nicht zu reden) irgend ein Verhältniß hat noch haben kann.

Wenn ich Eugenius Richter wäre, würde ich mich, als Tribun und Budgetbeschauer, mit beiden Beinen in diese Ecke knien. Die Kieler Woche ist, trotz Wöndkeberg und Korinth, die privateste Angelegenheit von der Welt. Ganz mit der besten Borussia einverstanden: sarcimentum (Adolf schlägt nach), ob ein paar steinreiche Ausländer an der Föhrde ihre Flaggen zeigen; die Völker im Allgemeinen und die Deutschen im Besonderen haben damit nichts zu thun. Besuch des Ostfels aus England: va bene. Muß empfangen werden, wie sich's gebührt. Stelle anheim, ob dazu solche Anhäufung von Kriegsschiffen unerläßlich, ob nöthig, die Leibcompagnie aus Potsdam nach Hohenau kommen zu lassen (wo schon Husaren an der Schleiße verregnen) und Tage lang, nur weil die neuen Grenadiermützen dekorativ wirken, der ohnehin für heutige Ausbildungsbedürfnisse zu kurzen Dienstzeit zu entziehen. Schloßkrüppel und bezopfte Leibgendarmarie unterm Kommando der alten Scholle hätten's am Ende auch gethan. Doch Bestimmung des Kriegsherrn; also nicht dran zu tippen. Als ich aber die Berichte las (woraus später vielleicht noch Einiges), fiel mir der gerissene Ki-Hung Tschang ein, der immer nur fragte: Was kostets? Und: Wer bez'hts? (Einerlei, ob sich's um die Rheinbrücke oder die

Gruft des alten Krupp handelte.) Ja: was kostets und wer bezahlt? In den Zeitungen dunkel wie eine volle Tintenflasche. Da sind, zum Beispiel, zwei Luxusdampfer aus dem Geschwader des (von seinen Schmeichlern heimlich Hofozcanjude genannten) Herrn Ballin. Die liegen in der besten Reisezeit zehn, zwölf Tage in Kiel fest, herbergen, speisen und tränken höchst üppig Minister, Generale, Regattagäste und Journalisten. Muß einen Niesenhaufen Geld kosten. Zahlt's die Schatulle, dann mache ich ehrerbietig die Sprechklappe zu. In der Presse wird aber stets von „der Regierung“ geredet, der die Hamburg-Amerika-Linie die Dampfer „zur Verfügung gestellt“ habe. Nun hat „die Regierung“ (im Reich giebt's bekanntlich gar keine und Bismarck konnte das Wort deshalb nicht hören) mit dem von feu Krupp subventionirten Kaiserlichen Nachtklub und dessen Festen erstens nicht das Allergeringste zu thun, darf weder Zeit noch Geld dafür haben. Und zweitens schmeckt die „Verfügung“ recht fatal nach Massacrei; die doch wohl hierbei wenigstens ausgeschlossen ist. Unsere Excellenzen können sich nicht eine Woche auf Kosten ballinischer Aktionäre amüsiren; auch die fremden Gäste würden dafür danken. Sind die Kähne aber gemiethet (was, wenn nicht unstatthafter Vorzugspreis, verdammt theuer wäre), dann weiß ich wieder nicht, warum Lord Ballin an Bord den Hausherrn und hon prince spielt und der Tafel präsidirt. Und so weiter. Stehst Du mit Eugen gut? Der sollte sich der Sache annehmen. Meinetwegen auch Genosse Bebel. Den die Schwarzweiße aber nicht riechen kann.

Aus dem „Meer von Druckerchwärze“, das jetzt nicht mehr so unbeliebt ist wie anno 90, habe ich noch zwei Perlen gefischt. „Auf dem Oberdeck der ‚Hohenzollern‘, das in einen feenhaften Wintergarten verwandelt wurde, ist ein Springbrunnen angelegt worden. Wundervoll ist namentlich auch der Rauchsalon decorirt. Er stellt eine Grotte dar, die blaue Glühlichter magisch beleuchten; ein Wasserfall ergießt darin seine Kaskaden und speist einen farbig beleuchteten Springbrunnen.“ Ist's nun einer oder find's zwei? Dein Unseliger wird vielleicht in die Grube fahren, ohne Gewißheit zu haben. Zweifelt aber nicht an der Wichtigkeit der Behauptung, daß Aehnliches noch nirgends gesehen ward. Auch auf unseren großen Kriegsschiffen ist's hoch hergegangen. „Vorberbäume in Kübeln, prächtige Blumendekoration, zwischen Geschützen laufschige Nischen eingebettet, mächtige Buffetts errichtet; als Andenken erhielten die Damen kleine, mit Blumensträußen verzierte Nachbildungen von Rettungsgürteln.“ Also geschehen auf S. M. S. „Mars“; noch vor Eduards Ankunft: „Vorbefest für die Regattagäste.“ Nicht das einzige. Centrum censeo: Was kostets und wer bezahlt? Sehr militärisch finde ich die ganze Sache nicht;

auch nicht, daß täglich geböllert und mit abertausend Glühlampen illuminirt wurde. Aber ich vergesse darüber die zweite Perle. „Der hier eingetroffene Chef des Preßbureaus ist unermüdllich bestrebt, den Berichterstatlern ihre Aufgabe zu erleichtern. Die Presse wird in diesen Festtagen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Der Reichskanzler hat selbst Verfügungen nach dieser Richtung getroffen.“ Weltgeschichte, liebes Herzchen. Deren geheimnißvolles Weben ich noch andächtiger genießen würde, wenn ich sicher wäre, ob die Preßleute Gäste des Monarchen, der mythischen „Regirung“ oder der Ballinie waren. Ein Trost, daß man zwischen den Zeilen liest, wie gut ihnen Essen und Trinken geschmeckt hat. Keine Silbe, die auch nur an Kritik grenzt. Alles herrlich, feenhaft, überwältigend. „Das kommt vom Sekt, der macht so heiter . . .“ Denkst noch daran? Schlagst einem alten Mann das Opernglas aus der Hand und meinstest, er habe die knapp bekleidete Donna nun lange genug bedrängt. Doch Spaß bei Seite: so leben wir. In Kiel werden ein paar Becher ausgegelt: und die ganze berliner Reichs- und Staatsmaschine steht still. Vom Militärkabinet bis runter ins Preßbureau rennt Alles, was Weine hat, hin; Kanzler, Minister, Staatssekretäre voran. Wegen His Majesty? Eduard hat ja sofort gesagt, er sei selbst nur als Sportgast gekommen.

Vor fürchterlichen Aktionen braucht die treue Seele nicht zu zittern. Die Zauberer der Wilhelmstraße thaten zwar etliche Wochen, als arbeiteten sie sich das Fleisch von den geschmeidigen Knochen; scheint aber nichts herausgekommen als ein Pappenspielchen: gleiches Recht für Franzosen und Deutsche in Egypten. Seriös ist anders. Mich hätte auch ein richtiger Vertrag mit allen Chicanen nicht aus der Kruste gebracht. Wie viele geheime und geheimste Verträge haben wir schon mit England! Diesmal wurde jedenfalls nicht für, sondern gegen einen Vertrag demonstriert; den franko-britischen. Ekligernste Sache, wenn auch nicht für heute und morgen; neben dem Japanerkrieg seit 70 wohl das Wichtigste (und vielleicht noch wichtiger als dieser Krieg, der, wenn Nikolai Farbe hält, noch immer anders kommen kann). Das hatte verschmupft. Jetzt wieder glorious summer. Doch König Edward ist nicht von gestern; wahr! vorsichtig den Abstand. „Das Interesse für den Segelsport zog mich hierher.“ Friedensversicherungen die schwere Menge; aber kein Bedürfnis, Flottenmanöver zu sehen, die in Paris verstimmen könnten. Was ja nicht hindert, daß „die mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte Presse“ der Gutgesinnten Parademarsch schlägt. Homburg hat uns mit den Franzosen versöhnt, Kiel das alte Gefühl der Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England erneut. Bis der König von Spanien eintrifft, langts.

Dann con brio von vorn. Wie oft wir solche Verbrüderungen mit allem Brimborium und ohne irgend einen dauerhaften Nutzen in den letzten Jahren erlebt haben: daran denken nur die Ausrangirten unseres Schlages.

Und auf uns kommts nicht an. Der Patriotin paßt das Ewig-Ausländische nicht; gleich zwei Mr. und eine Mrs. Vanderbilt, Goelet, Thee-Lipton, Schweine-Armour & Co. Auch nicht gerade entzückt davon; sehr contre coeur, als die exklusiv angelsächsische Liste der Nachtgäste kam, die mit S. M. das erste Kennen machten. Hast ja selbst aber den Grund gefunden. Unser-eins kann nicht mit. Ein Kahn, der da nicht ausgelacht werden soll, geht dick in die Hunderttausende. Und amusant sind die Leute; haben mehr gesehen als die Meisten von uns, jammern nicht über Nothstände, Monarchismus unseres Stils hat noch den holden Reiz der Neuheit für sie und in der Atmosphäre der Milliarden lebt sichs ganz behaglich. Daß wir dadurch nochtiefer ins Hintertreffen gerathen, versteht sich am Rande. Wirthschaft, Horatio. Seit Jahren gepredigt. Ohne Moneten gehen die ältesten Privilegien in die Kartoffelkräuter. Glanz wird nun mal verlangt; in Preußen kam man freilich mit dem Waffenrock aus. Und wir, mit anderthalb silbernen Tellern, dünnen Armbändchen, Siliputbrillanten, die keine bessere Figurantin mehr nimmt, und Peluchesofas, können keinen Glanz prästiren. Also nouvelles couches, die selig sind, den alten Hofuspokus in drei Tagen lernen und über sechs Weltmeere klettern, weil sie auf dem Erdball nirgends so behandelt werden wie an dem lange als reaktionär verschrienen Hof der Hohenzollern. Thu Geld in Deinen Beutel oder laß alle Hoffnung fahren. Ist mal so. Auch Mirbach (den ich einfach famos finde) ginge mit dem Klingelbeutel lieber auf die Majoratsitze als zu den Kindern Israels; wenn nur was zu holen wäre. Uebrigens nicht vereinzelt. Eine Etage höher auch schon in Mode. Hoheiten quittiren mit Einladungen über Wohlthätigkeitssacks. Nicht beneidenswerth. Und das Kapitel von den Titeln und Orden will ich, nourri dans le serail, nicht erst aufschlagen; schon Dein Schiller: wie man Präsident wird. Nur darum nicht gleich Weltuntergänge prophezeien. Migrainen hat man; und selbst in lichten Momenten die Ueberzeugung, auf die Art sei Politik noch nie gemacht worden. Und dann? Wie Du siehst, gehts ja, Herzliebchen mein unterm Regendach.

Hast zwei Kinder, gesund und gutartig. Eine große Sache, Pallas Athene! Millionemal wichtiger als der ganze Eintagskram, der als Politik oder gar Weltgeschichte stolziert. Mutter sein, Kleine! Kommst allmählich in die Jahre. Auch Adolf ist anständiger Lebensinhalt. Und ich? Zwar der beste Bruder auch nicht, aber mit Schrumpelhaut und Haarresten ewig Dein

Morig.

Der russisch-japanische Krieg.*)

Wieder Krieg. Wieder unnütze, grundlose Leiden, wieder Lüge, wieder eine allgemeine Betäubung, Verthierung der Menschen. Menschen, die Zehntausende von Meilen von einander entfernt wohnen, Hunderttausende solcher Menschen, die Einen Buddhisten, deren Lehre nicht nur das Töten von Menschen, sondern auch von Thieren verbietet, die Anderen Christen, die die Lehre der Brüderlichkeit und der Liebe bekennen, suchen einander zu Land und zu Wasser, wollen einander, wilden Thieren gleich, verwunden, auf die grausamste Weise töten, zu Tode quälen.

Was ist Das? Geschieht es im Traum oder im Wachen? Etwas, das nicht sein darf, nicht sein kann, geschieht; man möchte glauben, es sei ein Traum, — und möchte erwachen. Doch nein: es ist kein Traum; es ist entsetzliche Wirklichkeit.

Man könnte noch begreifen, daß ein Japaner, der von seinem heimischen Boden losgerissen ist, arm, ungelehrt, betrogen, dem man beigebracht hat, daß der Buddhismus nicht in dem Mitleid mit allem Lebenden besteht, sondern in Opfern, die Idolen gebracht werden, oder ein armsüßiger Bauernknecht aus der Gegend von Tula, der nicht lesen noch schreiben kann und dem man beigebracht hat, daß das Christenthum in der Verehrung Christi und der Mutter Gottes, der Heiligen und der Heiligen Bilder besteht, — man könnte begreifen, daß solche unglückliche Menschen, die durch Jahrhunderte alte Gewalt und Betrug dazu gebracht sind, das furchtbarste Verbrechen, das es auf der Welt giebt — den Mord von Brüdern — für eine herrliche That zu halten, so schreckliche Dinge vollbringen können, ohne sich schuldig zu fühlen. Wie aber können die sogenannten Gebildeten den Krieg predigen, ihn fördern, mitkämpfen oder, noch schlimmer, ohne selbst sich den Gefahren des Krieges auszusetzen, zu ihm anstacheln, ihre unglücklichen, betrogenen Brüder auf das Schlachtfeld schicken? Ist es denn möglich, daß diese sogenannten Gebildeten, ganz abgesehen von der christlichen Lehre, wenn sie sich zu ihr bekennen, Alles vergessen, was über die Grausamkeit, Entbehrlichkeit, Sinnlosigkeit des Krieges geschrieben worden ist und geschrieben wird, gesprochen worden ist und gesprochen wird? Sie nennen sich ja darum eben Gebildete, weil sie all Das wissen. Die Meisten von ihnen haben selbst über diese Dinge geschrieben und gesprochen. Auch ohne die Haager Konferenz, die überall gepriesen wurde, ohne all die Bücher, Flugschriften, Zeitungsartikel und Reden, die lehren, daß Völkerzwist durch Schiedsgerichte geschlichtet werden kann, müssen die Gebildeten doch wissen, daß die allgemeine Rüstung der Staaten, in der einer den anderen überbietet, unvermeidlich zu endlosen Kriegen oder zu allgemeinem Bankerott oder gar zu Beidem führen muß; sie müssen wissen, daß Kriege, neben dem unvernünftigen, zwecklosen Verlust von Milliarden, also von Unsummen menschlicher Arbeit zur Vorbereitung der Kriege, auch den Tod von Millionen der tüchtigsten, kräftigsten Menschen in der für die produktive Arbeit besten Zeit ihres Lebens herbeiführen. Die Kriege des vorigen Jahrhunderts haben vierzehn Millionen

*) Ein Fragment aus Tolstois neuester Schrift, der er das Mahnwort „Besinnet Euch!“ als Haupttitel gab und die noch im Juli bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen wird. Sie lehrt wieder, was dem großen Dichter zu sagen erlaubt ist.

Menschen gelöstet. Müssen gebildete Menschen nicht wissen, daß alle Kriege Ursachen haben, für die es nicht lohnt, auch nur ein Menschenleben zu opfern, auch nicht ein Hundertstel der Mittel, die der Krieg verschlingt? Für die Befreiung der Neger sind zehnmal mehr Opfer gebracht worden, als der Loskauf aller Neger des Südens gelöstet hätte. Eins weiß doch Jeder, muß Jeder wissen: daß die Kriege, die in den Menschen die niedrigsten bestialischen Leidenschaften wecken, die Menschen sittlich verderben und zum Thier erniedern. Jeder kennt die Schwäche der Beweise, die man zur Vertheidigung des Krieges anführt, etwa solcher, wie sie De Maistre, Moltke und Andere angeführt haben; sie beruhen sämmtlich auf dem Sophisma, daß man jedem menschlichen Leiden eine gute Seite abgewinnen kann, oder auf der völlig willkürlichen Behauptung, daß es immer Kriege gegeben hat, immer Kriege geben wird. Als ob schlechte Handlungen der Menschen durch die Vortheile, die sie bringen, oder durch die Länge ihrer Lebensdauer gerechtfertigt würden! Das Alles wissen unsere Gebildeten. Plötzlich aber beginnt ein Krieg: und flugs ist Alles vergessen. Die selben Menschen, die gestern die Grausamkeit, Zwecklosigkeit, Sinnlosigkeit der Kriege klar erkannten, denken, sprechen und schreiben jetzt nur über die Frage, wie man möglichst viele Menschen töten, möglichst viele Erzeugnisse menschlicher Arbeit zerstören und vernichten, die Flamme des Hasses zu hellster Gluth schüren könne. Friedliche, harmlose, arbeitsame Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit die „Gebildeten“ nähren, kleiden, unterhalten, werden nun von ihnen gezwungen, schreckliche, dem Gewissen, dem Glauben und Seelenheil widerstrebende Thaten zu thun.

Etwas Unbegreifliches geschieht. Etwas, das in seiner Grausamkeit, Verlogenheit und Thorheit unmöglich erscheint. Der Zar von Rußland, der selbe Mann, der alle Völker zum Frieden aufrief, verkündet der Welt: nachdem er vergeblich alle Anstrengungen gemacht habe, um den Frieden zu erhalten, der seinem Herzen theuer sei (Anstrengungen, die darin bestanden, daß fremde Länder geraubt und zum Schutz dieser geraubten Länder Armeen gebildet wurden), befehle er, mit den Japanern, weil sie uns überfallen haben, so zu verfahren, wie die Japaner zuerst mit den Russen verfahren. Das heißt: sie zu töten. Und bei diesem Ausruf zum Mord gedenkt er Gottes und fleht den Segen des Himmels auf das entsetzlichste Verbrechen herab, das es giebt. Und das Selbe verkündet der Kaiser von Japan wider die Russen. Gelehrte Juristen, die Herren Murawiew und Martens, suchen scharfsinnig zu beweisen, daß zwischen dem Ruf zum Weltfrieden und dem Beginn eines Krieges, der fremde Länder erobern soll, ein Widerspruch nicht zu finden ist. Und die Diplomaten drucken und versenden in der Kulturprache Frankreichs Rundschreiben, in denen haarscharf nachgewiesen wird, daß die russische Regierung, nachdem sie alle Versuche gemacht hat, die friedlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten (in Wirklichkeit waren es Versuche, die anderen Staaten zu betrügen), sich genöthigt sieht, das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung des Problems zu wählen: den Menschenmord. Das Selbe schreiben, drucken, versenden die japanischen Diplomaten. Gelehrte, Historiker, Philosophen, vergleichen die Gegenwart der Vergangenheit, ziehen aus der Parallele die tiefstinnigsten Schlüsse und sprechen lang und breit von den Gesetzen der Völkerentwicklung, von dem Verhältniß der gelben zur weißen Rasse, des Buddhismus zum Christenthum, und rechtfertigen mit solchen Schlüssen und

Betrachtungen den Totschlag, den die Christen an den Menschen gelber Rasse verüben. Und auf die selbe Weise rechtfertigen die Gelehrten und Philosophen Japans die Ermordung der Menschen weißer Rasse. Die Zeitungsschreiber verbergen ihre Freude nicht; sie suchen einander zu übertrumpfen und schreien vor der frechsten, greifbarsten Lüge nicht zurück. Sie finden auf hundert Wegen den Beweis, daß gerecht, mächtig und gut in jedem Sinn nur die Russen sind, ungerrecht, schwach und schlecht in jedem Sinn alle Japaner; und eben so schlecht alle Menschen, die den Russen feindlich gesinnt sein könnten oder sind: die Engländer, die Amerikaner. Das Selbe sagen wiederum die Japaner von den Russen und deren Freunden.

Ich spreche nicht von den Soldaten, die ihr Beruf zum Mord vorbereitet. Aber Schaaren angeblich Gebildeter, die Niemand und nichts dazu zwingt oder spornet, Professoren, Studenten, Adelige, Kaufleute, geben dem Gefühl glühendsten Hasses und höhnischer Verachtung gegen die Japaner, Engländer, Amerikaner Ausbruch, denen sie gestern noch wohlwollend oder doch ruhig gegenüberstanden, und huldigen, ohne jede Nothigung, mit niedrigstem Sklavensinn dem Zaren, der den Meisten von ihnen sonst gleichgiltig war und den sie jetzt ihrer grenzenlosen Liebe und ihrer Vereithwilligkeit versichern, ihm das Leben zu opfern. Und der unglückliche, irreführte junge Mann, der als Leiter eines Volkes von hundert- und dreißig Millionen Menschen anerkannt, in jeder Stunde aber betrogen und gezwungen wird, sich selbst zu widersprechen, dieser Arme glaubt ihnen, dankt ihnen und segnet das Heer, das er sein Heer nennt, ehe es auszieht, um zu töden und Länder zu schänden, die er mit noch geringerm Recht als sein bezeichnet. Sie Alle bringen einander scheußliche Heiligenbilder dar, an die unter den gebildeten Menschen nicht Einer glaubt, die sogar schon von den ungebildeten Bauern abgeschafft werden, — und Alle hücken sich tief vor diesen Heiligenbildern, küssen sie und sprechen hochtrabende Fliegenworte, bei denen kein Mensch sich mehr Etwas denkt.

Die Reichen opfern geringfügige Bruchtheile ihres ungerecht erworbenen Gutes für das Heer der Totschläger oder für die Organisation, die diesem Heer Hilfe bringen soll. Und das arme Volk, dem die Regierung jährlich zwei Milliarden auspreßt, wähnt, eben so thun zu müssen, und bringt der Regierung seine Grosche dar. Die Herrschenden rufen den müßigen Janhagel herbei und die betrogenen Mähiggänger ziehen mit dem Bildniß des Zaren durch die Straßen, singen, schreien, würgen und begehen unter dem Deckmantel des Patriotismus Ausschweifigkeiten jeder Art. Und über das ganze, weite Rußland, vom Schloß bis hinunter zu dem winzigsten Dörfchen, rufen die Hirten der Kirche, die sich selbst eine christliche nennt, den Gott an, der gelehrt hat: Liebet Eure Feinde, bitten den Gott, der die Liebe ist, flehentlich um seine Hilfe zum Werk des Satans, zum Menschenmord!

Und dieses Kanonensfutter, dem durch Gebete, Predigten, Aufrufe, Bilder, Zeitungen die Sinne unnebelt sind, diese Hunderttauserde gleich gekleideter, mit den mannichfachsten Mordinstrumenten ausgerüsteter Menschen verlassen nun ihre Eltern, Weiber, Kinder mit Bangigkeit im Herzen, aber mit gebühstem Muth und ziehen dahin, wo sie selbst ihr Leben aufs Spiel setzen und die schrecklichste That begehen, Menschen töden sollen, die sie nicht kennen und die ihnen nichts gethan haben. Und hinter ihnen her ziehen Aerzte und fromme Schwestern, die

— man begreift nicht, warum — meinen, sie könnten daheim den schlichten, friedlichen, leidenden Menschen nicht dienen, sondern nur Denen, die sich mit dem Totschlag des Nächsten beschäftigen. Und Die daheim zurückgeblieben sind, freuen sich über die Berichte vom Morbschauplatz; und wenn sie hören, daß viele Japaner getödtet sind, so danken sie dafür einem Wesen, das sie Gott nennen.

Und all Das wird als eine Offenbarung erhabener Gefühle angesehen! Noch mehr: wer sich nicht von solchen Gefühlen erfüllt zeigt, sich vielmehr bemüht, die Menschen zur Besinnung zu rufen, wird ein Verräther genannt und läuft Gefahr, von der Menge beschimpft und geschlagen zu werden, — von der verthierten Masse, die zur Vertheidigung ihrer Sinnlosigkeit und Grausamkeit kein anderes Werkzeug besitzt als die rohe Gewalt.

Es ist, als hätte es nie einen Voltaire, Montaigne, Pascal, Swift, Kant, Spinoza, nie die hundert anderen Schriftsteller gegeben, die mit außerordentlicher Kraft die Sinnlosigkeit, die Nutzlosigkeit des Krieges, seine Grausamkeit, seine Unsittlichkeit, seine Wildheit geschildert haben. Als hätte, vor all diesen Großen, Christus uns nie gelebt, nie die Brüderlichkeit der Menschen, die Liebe zu Gott und den Menschen gelehrt.

Wer nachdenklich um sich sieht und betrachtet, was jetzt geschieht, wird von einem Entsetzen gepackt; nicht vor den Schrecken des Krieges, sondern vor Dem, was Schrecklich als alle Schrecken ist: vor dem Bewußtsein der Machtlosigkeit menschlicher Vernunft. Was den Menschen einzig und allein vom Thier unterscheidet, was ihm die Würde verleiht, seine Vernunft, erweist sich als eine überflüssige und unnützliche, nein: geradezu schädliche Zugabe, die jede Thätigkeit erschwert, wie die Bügel eines Pferdes, die von seinem Kopf herabgeglitten sind und sich um seine Füße geschlungen haben und das Thier nur erregen.

Man versteht, daß der heidnische Grieche und Römer, ja, der Christ des Mittelalters, der das Evangelium nicht kannte und blind an alle Vorschriften der Kirche glaubte, Krieg führen konnte und auf seinen Kriegsberuf stolz war. Wie aber kann der gläubige Christ, wie auch nur der ungläubige, der doch von den christlichen Idealen der Brüderlichkeit und Liebe aus den Werken der Philosophen, Moralisten, Künstler vernommen hat, wie kann ein solcher Mensch ein Gewehr tragen oder an die Kanone herantreten und auf eine Schaar seiner Mitmenschen zielen, um möglichst viele von ihnen zu töten?

Die Assyrer, die Griechen, die Römer konnten, wenn sie in den Krieg zogen, überzeugt sein, daß sie nicht nur in Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen handelten, sondern sogar ein gutes Werk thaten. Anders aber sieht es um uns Christen, ob wir es sein wollen oder nicht. Unser Christenthum mag noch so verstümmelt sein: der Christengeist hat uns doch auf die höhere Stufe der Vernunft gehoben, auf der wir mit unserem ganzen Sein nicht nur die Sinnlosigkeit, die Grausamkeit des Krieges empfinden, sondern den vollkommenen Widerspruch gegen Alles, was uns als Gut und Sittlich bindet. Und darum können wir nicht das Selbe thun wie Assyrer, Griechen und Römer, wenigstens nicht mit der selben Zuversicht, Bestimmtheit und Ruhe; wir haben vielmehr das Bewußtsein unserer verbrecherischen That und das Gefühl des verzweifelnden Mörders, der sein Opfer zu peinigen beginnt und, weil er im tiefsten Ergern das Verbrecherische

seiner That fühlt, sich zu betäuben, zu erregen versucht, damit er im Stande sei, das entsehlliche Werk zu vollenden.

All diese unnatürliche, fieberhafte, vernunftlos hitzige Erregung, die jetzt die müßigen oberen Schichten der russischen Gesellschaft erfaßt hat, ist nur ein Symptom des Verbrecherbewußtseins. All diese strechen, verlogenen Reden von der völligen Hingebung an den Monarchen, von der Verehrung des Fürsten, von der Bereitwilligkeit, das Leben für ihn zu opfern (man möchte sagen: das fremde, nicht das eigene Leben), all diese Verheißungen, diese sinnlosen Segensprüche vor den abscheulichen Heiligenbildern, all diese Gebete, diese Schaar Warmherziger Schwestern, diese Opfer für die Flotte und das Nothe Kreuz, die der Regierung dargebracht werden, all das sflavische, hochtrabende, inhaltlose, lästerliche Gerede, von dem die Zeitungen aus allen Städten, wie über eine wichtige Neuigkeit, berichten, all diese Umzüge, Volkshymnen, Hurrarufe, diese graufigen Zeitungslügen, die Keiner entlarvt, weil Alle mitlügen, die Betäubung und Verthierung, die wir schauernd in der russischen Gesellschaft erblicken und die allmählich sich dem Massen mittheilt: Jedes und Alles ist nur ein Zeichen dafür, daß der verbrecherische Charakter des begonnenen entsehllichen Werkes mehr und mehr ins Bewußtsein tritt. Das unmittelbare Gefühl sagt den Menschen: was sie thun, dürfe nicht geschehen. Doch wie der Mörder, der sein Opfer zu schlachten begonnen hat, nicht einhalten kann, so erscheint auch den Russen heute als ein unwiderleglicher Beweis für die Nothwendigkeit des Krieges die Thatfache, daß er begonnen hat. Weil er begann, muß er zu Ende geführt werden. So stellt sich die Sache den einfachsten, verirrten, ungelehrten Menschen dar, die von kleinen Leidenschaften betäubt sind und blind handeln; und eben so urtheilen die Gelehrtesten unserer Zeit. Sie beweisen, daß der Mensch keinen freien Willen hat und daß er deshalb, wenn er auch begreift, daß ein begonnenes Werk schlecht ist, es nicht aufgeben kann. Und die vom Wahn behörten, verthierten Menschen setzen ihr Schreckenswerk fort.

Fragt doch einmal den gemeinen Soldaten, den Befreiten, den Unteroffizier, der die alten Eltern, die Frau, die Kinder verlassen hat, warum er sich rüstet, um Menschen zu erschlagen, die er nicht kennt. Er wird zunächst über Eure Frage staunen. Er hat ja geschworen und muß dem Befehl der Vorgesetzten gehorchen. Wenn Ihr ihm aber jaget, der Krieg, der Totschlag von Menschen lasse sich nicht vereinigen mit dem Gebot: Du sollst nicht töden, so wird er antworten: „Da man uns aber überfallen hat? Für den Haren! Für unseren rechten Glauben!“ Einer hat mir einmal auf meine Frage geantwortet: „Wenn man aber unser Heiligthum überfällt?“ Welches Heiligthum? „Die Fahne.“ Wenn Ihr Euch nun bemüht, diesem Soldaten zu erklären, daß das Gebot Gottes wichtiger ist — nicht nur als das Feldzeichen, die Fahne, sondern — als Alles in der Welt, so wird er verstummen oder ärgerlich werden und dem Vorgesetzten hinterbringen, was Ihr gesagt habt.

Fragt den General, warum er in den Krieg zieht. Er wird antworten, er sei ein Krieger und der Krieger zur Vertheidigung des Vaterlandes nöthig. Daß der Totschlag sich nicht mit dem Christengebot vereinigen läßt: Das stört ihn nicht; denn entweder glaubt er nicht an das Gesetz Christi, oder wenn er dran

glaubt, dann ist es gar nicht das Gesetz selbst, sondern die Auslegung, die man ihm gegeben hat. Die Hauptsache aber ist, daß der General, wie der gemeine Soldat, an die Stelle der persönlichen Frage, was er thun solle, immer die allgemeine Frage des Staates, des Vaterlandes, gesetzt hat. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, muß man handeln und nicht überlegen, wird er Euch sagen.

Fragt die Diplomaten, warum sie durch ihre Lügen die Kriege vorbereiten. Sie werden antworten, das Ziel ihrer Thätigkeit sei die Erhaltung des Friedens; dieses Ziel werde nicht durch idealistische, nie zu verwirklichende Theorien erreicht, sondern durch Diplomatie und durch die Bereitschaft zum Krieg. Auch sie erregen die persönliche durch die allgemeine Frage und sprechen von den Interessen Rußlands, von der Unzuverlässigkeit der anderen Staaten, vom europäischen Gleichgewicht; doch ja kein Wort über ihr eigenes Leben und Treiben.

Fragt die Journalisten, warum sie mit ihren Schreibereien die Menschen zum Kriege aufreizen. Sie werden Euch sagen, die Kriege seien im Allgemeinen nöthig und nützlich und der jetzige Krieg sei es ganz besonders. Diese Meinung werden sie dann auf unklare patriotische Phrasen stützen. Wie die Soldaten und Diplomaten, wird auch der Journalist auf die Frage, warum er, eine ganz bestimmte Persönlichkeit, ein lebendiger Mensch, handle, wie er handelt, mit einer Heberei antworten, die von den allgemeinen Interessen der Nation, vom Staat, von der Civilisation, von der weißen Rasse spricht.

Eben so erklären Alle, die an der Vorbereitung der Kriege mitarbeiten, ihren Antheil am Werk des Krieges. Alle stimmen freilich darin überein, daß es wünschenswerth wäre, den Krieg aus der Welt zu schaffen. Das ist jetzt aber nicht möglich. Jetzt sind sie, als Russen und Menschen, die ganz bestimmte Stellungen — eines Adelsmarschalls, eines Arztes, eines Mitgliedes der Gesellschaft vom Rothen Kreuz — einnehmen, berufen, zu handeln, und nicht, zu überlegen. Jetzt ist nicht Zeit, zu überlegen und an sich zu denken, sagen sie, denn jetzt handelt sich um ein großes Werk im Dienst der Allgemeinheit. Und genau das Selbe sagt der Zar, der an dem ganzen Werk schuld zu sein scheint. Auch er staunt, wie der gemeine Soldat, über die Frage, ob der Krieg jetzt nöthig sei. Er wehrt mit aller Gewalt den Gedanken ab, es könne möglich sein, dem Krieg jetzt ein Ende zu machen. Er sagt, er müsse ausführen, was die ganze Nation von ihm fordert, müsse, obwohl er den Krieg als ein großes Uebel betrachtet, zu dessen Bekämpfung er stets alle Mittel angewandt hat und auch in Zukunft anzuwenden bereit ist, in dem gegebenen Fall, nachdem er ihn einmal erklärt hat, ihn auch fortführen. Das sei nothwendig für das Glück und die Größe Rußlands.

Alle diese Menschen, diese Bekenner des christlichen Friedensgesetzes, antworten auf die Frage, warum Jeder von ihnen, der Zwan, der Peter, der Nikolaus, sich das Recht nimmt, am Krieg, also an Gewalt, Raub und Todschlag mitzuwirken, — Alle antworten einmüthig mit der Berufung auf das Vaterland, den Glauben, den geleisteten Eid. Alle reden von Ehre, von Civilisation, vom künftigen Glück der ganzen Menschheit. Und Alle sind obendrein mit den Vorbereitungen zum Krieg, mit Verordnungen oder Betrachtungen der Kriegslage von früh bis spät so beschäftigt, daß sie in der freien Zeit nur von ihrer Arbeit ausruhen können und keine Zeit haben, ihrem Leben nachzudenken. Solches Nachdenken würden sie auch für Müßiggang halten.

Die Menschen unserer christlichen Welt und unserer Zeit gleichen dem Manne, der den richtigen Weg verfehlt hat und, je weiter er fährt, um so klarer darüber wird, daß er nicht dahin fährt, wohin er wollte. Und je mehr er an der Richtigkeit des Weges zweifelt, desto schneller und verzweifelter jagt er vorwärts und tröstet sich mit dem Gedanken, daß er doch irgend ein Ziel erreichen wird. Aber die Zeit kommt, wo ihm ganz klar wird, daß der Weg, den er eingeschlagen hat, nur an einen Abgrund führt, den er schon vor seinen Augen sieht. In solcher Lage ist jetzt die christliche Menschheit unserer Zeit. Wenn wir fortfahren, so zu leben, wie wir jetzt leben, wenn wir, im Leben der Individuen wie in dem der Staaten, uns nur durch das Trachten nach Glück für uns und unseren Staat leiten lassen, wenn wir, wie jetzt, dieses Glück zu befestigen glauben durch Gewalt, so werden wir — Das ist sicher — die Mittel der Gewalt, Mensch gegen Mensch und Staat gegen Staat, vergrößern und erstens uns mehr und mehr dadurch ruiniren, daß wir den größten Theil unserer Produktion auf die Rüstung zum Krieg verwenden, und zweitens mehr und mehr entarten, sittlich verfallen und verderben, weil wir in den Kriegen die physisch besten und tüchtigsten Menschen töden lassen.

Daß es so kommen muß, wenn wir unser Leben nicht ändern, ist so wahr, wie es mathematisch wahr ist, daß zwei nicht parallele Linien einander treffen müssen. Aber nicht nur theoretisch ist es wahr: in unserer Zeit erscheint es schon nicht dem Verstand allein, sondern auch dem Gefühl wahr. Der Abgrund, auf den wir zusteuern, ist unseren Augen schon sichtbar. Alle Reden und Schriften gegen den Militarismus können sein Ende eben so wenig herbeiführen wie die berebtesten Ermahnungen, die wir an Hunde richten würden, um sie, die in einander verbißen sind, zu überzeugen, daß es vortheilhafter für sie ist, das Stück Fleisch zu theilen, um das sie sich reihen, als einander wegzubeißen und das Stück Fleisch zu verlieren, das in der nächsten Minute vielleicht ein anderer Hund fortzieppt, der zufällig des Weges kommt. Wir sind einem Abgrund zugeeilt und können nicht Halt machen; wir stürzen hinein.

Jeden vernünftigen Menschen, der über die Lage nachdenkt, in der sich die Menschheit jetzt befindet, der darüber nachdenkt, welchem Ziel er entgegengeht, muß klar werden, daß es einen Ausweg nicht giebt und daß sich keine Ordnung der Dinge, keine Institution denken läßt, die uns von dem Verderben, dem wir unaufhaltsam entgegensteuern, retten könnte. Nicht nur die beständig wachsenden wirtschaftlichen Gefahren: auch die Beziehungen der wetteifernd gegen einander rüstenden Staaten weisen deutlich auf den unvermeidlichen Untergang hin, dem die ganze sogenannte civilisirte Menschheit entgegensteht.

Vor zweitausend Jahren hat Johannes, der Täufer, und nach ihm Christus den Menschen gesagt: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist zu Euch gekommen. Thut Buße und glaubt an das Evangelium (Markus 1,15). Und wenn Ihr nicht Buße thut, werdet Ihr Alle umkommen (Lukas 13,5). Aber die Menschen hörten nicht und das Verderben, das sie herabgelockt haben, ist ganz nah. Wir müssen sehen, wir Menschen unserer Zeit. Wir verderben schon; und darum können wir die Kunde von diesem der Zeit nach alten, für uns aber neuen Mittel der Erlösung nicht an unserem Ohr vorübergehen lassen. Wir

müssen erkennen, daß außer all den anderen Nöthen, die unser schlechtes, unvernünftiges Leben uns schafft, schon die Kriegerrüstungen allein und die durch diese Rüstungen unvermeidlich gewordenen Kriege uns zu Grunde richten müssen. Wir müssen erkennen, daß alle von den Menschen erfundenen, scheinbar praktischen Mittel der Erlibung von diesem Uebel sich kraftlos erweisen und kraftlos erweisen müssen und daß die Noth der Völker, die sich gegen einander waffnen, nicht steigend weiter so fortschreiten kann. Und darum gelten die Worte Christi mehr als je und mehr als irgend Einem uns in unserer Zeit.

Christus hat gesagt: Thut Buße! Das heißt: jeder Mensch stehe still in seiner Thätigkeit und frage sich: Wer bist Du, woher kommst Du, was ist Deine Bestimmung? Und hast Du auf diese Frage geantwortet, dann mache Dir klar nach dieser Antwort, ob Das, was Du thust, Deiner Bestimmung entspricht. Und jeder Mensch unserer Welt und unserer Zeit, jeder also, der das Wesen der christlichen Lehre kennt, braucht nur einen Augenblick still zu stehen in seiner Thätigkeit und zu vergessen, wofür ihn die Menschen halten — für einen Kaiser, für einen gemeinen Soldaten, für einen Minister, für einen Journalisten —, und sich ernsthaft zu fragen, wer er ist und was seine Bestimmung ist, um an der Nützlichkeit, der Berechtigung, der Vernünftigkeit seiner Thätigkeit zu zweifeln. Ehe ich Kaiser, Soldat, Minister, Journalist bin, bin ich, so muß sich jeder Mensch unserer Zeit und der christlichen Welt antworten, ein Mensch, ein beschränktes Wesen, durch einen höheren Willen in diese Welt gesandt, die nach Zeit und Raum unendlich ist, um, nachdem ich einen Augenblick hier gewilt, zu sterben, also aus ihr zu verschwinden. Darum sind auch all die persönlichen und staatlichen, ja, sogar die allgemein menschlichen Ziele, die ich mir setzen kann und die mir die Menschen setzen, wegen der Kürze meines Lebens und der Unendlichkeit alles Lebens nichtig; sie müssen sich einem höheren Ziel unterordnen, das zu erreichen, ich in die Welt gesandt bin. Dieses Ziel in der Unendlichkeit ist mir, in Folge meiner Beschränktheit, unerreichbar, aber es ist das Ziel alles Seienden; und meine Aufgabe besteht darin, ein Werkzeug zu sein, meine Bestimmung ist, ein Arbeiter Gottes zu sein, Gottes Werk zu erfüllen. Und hat jeder Mensch unserer Welt und Zeit, vom Kaiser bis herunter zum gemeinen Soldaten, seine Bestimmung so begriffen, dann kann er die Pflichten, die er selbst sich oder die Menschen ihm auferlegt haben, nicht mehr für die höchsten halten.

Ehe ich als Kaiser anerkannt wurde, so muß sich der Kaiser sagen, ehe ich als Staatsoberhaupt Pflichten auf mich nahm, habe ich mich allein schon dadurch, daß ich lebe, verpflichtet, Das zu thun, was von mir der höhere Wille fordert, der mich ins Leben gesandt hat. Diese Forderungen kenne ich, fühle ich in meinem Herzen. Sie bestehen, wie es in dem christlichen Gesez, das ich bekenne, ausgedrückt ist, darin, daß ich mich dem Willen Gottes unterordne und erfülle, was er von mir will, daß ich den Nächsten liebe, ihm diene und gegen ihn so handle, wie ich wünsche, daß er gegen mich handle. Thue ich Das auch, wenn ich die Menschen beherrsche, ihnen Gewalt, Todesstrafen und noch Schrecklicheres anbefehle, den Krieg? Die Menschen sagen immer, sie müßten Das thun. Gott aber sagt, sie müßten etwas ganz Anderes thun. Trotzdem man mir also sagt, als Staatsoberhaupt müsse ich Gewalt, Eintreibung von Steuern, Todesstrafen und vor Allem den Krieg, den Totschlag des Nebenmenschen befehlen: ich will es nicht thun, kann es nicht thun.

Und das Selbe muß sich der Soldat sagen, dem man eingeschärft hat, daß er Menschen töten muß, und der Minister, der es für seine Pflicht hält, den Krieg vorzubereiten, und der Journalist, der zum Krieg aufreizt, und jeder Mensch, der sich die Frage vorgelegt hat, was er ist, was seine Bestimmung im Leben ist. Und sobald das Staatsoberhaupt nicht mehr den Krieg anordnen, der Soldat aufhören wird, Krieg zu führen, der Minister, die Mittel zum Krieg vorzubereiten, der Journalist, zu ihm aufzureizen, wird, auch ohne alle neuen Institutionen, ohne Gleichgewicht, ohne Schiedsgericht, ganz von selbst diese hoffnungslose Lage aufhören, in die sich die Menschen selbst gebracht haben, nicht nur durch den Krieg, sondern durch all die Nöthe, die sie sich selbst schaffen.

So sonderbar es scheinen mag: die sicherste Erlösung der Menschen von allen Nöthen, die sie sich selbst bereitet haben, und von der schrecklichsten Noth, dem Kriege, wird nicht erreicht werden durch äußere, allgemeine Mittel, sondern nur dadurch, daß jeder einzelne Mensch sich einfach die Erkenntniß, die vor neunzehnhundert Jahren Christus gelehrt hat, zum Bewußtsein bringt, nur dadurch, daß jeder Mensch Buße thut und sich fragt, wer er ist, wozu er lebt und was er thun, was er nicht thun soll.

Die Menschen, die von so mannichfachen Lebensthätigkeiten abgezogen werden, sagen nun: Soll das Uebel ausgerodet werden, so ist nöthig, daß nicht etliche, sondern alle Menschen sich besinnen, daß alle den Zweck ihres Lebens in der Erfüllung des göttlichen Willen und in thätiger Nächstenliebe erkennen lernen. Ist Das aber möglich?

Es ist nicht nur möglich, antworte ich, sondern unmöglich kann es anders sein.

Es ist unmöglich, daß die Menschheit sich nicht besinnen, nicht jeder Mensch sich die Frage stellen sollte, wer er ist und wozu er lebt; denn der Mensch, als ein mit Vernunft begabtes Wesen, kann nicht leben, ohne zu wissen, wozu er lebt. Er hat sich auch immer diese Frage gestellt und hat stets nach dem Maße seiner Entwicklung in einer religiösen Lehre die Frage beantwortet; in unserer Zeit ruft der innere Widerspruch im Fühlen der Menschen mit ganz besonderer Dringlichkeit diese Frage hervor und heischt ihre Beantwortung. Und die Menschen unserer Zeit können unmöglich anders auf diese Frage antworten als mit der Anerkennung des Gesetzes, das ihnen ein Leben in der Liebe zu den Menschen und in der Thätigkeit für sie vorschreibt. Denn Dies ist die für unsere Zeit einzig vernünftige Beantwortung der Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens; und diese Frage ist vor neunzehnhundert Jahren in der christlichen Religion ausgesprochen worden und ist der großen Mehrheit der gesammten Menschheit also seit diesen Tagen bekannt.

Die Antwort lebt geheimnißvoll im Bewußtsein aller Menschen der christlichen Welt unserer Zeit, offen aber wird sie nur darum nicht ausgesprochen und dient sie nur darum nicht als Leitstern unseres Lebens, weil die Menschen, die die höchste Autorität genießen — die sogenannten Gelehrten —, irrthümlich glauben, die Religion sei nur eine zu überschreitende Stufe in der Entwicklung der Menschheit und die Menschen könnten ohne Religion leben, und weil sie diesen Irrthum den Menschen aus der Volksmasse einflößen, die sich zu bilden beginnen. Auf der anderen Seite sind die Menschen, die die Macht haben, bewußt und oft auch unbewußt (weil sie in dem Irrthum leben, der kirchliche

Glaube sei die christliche Religion) bemüht, im Volk den rohen Aberglauben aufrecht zu erhalten und zu nähren, der für die christliche Religion ausgegeben wird. Wir brauchten nur diese beiden Täuschungen zu vernichten: und die wahre Religion, die heimlich schon in den Menschen unserer Zeit lebt, würde offenkundig und bindend.

Damit Das geschehe, müssen erstens die gelehrten Menschen begreifen, daß der Satz von der Brüderlichkeit aller Menschen und das Gesetz: „Thue dem Andern nicht, was Du nicht willst, daß man Dir thue“ nicht eine von den vielen menschlichen Vorstellungen ist, die man irgend welchen anderen Vorstellungen unterordnen kann, sondern eine unantastbare, über alle anderen Vorstellungen erhabene These, die aus dem unveränderlichen Verhältniß des Menschen zum Unendlichen, zu Gott, hervorgeht, daß sie die Religion ist, die ganze Religion und darum für alle Zeiten bindend. Dazu kommt ein Zweites. Damit die Menschen, die, bewußt oder unbewußt, unter dem Schein des Christenthumes rohen Aberglauben bekennen, begreifen, daß all die Dogmen, Sacramente, Ceremonien, die sie aufrecht erhalten und verkünden, nicht nur nicht gleichgiltig sind, wie sie glauben, sondern im höchsten Grade schädlich, da sie den Menschen die einzige Wahrheit der Religion verhüllen, die sich ausspricht in der Erfüllung des göttlichen Willens, in der Brüderlichkeit der Menschen, in werththätiger Nächstenliebe, und daß die Lehre: „Handle gegen Andere, wie Du willst, daß sie gegen Dich handeln,“ nicht eine von den Vorschriften der christlichen Religion, sondern die gesammte praktische Religion ist, wie es auch im Evangelium steht.

Damit alle Menschen unserer Zeit in der selben Weise sich die Frage nach dem Sinn des Lebens stellen und in der selben Weise beantworten, ist nur nöthig, daß die Menschen, die sich als die Gebildeten betrachten, aufhören, zu denken und den kommenden Geschlechtern einzuprägen, die Religion sei ein Atravismus, ein Ueberbleibsel vergangener wilder Zustände, und zu einem guten Leben der Menschen gehöre die Verbreitung von Bildung, der verschiedenartigsten Kenntnisse, die die Menschen zur Gerechtigkeit und zu einem sittlichen Leben erziehen und führen werden. Sie sollten vielmehr begreifen, daß zu einem guten Leben der Menschen die Religion unentbehrlich ist und daß diese Religion schon da ist und lebt im Bewußtsein der Menschen unserer Zeit. Und die Menschen, die absichtlich das Volk mit kirchlichem Aberglauben umnebeln, sollten nur aufhören, Das zu thun, und anerkennen, daß wichtig und bindend im Christenthum nicht das Bekreuzigen, das Abendmahl, das Bekenntniß der Dogmen und Aehnliches ist, sondern nur die Liebe zu Gott und den Nebenmenschen und die Erfüllung des Gebotes, „gegen Andere zu handeln, wie wir wollen, daß sie gegen uns handeln“.

Wenn sie, als Pseudochristen wie als Männer der Wissenschaft, ihren Kindern und den Angehörten diese einfachen, klaren und nothwendigen Wahrheiten so eifrig verkündeten, wie sie jetzt ihre komplizirten, verworrenen und unnützen Behauptungen verkünden, dann würden alle Menschen einmüthig den Sinn ihres Lebens begreifen und die für Alle gleichen Pflichten anerkennen, die dieser Sinn ihnen auferlegt.

Aus den Briefen eines Landmannes, der den Militärdienst versagt hat.
Am fünfzehnten Oktober 1895 wurde ich zur Ausübung meiner Militär-

pflicht aufgefordert. Als an mich die Reihe kam, das Los zu ziehen, erklärte ich, ich würde nicht losen. Die Beamten sahen mich an. Dann wechselten sie einige Worte und fragten mich, warum ich das Los nicht ziehen wolle. Ich antwortete, weil ich weber schwören noch eine Waffe tragen würde. Sie sagten, Das komme erst nachher; jetzt solle ich nur das Los ziehen. Ich lehnte es wieder ab. Darauf befahlen sie dem Schulzen, das Los zu ziehen. Der Schulze zog das Loos; es war No. 674. Sie trugen die Zahl ein. Da tritt der Befehlshaber ein, ruft mich in die Kanzlei und fragt: „Wer hat Dich gelehrt, Du sollst nicht schwören?“ Ich antwortete: „Ich selbst, da ich das Evangelium las.“ Er: „Ich glaube nicht, daß Du selbst das Evangelium richtig verstanden hast; da ist ja Alles unverständlich. Um es zu verstehen, muß man viel gelernt haben.“ Darauf ich: „Christus hat keine Weisheit gelehrt, denn die einfachsten Menschen, die weber lesen noch schreiben konnten, haben seine Lehre verstanden.“ Darauf befahl er einem Soldaten, mich in die Kommandantur zu bringen. Ich ging mit dem Soldaten in die Küche und dort aßen wir zu Mittag. Nach dem Mittagessen wurde ich wieder gefragt, warum ich nicht geschworen habe. Ich sagte: „Weil es im Evangelium heißt: Du sollst nicht schwören.“ Sie wunderten sich; dann fragten sie: „Steht Das wirklich im Evangelium? So zeigs uns doch!“ Ich suchte es, las es vor und sie hörten zu. Dann sagten sie: „Wenn es auch da steht: man muß doch schwören, sonst quälen sie Einen.“ Darauf antwortete ich: „Wer das irdische Leben verliert, Der erbt das ewige Leben.“

Am Zwanzigsten wurde ich mit den anderen Rekruten eingestellt und man las uns die Instruktion vor. Ich sagte ihnen, ich würde von Alledem nichts thun. „Warum?“ fragten sie. Ich sagte: „Ich werde als Christ keine Waffen tragen und mich gegen Feinde nicht vertheidigen; denn Christus hat befohlen, daß wir die Feinde lieben.“ Sie sagten: „Bist denn Du allein ein Christ? Wir sind doch Alle Christen.“ Ich sagte: „Von den Anderen weiß ich nichts; ich weiß nur: Christus hat befohlen, so zu handeln, wie ich handle.“ Der Vorgesetzte sagte: „Wenn Du nicht mitmachen wirst, stecke ich Dich ins Loch.“ Darauf ich: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen; dienen werde ich nicht.“

Heute war eine Kommission zur Besichtigung hier. Der General sagte zu den Offizieren: „Was für Ueberzeugungen hat denn dieser Grünschnabel, daß er den Dienst versagt? Millionen Menschen dienen und er allein will nicht. Bearbeitet ihn tüchtig mit Ruthe, dann wird ihm die Ueberzeugung vergehen.“

Olshuwik wurde nach dem Amur gebracht. Auf dem Dampfer fasteten Alle; er that es nicht. Die Soldaten fragten ihn nach dem Grunde; er nannte ihn. Da mischte sich der Soldat Cyrill Sereda ins Gespräch; er schlug das Evangelium auf und las das fünfte Kapitel aus Matthäus. Als er fertig war, begann er: „Seht, Christus verbietet den Eid, das Gericht und den Krieg und bei uns geschieht das Alles und wird als eine gerechte That angesehen.“ Die Soldaten standen in dichten Haufen um ihn und bemerkten, daß Sereda kein Kreuz um den Hals trug. Und sie fragten ihn: „Wo ist Dein Kreuz?“ „Im Koffer“, sagte er. Und sie fragten wieder: „Warum trägst Du es nicht um den Hals?“ Und er sagte: „Weil ich Christus liebe und weil ich darum das Bild des Dinges nicht tragen kann, an dem man ihn gekreuzigt hat.“ Dann traten zwei Gefreite ein und begannen mit Sereda ein Gespräch. Sie fragten ihn: „Warum

hast Du neulich gefastet und trägst jetzt kein Kreuz?" Er antwortete: „Damals war ich blind und hatte das Licht nicht gesehen; jetzt aber habe ich angefangen, das Evangelium zu lesen, und habe erkannt, daß all Dies kein christliches Thun ist.“ Und wieder fragten sie: „So wirst auch Du den Dienst verweigern wie Dschuwil?“ „Ich werde nicht dienen“, sagte er. „Warum?“ fragten sie. Weil ich ein Christ bin“, sagte er, „und weil Christen keine Waffen führen sollen gegen Menschen.“ Nun wurde Sereda eingesperrt und mit Dschuwil zusammen in die Gegend von Jakutsk geschickt, wo sie jetzt leben.

Am siebenundzwanzigsten Januar 1894 starb im Krankenhaus des Gefängnisses zu Woronesch an Lungenentzündung ein gewisser Drojin, ein Dorfschullehrer aus dem Gouvernement Kursk. Sein Leichnam wurde auf dem Gefängnisfriedhof verscharrt, wie man mit den Leichen aller Verbrecher, die im Gefängniß sterben, thut. Und doch war Dieser einer der heiligsten, reinsten und wahrhaftigsten Menschen, die die Welt gesehen hat. Im August 1891 war er zur Ausübung seiner Militärpflicht aufgefördert worden. Da er aber alle Menschen als Brüder anerkannte und Mord und Gewalt für die größte Sünde hielt, für eine, die dem Gewissen und dem göttlichen Willen zuwider ist, verweigerte er den Militärdienst und die Führung von Waffen. Eben so verweigerte er den Eid; denn er hielt es für eine Sünde, seinen Willen in die Macht anderer Menschen zu geben, die von ihm die schlechtesten Handlungen verlangen konnten. Menschen, deren Leben auf Gewalt und Totschlag gegründet ist, sperrten ihn zunächst auf ein Jahr in ein Einzelgefängniß in Charkow. Dann brachten sie ihn nach Woronesch in das Strafbataillon, wo sie ihn fünfzehn Monate lang durch Kälte, Hunger und Einzelhaft peinigten. Als er schließlich durch diese ununterbrochenen Leiden und Entbehungen die Schwindsucht bekam und zum Militärdienst untauglich geworden war, brachte man ihn in ein Civilgefängniß, wo er noch neun Jahre absitzen mußte. Bei dieser Ueberführung aus dem Bataillon ins Gefängniß hatten ihn, an einem fürchterlich kalten Tage, die Polizisten aus Unachtsamkeit ohne warme Kleidung gelassen. Und da sie lange auf der Straße vor dem Polizeigebäude standen, zog er sich eine so schwere Erkältung zu, daß er eine Lungenentzündung bekam und binnen zweiundzwanzig Tagen starb. Einen Tag vor seinem Tode sagte Drojin zu seinem Arzt: „Ich habe zwar nicht lange gelebt, aber ich sterbe in dem Bewußtsein, daß ich nach meiner Ueberzeugung gehandelt habe, in Uebereinstimmung mit meinem Gewissen. Andere werden sicherlich besser darüber urtheilen. Vielleicht... Nein, ich denke, ich habe Recht“, sagte er im Lou innerer Zufriedenheit. Aus dem Werk Drojins: Leben und Tod.

Wie aber, wird man mich fragen, sollen wir jetzt bei uns in Rußland verfahren? In der Stunde, da die Feinde uns schon überfallen haben, die Unseren töten, uns bedrohen? Wie soll der russische Soldat, der Offizier, der General, der Zar, der Mensch aus der Gesellschaft, der Mann aus dem Volke handeln? Sollen wir dulden, daß die Feinde unseren Besitz zerstören, die Erzeugnisse unserer Arbeit vernichten, Gefangene fortschleppen, unsere Landsleute töten? Was soll jetzt geschehen, da der Krieg doch schon begonnen hat?

Bevor der Krieg begonnen hatte, wer ihn auch begonnen haben mag, wir oder die Anderen, bevor — so sollte jeder überlegende Mensch antworten — irgend

Etwas begonnen hatte, hat mein Leben begonnen; und das Werk meines Lebens hat nichts gemein mit der Anerkennung von Rechten auf Port Arthur, mit der Frage, ob es den Chinesen, Japanern oder Russen gehört. Das Werk meines Lebens besteht darin, den Willen Dessen zu erfüllen, der mich in dieſes Leben geſandt hat. Und dieſer Wille iſt mir bekannt. Dieſer Wille fordert, daß ich den Nächſten liebe und ihm diene. Warum aber weiche ich unter dem Eindruck vorübergehender, zufälliger, noch dazu unvernünftiger und graufamer Forderungen ab von dem mir bekannten ewigen und unveränderlichen Geſetz meines ganzen Lebens? Wenn es einen Gott giebt, ſo wird er mich, wenn ich einſt ſterbe (was jeden Augenblick geſchehen kann), nicht fragen, ob ich Yunampo mit ſeinen Holzlagern oder Port Arthur oder das Gemengeſel, das ſich ruſſiſchen Staat nennt und das er mir nicht ans Herz gelegt hat, verlaſſen habe. Er wird mich vielmehr fragen, was ich mit dem Leben gemacht habe, das er mir gegeben hat, auf daß ich es gut verwende; ob ich es in ſeinem Sinn verwendet habe und unter der Bedingung, unter der es mir anvertraut ward; ob ich ſeinem Gebot gehorcht habe.

Darum kann es auf die Frage, was jetzt geſchehen muß, nachdem der Krieg einmal begonnen hat, für mich, einen Menſchen, der ſeine Beſtimmung begreift, welche Stellung ich auch einnehmen mag, keine andere Antwort geben als die: Wie es im Augenblick auch ſichem mag, ob der Krieg begonnen hat oder nicht, ob Tausende von Japanern oder Ruſſen getödtet ſind, ob nicht nur Port Arthur, ſondern auch Petersburg und Moſkau erobert iſt, — ich kann nicht anders handeln als ſo, wie es Gott von mir fordert. Und darum kann ich als ein Menſch weder offen noch heimlich, weder durch Befehle noch durch Förderung noch durch Aufreizung an dem Krieg mitwirken; ich kann es nicht, ich will es nicht und werde es nicht thun. Was ſofort oder in naher Zukunft daraus folgen wird, daß ich nicht thun werde, was dem Willen Gottes widerſpricht: Das weiß ich nicht und kann es nicht wiſſen. Ich glaube aber feſt, daß aus der Erfüllung des göttlichen Willens nichts Anderes hervorgehen kann als Gutes. Gutes für mich und für alle Menſchen.

Mit Schauern ſpricht Ihr Alle von Dem, was geſchehen könnte, wenn wir Ruſſen jetzt zu kämpfen aufhörten und den Japanern all Das überließen, was ſie von uns haben wollen. Wenn es aber richtig iſt, daß die Erlöſung der Menſchen von der Verthierung, der Selbſtvernichtung nur in dem Einen beſteht: in der Begründung der wahrhaftigen Religion, die von uns die Liebe zum Nebenmenſchen und das Handeln für ſein Wohl fordert (was Niemand beſtreiten kann), dann macht jeder Krieg, jede Stunde des Krieges und meine Theilnahme am Krieg dieſe einzige Erlöſung des Menſchen nur immer ſchwieriger und rückt ſie in weitere Ferne. Wenn ich mich ſelbſt auf den ſchwankenden Boden Eurer Anſchauung ſtellte, die die Handlungen nach ihren vermuthlichen Folgen beurtheilt, auch dann wäre die freiwillige Hingabe alles Dessen, was die Japaner von uns fordern, noch ein Glück; denn ſie würde erſtens Zerſtörung und Totſchlag enden und zweitens uns dem einzigen Mittel zur Erlöſung der Menſchheit von ihren ſchlimmſten Uebeln näher bringen. Die Fortſetzung des Krieges aber, wie er auch enden möge, entfernt uns noch weiter von dieſem einzigen Mittel.

Das mag ſein, wird man mir ſagen; und doch können die Kriege erſt dann aufhören, wenn alle oder die meiſten Menſchen die Theilnahme am Krieg

verweigern. Die Weigerung eines Einzelnen, er sei der Zar oder ein gemeiner Soldat, ist ganz vergeblich und wird, ohne den geringsten Nutzen für irgend Jemand, nur diesen Einen das Leben kosten. Wollte der russische Zar jetzt den Krieg aufgeben, man würde ihn vom Thron stürzen, man würde ihn vielleicht ermorden, um sich von ihm zu befreien. Wollte ein gewöhnlicher Mensch den Kriegsdienst verweigern, so würde man ihn in ein Strafbataillon stecken oder fesseln. Wozu ohne jeglichen Nutzen sein Leben zerstören, das der Gesellschaft nützlich sein kann? So sprechen oft die Menschen, die über die Bestimmung ihres ganzen Lebens nicht nachgedacht und sie darum nicht begriffen haben. Anders aber empfindet und spricht der Mensch, der die Bestimmung seines Lebens begriffen hat, der religiöse Mensch. Ein solcher Mensch wird in seiner Wirksamkeit nicht von den vermuthlichen Folgen seiner Handlungen geleitet, sondern von der Erkenntniß seiner Bestimmung im Leben. Der Fabrikarbeiter geht in die Fabrik und macht dort die ihm vorgeschriebene Arbeit, ohne darüber nachzudenken, welche Folgen seine Thätigkeit haben wird. Eben so handelt der Soldat, der den Willen seiner Vorgesetzten erfüllt, und eben so handelt der religiöse Mensch, indem er das Werk vollbringt, das ihm von Gott vorgeschrieben ist, ohne darüber nachzudenken, was aus seiner Arbeit wohl hervorgehen wird. Darum giebt es auch für den religiösen Menschen die Frage nicht, ob Viele oder Wenige eben so handeln wie er und was mit ihm geschehen könne, wenn er thut, was er thun muß. Er weiß, daß es außer dem Leben und dem Tode nichts gibt und daß Leben und Tod in den Händen Gottes sind, dem er Gehorsam schuldet.

Der religiöse Mensch handelt so und nicht anders. Nicht, weil er so handeln will oder weil es für ihn oder die anderen Menschen vortheilhaft ist, sondern, weil er in dem Glauben, daß sein Leben in dem Willen Gottes ist, nicht anders handeln kann. Darin besteht die Eigenart des Handelns religiöser Menschen. Darum wird sich auch die Erlösung der Menschen von den Nöthen, die sie sich selbst bereiten, nur in dem Maß vollziehen, in dem sie sich in ihrem Leben von religiösem Bewußtsein leiten lassen, nicht vom Vortheil, auch nicht von irgend welchen praktischen Erwägungen.

So sonderbar es vielleicht den Menschen erscheinen mag, die mit Kriegsplänen, Rüstungen, diplomatischen Verhandlungen, mit der Verwaltung, mit Finanzen, mit wirthschaftlichen Maßregeln, mit revolutionärer und sozialistischer Propaganda und mit allerlei unnützen Wissenschaften beschäftigt sind, durch die sie die Menschen von ihren Nöthen zu erlösen gedenken: die Erlösung der Menschen, nicht allein von den Nöthen des Krieges, sondern von all den Nöthen, die sich die Menschen selbst bereiten, wird nicht von den Kaisern und nicht von denen kommen, die Weltbündnisse schließen. Nicht von den Menschen, die die Kaiser und Könige von den Thronen stürzen, sie durch Konstitutionen einschränken oder Monarchien in Republiken verwandeln, nicht durch die Friedenskonferenzen, nicht durch die Verwirklichung sozialistischer Pläne, nicht durch Siege und Eroberungen zu Land und zu Wasser, nicht durch Büchersammlungen, Hochschulen, nicht durch die unnütze geistige Bethätigung, die man jetzt Wissenschaft nennt, sondern nur dadurch, daß die Zahl der schlichten Menschen stetig sich mehrt, die, wie die Duchoborzen, die Drojins, die Okhuwils in Rußland, die Nazarener in Oesterreich, Gontadiers in Frankreich, Terves in Holland und Andere, das Ziel nicht

in der äußeren Umgestaltung des Lebens sehen, sondern in der pünktlichen Erfüllung des Willens Dessen, der sie ins Leben gesandt hat. Nur diese Menschen, die das Reich Gottes in sich, in ihrem Innern verwirklichen, werden, ohne daß sie unmittelbar zu diesem Ziel hinstreben, das äußerliche Reich Gottes begründen, das jegliche Menschenseele erwünscht.

Das Uebel, an dem die Menschen der christlichen Welt leiden, besteht darin, daß sie die Religion verloren haben. Die Einen haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die bestehende Religion dem Grade der geistigen und wissenschaftlichen Entwicklung der Menschen unserer Zeit nicht mehr entspricht, und sind zu dem Ergebniss gelangt, daß es überhaupt einer Religion nicht mehr bedarf. Sie leben ohne Religion und prebigen die Nutzlosigkeit jeglicher Religion. Die Anderen halten an der verstimmelten Form fest, in der die christliche Religion jetzt gelehrt wird, und leben daher eben so ohne Religion; denn sie bekennen sich zu leeren Formen, die nicht die Kraft haben, dem menschlichen Leben als Leitstern zu dienen.

Und doch giebt es die Religion, die den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht; ja, sie ist allen Menschen bekannt und lebt heimlich schon in den Herzen der Menschen der christlichen Welt. Damit diese Religion offenbar werde und bindend für alle Menschen, ist nur nöthig, daß die Gelehrten, die Venter der Massen, begreifen: die Menschen brauchen die Religion, die Menschen können ohne Religion ein gutes Leben nicht führen und Das, was wir die Wissenschaften nennen, kann uns die Religion nicht ersetzen. Die Menschen aber, die die Macht haben und die alte, leere Form der Religion bewahren, müssen erkennen, daß, was sie unter dem Schein der Religion aufrecht erhalten und lehren, nicht nur keine Religion ist, sondern ein Haupthinderniß für die Aneignung der wahren Religion, die die Menschen schon kennen und die einzig und allein sie von ihren Nöthigen erlösen kann. Und so besteht denn das einzige, das wahre Mittel zur Erlösung der Menschen eben nur darin, daß wir aufhören, zu thun, was die Menschen verhindert, ihr ganzes Leben mit der echten Religion zu erfüllen, die in ihrem Bewußtsein lebt.

Ich hatte diesen Aufsatz abgeschlossen, als die Vernichtung von sechshundert unschuldigen Menschenleben aus Fort Arthur gemeldet wurde. Man sollte meinen, die nutzlosen Leiden und der Tod der unglücklichen, betrogenen, um ein Nichts in einen sicheren, schrecklichen Tod geschickten Menschen sollten Die zur Besinnung bringen, die diese Vernichtung bewirkt haben. Ich spreche nicht von Matarow und den andern Offizieren. Diese Menschen wußten genau, was sie thun und wofür sie es thun. Sie handelten freiwillig, um gewisser Vortheile willen, aus Ehrgeiz und eingeküßt in die offenbare Lüge des Patriotismus, die nur darum nicht entlarvt wird, weil Alle mitlügen. Ich spreche von den Unglücklichen, die man aus ganz Rußland zusammengetrieben hat, die man mit Hilfe des religiösen Betruges und unter Androhung von Strafe von ihrem ehrenhaften, vernünftigen, Nutzen bringenden, arbeitreichen Familienleben losgerissen, die man bis ans andere Ende der Welt gejagt, auf eine grausame, leicht zerstörbare Mordmaschine gesetzt und mit dieser dummen Maschine zusammen im fernen Ozean ertränkt hat, ohne einen zwingenden Grund, ohne jede Möglichkeit eines Nutzens all dieser Entbehrungen, Anstrengungen, Leiden und des Todes, die über sie gekommen sind.

Im Jahr 1880, während des polnischen Krieges, hat der Adjutant Bulaginöki, den Alopißki nach Petersburg gesandt hatte, in einem Gespräch mit Diebitsch, das sie in französischer Sprache führten, auf die von Diebitsch gestellte Bedingung, die russischen Heere sollten in Polen eindringen, geantwortet: „Herr Marschall, unter solchen Bedingungen kann die polnische Nation dieses Manifest unmöglich annehmen.“ „Glauben Sie mir, der Kaiser wird keine Zugeständnisse mehr machen.“ „Dann sehe ich voraus, daß es einen Krieg geben wird; leider! Viel Blut wird fließen, viele unglückliche Opfer werden fallen.“ „Glauben Sie Das nicht! Auf beiden Seiten werden höchstens zehntausend Menschen fallen“, sagte Diebitsch, der das Französische mit deutschem Accent sprach. Er war überzeugt, daß er mit einem anderen Menschen, der eben so grausam war wie er, der dem russischen und dem polnischen Leben eben so fern stand wie er, zehntausend oder hunderttausend Russen und Polen mit vollem Recht das Todesurtheil sprechen dürfe. Man sollte es für unmöglich halten, so überbricht, so entseztlich ist es; und doch geschah es. Schöszigtausend Menschen, Erhalter ihrer Familien, gingen nach dem Willen dieser beiden Männer zu Grunde. Und das Selbe geschieht jetzt.

Um die Japaner nicht in die Mandschurei hineinzulassen und um sie aus Korea zu verjagen, werden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zehn, sondern fünfzigtausend Menschenleben nöthig sein; vielleicht mehr. Ich weiß nicht, ob Nikolaus der Zweite und Kuropatkin, wie Diebitsch, in Worten aussprechen, daß zu diesem Zweck nicht mehr als fünfzigtausend Menschenleben von russischer Seite nöthig seien. Sie denken es aber, müssen es ja denken; und das Werk, das sie thun, spricht für sich. Dieser ununterbrochene Strom unglücklicher, betrogenen russischer Bauern, die man nach dem fernen Osten bringt, diese „nur“ fünfzigtausend lebenden Russen, die Nikolai Romanow und Alexej Kuropatkin zu töten beschloffen haben und töten werden, um die Dummheiten, Räubereien und allerlei Scheusäligkeiten zu schützen, die in China und Korea unsittliche, ehrgeizige Menschen angerichtet haben! Menschen, die jetzt ruhig in ihren Palästen sitzen und neuen Ruhm, neue Vortheile und neuen Profit von der Tötung dieser fünfzigtausend ganz unschuldigen, durch ihre Leiden und durch ihren Tod nicht das Geringste gewinnenden, betrogenen russischen Arbeiter erwarten. Um eines fremden Landes willen, auf das die Russen kein Anrecht haben und das man den berechtigten Besitzern geraubt hat, um eines Landes willen, das die Russen in Wirklichkeit gar nicht brauchen, wegen gewisser dunkler Geschäfte von Abenteurern, die in Korea aus fremden Wäldern Geld schlagen möchten, werden ungeheure Millionen vergeudet. Das heißt: man wandelt den größten Theil der Arbeit des gesammten russischen Volkes in Schulden der künftigen Kinder dieses Volkes um, entreißt die besten Arbeiter der Stätte ihres Wirkens und scheidet erbarmungslos Tausende seiner Söhne in den Tod. Die Vernichtung dieser Unglücklichen hat ja schon begonnen. Und noch mehr: der Krieg wird von Denen, die ihn angezettelt haben, so schlecht, so nachlässig geführt, Alles ist so wenig vorhergesehen, so wenig vorbereitet, daß, wie eine Zeitung sagt, die Haupterfolgchance Rußlands darin besteht, daß es ein unersehöpftliches Menschenmaterial hat. Darauf bauen Die denn auch, die Zehntausende russischer Menschen in den Tod schicken.

Die Leute sagen: „Die betrübenden Mißerfolge unserer Flotte müssen auf dem Lande gerächt werden.“ Das heißt: da die Führung auf dem Meer schlecht

war und durch ihre Nachlässigkeit nicht nur Millionen des Volksvermögens, sondern auch Tausende von Menschenleben vernichtet hat, so entschädigen wir uns dadurch, daß wir noch etliche Zehntausende zum Tod auf dem Lande verurtheilen.

Die Wanderheuschrecke hilft sich über Flüsse dadurch hinweg, daß sie die unteren Schichten ertrinken läßt und aus den Leichen eine Brücke bildet, über die die oberen Schichten hinwegschreiten. So geht es jetzt dem russischen Volk. Und die erste untere Schicht beginnt schon, zu ertrinken, und bahnt den Weg für die anderen Tausende, die nach und nach eben so zu Grunde gehen werden.

Glaubt man nun etwa, daß die Anstifter, die Organisatoren dieses entsetzlichen Werkes ihre Sünde, ihr Verbrechen zu begreifen anfangen? Ganz und gar nicht. Sie sind fest überzeugt, daß sie ihre Pflicht erfüllt haben und erfüllen, und sind stolz auf ihre Thätigkeit. Und sehen etwa die unglücklichen, der Vernichtung geweihten Tausende den Betrug, der an ihnen begangen wird? Noch weniger. Sie sind überzeugt, daß, was an ihnen gethan wird, nicht das Werk schlechter oder verrückter Menschen ist, sondern das Ergebnis des Waltens einer Elementarkraft, gegen die der Mensch nicht ankämpfen kann.

Man spricht von dem Untergang des tapferen Makarow, der, nach allgemeinem Urtheil, besonders gut Menschen tödten könnte. Man beklagt die untergegangene treffliche Mordmaschine, die viele Millionen gekostet hat. Man überlegt, wo man einen zweiten, eben so guten Totschläger finden, wie man den armen, verrückten Makarow ersetzen kann. Man sinnt auf neue, noch wirksamere Mordwerkzeuge. Und all die Menschen, die an diesem schrecklichen Werk schuldig sind, vom Jaren bis zum letzten Zeitungsschreiber, sie Alle rufen einstimmig auf zu neuen Sinnlosigkeiten, zu neuen Grausamkeiten, zur Steigerung der Verhierung und des Menschenhasses. „Makarow war nicht der einzige Mann in Rußland. Jeder Abmiral, der an seine Stelle tritt, wird in seinen Spuren wandeln und den Plan und die Idee des ehrenvoll auf der Walfstatt gebliebenen Kriegers ausführen“, las ich in der Nowoje Wremja.

Leuchtet nicht Jedem ein, daß es nur eine Erlösung aus dieser Lage giebt: die von Christus verkündete? Suchet das Reich Gottes und seine Wahrheit (die, die in Euch ist); und alles Andere, all das irdische Glück, das der Mensch erstreben kann, wird sich von selbst verwirklichen. Das ist das Gesetz des Lebens. Das irdische Glück erreicht der Mensch nicht, wenn er diesem Glück blind nachstrebt; ein solches Streben entfernt vielmehr den Menschen meist von Dem, was er sucht. Nur wenn der Mensch gar nicht daran denkt, was praktisch nützlich sei, und der vollkommensten Erfüllung Dessen zustrebt, was er für seine Pflicht vor Gott, vor dem Ursprung und dem Gesetz seines Lebens ansieht, nur dann erreicht er nebenbei auch den praktischen Nutzen.

Und so können wir denn nur erlöst werden durch die Erfüllung des göttlichen Willens; jeder einzelne Mensch muß ihn in sich selbst erfüllen, in dem Theil der Welt also, die allein seiner Macht unterliegt. Das ist die wesentlichste, die einzige Bestimmung jedes einzelnen Menschen; und sie ist zugleich das einzige Mittel, durch das jeder einzelne Mensch auf seine Nebenmenschen einwirken kann. Darauf, nur darauf muß deshalb alle Anstrengung jedes Menschen gerichtet sein.



Adam Smith über Kurpfuscherei.

Mit der Bearbeitung Adam Smiths für die Sammlung „Geisteshelden“ betraut, muß ich den biographischen Theil natürlich auf die einzige vollständige Lebensbeschreibung stützen, die es — erst seit neun Jahren — giebt, nämlich John Rae's Life of Adam Smith. Darin finde ich nun ein Gutachten Smiths über Doktordiplome und Kurpfuscherei; und da ich in das Buch nur einen Auszug aufnehmen kann, eine deutsche Uebersetzung des wichtigen Werkes von Rae aber wunderlicher Weise noch nicht erschienen ist, glaube ich, dem Publikum einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihm an dieser Stelle das vollständige Gutachten übermittle.

Smith reiste im Frühjahr 1773 mit dem Manuscript des Wealth of Nations von Kirkcaldy nach London und verwendete dort beinahe drei Jahre darauf, es mit Sachverständigen durchzuberathen und zu ergänzen, ehe er es dem Drucker übergab. In dieser Zeit wurde Smith aufgefordert, sich in den Streit der Aerzte mit den Kurpfuschern einzumischen. Zwei kleine schottische Universitäten, St. Andrews und Aberdeen, verkauften das Doktordiplom Jedem, der Zeugnisse über seine medizinischen Kenntnisse von zwei praktischen Ärzten beibrachte, nach deren Qualifikation nicht weiter geforscht wurde. In London betrieben Agenten die Beschaffung solcher Diplome gewerbmäßig und England wurde mit schottischen Doktoren überschwemmt, die „kaum eine Arterie von einer Vene unterscheiden konnten.“ Man mißtraute deshalb allen schottischen Diplomen, auch denen der Universitäten Edinburgh und Glasgow, die korrekt zu verfahren pfl egten, und in einem einzelnen Fall wurde Edinburgh beschuldigt, einen Menschen, allerdings nicht ohne Prüfung, promovirt zu haben, dessen Unfähigkeit an einem londoner Hospital offenkundig geworden sei. Das berührte die edinburgher Herren sehr peinlich. Im Jahre 1774 wurde der Herzog von Buccleugh, den Smith als Tutor auf seiner Auslandsreise begleitet hatte und der seitdem in freundschaftlichem Verkehr mit ihm geblieben war, zum Ehrenmitglied der medizinischen Fakultät Edinburgh ernannt und versprach ihr bei dieser Gelegenheit, im Parlament dafür zu wirken, daß dem Unfug gesteuert werde, der die schottischen Universitäten in Mißkredit bringe. Die Fakultät (ich überseze College of Physicians so, obwohl dieser Ausdruck wahrscheinlich nicht ganz das Selbe bezeichnet, was wir heute unter einer Fakultät verstehen) setzte für die Regierung eine Denkschrift auf, die Buccleugh überreichen sollte, und schlug darin ein Gesetz vor, daß der Doktorgrad, wenn es nicht honoris causa geschehe, nur solchen Kandidaten verliehen werden dürfe, die zwei Jahre an einer Universität Medizin gehört und die Prüfung bestanden hätten. Sollte sich die Regierung für eine augenblickliche Entschließung nicht genügend vorbereitet fühlen, so möge sie die Sache durch eine Rönig-

liche Kommission untersuchen lassen. Buccleugh übersandte die Denkschrift Smith zur Begutachtung und ersuchte ihn, das Gutachten dem Dr. Cullen zu übersenden. (Dieser stand dem großen Nationalökonomten im letzten, dem edinburgher Abschnitt seines Lebens als Hausarzt und Freund nah.) Wer Smith kennt, weiß ja im Voraus, daß er ein neues Universitätsprivileg nicht gerade dringend empfohlen haben wird; aber was er nun im Einzelnen wirklich gesagt hat, kann man doch nicht errathen. Sein Schreiben an Cullen lautet:

„Lieber Doktor! Ich habe mich wider Sie und den Herzog von Buccleugh vergangen, dem ich versprochen hatte, mit einer der nächsten Posten zu schreiben. Um die Wahrheit zu gestehen: über Dingen, die sich unmittelbar nach des Herzogs Abreise ereigneten und die mich lebhaft interessirten, habe ich diese Angelegenheit, die mich ganz und gar nicht interessirt, vergessen.

Die schottischen Universitäten in ihrem heutigen Zustande halte ich, trotz all ihren Fehlern, für die besten Lehranstalten Europas. Vielleicht sind sie nicht weniger als irgend eine andere Institution dieser Art dem Gesetz unterworfen, daß in ihrer Verfassung selbst schon ein Keim der Verderbniß steckt. Ich weiß wohl, daß sie bedeutender Verbesserung fähig wären, und um eine solche zu bewirken, wäre eine Visitation durch eine Königl. Kommission das einzige geeignete Mittel. Ehe man jedoch einer mit so unumschränkter Vollmachten ausgerüsteten Behörde die Verbesserung einer Institution anvertraut, die so schon ganz gut ist, wird man als vorsichtiger Mann erst wissen wollen, welche Personen Aussicht haben, zu Mitgliedern der Kommission ernannt zu werden, und welcher Reformplan ihnen zuzutrauen ist; aber zur Zeit ist die Zahl der Leute, die sich für befähigt und berufen halten, die Angelegenheiten Schottlands zu besorgen, so groß, daß Sie auf diese zwei Fragen so wenig Antwort geben können wie ich. Mir würde es sehr unverständlich erscheinen, unter diesen Umständen eine solche Maßregel zu ergreifen wegen eines Mißbrauches, der vielleicht keinen großen Schaden anrichtet. Später bietet sich vielleicht eine Gelegenheit, die Reform mit geringerem Risiko durchzuführen. Die Besorgniß hege ich nicht, daß Seine Majestät oder ein Minister des Königs — und handelte es sich auch um eine viel wichtigere Sache als um die schottischen Promotionen — je einmal in einer nicht streng gesetzlichen Weise mit Ermahnungen, Drohungen oder sonstwie sich in die Angelegenheiten einer Korporation einmischen könnte.

Sie schlagen also vor, zur Doktorprüfung solle kein Kandidat zugelassen werden, der nicht nachweisen kann, daß er wenigstens zwei Jahre an einer Universität studirt hat. Würde eine solche Anordnung nicht die Unterdrückung aller Privatlehrer, eines Hunter, Hewson, Fordyce, bedeuten? Die Schüler solcher Lehrer verdienen die Ehren und Vortheile, die ein akademischer Grad verschafft, mehr als der größte Theil Derer, die viele Jahre auf Uni-

verfügen zugebracht haben, wo die verschiedenen Zweige der medizinischen Wissenschaft entweder gar nicht oder nur ganz oberflächlich gelehrt werden, so daß es ist, als würden sie nicht gelehrt. Hat ein Mann seine Sache gelernt, so ist es gleichgiltig, wo und von wem er sie gelernt hat.

Das Monopol auf den Unterricht in der Medizin, das ein solches Gesetz den Universitäten verleihen würde, müßte nach meiner Ansicht ihr künftiges Gedeihen gefährden. Monopole sichern selten die Güte der Leistung; und Vorlesungen, die der Student besuchen muß, mag er einen Nutzen davon haben oder nicht, werden kaum gut ausfallen. Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht, die Verfassung und die Geschichte mehrerer der Vornehmsten Universitäten Europas durchforscht und habe mich überzeugt, daß die Korruption und die Verachtung, der die meisten verfallen sind, zwei Hauptursachen hat: die hohe Besoldung der Professoren, die diese Männer von Fleiß und Leistung unabhängig macht, und die große Zahl der Studenten, die, um einen akademischen Grad oder die Erlaubniß zur Ausübung eines Berufes oder Stipendien und andere Unterstützungen zu erlangen, gerade diese Universitäten besuchen müssen, einerlei, ob der Unterricht, den sie dort empfangen, etwas werth ist oder nicht. Bis zu einem gewissen Grade wirken ja diese Ursachen der Verderbniß auch an den schottischen Universitäten; aber an den besten von ihnen in einem weit geringeren Grade als an den meisten ähnlichen Lehranstalten: und diesen Umstand halte ich für die wirkliche Ursache ihrer Vortrefflichkeit. Besonders bei der edinburgher medizinischen Fakultät sind die Professorengelälter ganz unbeträchtlich; sie verfügt auch über wenige Stipendien und das Privileg ihrer Promotionen wird von allen in- und ausländischen Universitäten durchlöchert. Das genügt vollständig zur Erklärung der Thatsache, daß sie allen medizinischen Lehranstalten Europas überlegen ist.

Einem Menschen, über den man nichts Zuverlässiges weiß, ein Zeugniß ausstellen, ist gewiß eine Praxis, die sich nicht rechtfertigen läßt. Doch machen sich dieser Praxis die gewissenhaftesten Menschen ohne eignes Interesse, aus bloßer Gutmüthigkeit, manchmal schuldig. Ich vertheidige diese Praxis nicht; aber von ihrer Unschönheit absehend frage ich: Leidet das Publikum darunter? Sie werden antworten: Der Dokortitel verschafft einem Manne Ansehen und Vertrauen, erweitert seine Praxis und damit den Bereich, in dem er Unheil anrichten kann; wahrscheinlich wird dadurch auch sein Selbstvertrauen und damit seine Geneigtheit, Unheil anzurichten, gesteigert. Es wäre thöricht, bestreiten zu wollen, daß ein leichtsinnig verliehener akademischer Grad manchmal solche Folgen haben kann; aber daß diese je einmal sehr beträchtlich werden sollten, vermag ich nicht zu glauben. Daß Doktoren so gut wie andere Leute mitunter Narren sind: diese Thatsache gehört heute wahrlich nicht mehr zu den tiefen Geheimnissen, die sich nur dem Gelehrten erschließen.

Der Titel imponirt gar nicht besonders und es wird selten vorkommen, daß Jemand seine Gesundheit einem Manne anvertraut, nur weil dieser Mann Doktor titulirt wird.“ Der Vertrauensmann zeichnet sich fast immer durch Kenntnisse und Fertigkeiten aus, die ihm auch ohne den Titel Vertrauen erwerben würden. Die Personen, die sich in der gerügten Weise den Dokortitel verschaffen, sind meist Wundärzte und Apotheker, die als Aerzte praktiziren, aber, weil sie nur Wundärzte und Apotheker sind, nicht als Aerzte honorirt werden; nicht sowohl um ihre Praxis zu erweitern, als um auf das ärztliche Honorar Anspruch machen zu können, erstreben sie den Dokortitel. Daß sie ihn wirklich, sei es auch unverbient, bekommen, kann dem Publikum keinen großen Schaden zufügen. Als die Universität St. Andrews den Green, einen herumziehenden Charlatan, promovirte, hat sie sich lächerlich gemacht; aber was thut Das dem Publikum? Green blieb, was er gewesen war, ein Stage-Doktor [gemeint ist jedenfalls ein Kerl, der auf Jahrmärkten seine Bude aufschlägt], und vergiftet jest gewiß nicht einen Menschen mehr, als er vor seiner Graduirung zu vergiften pflegte. Charlatans erregen den Unwillen der Fakultät, [hier ist mit faculty ohne Zweifel die Aerztekunst gemeint] nicht in dem Grade wie die angeseheneren Kurpfuscher [quacks]. Jene sind zu verächtlich, als daß man sie für Konkurrenten ansehen könnte; sie vergiften nur armes Volk und die Kupfermünzen, die man ihnen im Taschentuch zuwirft, würden sich niemals in die Tasche eines ordentlichen Arztes verirren. Mit dem Kurpfuscher ist anders: er schnappt manchmal Geld, das einem Würdigeren gebührt. Kuriren nicht auch alte Weiber auf dem Lande? Warum klagt man nicht über sie? Was ist also für ein großes Unglück dabei, wenn mancher graduirte Arzt eben so unwissend ist wie ein altes Weib? Das unbärtige alte Weib bekommt kein Arzthonorar, das bärtige bekommt es: Das, vermuthet ich, ist es, was die Kollegen in Harnisch bringt.

Niemals hat es eine Universität gegeben und niemals, wage ich zu behaupten, wird es eine geben, die die Heilkunst ihrer Graduirten zu verbürgen vermöchte. Die strengsten Universitäten verleihen den Grad nur solchen Studenten, die eine vorgeschriebene Zeit an der Anstalt zugebracht haben. Was die Professoren bestimmt, einen längeren Aufenthalt zu fordern, ist ihr Wunsch, von den Studenten einen größeren Geldnutzen zu ziehen. Hat der Student nur seine Zeit ausgehalten, so wird ihm der Doktorgrad fast nie verweigert. Was man die Prüfung nennt, hat dabei weiter nichts zu bedeuten. Ihr in Edinburgh prüft gewiß so ernsthaft, vielleicht ernsthafter als irgend eine Universität Europas; aber wenn ein Student einige Jahre unter Euch geweilt, sich gegen alle Professoren pflichtgemäß betragen, alle Vorlesungen regelmäßig besucht hat und sich dann zur Prüfung stellt, so vermuthet ich, Ihr werdet nicht grausamer sein als die Herren anderer Univer-

stäten. Einigen, der von Euch Graduirten ist es begegnet, daß ihnen, als sie hier um die Konzession baten, das Arztekollegium den Rath gab, ihre Studien fortzusetzen. Ueber einige Fälle, in denen Kandidaten die Konzession verweigert wurde, bin ich genau unterrichtet und weiß, daß die Entscheidung gerecht, nämlich dem Grundsatz gemäß war, nach dem allein solche Entscheidungen gefällt werden sollen: die Kandidaten waren unwissend in ihrem Fach.

Ein akademischer Grad kann höchstens die Kenntnisse des Graduirten — und auch diese nur sehr unvollkommen — verbürgen; für sein gesundes Urtheil und seine Umsicht, Eigenschaften, die keine Prüfung zu ermitteln vermag, kann sie gar keine Sicherheit gewähren: und ohne diese beiden Eigenschaften macht die Anmaßung, die gewöhnlich das Wissen begleitet, die Ausübung der ärztlichen Praxis zehnmal gefährlicher, als grobe Unwissenheit es thut, wenn sie mit einiger Bescheidenheit und mit Mißtrauen in die eigene Kunst verbunden ist. Da ein Titel trotz allen gesetzlichen Vorschriften nie etwas Anderes sein kann als ein Stück Marktschreierei [quackery; wir sagen heute: Reklame], so liegt es im Interesse des Publikums, daß er für nichts Anderes gehalten werde. Und im Interesse der Universitäten liegt, daß ihnen nicht Privilegien Frequenz sichern, sondern daß sie sich diese mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem Fleiß im Unterrichten selbst sichern müssen und daß ihnen nicht gestattet werde, sich der Marktschreierkünste zu bedienen, die die Hälfte von ihnen in Verruf gebracht und entwürdigt haben.

Wenn man die Verleihung eines Grades von einer gewissen Dauer des Universitätsstudiums abhängig macht, so ist solche Vorschrift nichts weiter als ein Lehrlingsgesetz: und ein solches wird die Wissenschaft ganz so fördern, wie die übrigen Lehrlingsgesetze das Handwerk und die Industrie gefördert haben. Die Lehrlingsgesetze haben mit den anderen Kunstgesetzen zusammen die Gewerbe aus den meisten zünftlerisch organisirten Stadtbürgerschaften vertrieben. Eben so haben die Grade mit anderen Einrichtungen zusammen, die dem selben Geist entstammten, alle nützliche und gediegene Unterweisung aus den meisten Universitäten verbannt. Schlechte Arbeit und hohe Preise waren die Wirkung des einen Monopoles; und das andere hat nichts bewirkt als Marktschreierei, Schwindel und übermäßig hohe Honorare. Der Gewerbefleiß mancher Dörfer hat den von den städtischen Zünften angerichteten Schaden einigermaßen wieder gut gemacht; und das Interesse einiger armen Professoren an armen Universitäten, die für den Studentenzufluß ungünstig liegen, hat den Nachtheilen vorgebeugt, die das von den reichen Universitäten erstrebte Monopol zur Folge haben würde. Die großen und reichen Universitäten haben meist nur ihre eigenen Studenten (und auch diese nur nach übermäßig langem Aufenthalt in der Anstalt) promovirt; fünf bis sieben Jahre wurden für den Magister artium, elf bis sechzehn für den Doktor

der Rechtswissenschaft, der Theologie, der Medizin gefordert. Die armen Universitäten, die es zu keiner großen Studentenzahl brachten, benutzten das einzige Mittel, mit dem sie ein paar Groschen heraus schlagen konnten, und verkauften ihre Grade Jedem, der danach verlangte, ohne den Besuch einer Hochschule zu fordern, und ohne gehörige Prüfung. Je bequemer sie es den Leuten machten, desto mehr Geld verdienten sie, — und es fällt mir wahrlich nicht ein, eine so schmutzige Praxis verteidigen zu wollen. Da alle Universitäten ursprünglich geistliche Stiftungen waren und unter dem Protektorate des Papstes standen, so hatte der Grad, den eine Universität verlieh, in der ganzen Christenheit Geltung und die Hochachtung, die sogar in protestantischen Staaten ausländischen Graden erwiesen wird, muß als ein übrig gebliebenes Stück Papstthum angesehen werden. Daß man nun, besonders als Arzt, von armen Universitäten den Dokortitel so leicht bekommen kann, hat zwei Wirkungen, die für das Publikum äußerst vortheilhaft, aber freilich für die an anderen Universitäten Graduirten, die sich viel Zeit und Geld kosten ließen, äußerst unangenehm sind. Erstens hat dieser Titelschacher die Zahl der Doktoren vermehrt und dadurch die Arzthonorare ermäßigt oder wenigstens am Weitersteigen verhindert. Hätten die Universitäten Oxford und Cambridge erreicht, daß sie allein England mit Doktoren der Medizin versorgen dürfen, so würde der Preis für eine Pulsbefählung von zwei oder drei Guineen — so hoch sind wir glücklich gekommen — auf das Doppelte oder Dreifache dieser Summe gestiegen und zugleich würden die englischen Aerzte die unwissendsten Quacksalber der ganzen Welt geworden sein. Zweitens hat der Schacher den Rang und die Würde eines Doktors wesentlich herabgedrückt, was natürlich nicht hindert, daß er als ein kenntnißreicher und tüchtiger Arzt geschätzt und gesucht wird, wenn er ein solcher ist. Ist ers nicht, dann kann ihm der Dokortitel nicht mehr viel nützen; aber ist es in der Ordnung, daß er ihm in diesem Fall überhaupt noch nützt? Hätten die reichen Universitäten ihr Privilegium durchgesetzt, so würden Wissen und Tüchtigkeit gar keine Chancen mehr haben. Der Dokortitel würde hinreichend, seinem Besitzer Rang, Ansehen und Einkommen zu sichern. Im Interesse des Publikums aber liegt, daß in jedem Beruf der Erfolg so viel wie möglich auf dem Verdienst und so wenig wie möglich auf Privilegien beruhe. Das liegt sogar auch im Interesse der Berufsstände selbst; denn jeder von ihnen kann dem größeren Theil seines Mitglieder begründete Hochschätzung durch nichts wirksamer sichern als durch das Festhalten an diesem liberalen Grundsatz. Und dieser Grundsatz sichert ihnen zugleich so viel Beschäftigung, wie das Land zu gewähren vermag. Der große Erfolg der Marktchreierei in England kommt nur von der Marktchreierei der wirklichen Aerzte; unsere schottischen Aerzte verlegen sich wenig auf Marktchreierei: deshalb machen Marktchreier bei uns keine Geschäfte.

Selbstverständlich erkenne ich an, daß der Handel mit akademischen Graden Denen Schande macht, die ihn betreiben, und es betrübt mich, daß er von so achtbaren Körperschaften betrieben wird, wie die schottischen Universitäten sind. Aber weil er als Korrektiv dem Zunftgeist entgegenwirkt, der alle wohlhabenden und mächtigen Korporationen besetzt und der sonst unerträglichen Schaden anrichten würde: deshalb bestreite ich, daß er die Interessen des Publikums verlege. Und was die edinburgher Aerzte jetzt als ein Unglück empfinden, ist vielleicht die Ursache ihrer anerkannten Ueberlegenheit über alle anderen Aerzte. Das dortige Königliche Aerzteskollegium, sagt Ihr, wird durch seine Statuten genöthigt, allen Graduirten schottischer Universitäten ohne Prüfung die Konzession zu ertheilen. Das mag Euch Alle oft in die Lage bringen, mit sehr unwürdigen Kollegen zusammen konsultiren zu müssen. Auf diese Weise kommt Euch zum Bewußtsein, daß Ihr Eure Würde ausschließlich auf Euer Verdienst gründen müßt und auch nicht zum kleinsten Theile auf Euren Titel gründen dürft, den Ihr mit Menschen gemein habt, die Ihr verachtet. Da Ihr so auf Euren Dokortitel kein Gewicht legen könnt, fählt Ihr Euch um so mehr verpflichtet, auf Euren Charakter als Menschen, als Gentlemen, als Männer der Wissenschaft zu achten. So kann die Verächtlichkeit der Kollegen die Quelle Eures hohen Werthes sein. Ihr erkrent Euch jetzt eines wundervollen Wohlbefindens; und wenns Einem so gut geht, dann — seid versichert! — ist es immer ein Bischen gefährlich, noch eine Vermehrung des Wohlbefindens zu erstreben.

Adieu, lieber Doktor! Nachdem ich zuerst den Ihnen schuldigen Brief so lange verschoben habe, werden Sie mir nun wohl dafür, daß ich ihn geschrieben habe, ein Ohr abreißen. Aber ich bleibe trotzdem in herzlichster Zuneigung der Ihre

London, 20. September 1774.

Adam Smith."

Wenn sich Adam Smith heute bei uns umsehen könnte, würde er wahrnehmen, daß der Dokortitel nicht die Berechtigung zum Praktiziren verleiht, daß das Staatsexamen die Kenntnisse des jungen Mediziners hinlänglich und seine praktische Tüchtigkeit einigermaßen verbürgt, daß bei der reichen Entfaltung der medizinischen Wissenschaft und der nicht minder reichen Ausstattung unserer Hochschulen das Universitätsstudium schwerlich durch Selbststudium und Unterricht bei Privatlehrern ersetzt werden kann und daß trotz Alledem der ärztliche Gewerbebetrieb frei gegeben ist. Die heutige Lage bei uns ist also, abgesehen von der Klage der Aerzte über Kurpfuscheri, grundverschieden von der Lage in Großbritannien vor hundertunddreißig Jahren. Ob aber nicht aus Smiths Gutachten auch noch für die heutige Zeit Manches zu lernen ist? Das zu beurtheilen, überlasse ich Denen, die mit der heutigen Medizin mehr Erfahrungen am eigenen Leibe gemacht haben als ich.

Reisse.

Karl Jentsch.

Immobilisirung.

Die Deutsche Bank hat ihre 20, die Dresdener ihre 30 neuen Millionen. Beide wollen ihr Depostengeschäft noch ausdehnen: wir werden also einen lieblichen Konkurrenzkampf erleben. Herr Eugen Gutmann wird einstweilen stolz darauf sein, daß ihm die Angliederung der Deutschen Genossenschaftsbank gelungen, der Deutschen die Transaktion mit der Berliner Bank mißlungen ist. Ob die Entwicklung diesen Stolz als berechtigt erweisen wird, ist eine andere Frage. In beiden Generalversammlungen ging natürlich Alles glatt, in Berlin wie in Dresden; und in Berlin wurde, eben so natürlich, erklärt, die Deutsche werde ihre Kenntniß der Interna nicht benutzen, um der Berliner Bank die Kundschaft abzufangen. Zur Verkündung solchen Ebelmuthes war Herr Rudolf Koch auserwählt worden.

Fusionen und kein Ende also. Fast sieht es aus, als sollte in diesem Sommer auch der Finanzkritiker nicht zur Ruhe kommen. Bei den Banken hört's einstweilen auf; in der Industrie scheint der Tanz aber von vorn anfangen zu wollen. Immer die selbe Geschichte. Nur die Landaus wechseln; und die Provisionen sind selten so groß wie die dem behäßigen postillon d'amour verheißene, der zwischen der Deutschen und der Berliner Bank so emsig hin und her ging. Der Lindwurmtödtler Jaxiowski, dem die Vorsehung die Gnadengabe der Ubiquität verlieh, wird, wenn er seiner Pflicht eingedenk ist, auch in der Generalversammlung erscheinen, die der Fusion der Harpener Bergbaugesellschaft mit der Ruhrorter Kohlen- und Schiffahrtgesellschaft (vormals Kannengießer) jetzt ihren Segen ertheilen soll. Wird er auch da sein bewährtes Veto gegen die Absichten der Verwaltung in den Saal schmettern? Vielleicht; nützen wir's ihm jedenfalls nichts. Die Harpener haben sich das Kaufobjekt genau angesehen und denken nicht im Traum daran, auf den Erwerb zu verzichten, wie die Deutsche Bank, aus der Noth eine Tugend machend, auf die Berliner Bank, als sie fand, die Kommerz- und Diskontobank habe die Waare um etliche Millionen überschätzt. Das Gerücht von der Fusion Hibernia-Ewald wird noch dementirt; in dieser schlechten Welt darf ein Dementi aber nie zu ernst genommen werden. Was gestern für die Beche Blumenthal recht war, kann morgen für die Beche Ewald billig sein. Also wirklich noch immer Fusionen. Und kommt dazu, wie bei der Harpener, nun gar eine Kapitalsvermehrung, deren Betrag den Preis des abzulsenden Objectes wesentlich übersteigt und verräth, daß die Fusion nur als Vorwand zur Anschaffung neuer Mittel benutzt wird, dann wird die Börse stutzig; um so mehr natürlich, wenn der Transaktion eine Erhöhung der Dividende folgt. Zwei Jahre lang haben die Harpener zehn Prozent vertheilt. Selbst ohne Kapitalserhöhung hätte man auch diesmal nur eben so viel erwartet. Da geschieht das Unerhoffte: das Kapital wird von 60 auf 70 Millionen vermehrt, der größere Theil der neuen Millionen dient zum Ankauf eines Unternehmens, das in den letzten beiden Jahren nur sechs Prozent vertheilte, — und das Fazit ist: die Harpener Dividende steigt von zehn auf elf Prozent. Das ist an grünem Holz möglich. Wenn eine kleinere Gesellschaft sich Ähnliches erlaubte, säßen die Flügel nur so in der Luft herum. Aber Harpen wird von Berlin aus beherrscht; und was die Berliner Hochfinanz verfügt, ist wohlgethan. Salvo erroro. Dabei geht das Koksgeschäft, das für das Gedeihen der Kohlengesellschaften so wichtig

ist, schlechter als im vorigen Jahr. Ein anmuthiges Intermezzo war die falsche Dividendenerschätzung bei der Hedwigshütte. Die Leute, die sich täuschen ließen, verloren über Nacht ein recht hübsches Stück Geld und die Geschichte könnte dem Staatskommissär der Börse Stoff für eine hochnothpeinliche Untersuchung liefern, die man gern vermeiden sähe, wenn man gerade die Ferienreise anzutreten wünscht. Ja, in diesem Sommer wird thätig gearbeitet; sonst wäre auch ein so wichtiger Schritt, wie die Syndizierung der deutschen Akkumulatorenwerke einer ist, nicht fast unbemerkt geblieben. Die Akkumulatoren-Industrie verschlingt etwa ein Viertel des Kapitals, das im Deutschen Reich für elektrische Unternehmungen verwendet wird. Auf diesem Gebiet hat sich die berliner Aktiengesellschaft Hagen ein Monopol geschaffen; mit Feuer und Schwert, aber ohne viel Lärm. Nach amerikanischem Muster wurden die Preise geworfen und wiederum nach amerikanischem Muster wurde auf dem Schlachtfeld Friede geschlossen. Hagen, dem wohl sicher aus Rathenaus Schmiede der Ring geliefert wurde, diktierte die Bedingungen. Wieder eine Etape auf dem Weg zur allgemeinen Industrie-Vertrufung, die wir unseren Meistern, den Dantees, nicht schnell genug nachmachen können.

Mehr kann man von der stillen Jahreszeit eigentlich nicht verlangen. Doch kam es noch besser. Ein Bauherr, der sich als Besitzer des Apollotheaters einen Namen zu machen verstand, stellt seine Zahlungen ein und — behold! — in der Gläubigerliste sieht man staunend unsere größten Banken mit beträchtlichen Summen prangen. Nicht nur die Berliner Bank, die überall dabet sein muß, wo Etwas zu verlieren ist, sondern auch die Deutsche Bank, und zwar, wie es ihrem Range gebührt, mit der stattlichsten Ziffer. Die Einzelheiten der von den Banken mit Herrn Ziegra gemachten Geldgeschäfte werden vermuthlich niemals ans Tageslicht kommen. Ziegra ist ein Schwager des im Gefängniß sitzenden Eduard Sanden, war mit dessen Concern verquickt und die Großfinanz hat unter dem Eindruck der Spielhagen- und Pommern-Prozesse die Lust an öffentlicher Behandlung dieser berücktigten Materie nachgerade verloren. Man hat Herrn Ziegra ein Moratorium gewährt, obwohl er sich nicht einmal persönlich in die Versammlung bemühte, um den Gläubigern seine Bitte mündlich zu wiederholen. Lieber Gras über die Geschichte wachsen lassen, über den letzten Auskäufer des Sanden-Pommern-Gebirges mit seinen vielen gefährlichen Schluchten, als noch einmal am Pranger stehen. Bares Geld kommt ja doch nicht heraus. Auf die Einzelheiten aber braucht man gar kein Gewicht zu legen. Hauptsache ist: Ziegra, ein Immobilien-Gläubiger, hat bei den Instituten des Mobilitarkredittes offene Thüren gefunden. Und in der selben Zeit, wo diese auffällige Thatsache bekannt wird, gründet die Gruppe Dresdener-Schaaffhausen eine Bodenkreditgesellschaft, deren Nominalkapital (nur zwei Millionen) keinen Zweifel darüber läßt, mit wessen Mitteln ihre Geschäfte gemacht werden sollen. Daß diese Bodenkreditanstalt in erster Linie dem Terrainbesitz der Dresdener Bank und ihrer Tochtergesellschaften dienen, ihn durch die Gewährung von Baugeldern unterstützen soll, ist richtig, macht die Sache aber nicht besser; eher noch schlimmer. Sie hat nur eine gute Seite. Man weiß jetzt wenigstens, woran man ist.

Ob der Sommer, der die Insolvenz Ziegras und die Gründung der Berlinischen Bodenkreditgesellschaft brachte, dem Unfug ein Ende machen oder eine neue Aera einleiten wird, die diesen Mißstand legalisirt und zum System er-

weitere? Das ist die Frage. Ein Unfug der größten Art ist die Vermengung von Mobil- und Immobilien-Kredit. Sachverständige haben mehr als einmal schon gefragt, ob es nachgerade nicht rathsam sei, auch in Deutschland Depositen- und Emission-Banken streng zu scheiden. Der Vorschlag wurde von den Gewaltigen der Behrenstraße belächelt; seine Durchführung hätte eine so völlige Verschiebung der Machtverhältnisse bewirkt, wie sie dem Gehirne eines Berliner Großbankdirektors oder gar eines Aufsichtsrathsmitgliedes niemals faßbar gewesen wäre. Von dem Plan, durch gesetzliche Vorschrift eine bestimmte Zusammensetzung der Reserven von Aktiengesellschaften — vor Allem also von Banken — zu erzwingen, hört man auch längst nichts mehr. Und die Novelle zum Börsengesetz, die im Wesentlichen Alles beim Alten läßt, bedroht die großen Banken sicher nicht mit ernstester Gefahr. Dieses Mißlingen jedes Versuches, ihrer Freiheit Schranken zu setzen, hat die großen Herren ein Bischen übermüthig gemacht. Sie glauben offenbar, daß sie, für die volkswirtschaftliche Erfahrungen nur alle Kamellen sind, thun dürfen, was ihnen beliebt. Für sie giebt es nur die Erfahrungen, die sie selbst machen, die Lehren, die sie aus dem eigenen Schaden ziehen. Auch die Scheidlinie zwischen Mobil- und Immobilien-Kredit wird nicht mehr beachtet. Diese Entwicklung scheint mir nicht ungefährlich. Die starke Betheiligung unserer Großbanken an den Terrain- und Baugesellschaften mußte schon lange Bedenken erregen. Nicht etwa, weil die Expansion Berlins und anderer deutscher Großstädte eines Tages plötzlich aufhören wird — Das ist nach aller Erfahrung nicht zu fürchten —, sondern, weil eine Finanzkrisis eintreten kann, in der sich dann bei den Instituten des Mobilarkredites jede größere Immobilisirung ihres Kapitals öftrer rächen würde. Nur ein Kind oder ein blinder Optimist kann sich durch den heutigen Zustand in den Wahn lullen lassen, eine Finanzkrise sei überhaupt nicht mehr möglich. Noch schlimmer ist aber, daß die Großbanken selbst in das Gebiet des Immobilarkredites übergreifen, ganz offen sogar, wie das Beispiel der Dresdener Bank zeigt. Die Mobilarkreditinstitute haben die Aufgabe, die Kapitalien, die sie heranziehen, für die Zwecke des Mobilarkredites nutzbar zu machen; sie sollen sie nicht in Grund und Boden festlegen. Das ist die Sache des Crédit Foncier, dem der großartige Apparat der Versicherungsgesellschaften eine jedem Bedürfnis genügende Ausdehnung verschafft hat. Aktien und Obligationen von Hypothekarinstituten mögen die Effektenbanken in ihrer Kundschaft unterbringen; hier ist ihrem Wollen nur durch ihr Können die Grenze gesetzt. Das eigentliche Hypothekengeschäft aber sollten sie meiden; sonst werden sie bald selbst nicht mehr wissen, wie es um sie steht. Die Gründung der Berlinischen Bodenkreditgesellschaft bleibt hoffentlich vereinzelt. Oder muß wieder erst der Staat zu Hilfe gerufen werden? Das dürfte man nicht abwarten. Zieht das Gesetz den Effektenbanken einmal Schranken, dann werden vermuthlich auch andere Vorschläge der Theoretiker endlich ausprobiert und den Großen trübe Stunden bereitet. Der kluge Mann baut vor. Das Gebiet der Effektenbeherrscher ist wahrlich groß genug; heimische und fremde Fonds, alle Eisenbahnen der Erde, Eisen, Kohle, Stahl, Elektricität und jede andere Industrie, Goldminen und Petroleum, zuerst und zuletzt das reguläre Bankgeschäft: dabei läßt sich schließlich ganz unabhängig leben. Somewhere you must draw the line, gentlemen. Dis

Notizbuch.

Regaler, Reblaus, Sondergerichte für Kaufleute: mit diesen wunderschönen, un-
gemein wichtigen Dingen hat der Reichstag sich in den letzten Wochen seines
Sommerlebens beschäftigt. Dann vertagte er sich bis in den November. Nicht Viele
trauern ihm nach. Eine große Gruppe aber, die der aktiven und inaktiven Offiziere,
hatte gehofft, daß er sich diesmal endlich mit ihren Angelegenheiten beschäftigen würde.
Ist das Gesetz, das die Militärpensionen regeln sollte, endgiltig aufgegeben? Seit
Jahren wird dieses Gesetz versprochen, von Zeit zu Zeit hört man, der Bundesrath
werde sich nächstens damit beschäftigen; doch immer bleibt beim Gerede. Auch das
Militärkabinet scheint sich für die Sache nicht zu interessieren; und hätte doch Grund
dazu. Der Zustand ist nachgerade unhaltbar geworden. Underhalb Jahre Fähnrich,
fünfzehn Jahre und etliche Monate Lieutenant: so ungefähr ums sechsunddreißigste
Lebensjahr fängt dann endlich die Hauptmannsmisere an. Eine Misere ist's. Wir haben
im Reich Moltkes schon eine elfjährige Hauptmannszeit erreicht, von der mindestens
fünf bängliche Jahre in der zweiten Gehaltsklasse verköhnt werden. Die ältesten
Hauptleute werden jetzt manchmal zu überzähligen Majoren „befördert“ und ihren Re-
gimentern aggregirt; so lange sie aber nicht in die etatmäßigen Stellen der Bataillon-
chefs vorrücken, beziehen sie nur Hauptmannsgehalt. Aus einem Dispositionfonds des
Kaisers. Der scheint nun so stark in Anspruch genommen zu sein, daß ein Theil der
Ueberzähligen einfach den früheren Hauptmannssohd weiterbezieht und neue Com-
pagniechefs einstweilen nicht ernannt werden können. Bald wird's wieder so weit sein
wie vor fünfzig Jahren, wo Vater und Sohn als Hauptmann und Lieutenant in der
selben Front stehen konnten. Würden die Pensionen endlich zeitgemäß erhöht, dann
könnte das Militärkabinet die angenehme Thätigkeit des Absägens mit erneuter
Kraft wieder aufnehmen und namentlich unter den Obersten und Majoren gründ-
lich aufräumen. Die Betroffenen würden nicht einmal klagen. Viele Stabsoffi-
ziere, sogar manche Hauptleute schon, würden freiwillig gehen; denn die Hoffnung, es
bis zum General bringen zu können, lebt nur noch in vereinzelt Optimisten und die
meisten Frontoffiziere sind heutzutage froh, wenn sie über die Majorsede hinaus-
kommen und nachher ein anständiges Bezirkskommando erhalten. Diese Resignation
ist ein wahrer Segen für die Armee, die auch Durchschnittsoffiziere braucht und,
wenn Jeder die höchsten Sprossen zu erklimmen trachtete, völlig zum Tummelplatz
der Streber und Schuster würde. Jetzt aber warten selbst Offiziere, die sich im bun-
ten Rock längst nicht mehr wohl fühlen, auf das neue Gesetz, das ihnen wenigstens
halbwegs auskömmliche Pensionen bescheren soll. Wie lange wird's noch dauern?
Die Vernachlässigung der Invaliden, der verabschiedeten und zur Pensionirung vor-
gemerkten Offiziere wird allmählich zum Skandal. An die Aufgabe, die Gehälter
der Aktiven den veränderten Lebensbedingungen anzupassen, wagt sich, obwohl sie
über die Zukunft des Offizierersatzes entscheidet, Niemand heran. Das modernisirte
Pensionsgesetz aber hatte man für dieses Frühjahr wenigstens erwartet. Doch die
„Maßgebenden“ haben offenbar Besseres zu thun. Wer kümmert sich um die Wirth-
schaftsnöthe verabschiedeter Offiziere? Die schreien ja nicht, halten sich immer korrekt
und loyal. Und sollte sich Einer von ihnen „mauzig machen“, so stellt sich, wo Argu-
mente fehlen, zur rechten Zeit das Ehrengericht ein, das unbotmäßige Begehrlichkeit
mit dem Verluste des Rechtes sühnt, hinfüro noch den Rock des Königs zu tragen.

Ein Jurist schreibt mir aus München:

„Das höchste Fest der katholischen Kirche, Fronleichnam, ist mit all seinem äußerlichen Pomp vorübergerauscht. Die Herren Präbides der katholischen Vereine haben dankbar das Lob und die Anerkennung für ihre im Dienste der Kirche erprobte Aufopferung eingeheimst; die Schulmädchen haben ihre in die Farbe der Unschuld getauchten Kleider wieder abgelegt; die bei der Prozession mitwirkenden Geistlichen haben sich in die prunkenden Hallen der Residenz zurückgezogen, wo ihnen die Munizipalgenossenschaft des bayerischen Königshauses seit alter Zeit ein leckeres Mahl bereit hält; der Stiftspropst Dr. von Türk hat die Mahlzeit gesegnet; die zur Feier des Festes kommandirten Regimente sind mit klingendem Spiel wieder in ihre Kasernen eingerückt; die zur Prozession herbeigeeilten Beamten, die häufig genug sich nur höherem Willen und Wunsch fügen, haben Uniform und Degen wieder der schützenden Truhe anvertraut; der Donner deutscher Geschütze, auf dessen Sturmesschwingen die Gebete und Gesänge der Gläubigen himmelan eilen, ist verhallt; Berge von Gold, Weiß- und Brauwürsten, ungezählte Hektoliter des Rationalgetränkes sind vertilgt und mit berechtigtem Stolz registriert die katholische Klerisei die Thatsache, daß auch diesmal wieder das Oberhaupt des bayerischen, also eines paritätischen Staates, Prinzregent Luitpold selbst, mit glänzendem Gefolge durch seine Betheiligung das kirchliche Fest verherrlicht und ihm in den Augen der Volksmassen die staatliche Weihe verliehen hat, — er, nach der Verfassung des Königreiches der summus episcopus der protestantischen Kirche in Bayern. Segnend erhebt Papst Clemens V., dessen Nachfolger den deutschen König Ludwig den Bayern so unhöflich behandelte, im Himmel — aber wo er sonst sein mag — seine Hände zu Preis und Dank für das bayerische Königshaus und zufrieden lächelnd gedenkt er der Segensworte, die er vor beinahe sechshundert Jahren, die von Urban dem Vierten ins Abendland eingeführte Institution des Fronleichnamsfestes bestätigend, urbi et orbi zurief: Licet igitur hoc memori alessacramentum in quotidianis missarum solenniis frequentetur; conveniens tamen arbitramur et dignum, ut de ipso semel saltem in anno ad confundendam specialiter hereticorum perfidiam et insaniam memoria sollennior et celebrior habeatur. Wohl beunruhigten den damaligen Heiligen Vater noch nicht die ‚West‘ der Reformation und die ihr anhängenden, ‚Sekten‘. Aber ruht denn nicht auch heute noch auf den Anhängern dieser Sekten der Bannfluch der katholischen Kirche, der diese modernen Ketzer der Hölle überantwortet? Und doch soll es schon einmal einen alten, blinden Heiden gegeben haben, der, unkundig der Heilslehre des Christenthumes, doch reinen Herzens die Worte sprach: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Aus Neu-Ruppin erhielt ich den folgenden Brief:

„Verehrter Herr Harden, ein Greis von neunundsiechzig Jahren, procul negotiis auf seiner einsamen Besizung vor dem Rheinsberger Thor hier lebend, bittet Sie als langjähriger Leser Ihrer ‚Zukunft‘, ihm ein Kläschen in Ihrer Zeitschrift zu gewähren. Es handelt sich um eine Vervollständigung oder Richtigstellung der ‚Ursprünge der modernen Arbeiterbewegung‘ des Professors Georg Adler. Ob der Verfasser in den Jahren von Ende 1860 bis 1863 als erwachsenes, selbstschaffendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft bereits thätig war, ist mir unbekannt. Aus seiner Darstellung entnehme ich aber, daß er damals noch nicht inmitten der Dinge,

über die er schreibt, gestanden hat. Die Aktivlegitimation zu meiner Bitte ergibt sich aus dem Nachstehenden. Die damalige tiefgehende, impulsive Bewegung der Geister in deutschen Landen, mindestens in Preußen, war gewissermaßen die Inkubationszeit Germanias. Damals schon sind die Ovarien des neuen Deutschen Reiches befruchtet, ist viel gestrebt und gelitten worden. Auch ich, zwar nicht in Arkadien geboren, aber aus dem schönen Lande der Obotriten und Wenden, stand mitten drin, gründete 1860 den „Flotten Verein der Berliner Arbeiter“ zur Beschaffung eines Schiffes und etwas später in der Vorfigstraße den ersten Berliner Bezirksverein nach 1848, nachdem ich früher mehrere Jahre Mitglied des Berliner Handwerkervereins unter Steinert und des Volkswirtschaftlichen Vereins unter Prince-Smith, Redakteur Michaelis, Schulze-Delitzsch und Anderen gewesen war. Mit solchen Kenntnissen in öffentlichen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten ausgerüstet, wurde ich im Sommer 1862 vom Nationalverein als Vertreter der Berliner Arbeiter zur Weltausstellung nach London gesandt, um von dort Berichte vom Arbeiterstandpunkt aus zu erstatten. Als ich von meiner Reise nach England, wo ich auch das Etablissement der Pioneers of Rochdale besuchte, über Paris, wo ich die Fach- und Wohlfahrteinrichtungen der dortigen Buchdrucker kennen lernte, nach Berlin zurückgekehrt war, hielt ich bald in allen Stadttheilen in großen Versammlungen Vorträge über die von mir auf meiner Reise gemachten Erfahrungen, richtete auch an das damalige Ministerium von der Heydt eine längere Denkschrift, in der ich einen Vergleich zwischen englischen, französischen und deutschen Arbeiterverhältnissen zog. Aus den Wahlen in den von mir abgehaltenen Versammlungen war schließlich das Berliner Centralkomitee entstanden. Da ich bei der sächsischen Regierung schon die Genehmigung zur Abhaltung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses in Leipzig beantragt hatte, wurde ich im Auftrage des genannten Komitees, dessen Vorsitzender ich war, nach Leipzig gesandt, um eine Einigung des auf dem Boden rein marxistischer Theorien stehenden dortigen Lokalkomitees unter Fritzsche und Bahlteich — August Bebel, auch ein Mitglied, verhielt sich damals noch sehr passiv — mit dem Centralkomitee zu bewirken. Fritzsche und Bahlteich kamen dann als Delegirte von Leipzig nach Berlin, wurden von dem mir feindlich gegenüberstehenden und mit allen Mitteln gegen mich intrigirenden Adolf Streckfuß empfangen und schließlich, nach einem Rundgang durch ober- und unterirdische Arbeiterlokale vor dem Oranienburgerthor, in eine der von mir einberufenen und geleiteten, allgemein bekannt gewordenen Versammlungen in der Tonhalle geführt, in der die Leipziger Delegirten zu unserem größten Erstaunen ganz andere als die von mir mit ihnen vereinbarten Grundzüge entwickeln; sie hatten sich augenscheinlich in Anhänger Schulze-Delitzschs umgewandelt. In diesen großen Tonhalle-Versammlungen sollte Schulze sich mit Lassalle aussprechen. Nur Lassalle erschien und durch seinen Einfluß mit der Devise (L'Etat c'est moi) gelangte die bisher in ruhigen, übersehbaren Bahnen gegangene Arbeiterbewegung auf ein ganz anderes Gleis. Ich habe dann in Druckschriften die Gründung von Produktivgenossenschaften angeregt und mich bemüht, für das Koalitionsrecht der Arbeiter, für Invaliden- und Altersversorgungsclassen zu wirken. Von einer Bewegung in Nürnberg und einem dort abzuhaltenden Arbeiterkongreß war zu meiner Zeit nichts bekannt; sonst hätte ich die Genehmigung für einen solchen Kongreß bei der sächsischen Regierung doch nicht beantragt. Meinem Vorgehen gebührt jedenfalls die Priorität. Das ist aus allen damaligen Tagesblättern Nord- und Süddeutschlands zu ersehen

und Dr. Guido Weiß hat in seiner ‚Zukunft‘ ausdrücklich hervorgehoben, daß ich der Vater der neuen deutschen Arbeiterbewegung sei.

Mit größter Hochachtung ganz ergebene
Eichler.“

* * *

Ein adeliger Herr, der früher im Dienst der Preussischen Hypothekbank stand, schreibt mir: „Die Andeutung, die Sie am Schluß Ihres zweiten Mirbach-Artikels machten, entspricht, wie ich bestätigen kann, durchaus den Thatfachen. Wenige Jahre vor dem Zusammenbruch der Preußenbank wollte der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach ihr ein weites, südlich von Bonn zwischen Godesberg und dem Rhein liegendes Areal verkaufen. Er forderte einen ziemlich hohen, durch die günstige Entwicklung der regionalen Verhältnisse immerhin aber zu rechtfertigenden Preis. Um diese Verhältnisse zu prüfen, wurde ein Bankbeamter nach Godesberg geschickt. Ob das Geschäft perfekt geworden ist, weiß ich nicht; denn der Kommerzienrath Sanden vermied jedesmal, wenn er danach gefragt wurde, eine präzise Antwort und war nicht zu deutlicher Aussprache zu bringen. Sicher ist aber, daß der Oberhofmeister die Absicht hatte, auch persönliche Geschäfte mit Sandens Preußenbank zu machen. Diese Feststellung scheint mir genügend.“ Mir auch. Der Oberhofmeister hat also mit Leuten, von denen er Kirchenbaugelder erbat und erhielt, denen er Titel verschaffte und die er, wie wir noch sehen werden, gegen Preßkritik zu schützen versuchte, auch Privatgeschäfte gemacht. Um so mehr müssen wir bedauern, daß wir nichts über das „persönliche Konto“ erfuhren, das er, neben dem Konto K, bei der Pommernbank hatte. Dafür ist uns aber sein neuestes Plänchen entschleierte worden. Der freiherrliche Musterchrist ließ an die Provinzialbehörden Klase ergehen, die von der Präsidialinstanz amtlich an die Landräthe weitergegeben wurden. Signal zum Sammeln für die Silberne Hochzeit des Kaisers. Nicht viel mehr als ein Millionchen ist nöthig. Dringend nöthig; denn die Brunkirche, die auf den Namen des spärlichen alten Kaisers getauft ist, braucht noch Mosaikschmuck. Zimmer‘ran, meine Herren! Die Namen der „Stifter“ — so nennt Mirbach die Opfer sanfter Preßion — werden in ein „künstlerisch ausgestattetes“ Buch eingetragen, das dem Kaiser am Festtag überreicht wird. Doch das Christenherz des Freiherrn verschmäht „kleinere Sammlungen“. Die „sind zu verhindern, denn sie haben öfters nur Beträge von zehn bis zweihundert Mark erbracht, sind allgemein unbeliebt und geben reicheren Leuten Veranlassung, nur Beträge von zehn bis zwanzig Mark zu zeichnen; dadurch wird ein gutes Resultat der Sammlung gefährdet“. Also: ein Diener der Kaiserin sammelt Geld zu einem Geschenk, das seiner Herrin dargebracht werden soll, bedient sich dazu des Apparates der Verwaltungsbehörden und lockt die Kapitalisten mit der Aussicht, daß ihre Namen und die gezeichneten Summen „den Majestäten“ vors Auge kommen. Die Präsidenten und Landräthe, die für solche Dinge nicht eine Minute übrig haben dürften, weisen die neue Zumuthung nicht zurück, sondern bemühen sich, wie ein veröffentlichter Brief des telower Landrathes beweist, möglichst viel Geld zusammenzuscharen; vielleicht fürchten sie, scheel angesehen zu werden, wenn sie nicht stattliche Beträge abliefern. Und nun denke man sich in die Lage eines Unternehmers, der vom Landrath seines Kreises solchen Sammelbrief erhält! Das nette Plänchen ist nun schon Tage lang bekannt; noch aber hat man nicht gehört, daß die Fortsetzung der Sammelei streng verboten worden ist. Soll das mit solchen Mitteln aufgebracht Geld etwa gar an-

genommen werden?... Allerliebste Geschichten hat auch Herr Dr. Leipziger in seinem „Roland von Berlin“ aus der Zeit seines Verlehrs mit dem Oberhofmeister erzählt. Daß Mirbach seine Schrift „Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina“ auf Leipzigers Kosten drucken ließ, wissen die Leser der „Zukunft“ schon. Herr Dr. Leipziger wurde aber auch zu einer Prachtausgabe veranlaßt. Da waren „sehr kostbare weißseidene Einbände“ nöthig, „die in der Mitte das Jerusalemkreuz in Emaille zeigten“. Und diese Prachtbände gefielen dem Oberhofmeister so sehr, „daß er mich immer wieder ersuchen ließ, mehr davon zu ‚stiften‘.“ Schließlich hatten Seine Excellenz auch noch die Gnade, einen Tausendmarkschein anzunehmen, den Leipziger dem Prorektor „mit der frommen Uge überreichte, daß dieser Betrag das Ergebnis (des Verlagsgeschäftes) sei“. Dabei ist Mirbach ein reicher Mann und könnte seine Literatur bequem selbst bezahlen. Das hinderte ihn nicht, sich von Leipziger ein paar tausend Mark schenken zu lassen. Einen Dank erhielt der „Stifter“ nicht; weder Orden noch Titel. Er hat sich getrübt und schreibt jetzt: „Nicht immer konnte der Freiherr Das durchsetzen, was er seinen Schülern in Aussicht gestellt hatte“. Als im Kleinen Journal, das damals noch Herrn Dr. Leipziger gehörte, Sandens Schwindeleien enthüllt wurden, ließ Mirbach den Besitzer, dem er einen seiner Kanzleibeamten in die Wohnung schickte, bitten, die Preußenbank doch nicht mehr anzugreifen. Der Oberhofmeister und Generalmajor wollte also die Entlarvung eines gemeingefährlichen Betrügers verhindern; optima ratio natürlich, wie wir zu glauben verpflichtet sind. Ist's nöthig nicht aber genug? Wollen lutherische Pastoren noch ferner gemeinsame Sache mit einem Herrn von so seltsamem Geschmack, so wundervollem Unterscheidungsvermögen machen? Wird der Mann, dem solche Irrungen nachgewiesen sind, ins Dunkel hinabsinken? Abwarten. Ein Kindergemüth, das, wenn ihm 25000 Mark ausbezahlt werden, eine Quittung über 327 400 Mark giebt, verdient unter allen Umständen ärztlichste Schonung und kommt in heiliger Einfalt auch über gefährliche Klippen hinweg.

Sitzung der berliner Stadtverordneten. Der Kaiser hat den Bauplan einer neuen Brücke corrigirt und der Magistrat hat die Korrektur natürlich mit ergebenstem Dank angenommen. Der Stadtverordnete Arnold Perls, ein sehr begabter Stilist und politischer Schriftsteller, beantragt, die Vorlage des Magistrates abzulehnen; erstens, weil ihm der frühere Entwurf besser schien, zweitens, weil er findet, daß die Gemeindeverwaltung die Bauten, die sie selbst bezahlt, nicht fremdem Geschmack anzupassen braucht. Darob „stürmische Unterbrechungen, die den Redner Minuten lang am Weitersprechen hindern; der Stadtverordnete Sachs ruft immer wieder: Unerhört! Unerhört!“ Diese liberalen Byzantiner sind doch famose Kerle. Sie mußten sagen: Entweder ist der Entwurf des Stadtbaurathes besser als der des Kaisers, — dann lehnen wir die Korrektur ab; oder unsere Sachverständigen können nicht mal so viel wie ein Dilettant, — dann jagen wir sie weg und reden ein ernstes Wort mit dem löblichen Magistrat, der selbst eingesteht, daß er uns einen miserablen Entwurf vorgelegt hat. Fällt ihnen gar nicht ein. Sie brüllten den einzigen Kritiker nieder. Sind aber „entschieden liberal“ und werden morgen wieder behaupten, daß Alles sich, Alles wenden muß, wenn das freimüthige Bürgerthum endlich zur Herrschaft gelangt. Soll man sich ärgern? Uns Himmelswillen! Die Sippe ist ja nur lächerlich.

Ein paar Zeitungsnötigen. I. Zu dem Professor Wölflin, der an der Berliner Universität, als Nachfolger Hermanns Grimm, Kunstgeschichte lehrt, hat der Kaiser, als er ihn zum ersten Mal sah, ohne Einleitung gesagt: „Sie machen mir, bitte, ordentlich Front gegen die moderne Richtung!“ Dann wandte sich der Monarch um und überließ den also Angeredeten seinen Bekennergefühlen. II. „Die Deputation der südwestafrikanischen Ansiedler, die bestimmt darauf gerechnet hatte, noch während der Kieler Woche vom Kaiser empfangen zu werden, wird erst nach Beendigung der Regatta zur Audienz befohlen werden.“ Schade, daß die armen Leute nicht, wie die Kunst der zuverlässigen Reporter, nach Kiel geladen wurden. Die Festtage hätten sie Manches erkennen gelehrt. Und wenn sie dann heimgelehrt wären, hätten sie den Landsleuten, die drüben auf dem Grab deutscher Menschen und deutscher Hoffnungen trauern, im Stromgebiete des Swakop mit gutem Gewissen zu sagen vermocht: Deutschland ist wirklich arm, muß sich wirklich arg einschränken und wir können von der alten Heimath deshalb nicht mehr verlangen als den knappen Bettlerpfennig, den uns der weiße Reichstag zugebacht hat. III. Am fünfzehnten Juni kamen bei einer Feuerbrunst, die im Hafen von New-York auf einem Dampfer entstand, mehr als tausend Frauen und Kinder nach gräßlichen Qualen ums Leben; nach amerikanischen Berichten waren neunundneunzig Prozent der Verbrannten, Zerquetschten, Zertrampelten Deutsche. In Deutschland sprach man gerade vom Gordon Bennett-Rennen und hatte keine Zeit, sich um diese entlegene Sache zu kümmern. Am sechzehnten Juni hielt unser Speck, der Botschafter des Deutschen Kaisers, bei einem new-yorker Schützenfest eine Rede: kein Wort über das Ereigniß des vorigen Tages. Der Mayor Mc Cellan hatte die Einladung zu dem Fest mit der Motivirung abgelehnt, wichtiger als eine Pflicht äußerlicher Repräsentation scheine ihm jetzt „die höhere Pflicht, die uns das gestrige Unglück auferlegt hat“; er müsse die Morgue aufsuchen und sehen, wie für die überlebenden Opfer der Katastrophe und für die Hinterbliebenen gesorgt sei. Eine hübsche Veltion für Specky. IV. Aus dem lieben Vokalanzelger: „Auf der Nacht der Kaiserin erblickte man den Kronprinzen in emsigster Thätigkeit am Ruder; man sah ihm an, wie der Zauber des Segelsports ihn schon ganz in seine Fesseln geschlagen hat.“ Das ist telegraphirt worden. V. Nach Scherl Wlosse, nach dem Parteilosen der Demokrat. Aus dem Berliner Tageblatt: „Was an Bord der ‚Hohenzollern‘ in den letzten Tagen geschaffen wurde, grenzt ans Wunderbare. Morgenländische Phantastie und Pracht bietet sich dem Auge. Das Deck und die Innenräume sind in Blumengärten umgewandelt worden. Schwimmkrähne hoben die herrlichen Arrangements an Bord, wo ein baldachinartiger Schmuß hergestellt wurde. In der ganzen Länge des Schiffes schließen sich daran Blumengewinde, die an die Hängenden Gärten erinnern.“ VI. „Ganz besondere Aufmerksamkeit erweist der Kaiser den reichen Amerikanern. Fast jeden Abend sind einige von ihnen zur kaiserlichen Tafel geladen. Als gestern die Damen Vanderbilt und Goelet an Land fuhren, wurden sie auf Befehl des Kaisers schon an der Landungsbrücke von dem Kronprinzen und dem Prinzen Heinrich erwartet und vom Hafen ins Schloß geleitet.“ Hat unter den Lesern der „Zukunft“ nicht Einer Zeit und Lust, Alles zu sammeln, was in diesen Wochen aus Homburg und Kiel kam? Das gäbe ein lehrreiches Büchlein. Titel: Ein Sommer deutscher Weltpolitik.



Berlin, den 9. Juli 1904.

Professor Meyer.

Vor dreißig Jahren kam ein stinkes Männchen nach Berlin. Kein Jüngling mehr; ein neuer Doktorhut auf bemoostem Haupt. Als Dorflehrer hatte es sich durchgehungert und den Ruf eines hellen Kopfes erworben, der nicht in agrarischer Unwissenheit hindämmern dürfe. Bald war ein Stipendium erwirkt, der talentvolle Landmagister konnte die Universität besuchen, an göttinger Freitischen schmausen und als Doktor der Philosophie in die Reichshauptstadt einziehen. Ins Berlin der Krachzeit; das Einem, der bisher stets gedarbt hatte, aber noch ein Dorado schien. Stuckpaläste, Mädchen mit Federhüten und Moschusduft, Restaurants aller Sorten und bis ins Morgengrau ein Getriebe, von dem die Unschuld im Dorf sich nichts träumen ließ. Wenn man zunächst auch knausern, in billigen Studentenkneipen essen und der männlichen Gier in den Dachkammern der Winkelprostitution Sättigung suchen mußte: auf diesem fetten Boden ist jedem Pfliffigen, dems nicht an Fleiß fehlt, reiche Ernte gewiß. Also arbeiten, emsig umherspähen und schnell unterschlüpfen, wo irgend ein Aemtlein vakant wird. Eins an der Universitätsbibliothek bringt sechzehnhundert Mark; dazu kommt ein Lehrauftrag für die Technische Hochschule; auch die Reichspostschüler dürfen sich des neuen Lichtleins freuen: viel ist's nicht, doch ein Anfang. Knapp dreitausend Mark im Jahr, als Trost und Hoffnung aber den Titel eines Privatdozenten. Allzu schnell nur gewöhnt sich der Sterbliche an irdische Freuden. Was den Landlehrer entzückt hätte, genügt dem Herrn Dozenten bald nicht mehr; und als er sich gar Professor nennen darf, packt ihn die Lust, des Lebens gol-

denen Baum zu erklimmen. Nationalökonom, Professor: wie geschaffen für ein Kommando im Heer der modernsten Großmacht. Wenn es nach Verdienst ginge, ließe sich ja auch mit der reinen Wissenschaft leben; aber kommt gegen Schmöller, Wagner und andere Bonzen denn eine junge Kraft auf? So ungefähr erklärt unser Mann, warum er der grauen Theorie nun den Rücken kehrt. Die Presse sucht und braucht immer Talente; wer sich ihr angelobt, trägt den Marschallsstab im Tornister. Der Herr Volkswirth und Professor wird auch richtig für eine große, dann für eine noch größere Zeitung gemiethet. „Redakteur des Handelsheiles.“ Und lebt nun einen guten Tag. Die Börsenleute lassen sich nichts abgehen; wer mit ihnen verkehrt, täglich in ihrem Dunstkreis athmet, verlernt das Knickern. Schließlich gehts auch ohne Redakteurstellung. Ein Talentvoller schafft sich sein eigenes Blatt und findet immer Gelegenheiten, im Dickicht dunkler Finanzgeschäfte Geld zu verdienen. Nützlich zu solchem Werk ist eine nette, leichtblütige Gefährtin, mit der man Staat machen und die Männer ins Garn locken kann. Der Professor heirathet ein hübsches Theatermädchen, das die Künste kleiner Tingeltangel mit heißem Bemühen studirt und in der Chorgarderobe den Umgang mit dem starken Geschlecht gelernt hat. Ein liebenswürdiges Paar; immer vergnügt, gefellig und nachts um Drei noch in ein Kaffeehaus, eine Bar zu verschleppen. Mit dem Geld haperts manchmal ein Wischen. Dann wird gepumpt; zuerst sacht, später kräftig. Schneider und Schuster, Hausbesitzer und Gastwirth, Willethändler und seine Firmen: Alle müssen bluten. Was ist denn dabei? Wenn der Herr Professor mal wieder einen Coup macht, wird der ganze Kitt bezahlt. Ist der Wasserstand in Berlin gar zu niedrig, dann wird Madame ins Seebad geschickt und erhält von dem Eheherrs den Aufschlag, „ordentlich zu räubern, aber ohne Gegenleistung“. Denn der Volkswirth will auf sein Leibmonopol nicht verzichten. Die Frau darf sich umwiehern, ins cabinet particulier einladen lassen, den Werbern Potentledchen vorsingen, — tout, mais pas cela. „Vielleicht pumpt Dir Einer dort ein paar blaue Lappen; doch wenn Du sie nicht ohne Verpflichtung bekommen kannst, dann nicht. Denn es wäre mein Tod, wenn Dich Einer auch nur mit der Fingerspitze berührte.“ Effektivegeschäfte sind also streng verboten; die Waare soll gezeigt, nicht geliefert, der Appetit gereizt, nicht gestillt werden. Das einst so strebsame Männchen fühlte sich im Sumpfklima berlinischer Bummelmoral recht behaglich; doch die Treue war ihm kein leerer Wahn. Wenigstens in Ehejachen. Sonst wurde geschwindelt, daß sich die Balken bogen. Der Name des Professors, der alt und mürr geworden war,

roch nicht mehr gut, die Quellen, aus denen er früher geschöpft hatte, versickerten, selten nur gelang noch ein lohnender Coup: und das Pärchen wollte doch nobel gekleidet sein, die großen Tage hauptstädtischen Lebens mitmachen und den Hausfreunden eine Flasche Sekt vorsehen. Das ging eine Weile. Gegen Schuldklagen half der Eid, der in der Gerichtssprache Offenbarung heißt. Nach und nach aber verloren die Gläubiger die Geduld, die Staatsanwaltschaft wurde angerufen, die Untersuchung eingeleitet und in der ersten Juliwöche saß Herr Professor Dr. Moriz Meyer neben seiner Ehefrau in Moabit auf der Sünderbank. Das Paar war wiederholten Betruges angeklagt und in der ersten Stunde schon bössartiger Schwindelei überführt.

Ein Alltagsprozeß. Dem Kriminalisten nicht der Erwähnung werth. Herr Meyer stellte sich dem Gericht als den redlichsten Mann dieser Erde vor und behauptete, daß erstens auf seiner Ehre kein Kostfleckchen zu finden sei und daß zweitens sein Haushalt täglich nur fünf Mark gekostet habe. Die Thorheit dieses Vertheidigungssystems fiel auf und ließ Manchen bezweifeln, ob der Angeklagte wirklich der Pfiffikus sei, für den er Jahre lang galt. Solche Zweifler vergaßen, wie stark, wie lähmend die Suggestion des Gerichtssaales wirkt. Moriz Meyer war, trotz dem kranken Herzen und den fünf Prozent Zucker im Harn, noch bis in die letzte Zeit ein Mann von vielen Graden. Oder ist es so leicht, in großen berliner Restaurants mit leerer Tasche Bechen von drei- und fünfhundert Mark zu machen und selbst bei Willethändlern Kredit zu finden? Auch in unserer Chineserei, die noch immer an Titel glaubt und einem Titularprofessor keinen Betrug zutraut, gehört dazu eine ungewöhnliche Geschicklichkeit. Im Sünderwinkel sehen Schlauföpfe oft wie Tölpel aus. Und diesem Angeklagten blieb nur die Wahl, sich im ganzen Umfang der Anklage schuldig zu bekennen oder das Blau vom Himmel zu leugnen und den blöden Epitalfrüppel zu mimen. Prozeß und Urtheil sind gleichgiltig; ich wollte auch nur den Hintergrund für fünf Minuten beleuchten.

Der Professor gab, bis er verhaftet wurde, ein Finanzblatt heraus, das in fetten Jahren zweihundert, in mageren sechzig Abonnenten hatte. Davon konnten natürlich nicht einmal die Druckkosten der winzigsten Auflage bezahlt werden. Dennoch brachte das Blatt jährlich ein paar tausend Mark ein. Die Weltfremdheit preussischer Landrichter fand an dieser Feststellung zunächst nichts Wunderbares. Und als der Angeklagte, um die Beschuldigung, er sei völlig mittellos gewesen, abzuwehren, den Beweis anbot, daß „die Inhaber mehrerer ersten Bankhäuser ihm regelmäßig große, feste Beträge gezahlt haben“, erwiderte der Staatsanwalt, nach seinen Informationen sei das

Es ist nicht regelmäßig, sondern nur in Nothfällen, „aus Mitleid mit der schlechten Vermögenslage des Angeklagten“, gezahlt worden. Ein Staatsanwalt, der Raß heißt, könnte die Geschäftssitten eigentlich besser kennen. Seine „Informationen“ waren sicher falsch, Meyers Angaben sicher richtig; und daß sie richtig waren, wäre der stärkste Trumpf für den Ankläger gewesen. Das Blättchen Meyers war von der Sorte, die keine Käufer braucht. Die Herausgeber solcher „Finanzzeitschriften“ — die oft nur vor großen Emissionen und wichtigen Generalversammlungen erscheinen — durchschnüffeln die Prospekte, Bilanzen, Geschäftsberichte, bis sie die Möglichkeit finden, den Bank- und Industriedirektoren irgend ein Aergerniß zu bereiten. Diesen Fund veröffentlichen sie dann; oder melden der zuständigen Zahlungsstelle, daß ihr Gewissen drängend zur Veröffentlichung mahne. Wanzenstiche sind auch der gesunden Haut lästig. Deshalb finden selbst die Leiter sauberer Institute sich mit dem Gesindel ab, zahlen ihm wohl gar ein Pauschale. Meist fürs Schweigen, manchmal fürs Loben. Herr Professor Meyer, der ja auch von der bröckelnden Pommernbank Tribut bezog, wußte wahrscheinlich ganz genau, wo die fettesten Bissen zu holen waren; nicht in den reinlichsten Häusern. Daß er sich in foro der festen Beträge seiner Schweigegebelber rühmt, vom Vertreter der Anklage aber nicht zu den Erpressern, sondern zu den Almosenempfängern gerechnet wird, ist allerliebft. Acht Tage nach dem Ende des Pommernprozesses! Welches Gebiet menschlicher Thätigkeit kennen die Juristen eigentlich, von deren Spruch Leben und Ehre des Bürgers abhängt? Nachgerade möchte mans wissen.

Lehrreich war ferner die Feststellung, daß Herr Meyer, als er öffentlich schon hundertmal ein Bestochener genannt worden war, zur Mitarbeit am „Rathgeber auf dem Kapitalmarkt“ verpflichtet wurde; an einem Blatte, dessen Besizer viel Geld für Inserate ausgiebt und das deshalb oft als besonders zuverlässig gerühmt wird. Wer im Jahr 1903 den Bankhonorarprofessor noch über Finanzangelegenheiten schreiben ließ, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Immerhin wird Mancher sich nach dem Prozeß Meyer „Rathgeber“ von miuder evangelischer Nächstenliebe wünschen.

Diese letzte Stellung brachte dem Sechzigjährigen den größten Sold seines Lebens: sechshundert Mark für den Monat. Als Handelsredakteur der Nationalzeitung hatte er dreihundert, nachher bei der Vossischen Zeitung fünfhundertundvierzig Mark bekommen. Das ist nicht viel. Die Nationalzeitung, die selbst nur von Bankgeldern lebt, für die im vorigen Jahr herumgebettelt wurde und jetzt, mit ängstlich verdoppeltem Eifer, wieder gebettelt wird, — diese längst welke Schöne kann vielleicht nicht mehr bezahlen.

Die Bossische aber bringt Hunderttausende ein; und der Mann, dem der steinreiche Geheime Justizrath Bessing das Riesengebiet des Handels und der Industrie anvertraute, erhielt ein Fixum von achtzehn Mark für den Tag. Leben konnte er damit; wäre aber selbst in den Augen kleiner Börsenpulsucher stets ein „Schnorrer“ geblieben. Ein Mann, der täglich im Burgstraßenaal eine große Zeitung vertritt, muß einigermassen repräsentiren. Dem Börslaner kommts auf ein Doppelkrönchen nicht an; er spielt gern den bon prince und freut sich, wenn er Etwas spendiren kann. Da steht er nun den mächtigen Redakteur, der für zehntausend, zwanzigtausend Leser morgen das Wetter macht, neuen Emissionen den Weg bahnt oder sperrt, über die Bilanzen Gerichtstag hält, den Marktwertth politischer Nachrichten abmisst und den Umschwung der Tendenz prophezeit. Allmächtig ist er nicht, vermag aber viel. Wenn er schreibt, „die Börse warte mit angehaltenem Athem auf die Meldung vom Fall Port Arthurs“, dann reiben sich alle Baißiers die Hände und hoffen, der große Kurssturz, auf den sie seit drei Monaten rechnen, nahe nun endlich. Sagt er im Ton kühler Gelassenheit, „die Kapitulation der belagerten Festung sei von der Börse längst escomptirt“, dann wähnt die Hausssepartei sich vor jäher Ueberraschung geschützt. Selbst die Größten kann er ärgern; schon dadurch, daß er ihre Kursminderungen stets, die Steigerungen niemals im Stimmungsbericht des Abendblattes verzeichnet. Doch verfügt er auch über stärkere Künste; wenn immer wieder von Serbiens elender Wirthschaft geredet wird, unwillt sich sogar der Gipfel des Fürstenberges. Und der Mann, von dessen gutem Willen so viel abhängt, trägt einen schlecht sitzenden Rock und muß dreimal überlegen, ob er sich einen Taxameter bis nach Wilmersdorf leisten darf. Da entstehen denn leicht fatale Vertraulichkeiten. „Rauchen Sie 'ne gute Cigarre, Herr Doktor?“ „Doktor, wenns Ihnen recht ist, fahre ich Sie nach Haus!“ „Essen wir heute zusammen, Doktorchen?“ So harmlos fängt es wohl an. Die leise, dann die laute Beeinflussung folgt. Der Makler, Prokurist, Direktor ist wirklich ein netter Kerl; und es mag sein, daß er die Verhältnisse klarer sieht. . . Moritz Meyer war an der Börse gewiß umworben. Ein Professor ist da was Nares; und Tante Bos hat eine zahlungsfähige Kundschaft. Mit achtzehn Mark sind keine großen Sprünge zu machen; selbst mit den Nebeneinnahmen reichts gerade nur für das Nöthigste. Zuerst läßt man sich füttern und tränken, nimmt, nach sprödem Bögern, auch kleine Geschenke an, ganz kleine, zur Konservirung der Freundschaft. Den Cato braucht man ja auch nicht zu spielen. Ins Wohlleben gewöhnt Jeder sich schnell und stöhnt dann über die Pfennigsucherpflcht. Warum, zum Henker,

soll Unserens nicht ein anständiges, solides Geschäftchen mitmachen? Als ob das Urtheil nicht trotzdem unabhängig bliebe! Bald danach wisperts aus allen Winkeln: Der nimmt also auch! Nun ist er versorgt und braucht nicht mal mehr die Hand hinzuhalten. Einer, der in die Welt paßt, lebt und leben läßt. Nur darf er nicht abgefaßt werden: sonst ist's aus. Der Herr Professor ließ sich ertappen und wurde drum nachts aus dem vossischen Paradies verjagt. Bequeme Justiz. Wer einen halb Verhungerten in einen Konditorladen setzt, sollte sich nicht wundern, wenn der Unbewachte zu naschen anfängt. Darüber müßte auf Journalistentagen geredet werden; nur darüber. Muß der Zeitungsschreiber, der sich doch für den Lehrer, den Warner, das Gewissen der Nation ausgiebt, so miserabel besoldet werden, daß er auf allerlei schlimmen Nebenwerb angewiesen ist, wenn er ein Bißchen Komfort gewinnen will? Daß Herr Professor Ludwig Pietsch ein von der Weinhandlung Kaiserkeller, Herr Chefredakteur Konrad Alberti ein von der Firma M. Israel bezahltes Reklamebuch schreiben muß? Und dürfen die Millionäre sich ihrer hohen Sittsamkeit rühmen, die einen Tintentuli, weil seine Genußgier der Versuchung erlag, mit hartem Fußtritt von der Plantage stoßen? Den stolzen Herren müßte die himmelan klagende Strophe des Harsnerliedes in den Ohren dröhnen: „Ihr laßt den Menschen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein...“

Als Moritz Meyer von Lessings Erben der Pein überlassen war, lud er, dem zur Anschaffung größeren Kalibers die Mittel fehlten, einen Taschenrevolver, der nicht weit trug, für nahe Ziele aber sehr gut zu verwenden war. Resultat: Inhaber erster Bankhäuser zahlten ihm regelmäßig ansehnliche Beträge. Die genügten nur leider nicht; und so griff er im Kampf ums Dasein nach einer zweiten Waffe. Er log Solvenz, schwindelte den Lieferanten Waaren ab und führte mit seinem herzigen Frauchen ein Hochstaplerleben bescheidenen Stiles. Resultat: Anklage wegen Betruges. Füllen diese beiden Thatfachen nicht eine lesenswerthe Seite im Gesetzbuch moderner Moral? Keiner der inkriminirten Fälle reicht bis in den Bezirk großer Gaunerei; in keinem handelt sich um viel mehr als tausend Mark. Wenn das Ehepaar, das sich als fidele Pumpgenossenschaft durchs Leben schlug, auf der Bühne stünde, hätte es die Lacher für sich und die geprellten Kaufleute bekämen zum Schaden den Spott. Die Optik des Gerichtsjaales zeigt ein anderes Bild. Dieß gemeinen Betrüger! Und dieser Professor Dr. Meyer will gar noch behaupten, er habe für sein nur in einer Liebhaberausgabe gedrucktes Blatt aus ersten Bankhäusern Subsidien erhalten, also ein festes Einkommen gehabt! Eine Bombenfrechheit. Dann wäre er ja ein korrekter Bürger gewesen ...

Bayerischer Liberalismus.

Die Physiognomie des politischen Lebens trägt in Bayern wohl keinen Zug ausgeprägter als den der Centrums-Herrschaftsgewalt. Das ist beklagenswerth, aber natürlich. Liberale Press- und Kammerredner behaupten, es sei unnatürlich. Das Ministerium soll das Land verrathen und sich an das Centrum gehängt haben. Wenn die Regierung sklavisch abhängig ist von der stärksten Partei: was können da die armen Liberalen an dem Gang der Dinge ändern? Sie können protestiren, warnen, aber die berufenen Steuerleute fahren unbesonnen weiter im schwarzen Meere und halten Kurs auf den Felsen Petri.

So sagt man. Greisenhaftes Gerede. Man will seine geistige Armuth bemänteln und sucht einen Sündenbock aus fremder Herde. Schön, wenn man ihn findet und durch selbigen Fund zugleich Gelegenheit bekommt, vor den Augen des Landes zu demonstrieren, wie man Freiheit und Kultur vertheidigt selbst gegen ministerielle Gelüste. Aber die Wirklichkeit ist ganz anders. Auch ein Minister kann sich nur einem Starlen zu Eigen geben. Der Liberalismus aber ist schwach und unfähig. In seinen Reihen stehen die Besten des Volkes, aber seine Führer sind heillose Rhetoren von unbezwinglicher Nebelust und erschreckender politischer Unfähigkeit. Ein Ministerium, das sich ihnen verbündete, wäre an dem selben Tage verloren. Man kann Politik machen, wenn es sein muß, mit dem dümmsten Haufen, wenn er nur treu bei einem Ziele zu beharren vermag; niemals aber mit Leuten, die glauben, ihre Persönlichkeit dadurch legitimiren zu müssen, daß sich Jeder persönliche Dummheiten leistet, und die als Fraktion das Gegentheil von Dem thun, was man ihrem Programm nach von ihnen erwarten sollte. Das Centrum hat Beides, eine geschlossene Masse und Führer von politischem Instinkt und volksthümlicher Begabung. Der Liberalismus hat Repräsentanten mit vielen Velleitäten, aber kein klares Ziel; reiches Einzelwissen, aber keine Selbstständigkeit; eine große Geschichte, aber keine geschichtliche Bildung; eine Menge Stimmen, aber ohne Einheitlichkeit; seine Begeisterung reitet auf zügellosem Pferd; bündnißfähig ist er nicht. Es ist nur natürlich, daß das Centrum herrscht. Man kann nicht einmal ein Unglück nennen, daß unser Rhetoren-Liberalismus nicht herrscht.

Nichts hat dem Centrum in Bayern mehr zu seiner Machtstellung verholfen als gerade die Rhetorik des Liberalismus. Als einst der Papst von jenseits der Berge dem Centrum Weisungen zukommen ließ — in der Septennatsfrage — und Windthorst die Zuschrift geheim hielt, schilderte die liberale Presse in den schwärzesten Farben diesen Verrath am Vaterland. Immer wieder werden in Augenblicken politischer Spannung diese Vorwürfe

erneuert. Und doch bildet die Lebenskraft der liberalen Polemik gegen den Ultramontanismus der Nachweis, daß die bekämpfte Partei Informationen und Richtlinien von einer Stelle empfängt, die außerhalb des Vaterlandes liegt. In den Wochen, da Papst Leo XIII im Sterben lag, setzten Tag vor Tag die Blätter, die sich laut ihres Liberalismus rühmen, in Haupt- und Nebenartikeln, in Telegrammen und Spezialberichten den gesammten Klatsch Roms ihren Lesern vor. Im übrigen Deutschland war es nicht anders. Niemals ist der Welt eindringlicher klargemacht worden, daß es nichts Wichtigeres giebt als die Neubesetzung des römischen Stuhles. Und doch hat der Liberalismus ein Lebensinteresse daran, den Nimbus Roms nicht die Gemüther gefangen nehmen zu lassen. Als der Kaiser durch seine svinemüader Depesche in Bayerns Verfassungsleben einzugreifen schien und der Centrumsführer Schäbler auf diese Entgleisung hinwies, in Worten, die ihre sachliche Grundlage in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 120) finden, da tobte die liberale Presse gegen die Reichsfeinde. Und doch ist Bismarck sonst ihr Abgott und die Sicherheit der Verfassung die liberale Grundforderung; und doch weiß man, daß eine Partei in Bayern nicht Boden gewinnen kann, die, wenn auch nur in thörichten Reden, den Anschein erweckt, als wolle sie die Centralgewalt allherrschend machen und Preußen mit Deutschland identifiziren. Mehr noch. Durch die gedankenlosen Reden stellte man den Ministerpräsidenten bloß, den schon Bülow kompromittirte, als er ihn, statt selbst für eine verfahrenene Sache die Verantwortung auf sich zu nehmen, wie einen Paravent vor sich stellte. Des Centrum's Stern war im Sinken gewesen; er ist nun wieder gestiegen. Von den 11,3 Prozent Wählern, die seit 1898 neu hinzugekommen sind, haben bei der Reichstagswahl 1903 insgesamt 2 Prozent liberal gewählt; und doch hatte man diesmal in neun der Wahlkreise, die 1898 unbesetzt geblieben waren, Kandidaten aufgestellt. Das Ministerium Crailsheims, dem man durch hysterische Reden zu nützen glaubte, fiel, mußte fallen. Durch die Schuld der Liberalen, die nicht begreifen, daß man einen Fehler eingestehen kann, ohne sein politisches Ansehen oder einen politischen Führer preiszugeben.

Ein neues Ministerium kam. Herzhaft hat es auf die Frage, ob es sich auch gegen ultramontane Parteieinflüsse zu regiren getraue, mit Ja geantwortet. Natürlich mußte es dann aber eine Stütze an den besonnereren Elementen aller Parteien haben. Die Wahlrechtsvorlage erschien. Die Liberalen begrüßten sie freudig und warnten im Voraus schon landauf und landab vor den Intriguen der „Freiheitseinde“, die dem Volke das neue Gesetz mißgönnten. Das Ministerium glaubte, sich den Dank der Liberalen verdient zu haben, und rechnete auf ihre Hilfe. Ein paar Monate danach völlig veränderte Situation. Die Liberalen erklären das Wahlgesetz für unannehmbar.

Sie fürchten Gefahr von dem Wahlmodus, der ein Drittel der abgegebenen Stimmen entscheidend sein läßt. Der Modus ist, wie überhaupt die ganze Reform, unter ihren Auspizien zum Gesetzentwurf geworden. Die Monate währenden Berathungen in der vorigen Session, der Raum von zwei Jahren zwischen ihr und der jetzigen: das Alles hatte nicht genügt, diese Erkenntniß reifen zu lassen. Sie kommt plötzlich. Aber wiederum dürfen die um ihre Reputation besorgten Führer nicht zugestehen, daß sie sich geirrt haben. Nein: durch irgend welche Chicanes des Ministeriums muß ihr an sich vortrefflicher Rath um seine gute Wirkung gebracht sein. Man rechnet und rechnet: und immer hat das Centrum mehr Stimmen, als wünschenswerth ist. Wie soll man das Gesetz zu Fall bringen? Das Alter der Wahlbarkeit muß auf fünf- undzwanzig Jahre herabgesetzt werden, sagen die Einen; der hermetisch sichere Abschluß der Beeinflussung durch Geistliche oder Beamte ist *conditio sine qua non*, rufen die Anderen. Endlich hat man, woran Alles hängt. Der Wahlmodus der Drittelsmehrheit ist gut, aber zusammen mit der vorgelegten Wahlkreiseintheilung gefährlich. Hier kommt der Teufelsfuß des Centrums zum Vorschein. Die Wahlkreiseintheilung muß geändert werden. Gut; aber die Drittelsmehrheit kann dann wohl bleiben? Nein; die muß auch geändert werden. Selbstverständlich: durch die Wahlkreiseintheilung wird die Drittelsmehrheit gefährlich; also weg mit ihr! Durch die Drittelsmehrheit aber wird die Wahlkreiseintheilung schädlich; also auch weg mit dieser!...*) Kann man sich im Ernst wundern, wenn danach das Ministerium die liberalen Kammerherren mit Ironie bedient? Ja; eben diese Herren wundern sich und erklären dem Ministerium den Krieg bis aufs Messer. Und dann erwarten sie, das so brüskirte Ministerium solle dem Regenten vorschlagen, daß Bayerns Stimme im Bundesrath gegen die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes abgegeben werde. Was diesem Ministerium natürlich gar nicht einfällt, in demal es nicht nöthig hat, sich durch den Nachweis eines außergewöhnlichen Mangels an politischem Instinkt die Anwartschaft auf die Führerstellen in der liberalen Fraktion zu sichern. Es muß mit dem Centrum zu hausen suchen, das von den Fehlern der Liberalen groß, dick und stark wird.

Der heutige Liberalismus, die organisirte Partei mit ihrer parlamentarischen Spitze, ist weder durch Kapazitäten noch durch Masse und volksthümliche Kraft stark genug, um eine entscheidende Bedeutung für den Gang der Ereignisse oder auch nur für den Stakal des leitenden Ministers zu haben. Mit Ausnahme des Jahres 1887, wo das päpstliche Handschreiben an die

*) Wie wenig Wahlkreiseintheilung und Drittelsmajorität in der ganzen Streitfrage bedeuten, habe ich auf Grund der Wahlstatistiken der letzten dreißig Jahre eingehend dargethan in meiner Schrift: „Allgemeines Wahlrecht und bayerische Wahlreform“. Verlag von Grunius in Kaiserslautern. 50 Pfennige.

Centrumsfraktion bei den „Septennatswahlen“ den Liberalen eine größere Anzahl von Wählern zuführte, zeigt die Wahlstatistik einen stetigen, unaufhalt-samen Rückgang des Liberalismus.*), Die Führer haben sich das Vertrauen des Landes nicht zu erhalten gewußt; die alte Generation haben sie nicht dauernd zu fesseln, die junge nicht zu gewinnen vermocht. Man erhofft heu-terreues Leben und große Wirkungen von einem Zusammenfluß aller Liberalen. Auch wieder Kinderträume. Nur eine Reform von innen heraus könnte nützen.

Den Niedergang des bayerischen Liberalismus soll nun das Ministerium aufhalten. Nichts Anderes bedeutet der Protest gegen die Wahlrechtsreform. Nur wenn die Wahlkreiseinteilung chicanös zu Ungunsten der Liberalen gemacht wäre, hätte der Protest eine Berechtigung. Sie kann aber kaum ge-rechter vorgenommen werden, als es in dem Entwurf geschah; man müßte denn zu einem ganz neuen Wahlmodus übergehen. Das aber könnte, wie ich schon in meiner Brochure sagte, nur die Proportionalwahl sein. Jetzt aber klagt man das Ministerium der Ungerechtigkeit an und macht sich dadurch lächerlich, daß man die Anhebung der bisherigen „Privilegien“ — die heu-tige Wahlkreiseinteilung ist durch die Verschönerung der Bevölkerung zu einer direkteren Begünstigung der Liberalen geworden — als Ungerechtigkeit demutet. Man redet Stunden lang zu Gunsten der absoluten Mehrheitwahl für den Landtag, um dadurch das Centrum zu schwächen; und weiß doch, daß dieser Form der Wahl — und zwar ih: allein — das Centrum bei jeder Reichs-tagswahl die sichere Mehrheit der Sitze verdankt. Man erklärt, eine sichere Mehrheit des Centrums verhindern zu müssen, und will ihm darum wohl 87 oder, wenn es sein muß, 88 von 163 Sitzen zugestehen, aber ja nicht 90.

In seiner Schrift über „Charakter und Geist der politischen Parteien“ hat Bluntschli 1869 unseren Liberalismus also charakterisiert: „Er ist reich an Ideen.“ In der Polemik gegen meine Brochure sagt ein größeres liberales Blatt — ohne natürlich von dem Inhalt meiner Schrift etwas Näheres mit-zuthelen —: „Der Liberalismus muß Mandate besitzen, wenn er sich durchsetzen und zur Geltung bringen will, und indem die liberale Fraktion ihre Abstimmung nach diesen praktischen Erwägungen richtete, hat sie einfach eine sehr vernünftige Realpolitik getrieben, mit der sie jedenfalls weiter kommen

*) Im Reich zählte der deutsche Gesamtliberalismus 1871: 1 863 000 Stimmen; unter diese Ziffer ist er nur zweimal gesunken, mehrmals hat er sie überschritten und bei der letzten Wahl hat er 2 190 000 Stimmen aufgebracht. In Bayern hatte er 1871 rund 338 600 Stimmen; diese Ziffer hat er, mit Ausnahme der Septennatswahlen, nie wieder erreicht. Im Jahre 1903 hatte er nur noch 203 000 Stimmen. Die Nationalliberalen allein hatten 1871 in Bayern 291 000 Stimmen, 1903 nur noch 165 000. Diese Ziffern beweisen speziell für Bayern einen unbestreitbaren Niedergang.

wird als mit dem blühendsten Doktrinarismus.“ So sieht die Ideureiche in der Wirklichkeit aus. Man braucht keine Ideen, keinen Kampf um die Seele des Volkes, keine starke Bewegung, die sich unter jeder einigermaßen den Verhältnissen entsprechenden Wahlkreiseinteilung zur Geltung bringen muß und wird, sondern man braucht zuerst eine geometrisch kunstvolle Wahlkreiseinteilung und eine Reihe „gesicherter“ Sitze. Eine Partei dazu wird sich schon finden. Die Führer, die sich ihre Sitze konstitutionell verbrießen lassen, schaffen sie dann, und zwar so, wie sie ihnen paßt. Das ist bayerischer Liberalismus. Er vertraut nicht auf das Volk, daß es auf die Dauer eine Herrschaft nicht tragen wird, die seiner Natur widerspricht, selbst wenn sie durch tausend Kautelen geschützt wäre. Er scheut diese Probe um der Fraktion willen. Und er ist nicht liberal genug, das Volk sich selbst sein Schicksal bestimmen, frei wählen zu lassen. Kleinlich und kleingeistig lebt er dahin, nähert sich von persönlicher Preßfehde und politischen Abfällen und kommt als bildendes Element in der Volkserziehung so wenig in Betracht wie fast alle anderen Parteien auch. Wenn er gar keinen Ausweg mehr weiß, klagt er den Ultramontanismus an, statt seiner eigenen Thorheit. Dann hält er Versammlungen für seine Sekte und läßt sich da die Vortrefflichkeit seiner Politik und seiner Führer bescheinigen. Der große Moment ist immer der, wo ekstatisch bezeugt wird, daß man so handeln mußte, um des Centrums Gewalt zu brechen. Weshalb und auf welchem Wege: davon verlautet kein Wort. Auch nicht darüber, ob das Ziel erreicht ist oder erreicht werden kann. Danach fragt auch Niemand. Die Einheit der Partei ist so nothwendig wie die Einheit der Kirche. Kein Gedanke daran, daß die liberale Partei eine Schaar Erobernder sein muß; daß sie nicht leben kann von Dem, was sie heute besitzt; daß es sie nicht einen Schritt vorwärts brächte, selbst wenn all ihre bisherigen Anhänger ihr treu blieben; daß also ein paar Versammlungen auf ihrem sicheren Gebiet gar nichts bedeuten; daß sie eine Lösung braucht, die herbeizieht, was noch fern steht; die den Sehnsüchtigen eine neue Hoffnung, den Suchenden ein neues Ziel, den gleichgiltig Gewordenen eine begeisterte Arbeit und den Irrenden ein Licht in der Ferne bringt. Man wiegt sich lieber in Träume, um sich die Stimmung nicht verderben zu lassen, und bildet sich ein, Etwas gethan zu haben. Von diesen Träumen lebt man.

Bluntschli beginnt seinen Essay über den „Liberalismus“ mit den Worten: „In dem Liberalismus in seiner echten Gestalt offenbart sich die Natur des jungen Mannes, der im Vollgefühl seiner Kraft und selbstbewußt ins Leben eintritt.“ Sein Schluß lautet: „Der Geist und der Charakter der liberalen Parteien ist männlicher geworden.“ Das wurde 1869 gesagt. Seitdem sind Beide alt geworden: der Essay und der Liberalismus. Wenigstens in Bayern.

Jettenbach.

Pfarrer A. Schowalter.



Bemerkungen zu Bädeler.

Nach kann nicht sagen, daß ich gern reise. Denn ich bin ein schwerfälliger Mensch, den jeder Entschluß was kostet, und ich werde immer und überall, auch in der besten Gesellschaft, sehr vom Heimweh geplagt. Von Zeit zu Zeit muß es dennoch sein. Man ist, zum Beispiel, krank gewesen und es will nicht aufwärts gehen; oder man ist stumpf geworden, daß kein Eindruck mehr so recht haften will. Es ist nothwendig geworden, den inneren Menschen durchleuchten zu lassen.

Hernach, sind die ersten ganz einsamen Tage überstanden, genieße ich dann freilich. Und jeder Eindruck wirkt und es ist mir Alles neu und unerhört. Und der Nachgeschmack bleibt und es ist nicht anders, wie wenn wir als Kinder ein Stängelchen Süßholz belamen. Immer wieder wird daran gesogen und mit dem kleinsten Wischen geegelt; denn man ist niemals mit Schledereien verwöhnt worden.

Dann macht man Pläne für die nächste Fahrt; immer mit einem geheimen Bangen. Denn man hat seine Erfahrungen und ich weiß: es muß schon schief, aber schon sehr schief gegangen sein, bis Einem das Geschick wieder so Etwas zubilligt. Aber man frischt seine Erinnerungen auf, die doch das Einzige sind, das Einem das Leben nicht zu nehmen, nicht einmal zu träben vermag; man erlauft neue Touren, die man sich wünscht, — Alles an der Hand des Bädeler. Der natürlich auch anders heißen darf.

Nun denke ich von diesen Büchern wahrhaftig hoch. Sie sind überwiegend mit einer großen Sachkenntniß geschrieben, die der Einzelne unmöglich, auch in vielen Jahren nicht, erwerben kann, wie denn in Nebendingen auch wirklich die Gesamtheit, in Einzelfragen mindestens ein Stab erlesener und sicherer Mitarbeiter an ihnen sich bethätigt. Sie haben sogar einen erzieherischen Werth; man wird sicherer, selbständiger durch sie, nicht so ganz der Ballen, den ein Wirth dem anderen darreicht, nachdem er sich sein bescheiden oder ungebührlich Theilchen des Inhaltes angeeignet hat.

Es ist sogar für ein beschauliches Gemüth eine Anregung, die verschiedenen Jahrgänge zu vergleichen. Das ist denn doch nicht anders als am nächtigen Himmel: Sterne verlöschen und neue Sternchen glimmen auf. Man meint, zu erkennen, wie sehr sich die Ansprüche auf Behaglichkeit während der Fahrt gesteigert haben: was sonst den Bedürfnissen auch der Verwöhnteren völlig genug that, daran findet das neue Geschlecht zu mäkeln. Immer weniger will man entbehren, immer bequemer ans Ziel getragen sein, sichs dort stets wohnlicher einrichten.

Bezeichnend jene Gauthöfe, in denen Engländer und Amerikaner dominiren, die nicht geneigt sind, ein Titelchen ihrer Gewohnheiten, Dessen zu

opfern, was sie bei sich zu Hause eingeführt haben; die sich zur Hauptmahlzeit im Festgewande versammeln. Nun weiß ich hier, in Taormina, ein Hotel, das in einem aufgehobenen Kloster der Dominikaner, inquisitorischen Angebens, sich eingerichtet hat. Auf wunderfame Kreuzgänge, ganz umspinnen und umduftet von Schlingpflanzen des Südens, die ich nicht zu nennen weiß, münden die Fremdenzimmer; Lauben, umrankt vom Grünen, in denen einstmal die frommen Väter gewandelt und aus dem Brevier gemurmelt, führen ans Ionische Meer und weisen den Aetna, der an Feierlichkeit der Umrisse und an Schönheit keinem Berg Europas sich vergleichen läßt. Nach dem Stifter des Ordens heißt immer noch das Hotel; da berühren denn Smoking und Anderes wunderbarlich genug. Erfreulich aber nicht.

Nicht davon aber wollte ich reden. Ein Anderes scheint mir wichtiger, nachdem Dies im sonnengeliebten Lande der Sikuler, in einem allerdings recht regnerischen Lenzmond, geschrieben ist. Alle diese Bücher haben nämlich für mein Gefühl einen großen Fehler: sie könnten bilden und sie belehren zu viel.

Und nun ermißt man, daß in der Regel der Mensch überhaupt ein unselbständiges Geschöpf ist. Ganz besonders auf Reisen, beirrt durch unvollkommene Kenntniß der Landessprache, an deren Klang sich doch auch Der erst gewöhnen muß, dem sie beim Lesen keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitet.

Er klammert sich an seinen Führer. Er meint, im letzten Augenblick in die Tasche seines Ueberrocks einen Wegeweiser geschoben zu haben, der ihm Zeit und Geld erspare, ihn zu Dem leite, was vornehmlich vermerkenswerth ist. Einen Tyrannen hat er mitgenommen, der ihm allerdings gelehrtes Material genug vermittelt, ihn aber auch um Röstliches betrügt, befreit er sich nicht bald von ihm und besinnt sich ganz entschieden auf seine eigenen Augen.

Dies aber gilt nicht nur vom Heerdenthier. Auch der Gebildete empfindet seinen Zwang und muß ganz entschieden dagegen ankämpfen. Denn man will natürlich doch mit Nutzen gereist sein und man möchte innerhalb der Frist, die Einem vergönnt ist, ehe man sich wieder vom Grau des Alltags und allen seinen Pflichten umspinnen fühlt, sein Pensum — und nicht allein an Genuß — hinter sich gebracht haben. Und so, in Gewissenhaftigkeit und im Bildungshunger, der sich desto heftiger regt, je minder man ihm im Veruf genugthun kann und je weniger man hinter Anderen zurückstehen möchte, die eine gleiche Fahrt thaten und so gelehrt und gewichtig davon zu schwätzen wissen, zappelt man sich ab und wird vorzeitig übermüdet.

Und — ich spreche von Sizilien — wohin deuten diese getreuen und zuverlässigen Geleitmänner meist? Ins hellenische Alterthum, das ja ehrwürdig ist wie keine andere Zeit. Aber jedes Restchen einer griechischen Fassade oder eines römischen Säulenpaares müßte darum doch nicht vermerkt werden. Denn Dieses führt zu schlimmen Enttäuschungen. Man erwartet sich unmittel-

baren Aufschwung, Befreiung und Erhebung von Dingen, die vielleicht dem gründlich Geschulten sehr viel zu berichten haben, sonst aber ins Irre und ins Trümmerhafte führen.

Und so geht's denn: entweder beginnt man, an sich, seiner eigenen Aufnahmefähigkeit zu zweifeln, kommt sich gottverlassen und dumm vor, was noch Niemandem wohl gethan hat, — oder man belügt sich und schwindelt sich in eine falsche Begeisterung hinein, die gefährlich ist und dennoch nur hohl klingt.

In den seltensten Fällen sind es heute Archäologen, die auf Reisen gehen; sie verschwinden unter der Zahl der Uebrigen und sie wissen selber Bescheid um Das, was ihnen wichtig ist. Es ist somit unbillig und eine Verkürzung der großen Mehrzahl, daß den Interessen der Archäologen ein solches Uebergewicht gewährt wird.

Gewiß: es wärzt mir diese Landschaft, gar, wenn ich vorher im Museum von Syrakusa auf den Thürmen der toten Stadt seinen göttergleichen Kopf gesehen habe, daß durch dieses purpurne Meer die Galeren des Adlers, Pyrrhos des Epiroten, im feierlichen Takt der Ruder gesteuert kamen; daß diese Sonne auf den Harnischen und den Spitzen der Sarissen seiner Phalangiten glänzte, da der letzte große Schüler der Weltvertheiler, der Erben Alexanders des Großen, der Diadochen, einen letzten, verlorenen Versuch wagte, die Griechen dieses schönsten Eilandes zu einen gegen Barbaren — denn die umdrängenden Punier wie die andringenden Römer waren es neben ihnen —, aber Hauptsache darf es denn doch nicht sein, es darf mich nicht ablenken vom Genuß dieser unsäglich schönen, daß ich nicht gleich sinke, wo Naos gestanden hat, da die Hellenen zuerst an dieses Gestade traten . . .

Wohl ist's was Eigenes um ten großen Hasen von Syrakus. Höchstens ein Lateiner schwebt fern, wo einmal Flotten vor Anker lagen. Und es ist ein trauriger Gang durch die jämmerlichen Trümmer der Riesenstadt, an ihren karstigen Felsen entlang, die nur die unbesieglige Triebkraft dieses Lenzes nicht allzu trostlos erscheinen läßt, bis zu jenem einsamen Fort Curyelos. Da, in Kammern, die in den lebendigen Felsen gehauen sind, vor Cycloppenpfeilern, zwei und zwei Werkstücke über einander gelegt, weht es Einen freilich an und man meint, den Sturmbock des Marcellus schüttern und stampfen zu hören, und begreift nicht, wie solche Befestigungen für die Mittel jener Zeit zu bemessern waren. Nur freilich —: ein Wolf erst im Pferch reißt leicht die ganze Schafsheerde nieder. Auch in den Latomien klingt's immer noch vom Seufzer gefangener Athener und vom feierlichen Ton euripideischer Chorgesänge, begleitet vom Picken der Meißel, überdröhnt vom Donner eines stürzenden Blockes nach. Allein Das müßte unsäglich traurig stimmen, blühte es nicht überall so wunderbar, daß man vergißt, man irre in Grabeskammern für Lebendige, daß man sich sogar der abenteuerlichen Bildung dieser Grotten

erfreut. Gar nichts sagt der Säulenstumpf, um den ich mir die Agora denken soll; oder das Säulenpaar, das mir das Olympion hervorgaukeln möchte. Eine Fahrt den Anapos hinauf aber ist an sich schön; denn das klare und vielgewandene Wasser umstehen Binsen, hoch wie Masten; und die Büsche ver-schlingen sich; und der Papyrus hebt sich lauchgrün ins Blau und nickt mit seinen grünen und zauigen Wedeln; und die gelbe Schwertlilie steht am Ufer entlang und kuckst süß und so heimlich; und ein Eisvogel, schimmernd wie ein Saphir, dem Fittiche gewachsen sind, flattert auf und schwirrt durch das Dickicht; und auf der Rückfahrt hebt sich der Aetna über die Ebene, so einsam und groß wie kaum sonstwo, mit seinen blauen Planken und den so unfäglich silbernen Firnseibern.

Eine nebensächliche Bemerkung. Es ist unmöglich, den Schnee dieses einzigen Berges mit irgendwas zu vergleichen. Seine Tönung ist nämlich so zart, daß jede vorübergehende Wolke bläuliche Schatten hineindrückt; daß ihn der leichteste Dunst ganz amethysten erscheinen läßt. In ganz hellen Mond-nächten aber oder an klaren Tagen, sei es nun durch die graue Unterlage, der er aufliegt, sei es aus welchem anderen Grunde immer, ist es, als zögen sich die zartesten schwarzen Schnürchen durch das Weiß; ist wie die Fittiche eines Silberfasans etwa, der eine dunkle Unterlage bebrütet.

Nun braucht es Zeit, ehe man Farbenwerthe begreifen und differen-ziren lernt. Allerdings sind im Süden größere und einheitlichere Linien in der Natur. Man denke der geschlossenen Formen von Cyresse und Pinie, die in all dem Licht so trugig und selbstherrlich ihr Schwarzgrün behaupten, oder an den indischen Kaktus mit seinen launenhaften Verkümmungen, an das Blattwerk, das wie aus Blech gestanzt erscheint. Die Berge stehen immer-dar lahl. Was aber innerhalb dieser Linien beschlossn ist, Das hegt dennoch seine Heimlichkeiten, die nicht gleich auch dem geübten Auge sich offenbaren. Erstaunen wird Jeder; sich, günstige Umstände vorausgesetzt, wohl gar er-griffen fühlen. Diese Stimmung aber in sich zu hegen, sich von ihr durch-klingen zu lassen, wie von einer mächtigen und wohljugirten Weise — denn es orgelt oft durch die Natur des Südens —: daran hindert ihn sein Führer.

Er bestimmt die Zeit, die man hier und dort verweilen darf. Er deutet die Beleuchtung vor, die für jeden Punkt gemäß und erwünscht ist. Er schneidet Art und Ausmaß des Genusses vor. Geschähe Dieses nach Will-kür, so wär es keineswegs so gefährlich. Derlei merkt und dagegen erbittert man sich über eine Zeit. So aber ist leider ein System darin, das schon durch seine Geschlossenheit es dem Unsicheren abgewinnt: das System des Reisens zu Zwecken der Bildung, hier, in Sizilien, mit beständiger Rück-sichtnahme auf die Reste des klassischen Alterthumes, die ich mindestens in dieser Natur niemals als Selbstzweck, im günstigen Fall als ein wunderbares

decoratives Element mehr empfinden kann. Wir sollten von dem Maler, der den Sünden wohl am Innigsten begriffen hat, Einiges lernen: nie sind diese Trümmer Böcklin, niemals Poussin oder Claude Lorrain anders erschienen.

Ein neues Element der Unrast kommt durch diese Hinweise und Beschreibungungen in die Unruhe des Reisens, die anders einwiegen könnte und wohl auch sollte, was uns daheim bedrückt. Und man wird zu Ungerechtigkeiten gezwungen. Denn zunächst springt uns das Fremdartige entgegen, das nur zu oft das Häßliche ist. Eben hier zum Beispiel, daß der arme Lazarus, der uns anbettelt, gewohnt, mit harthändigen Menschen sein Glück zu versuchen, uns seine Schwären, hier gar zu oft seine erloschenen Augen zeigt und uns also mit Ekel und Schauer, nicht mit Mitleiden erfüllt. Erst später offenbart sich doch das Eigene; ganz zuletzt das Besondere.

Wir werden ferner beständig in die Reflexion gedrängt, suchen nach Sinn und Bedeutung und Bezügen, statt uns sinnenfroh und lebendig vor das Ganze zu stellen und es also in uns heimzutragen, in den Norden mit seinen Pflichten, der uns doch nur zu bald und gar zu traurig umfangen wird. Statt uns ans Lichte zu verlieren, beschwören wir Schatten darcin. Ein ganz verkehrtes Beginnen in einer Zeit, die ohnehin an der Reflexion bis zur Selbstquälerei erkrankt ist.

Ein Jungbrunnen könnte uns der Sünden sein. Dies Volk, das genießt in aller seiner Arbeit — denn der sizilische Bauer ist von einem unerhörten Fleiß —, das seine Brut heckt, ohne Gedanken, wie sie einmal ihr Brot finden werde, und sie der wärmenden Sonne anheimgiebt, die sie nicht verkommen lassen wird. Dieser Ruffiano, der gar nicht begreift, es könnte an seinem Handwerk, das doch so Vielen Ergögen, Anderen Erwerb bringt, Etwas unsauber sein. Dieses Bürschen, das voll von Poffen steckt wie ein übermüthiger Pintscher, das jeden Auftrag pünktlich über einer Kinderei oder, weil man balgt und man bei so was doch dabei sein muß, vergift und dennoch zutraulich und anhänglich ist und immer neue Schnurren ausheckt, den Herrn zu erheitern, den es in aller seiner Ergabenheit unablässig belägt, weil es die Pflicht der Wahrheit gar nicht zu fassen vermag.

Manches könnten wir also, das uns frommte, wenn wir es nach unseren Begriffen modelten, für uns gewinnen. Statt aber unsere Bildung endlich einmal beherzt hinter uns zu werfen, kerufen wir sie, schleppen einen Mahner daran mit uns, spannen einen Vorhang, gewoben aus Fäden der Vergangenheit, zwischen uns und all diese bunte Schönheit. Der Quell springt uns entgegen. Wir aber trüben ihn mit archäologischen Brocken, statt einfach zu vermerken: es sind die Säulen eines antiken Tempels, dem die Normannen ein Thürmchen aufgesteckt, die Araber ihr spitzbogig Fenster eingeschnitten haben,

zwischen denen er so munter, von Verganzenem wispernd und dennoch ganz Gegenwart, vorspringt. . .

Das hat uns Unheil genug gebracht. Ich meine hier nicht Platen, der sich so ganz an die Form verloren hatte, daß ihm alles Wesen darüber nebensächlich wurde und zerrann, dessen farblose taormineser Verse denn auch Bädeler getreulich verwahrt. Aber Goethe, der noch in Neapel so unvergleichlich gesehen, im Lande der Sikelioten! Der in Palermo keinen Blick für die feierliche Pracht der Gräber hat, darin Heinrich VI., der unheimlich kluge, kalte und erbarmungslose Uebermensch, sein Weib Konstantia und ihr gewaltiger Sohn Friedrich II. schlafen. Dem die goldenen Wunder der Zimmer des Roger, der Capella Palatina, endlich die unsägliche Pracht von Mon Reale kein Augenmerk werth sind. Er hatte wieder einmal die hellenistischen Scheuklappen vorgethan, mit denen er, sich zum Unheil und uns zum Verlust, so gern sich verblendete; und diese Natur gewann ihm wenig, dies Mißklingvolk gar nichts ab, während er für Beide damals noch Entdecker werden konnte.

Ich meine also: neben all den Führern, die uns für Bildung- und Ersparnißzwecke so Ersprößliches leisten, fehlt Einer, der eine Erziehungthat bedeuten würde. Gregorovius ist zu bestimmt, zu persönlich, zwingt also allzu sehr, mit seinen Augen zu sehen; wohl auch zu erfüllt von seinen Gegenständen, ihrer zu sicher und selbst zu sehr durchtränkt von allem historischen Wissen. Ihn lesen, ist hoher Genuß, nachdem man die Dinge betrachtet oder wenn Einem ein Blick darein niemals vergönnt sein sollte. Ein bescheidener, guter Gefelle wäre noch zu finden, der Einen sacht und ohne vieles Redewesen da- und dorthin geleite, alsdann sein still am Armel zupfe: Stehe, verweile, beschaue! Kehre immer wieder, bis Du meinst, Du seiest ganz erfüllt vom Wesen, also daß Du weiter schreiten und neue Anschauungen, neue Punkte der Vergleichung gewinnen mußt. Und haste Dich nicht und Sorge nicht! Denn die Welt ist allzu groß, als daß Du all ihre Fülle Dir zueignen könntest, und so genieße dieses Eine lieber, gewinn' es Dir ganz, statt daß Du Dich ängstigst um Das, was Dir nicht beschieden ist. Eine stikliche Sternennacht, erfüllt ganz von Duft, ganz vom unendlichen Flimmern des Lichtes, durch die es niedergleitet wie ein Sprühregen von Diamantstaub, wiegt sämtliche Tempeltrümmer von Girgenti auf. . .

Ein schwüler Tag. Viel Sonne; viel Dunst am Himmel. Das Meer brandet in weißen Gischten. Ich will in der Odyssee lesen; am Liebsten die Wunder der Kinder des Helios. Wie Das nun wieder wirkt! Und wie man neben dieser Großheit der Anschauung vollends vergift, daß man einmal mit Formenlehre und mit Formeltram gemartert wurde!

Taormina.

J. J. David.

Die einzige Steuer.

Es ist schade, daß die Bodenbesitzreformer keine Aussicht haben, ihre Ideen in irgend einem civilisirten Lande durchzuführen. Selbst Neu-Seeland, das Land ihrer Hoffnungen wo ihre Anhänger regieren, hat es nur zu einer sehr schwachen Annäherung an das Ideal der „einzigen Steuer“ gebracht. Könnten sie den Versuch machen, so würde ihnen eine verblüffende Erfahrung reifen: die Steuer würde nämlich bis auf winzige, gar nicht in Betracht kommende Reste verschwinden und damit einen großen Theil ihrer Theorie ad absurdum führen. Und zwar würde Folgendes geschehen: von dem Augenblick an, wo die Steuer eingeführt würde, könnte Niemand Land zu speculativen Zwecken liegen lassen, denn er müßte ja die selbe Werthsteuer bezahlen, ob er es wirtschaftlich nützt oder nicht. Und Niemand ist reich oder toll genug, um Jahrzehnte lang riesige Summen zu bezahlen, die ihm nie wieder eingebracht werden können. Das Angebot von Grundstücken würde also in Stadt und Land beträchtlich steigen und die Renten würden sinken. Nehmen wir selbst an, die Regierung habe diese Entwicklung vorausgesehen und die Steuer nur so hoch bemessen, daß den Eigenthümern immer noch der kleine Vortheil bleibt, den sie haben müssen, um ihre Rolle als unfreiwillige Verwalter des staatlichen Grundeigenthumes weiter zu spielen, so wird dennoch die Rente unaufhaltsam weiter sinken. In der Stadt, weil natürlich alle bisher ausgesperrten Grundstücke bebaut werden müssen, um die Steuer aufbringen zu können, und weil dadurch das Angebot von Mietwohnungen steigt, ohne daß ihm eine entsprechende Steigerung der Nachfrage nach Mietpreisen das Gleichgewicht hielte. Unter solchen Verhältnissen sinken die Mietpreise, sinkt also die Rente. Aber noch viel mehr würden sich die Verhältnisse auf dem Lande umgestalten. Sobald die Grundbesitzer für unbenutztes Land die selbe Rente zu zahlen hätten wie für benutztes, wären sie gezwungen, es in Anbau zu nehmen. Das fordert vermehrte Arbeitskräfte; also wächst die Nachfrage auf dem Markt ländlicher Arbeiter, ohne daß damit ein Angebot gleichen Schritt hält; also steigen die Löhne; oder, was das Selbe ist, Reinertrag und Rente sinken. Nun sind Hunderte und Tausende von ländlichen Grundstücken so hoch verschuldet, daß sie ein Sinken der Rente nicht vertragen können. Diese Güter gehen in Subhastation. Da kein Privatbesitzer sie bei der hohen Rentensteuer übernehmen kann, muß sie der Staat übernehmen; er muß sie in kleinen Parzellen an solche Leute verpachten, die ihren Lebensunterhalt nicht von ihrem Kapital, sondern von ihrer Hände Arbeit erwarten. Ein in Bauernstellen aufgetheiltes Gut faßt aber drei- bis viermal mehr Menschen als ein großes Gut; diese Menschen können nur aus dem Stande der Landarbeiter stammen. Auch hier wird also wieder die Nachfrage nach Landarbeitern gesteigert, ohne daß deshalb das Angebot wächst. Im Gegentheil: die zu Gunsten der Arbeiter verbesserten Verhältnisse der großen Städte würden die Landarbeiter in Schaaren dorthin ziehen; und so würde auch aus diesem Grunde der Landarbeiterlohn wieder steigen und die Rente wieder sinken. Die Rentensteuer würde sich immer mehr vermindern und zuletzt auf Null sinken.

Der wirtschaftliche Effekt wäre dennoch der von Henry George gewünschte: die Rente wäre zwar nicht vom Staat appropriirt, aber doch verschwunden und

damit der Störfried entfernt; und die reich gewordene, von ihrer Fessel erlöste Volkswirtschaft könnte ohne die geringsten Schwierigkeiten auf dem Wege der Einkommenbesteuerung die Summen ausbringen, die zur Erledigung der Staatsgeschäfte notwendig sind. Hier wäre also nicht viel einzuwenden; aber George muß an einem wichtigen Punkt seiner Theorie einen Fehler gemacht haben.

Seit Ricardo herrscht in der nationalökonomischen Wissenschaft volle Uebereinstimmung darüber, daß die Grundrente entsteht als die Differenz zwischen dem Reinertrag des ungünstigsten Bodens, der für die Ernährung eines Marktes erforderlich ist, und dem Reinertrag der günstigeren Böden. Um diesen Satz zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß es erstens Ländereien von verschiedener Ertragsfähigkeit giebt und daß zweitens die Kosten der Produktion und des Transportes um so größer sind, je weiter ein Grundstück vom Markt entfernt ist. Denn der Marktpreis des Kornes ist für jeden Scheffel der selbe und der Grundbesitzer erhält nicht mehr, wenn er sein Korn fünftausend Meilen, als wenn er es eine Meile weit fährt; er hat die Transportkosten zu tragen. Hier bestehen also beträchtliche Unterschiede. Stellen wir uns zunächst in der selben Entfernung vom Markt zwei Güter vor, von denen das eine aber bester Weizenboden, das andere dürrtiger Boden ist. Dann ist bei gleicher Verwendung von Arbeit und Kapital der Ertrag des ersten Grundstückes beträchtlich größer als der des zweiten: und diese Differenz bildet die Rente. Oder stellen wir uns einen anderen Fall vor: zwei Güter von genau der selben Bodenkategorie, von denen eins eine Meile, das andere aber hundert Meilen von dem städtischen Markt entfernt liegt. Dann kostet den ersten Grundbesitzer der Transport der Tonne Weizen meinetwegen drei, den zweiten meinetwegen fünfzig Mark. Mit anderen Worten: von dem Getreidehändler erhält der erste Grundbesitzer den städtischen Marktpreis nach Abzug von drei Mark, der zweite nach Abzug von fünfzig Mark Transportspesen. So entsteht eine Differenz von siebenundvierzig Mark auf die Tonne; und auch diese Differenz ist Rente.

Ricardo und seine Schüler stellen sich nun die Entwicklung der Rente so vor, daß zunächst nur das beste Land in unmittelbarer Nähe des entstehenden Marktes in Anbau genommen wurde. Hier gab es noch keine Rente, da alle Vortheile sowohl der natürlichen Fruchtbarkeit als auch der Entfernung vom Markt gleich waren. In dem Maß nun, wie der städtische Markt und damit das Nahrungsbedürfniß seiner Bevölkerung wächst, wird der Ackerbau auf schlechtere und auf entferntere Böden gedrängt; der Städter muß immer einen so hohen Getreidepreis bezahlen, daß dem entferntesten Grundbesitzer auf dem schlechtesten Boden, dessen Erzeugniß für die Versorgung des Marktes noch unentbehrlich ist, sowohl seine Gesetzkosten als auch seine Transportkosten bis zum Markt vergütet werden. Der Getreidepreis wächst also proportional der Kaufkraft und dem Kaufbedürfniß des Marktes; und genau in dem selben Maß wächst allen Grundbesitzern, die auf besserem Boden oder in größerer Nähe des Marktes als dieser entfernteste „Grenzbauer“ Landwirtschaft treiben, ein Vortheil zu, nämlich die Rente. Diese Theorie ist so einleuchtend, daß nur sehr selten gegen sie Einspruch erhoben worden ist. Und dennoch ist sie sicherlich falsch. Erstens folgt aus dieser Theorie, daß Grundrente nicht eher erhoben werden kann, als bis alles Land erster Qualität in Anbau genommen ist und städtische Märkte

und Tauschwirthschaft entstanden sind. Das ist eine Folgerung, die nicht ich aufstelle, sondern die Ricardo selbst zum Prüfstein seiner Theorie gemacht hat. Und wirklich: ehe nicht aller Boden erster Qualität in Angriff genommen ist, wird ja nach dieser Auffassung Boden zweiter Qualität nicht bebaut, entsteht also keine Rente. Zweitens: ehe nicht Städte entstanden sind, die Getreide kaufen müssen und bezahlen können, kann von Rente auch nicht die Rede sein. Nun zeigt sich aber, daß in allen später zu Kulturstaaten gewordenen Nationen die Rente schon existirt, bevor von städtischer Entwicklung und von Geldwirthschaft irgend Etwas zu sehen war, daß sie schon existirt, bevor von einer Besetzung oder Bebauung auch nur eines kleinen Theiles des besten Landes gesprochen werden kann. Die Rente ist älter als die Tauschwirthschaft, die städtische Entwicklung und der Geldverkehr; sie ist Ursache und erste Thatfache der Staatsentstehung überhaupt, sie ist nichts Anderes als der Tribut, den die Eroberer den unterworfenen Ackerbauern überall auferlegt haben.

Das hat Henry George gewußt. Unmöglich konnte ihm, dem Todfeinde des privaten Grundeigenthumes, die Grundrente als eine legitime und unvermeidliche Schöpfung aller denkbaren menschlichen Wirthschaft erscheinen, wie sie noch Ricardo erschien. Er wußte sehr genau, daß alles Grundeigenthum einen Monopolwerth hat, und näherte sich damit wieder der viel richtigeren ursprünglichen Auffassung der klassischen Nationalökonomie, wie sie noch Adam Smith, allerdings in schwankender Inkonsequenz, vertrat. Wo Grund und Boden in Privateigenthum aufgetheilt ist, da entsteht nach Georges Ansicht unter allen Umständen Rente, nach dem ricardoschen Gesetz; sie entsteht und wächst durch die Verdichtung der Bevölkerung, durch die Fortschritte der Technik, der Wissenschaft und Moral. Und da George mit Recht die Grundrente als das Uebel anschaute, so verwarf er das gesammte Privateigenthum am Boden und machte seinen Vorschlag, der ja auf die Konfiskation alles Grundeigenthumes unter der Form der Besteuerung hinausläuft.

Diese Auffassung ist unhaltbar; denn wir haben ja gesehen, daß die Rentensteuer sich selbst durch ihr Verschwinden ad absurdum führen müßte. Das wirkliche Gesetz der Rente, wie es schon Adam Smith andeutete und wie ich es jetzt zuerst wieder in den Mittelpunkt der nationalökonomischen Theorie gestellt habe, sieht anders aus. Damit sich die Rente nach dem Mechanismus bilben und abtufen könne, wie es die Rententheorie Ricardos behauptet, müssen zwei Voraussetzungen gegeben sein. Erstens: daß das formale Recht des Grundeigenthumes besteht, das des römischen *jus civile*, das quirittische, private oder, wie es auch charakteristischer Weise genannt wird: das *privative* (beraubende), ausschließende Recht an Grund und Boden, ein Recht, dessen Inhalt man am Besten mit dem Wort charakterisirt, daß es dem Eigenthümer nicht nur den vernünftigen Gebrauch, sondern auch Mißbrauch und Nichtgebrauch erlaubt, ganz wie mit einem beweglichen Gegenstande seines Besitzes, und das ferner dem Eigenthümer gestattet, alle andere produktive Arbeit von seinem Grundstück abzusperren oder sie nur gegen eine Steuer, nämlich die Rente, zuzulassen, selbst wenn er selbst es nicht nutzt. Das ist das absolute Grundeigenthumsrecht; übrigens eine recht junge Erscheinung. Denn es entstand erst nach der Gracchenzeit im Römerreich, unter dem Druck einer habfüchtigen staatausbeutenden Junker-

und Kapitalistenclique, dem es Lasten abnahm und Vortheile zuführte. Vorher gab es in Rom — wie bei allen Nationen — ein ganz anderes Recht an Grund und Boden. Zuerst, in primitiveren Verhältnissen, gehörte das Land ungetheilt der ganzen Gemeinde und der Einzelne war nur Nutznießer; und als später aus Gründen, denen hier nicht nachzugehen ist, der Gemeindefeß sich in Einzelbesitz auflöste, selbst da noch blieb ein starkes Obereigenthum der Gemeinde am Grundeigenthum bestehen; dieses Recht sicherte zwar den vernünftigen Gebrauch des Landes, verhinderte aber jeden Mißbrauch oder Mißgebrauch. Wer sein Grundstück nicht nutzte, verlor es; wer es nutzte, behielt es und konnte es vererben. Wäre dieses Recht nicht auch im germanisch-keltischen Europa — und auch hier im Interesse einer aus Kapitalisten und Landjunkern zusammengesetzten Herrenklasse — durch das römische Privatgrundrecht ersetzt worden, so wäre die Rente, mindestens im heutigen Umfang, nie entstanden.

Ich wiederhole: das formale römische Grundeigenthum ist die erste Bedingung, damit sich Rente nach dem ricardoschen Gesetz bilden könne. Das hat George richtig erkannt. Aber er hat nicht erkannt, daß diese eine Bedingung noch nicht genügt. Eine ganz bestimmte Vertheilung des Grundeigenthumes muß historisch geworden und gegeben sein, ehe das römische Bodenrecht selbst und ehe Rente sich selbst unter der Herrschaft des römischen Bodenrechtes entwickeln kann. In dem beobachteten Wirtschaftskreise muß großes Grundeigenthum von beträchtlichem Umfang vorhanden sein. Das hat Henry George nicht erkannt.

Ehe ich meine Behauptung beweise, will ich versuchen, zu zeigen, warum George diesen letzten Schritt nicht thun konnte. Er gewann seine grundlegende, wie ich immer wieder wiederholen will, im Kern richtige Auffassung, weil er das Glück hatte, während der Zeit des Aufschwunges in Kalifornien zu leben, wo die Rente sozusagen über Nacht riesenhaft anjchwoll. Dieser maßlose boom war vor Allem durch die riesige Zunahme der Bevölkerung des Staates bedingt und diese wieder durch die Einwanderung. Unserem Henry George erschien diese Einwanderung als etwas höchst Natürliches; sie war eine Thatsache, mit der er zu rechnen gewohnt war, seit er überhaupt zu beobachten angefangen hatte, und ihm fiel nichts weiter dabei auf. Uns dagegen im europäischen Westen, der von 1820 bis zum Schluß des Jahrhunderts mehr als fünfzehn Millionen seiner betriebsamsten, lebenskräftigsten und tüchtigsten Bewohner allein an die Vereinigten Staaten verloren hatte, erschien diese Thatsache der Auswanderung aus unserer Heimath durchaus nicht als etwas so Selbstverständliches, wie Henry George die Einwanderung in seine Heimath erschien. Wir sinnen an, die Erscheinung, die unsere eigene Volkswirtschaft und politische Macht eben so schwächte, wie sie die unserer Konkurrenten vermehrte, näher zu untersuchen; und da ergab sich die verblüffende Thatsache, daß die Auswanderung um so stärker war, je dünner bevölkert die Bezirke waren, aus denen sie erfolgte. Wenn man die Auswanderung, wie üblich, als eine Erscheinung der Uebervölkerung betrachtet, so kommt man auf Grund dieser Beobachtung zu dem höchst paradoxen Satz: daß ein Land um so stärker überbevölkert ist, je schwächer es bevölkert ist. Und als wir dieser höchst verwunderlichen Erscheinung näher auf den Grund gingen, fanden wir, daß es eine ganz bestimmte Vertheilung des Grundeigenthumes ist, die einzig und allein für die größere und geringere Abwanderung verantwortlich

gemacht werden kann. Je weniger Eigenthümer einen Bezirk besitzen oder, was das Selbe ist, je massiger das große Grundeigenthum in irgend einem Bezirk vertreten ist, um so gewaltiger ist die Auswanderung. Ich habe, um den Sachverhalt zu veranschaulichen, den Satz geprägt: Die Wanderbewegung wächst proportional dem Quadrate des Grundeigenthumes. Diese Formel, die natürlich keine exakte mathematische Geltung haben, sondern nur ein ungefähres Zahlenverhältniß verdeutlichen soll, ist absolut gültig. Das massigste Großgrundeigenthum in Europa hat Großbritannien: und die britische Auswanderung war dreimal so stark wie die deutsche; in Deutschland hat das Land östlich der Elbe einen ungeheuer viel größeren Grundbesitz als das Land westlich davon: und die Auswanderung hat von der beträchtlich kleineren ostelbischen Bevölkerung mehr als zehnmal so viel über See geführt wie von der westelbischen. In Ostelbien hat der Regierungsbezirk Stralsund den massigsten Großgrundbesitz, fast 80 Prozent der Fläche, und der Regierungsbezirk Gumbinnen den schwächsten Großgrundbesitz mit etwa nur 40 Prozent der Fläche: und die Auswanderung aus dem ersten Bezirk war von 1865 bis 75 fast genau hundertmal größer als aus dem zweiten.

Diese maßlose und immer noch fortbauernde Einwanderung europäischer Proletariassen in die Vereinigten Staaten hat ganz allein ermöglicht, daß jene ungeheure Steigerung der Grundrente, die Henry George in seinem Vaterland beobachtete, überhaupt eintrat. Hätte das amerikanische Volk sich seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nur durch seinen natürlichen Zuwachs vermehrt, so wäre in dem riesenhaft gedehnten Gebiet wahrscheinlich überhaupt keine Rente entstanden; und wenn sie entstanden wäre, hätte sie sich nur in sehr bescheidener Höhe auf einigen besonders günstig gelegenen Grundstücken zu entwickeln vermocht. Nur die Einwanderung hat die Bevölkerung so schnell verdichtet, um das gewaltige Areal der Vereinigten Staaten wenigstens erst einmal in Werth zu setzen; und was noch viel wichtiger ist: nur die selbe Einwanderung konnte der Spekulation den Muth geben, die ungeheuren Ackerstrecken gegen den Anbau zu sperren und in Erwartung einer baldigen raschen Preissteigerung „hinzu legen“, die noch heute in fast allen Staaten der Union in der Brache liegen. Denn ohne die sichere Hoffnung auf die Fortdauer der Massenzuwanderung hätte Niemand einen Vortheil darin erblickt, Geld in Grund und Boden zinslos anzulegen, weil es Hunderte von Jahren gedauert hätte, ehe die wachsende Bevölkerung seinen Grund und Boden überhaupt brauchen konnte; und dann hätte Niemand dem Spekulant oder seinen Erben den mit Zins und Zinseszins aufgelaufenen Kaufpreis bezahlt. Die Spekulation wäre unmöglich gewesen, weil sie keine Chance geboten hätte.

Henry George betrachtete die Einwanderung als ganz natürlich und kam so zu seiner Auffassung von der Rente und zu seinem Plan, sie durch die Steuer zu beseitigen. In dem Augenblick aber, wo man erkennt, daß eine Auswanderung in diesem gewaltigen Umfang die Folge — nicht nur eines bestimmten Bodenrechtes, sondern — einer ganz bestimmten Grundeigenthumsvertheilung ist, ergibt sich eine andere Erklärung sowohl der Rentenentstehung wie auch ein anderer Angriffspunkt praktischer Politik. George stand unmittelbar vor der letzten Erkenntniß. Er sah ein, daß die spekulative Sperrung des Bodens die wichtigste Ursache aller von ihm angeklagten Leiden sei; aber er glaubte, diese Sperrung sei eine

einfache Folge des geltenden Rechtes. Er sah nicht, daß sie, wenn auch formell berechtigt, dennoch nie in die Erscheinung treten könnte, wenn nicht das europäische Großgrundeigenthum seine Arbeiterschaa ren in Millionen aus dem Lande segte und nach Amerika hinüberwarf. Der Satz, den wir jetzt mit voller Sicherheit aussprechen dürfen, daß das amerikanische Großgrundeigenthum, wenn auch formell berechtigt, dennoch wirtschaftlich nie möglich gewesen wäre ohne das europäische Großgrundeigenthum: diese Wahrheit ist ihm nie aufgegangen und konnte ihm wohl auch nicht aufgehen. Und darum wählte er eine falsche Angriffsfront. Mit dem Vorschlag der Wegsteuerung aller Rente auf Privateigenthum machte er sich die gute Hälfte der Menschheit selbst in Kulturländern zu Gegnern, Alle nämlich, die ein Stück Boden ihr Eigen nennen, und diesen Widerstand hätte, glaube ich, die Theorie nie überwunden; denn das Interesse wird bei der Masse immer stärker sein als die besten Vernunftgründe. Wenn er aber erkannt hätte, daß nur das große Grundeigenthum die Ursache alles Uebels ist, so hätte er nicht nur die ungeheure Menge der gänzlich landlosen Bevölkerungselemente, sondern leicht auch mehr als neun Zehntel der Landbesitzer, die kleinen und mittleren, für sich gewonnen. Die Reform, wie sie Henry George brabsichtigt, würde allein in Preußen mehr als drei Millionen ländlicher Grundbesitzer und alle Hausbesitzer in allen Städten gegen sich haben; eine Agitation aber, die sich ausschließlich gegen das Großgrundeigenthum richtet, würde die gesammte Masse der Bevölkerung gegen höchstens 14 000 Besitzer führen. Man sieht, wie viel größer die Chance wäre, einen Vorschlag auf Beseitigung des Großgrundeigenthumes mit politischen Mitteln durchzusetzen, als einen Vorschlag auf Beseitigung alles Grundeigenthumes.

Fraglich ist nur noch, ob eine solche Beseitigung des Großgrundeigenthumes allein genügen würde, um die Hoffnungen zu erfüllen, die George an die Beseitigung allen Grundeigenthumes geknüpft hatte. Die Frage muß nach meiner Ansicht mit einem Ja beantwortet werden. Wir haben allein im Osten der Erde nicht weniger als 9 Millionen Hektar Landes im Besitz von Großgrundeigenthümern. Es sind die schwächstbevölkerten Theile des ganzen Reiches. Ein im Bauernbesitz parzellirtes Gut ernährt aber drei- bis viermal mehr Menschen als ein im Großgrundeigenthum befindliches Gut. Die Parzellirung eines Viertels oder Drittels dieser 9 Millionen Hektar würde also genügen, um die ganze ostelbische Landarbeiterbevölkerung sesshaft zu machen. Im übrigen Großgrundeigenthum würde die Rente durch Verlust der Arbeitkräfte oder, was das Selbe ist, durch maßlose Steigerung der Landarbeiterlöhne im selben Augenblicke auf Null sinken. Hier würde Platz geschaffen für den auf kleinen Landstücken zusammengestauten Bevölkerungüberschuß der westelbischen Bauerngebiete; sie würden sich jetzt hier im Osten, wo Ackerland kaum noch irgend einen Werth hätte, ansiedeln und dadurch würde auch in West- und Süddeutschland die Rente zusammenbrechen, die heute ungeheuer hoch steht, weil einem sehr großen Landhunger nur ein geringes Angebot von Land entgegentritt.

Aus Bauernbezirken wandern nur sehr wenige Menschen aus. Die Aus- und Abwanderung aus Ostelbien würde also plötzlich des Stoßen gerathen; und dann würde in den großen Städten, wo heute die Ueppigkeit von baureisem Land große Chancen bietet, weil die Städte durch Zuwanderung beständig wachsen,

solche Spekulation alle Chancen verlieren. Auch hier müßte die Grundrente zunächst um den ganzen Betrag der „Spekulationsrate“ sofort fallen. Nicht nur diese Raten aber würden abbröckeln, sondern die eigentliche Rente selbst durch einen anderen Prozeß allmählich sehr tief, wahrscheinlich bis auf Null sinken; denn unter solchen Verhältnissen wäre der Abbau der großen Städte unvermeidlich. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden: ich spreche nicht von Abbruch, sondern von Abbau. Abbau heißt Vertheilung einer gehäuften Masse auf eine größere Fläche. Schon heute sehen wir, wie die Entwicklung der Ferntransporteinrichtungen, Dampfbahn und elektrische Bahn, dahin neigt, die großen Städte auf immer größere Gebiete auszudehnen, sie gewissermaßen zu verbünnen. Diesen Prozeß hemmt jetzt ein mächtiges Hinderniß: der Spekulationwerth von Grund und Boden. Die Grundbesitzer rings um die Städte warten, in der Gewißheit, daß die fortwährende Einwanderung die Landwerthe rastlos weiter empordrängen muß, sehr lange, ehe sie ihren Boden der Bebauung erschließen. In dem Augenblick, wo es klar wäre, daß mit der Ansiedlung der ländlichen Arbeiterbevölkerung die Zuwanderung in die Städte auf ein bedeutungsloses Minimum herabgesunken ist, würde dieser Spekulationwerth verschwinden, der heute wie ein fast starrer Ring die großen Städte umschließt und ihren Abbau verlangsamt. Dann würde sich zeigen, daß mindestens das Angebot von Bauland zu Wohnzwecken unter natürlichen Verhältnissen die Nachfrage regelmäßig sehr beträchtlich übersteigt, und die städtische Rente würde unter dieser Einwirkung schnell sinken.

Gegen diese Argumentation wenden die Gegner oft ein, bestimmte Stadtgegenden, wo der Verkehr seinen Mittelpunkt hat, böten dem Geschäftsmann so große Vortheile, daß ihre Besitzer auch dann ihre hohe Rente erhalten würden, wenn die Städte über eine viel größere Fläche ausgebaut sein sollten. Berlin könnte mit seinen Vororten (statt drei) zwanzig Quadratmeilen bedecken: und dennoch würde der Kreuzungspunkt der Friedrichstraße mit den Linden und der Leipzigerstraße stets ein begehrtes und hochbezahltes Ziel geschäftlicher Niederlassungen sein. Man könnte sagen, daß kein wesentlicher Schade für eine große Volkswirtschaft erwachsen könnte, wenn wirklich ein paar Duzend sehr begünstigter Grundbesitzer einen gewissen Betrag von rentenlosem Arbeitseinkommen genießen. Das würde in das selbe Kapital gehören wie die Rente besonders bevorzugter Weinberge, die ruhig bestehen bleiben könnte, ohne daß die Gesamtvolkswirtschaft dadurch geschädigt wäre. Dennoch kann man sagen, daß unser ganzer geschäftlicher Betrieb mit seinen lebenden Läden, seiner Reklame, seinem leidenschaftlichem Konkurrenzkampf eine unmittelbare Folge unserer ganzen Grundbesitzvertheilung ist und daß die von den Anhängern der Grundeigentumsreform vorgeschlagenen Maßnahmen einen sehr großen Theil der Vortheile beseitigen würden, die heute so bevorzugte Stadtgegenden besitzen.

Die Rente, das arbeitfreie Einkommen aus dem formellen Eigenthumstitel an Grund und Boden, ist also, wie George ganz richtig erkannte, der einzige Störenfried einer gesunden Volkswirtschaft und hat in erster Reihe das Mißverhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch der Güter verursacht. Diese Störung hat verhindert, daß fertige Waaren zu denen gelangen, die ein starkes Bedürfniß nach ihnen haben, hat verschuldet, daß in der selben Stadt ein Schuhwaarenfabrikant Bankerott macht, weil er seine Stiefel nicht loswerden kann,

und viele Leute, die sehr gern Stiefel tragen würden, barfuß herumlaufen und sich die Beine erfrieren. In dieser Hauptsache hat George das Rechte getroffen. Nicht getroffen hat er dagegen in seiner Ableitung der Rente, die er als Folge der Bevölkerungsverdichtung und der materiellen und moralischen Fortschritte unter der Voraussetzung eines gegebenen Bodenrechtes ansieht, während entscheidend erst eine bestimmte Bodenvertheilung wird: ein räumlich sehr ausgebreitetes Großgrundeigenthum. Selbst wenn er mit seinem Heilmittel wirken könnte: er hat eine zu große Zahl Besizender gegen sich ins Feld gerufen, als daß die Anwendung überhaupt möglich wäre. Hat man aber erkannt, daß es sich nur darum handelt, eine winzige Anzahl von Großgrundeigenthümern zu expropriiren, so sind diese Schwierigkeiten nicht mehr vorhanden.

Zum Glück ist es heute gar nicht nöthig, irgend welche praktischen Maßnahmen vorzuschlagen. Der Fremdkörper, der den volkswirtschaftlichen Organismus krank macht, braucht nicht expropriirt zu werden: er expropriirt sich selbst. Seine Wirkung auf die Wanderbewegung tötet ihn langsam vor unseren Augen. Die Auswanderung aus den europäischen Großgrundeigenthumsbezirken hat die ungeheuren Ackerreiten unter den Pflug genommen, deren Ernten den Preissturz der europäischen Landprodukte herbeigeführt haben; ohne diese Millionenauswanderung wären die Vereinigten Staaten und Argentinien noch heute zum größten Theil eine jungfräuliche Wildniß, deren geringe Ernteüberschüsse für den Weltmarkt und seine Preisgestaltung so wenig in Betracht kämen wie die weiten Felder um den Kilimandscharo. Und während die Auswanderung die Preise drückte und die Rente von oben her schmälerte, hat sie, in Verbindung mit der noch viel stärkeren inländischen Abwanderung, die dem Lande die Arbeiter nimmt, die Löhne in die Höhe getrieben, weil das Angebot der Nachfrage nicht mehr entsprach, und die Rente so von unten her verringert. Wir haben schon längst den Punkt überschritten, wo das britische Großgrundeigenthum seinen Werth und seine Rente zum größten Theil eingebüßt hat, und stehen in Deutschland und Oesterreich dicht vor dem selben Punkt. Alle Maßnahmen einer agrarfreundlichen Regierung werden diesen Prozeß auf die Dauer nicht hindern können, sein Endziel zu erreichen: den Ruin des Großgrundbesizes und seine Umwandlungen in Bauengüter, deren Besizer an der Preisgestaltung nur wenig interessiert sind, weil sie ihr Korn selbst essen; die für den Markt Viehprodukte erzeugen, mit denen die fernen Ackerländer nicht wirksam konkurriren können; und denen die „Leutenoth“ nichts anhaben kann, weil sie keine Leute halten. Vielleicht ist sehr optimistisch gerechnet, wenn man dem deutschen Großgrundeigenthum in seiner Mehrheit noch zwanzig Jahre Lebensfrist voraussagt. Spätestens nach Ablauf dieser Zeit werden die meisten großen Güter Ostbiens durch den gewaltigsten Expropriator, die wirtschaftliche Entwicklung selbst, eingezogen und der Bebauung durch mittelbäuerliche Elemente erschlossen sein. Daß man diesen Prozeß beschleunigen sollte durch Eingriffe des Staates, durch Auskauf unhaltbar gewordener Wirtschaften und eine Parzellirung, die keinen Privatvortheil erstrebt, ist die Meinung aller ernstesten Agrarpolitiker Deutschlands. Innere Kolonisation größten Stiles: Das ist die Bodenreform unserer Zukunft. Sie wird Alles leisten, was Henry George von seiner *single tax* erwartete.

Dr. Franz Oppenheimer.

Hymnus.

Shr schlanken Jünglinge und Ihr, anmuthige Mädchen,
 Die Ihr mir folgt, weil mein Greisenthum
 Seine Erfahrungen gern mit Euch theilt,
 Ihr Heiteren, Hellen, die Ihr mir nach zum Haine wandelt,
 Wie sonnige Vorfrühlingstage hinter dem müden Winter,
 Seht: ein Blinder kommt uns entgegen! Sein vorgestreckter Stab
 Tastet fühlend den Weg entlang.
 Ihr lieben Jünglinge und Ihr jungen und holden Mädchen,
 Wenn Ihr mein Herz ganz ergründen wollt
 Und wollt meinen Glauben erkennen,
 Dann seht: eine tiefe Verbeugung vor diesem Blinden,
 Tief zur Erde, seht: Das ist mein Gottesdienst!
 Und nun schweiget und denket den tiefen Sinn
 Dieser Verbeugung vor einem Blinden,
 Denket ihm nach, schweigsam und ausgefüllt,
 Und im nahen Haine wollen wir jezt uns im Kreise lagern
 Und davon sprechen, daß Weisheit Güte ist,
 Mitleid Frömmigkeit, Verzicht auf Dank dreifache Wohlthat,
 Und statt eines Liedes sollst Du, Eysistratus,
 Und Du, sanfte Melitta, auf die Töne des Zeushymnus
 Die Worte singen:
 Eine tiefe, tiefe Verbeugung vor einem Blinden

Prag.

Hugo Salus.



Der Jüngling.

Sie sagten mir, dort, wo die Wälder brausen,
 Sollen tief in den Höhlen die Drachen haufen.
 Ich habe die Wälder nur hier, von Weitem, gesehn,
 Weiß nicht, wie die Drachen im Kampfe stehn.

Sie sagten, im Thale, das ich nicht kenne,
 Lodre ein Feuer steil auf und brenne,
 Das bahne sich brünstig in alle Gassen,
 Und würde auch mich und mein Schloß erfassen.
 Ohne mich steht das Schloß allein.
 Ich warte. Ich muß des Schlosses Hüter sein.

Sie sagten, die Frauen, die uns so huldvoll grüßen,
 Trügen Krallen an Händen und Füßen,
 Hätten keine unsterbliche Seele im Leibe,
 Denn ein Wehrwolf säße in jedem Weibe.
 Und ich sollte mich hüten, mein Herz zu vergeben.
 Mein Herz blieb immer noch mein im Leben.

Und sagten, ehe ich zählte bis Drei,
Ständ' ich selber in Hader und Feldgeschrei,
Und sahen mich an und lachten dabei.

Der Frühling liegt mir im Blute. Die Götter hab' ich geehrt.
Ich stehe erwartend, gestützt auf mein Schwert.

Karl Buske.



Watts und Whistler.

Schlagwörter sind Erfindungen der Praktiker. Sie bedeuten knapp gefaßtes Wissen, Zeitersparniß, den Weg in der Diagonale. Aber zum Nutzen des Idealismus stirbt auch die Geduld nicht aus und sie entdeckt auf jedem Streifzug neu die Goethe-Weisheit, daß jedes Ganze ein Unendliches ist. Wie blanke Scheidemünze kursirt heute das Schlagwort von der Salonmalerei Englands. Jeder weiß, daß es mit Säklichkeit und Leere zu übersetzen ist. Man weiß auch, daß praeraffaelitische Gipsritzer oder spielende Püßchen jenseits vom Narmellanal die Mottosehnsucht der Maler befriedigen. Daß der Begriff Salonmalerei zugleich Vornehmheit und Zurückhaltung bedeutet und daß sie die volkstypischen Eigenschaften des Engländers sind, fällt den Wenigsten noch ein. Gerade in diesem Sinn darf jedoch das englische Kunstschaffen seit Hogarth's Tagen sein Attribut wie eine Krone tragen. Aber auch der Stoffkreis der englischen Künstler ist nicht so eng, wie die Nachbeter des Schlagwortes wähnen. Abgesehen davon, daß es noch heute eine englische Portrait- und Landschaftmalerei ersten Ranges giebt und ein englischer Jung-Naturalismus in verheißender Entwicklung begriffen ist, sollte namentlich die Erscheinung von Künstlerpersönlichkeiten wie Watts und Whistler die Unzulänglichkeit einer summarischen Beurtheilung darthun.

In dem Maß, wie jedes Genie eine internationale Größe bedeutet, ragen auch beide Künstler über vaterländische Schranken hinaus. Sie stellen zwei entgegengesetzte Prinzipien dar: das Beharrungsvermögen und die Triebkraft, Altmeisterstil und Impressionismus, Gedankenkunst und Augenkunst, den Ethiker und den Aesthetiker. Watts' Evangelium lautete: „Der wahre Künstler sei ein Prophet; denn die Prophetie vermag in Regionen zu versetzen, wo die Erde ihren Platz unter den Sternen einnimmt und Etwas von jenseits der Unendlichkeit des Himmels auf die Luft übertragen erscheint.“ Whistlers Credo war: „Das Kunstwerk soll dem Maler wie eine Blüthe aufgehen, ohne einen Daseinsgrund, ohne Mission.“ Als treue Hüter des ihnen anvertrauten Gutes fanden sich Beide in der Ueberzeugung, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß setzten.

Die Portraits der beiden Männer zeigen ihren Stil. In der londoner Nationalgalerie stehen wir vor dem Selbstbildniß Georges Frederik Watts. Wir blicken in diese tiefen, ernsten Augen, auf das edle Formengesüße seiner Büge und Hände. Etwas von Giorgiones Traumhypnosen, von Bottos Melancholien will zu uns übergleiten. Es bleibt nur angefliegen; denn so viel ruhige Daseinsfälle theilt sich zugleich mit, so viel Ganzes und Reines, wie es der Begriff der

stillen Einfalt der Antike umfaßt. In der New Gallery war vor einigen Monaten ein neues Bildniß Mac Neils Whistlers von seinem Schüler Boldini zu sehen. In dem lustig lächelnden Blick der Augen, den Ringeln der grauschwarzen Stirnlöcher, dem leicht aufgesetzten Mund des Monocles, der excentrischen Sitzweise, den wie zur Mittheilung einer Pointe gespitzten Fingern war es in jedem Zoll ein wahres Menschenbild. Man wurde an Funken-telegraphie, an den Robot, an das Cabaret, an allerlei erstaunliche Errungenschaften des modernen Geistes erinnert. Einerlei, ob der Wagemuth des Coup d'Osil hier ein psychologisches Epitom, ein Nervenimpromptu, einen grotesken Witz geleistet hatte: man empfand alle Seltsamkeit durch das Modell geboten.

Noch im Frühling arbeitete der siebenundachtzigjährige Watts täglich von früh bis spät im Dienste seiner Künstleraufgabe. Nach seinen Jugendarbeiten in der florentiner Casa Ferroni war er in die Heimath zurückgekehrt und drei Menschenalter hindurch ist die Stille des londoner Hauses und das ländliche Surrey-Buenretiro Zeuge seines Fleißes geworden. „Mich macht die leise, unbemerkte Arbeit am Glücklichen,“ hat er schon als junger Mann niedergeschrieben. In seinen Heimstätten prangte die Schönheit der Hochrenaissance. Purpur und Violett leuchteten gebämpft und die Formenwelt der Phidias und Tizian hobte die Stimmung. Whistler ist als Siebenzigjähriger im vorigen Sommer gestorben. Man hat seine englische Nationalität bezweifelt, weil er in Amerika geboren wurde, aber seine Familie stammte aus uralt englischem Geschlecht. Er ist viel in der Welt herumgereist. Als er von New-York kam, wohnte er abwechselnd in Paris und London. In seine Ateliers wurde Freilicht hineingelassen. Die silberigen Reflexe seiner Binnenteller, die weißen und lichtblauen seiner japanischen Porzellane hüpfen auf citronengelben, blaugrauen oder terrakottafarbigem Wänden. Der Zimmerschmuck moderner Plakate, die Portraits von Berühmtheiten, Nôjane, Oskar Wilde und Anderen, trugen all die Unrast der Gegenwart hinein, das Prickeln modernsten Lebens.

In Watts' Gegenwart wurden wir ruhvoller, besser. Er war der vollkommene Gentleman, aber zugleich von kindhafter Bescheidenheit und scherischem Enthusiasmus. Wir denken an Thoreaus Wort von den unsichtbaren Engelschwingen, die in der Nähe manches Menschen rauschen. Whistlers Gesellschaft reizte zum Widerspruch. Seine Posen, sein Selbstbewußtsein, sein Egoismus und Sarkasmus ärgerten, seine Angriffsfrische verblüffte und seine Bonmots wie sein Kavaliertum konnten bezaubern. „Er hatte das einschmeichelnde Wesen der Kage“, sagte einer seiner alten Bekannten, „fragte aber auch plötzlich wie sie“.

Watts hatte sein Schaffen in den Dienst altruiistischen Fühlens gestellt. Schon als Jüngling war ein Volkstempel sein Künstlertraum, eine Wandelhalle mit Darstellungen von den Mysterien des Lebens und Todes. Zu welchem Zweck er auch immer den Pinsel ansetzte, ob es Menschenbildnisse, Landschaftabschriften oder Gedankenbilder wurden: die Mission führte seinen Arm. Den Landsleuten sollte seine Kunst ein Vorbild aufrichten; sie sollte ein Erziehungswerk leisten. In diesem Sinn wirkte er auch als Portraitmaler. Er wählte Modelle, die Geistesgröße und edle Körperschönheit besaßen. Er wünschte, zur Glorie des Vaterlandes ein gemaltes Pantheon zu hinterlassen, dessen Studium die Tugend anspornen mußte. Deshalb ließ er den psychischen Gehalt des Modells stark in die Erscheinung treten. Er wollte selbst nie geistreich sein, nur als ge-

treuer und bescheidener Intermet das Bedeutsame zum Ausdruck bringen. In Holland House, in Watts' Ateliers, in der londoner Nationalgalerie und in vornehmen Privathäusern hängen diese Naturabschriften des Malers, die in sophokleischem Wollen die Menschen zeigen, wie sie sein sollen. Auch durch seine Landschaftsbilder, die italienische, schottische und englische Natur wiedergeben, geht der selbe psychische Zug. Sie ergötzen durch Farbe, sie bewegen durch Seele. Azians prangendes Purpurroth, goldiges Braun, tiefstrahlendes Blau und smaragdernes Grün sind auf der Palette bevorzugt. Dieser Farbenuntergrund wird oft impressionistisch überkleidet. Eine Art mystischer Atmosphäre umhüllt die Formen. Die Impression soll nicht technische Geschicklichkeit zur Schau stellen: sie wird als Stimmungsmittel, als Zuthat verwendet. Je deutlicher die Absicht Watts' hervortrat, Ideenmaler zu werden, um so häufiger hat er sich dieses Bildmittels bedient. Nie war es ihm Selbstzweck. Obgleich sein Schaffen ein allumfassendes Können beweist — er hat Thierkörper gemalt wie Poiter, nackte Frauenleiber wie Rubens, Nüdtungen wie Giorgione, Blumenpracht wie die Präraffaeliten —: all sein naturalistischer Vorrath war immer nur Hilfsmittel für das Endziel, das Ethische. So bescheiden er die eigene Arbeit auch einschätzte: er wußte, daß er in diesem Stimm einen besonderen Platz in der Kunstgeschichte verdient, den des Maler-Moralisten. Er hat in Farben gewollt, was nach Voltaires Analyse die gesammte englische Poesie erstrebte. Aus Watts' Gemälden läßt sich seine Weltanschauung erkennen. Sein Künstlertraum war eine Erde, auf der gütige, ideal strebende Menschen wohnen. Das Leben erschien ihm als eine schwere Aufgabe. Es wird schön durch die wahrhafte christliche Liebe. Aber er feierte kein Christenthum der Dogmen. Das hat Götzekult, Intoleranz und Religionkriege herbeigeführt; er wollte echte Brüderlichkeit. Mit voller Absicht hat er nie ein Christusbild gemalt. Den Inbegriff seiner Religion sehen wir auf dem Bilde „Der Geist des Christenthumes“. Es zeigt eine majestätische Madonnengestalt, die eine Anzahl unverträglicher Kindlein Frieden spendend in ihrem Schoß birgt. In immer neuen Formen wiederholte er diesen Gedanken. Und seine Werke sind herrlich bis zum letzten Tag; noch das große Gemälde „Die Liebe steuert das Boot der Menschlichkeit“ war eine ergreifende Verherrlichung der Humanität. Dem Maler der großen Ideen blieb nichts Menschliches fremd. Er kannte die Dämonen des inneren und äußeren Lebens, den Kampf der beiden Seelen in der Brust, das Ringen mit den Widermächten der Umstände. Laster und Leidenschaften hat er mit michelangelesker Wucht auf der Leinwand sichtbar gemacht. Die Lösung aller Probleme, den Frieden nach aller Unrast sah er in dem Gedanken des Todes. Ihn schreckte kein grinsendes Gerippe. Als hoheitvolles Weib mit unbefehrblich ernsten, fordernden Augen, streng und gütig, einer Olympierin des Phidias ähnlich, tritt der Tod in seinen Gemälden auf. In solcher Symbolik empfand sich Watts auf dem Gipfel seines Schaffens.

Auch Whistlers Kunst war schon am Beginn seiner Laufbahn fest geprägt. Er wollte nie Abstraktionen, immer nur das Sichtbare wiedergeben. Für ihn war das zufällige Milieu des Alltages hoher Schönheitsoffenbarungen voll. Auf Gemeinplätzen des Sinnesindrucks entdeckte er die größten Feinheiten der Modulation, die delikatesten Tonabstufungen. Für ihn gab es keine erzählerische Absicht, nur den Ehrgeiz exquisiter Valeurs. Das Hochgefühl eines immer beweg-

lichen Geistes, eines scharf erfassenden Auges und einer sicheren Hand erhielten sein Selbstbewußtsein in ungestörtem Gleichgewicht. Was sein Malerauge reizte, inspirirte seinen Pinsel, einerlei, ob es ein Boulevardbild, eine Salon dame, eine Themsefärbung, ein liebliches Kind, eine alte Brücke oder eine Branntweinspelunke war. Whistler ist der Typus des Impressionisten in seiner Reinkultur. Er zielte in seinen Gemälden auf Verallgemeinerungen der Formen und Farben. Schon die Bildertitel, „Nocturno“, „Harmonie“ und „Symphonie“, verrathen diese Absicht. Er hat nie eine „Fuge“ und „Sonate“ komponirt. Niemand konnte in den Radirungen, durch die er sein Publikum gewann, den Meister verfeimen. Zur Malerei kam er erst spät. Anfangs zog er kühne Konsequenzen aus Lehren pariser Freunde, wie Degas und Fantin-Latour; dann blieb Etwas Rossotti und besonders Albert Moore an seinem Pinsel hängen. Der heftige Widerspruch, den seine Neuerungssucht erregte, war ihm als Reklame willkommen. Er wußte die öffentliche Aufmerksamkeit beständig eben so durch den Geistreichthum seiner Feder wie durch den seines Pinsels zu beschäftigen. Für die Silberne Medaille dankte er den Münzgebern mit den Worten: „Für Ihre Medaille zweiter Klasse meinen Dank zweiter Klasse“; und er sorgte dafür, daß dieses Epigramm in der Presse verbreitet wurde. Oft ist seine Exzentricität lauter als seine Künstlerschaft beklatscht worden. Sein Programm brachte etwas ganz Neues in die englische Kunst. Es stürzte die Alleinherrscherin Tradition und setzte die Individualität auf den Thron. Nur das Temperament sollte souverain gebieten. „Sobald irgend ein Künstler über Regeln zu sprechen beginnt, magst Du ihn als zweiten Grades beurtheilen; und spricht er viel über sie, ist er dritten Grades oder überhaupt kein Künstler“: Diesen Satz hätte auch er, wie sein Gegner Ruskin, schreiben können. Troßdem hat dieser Anwalt der Grille die künstlerische Arbeit sehr ernst genommen. „Der Fleiß ist eine Nothwendigkeit, keine Jugend“: Das war seine Ueberzeugung. Er ruhte nicht eher, als bis jedes Werk die Mühelosigkeit des Entstehens vortäuschte, die an der jung erschlossenen Blüthe bezaubert. Und oft genug ist ihm diese Illusion gelungen. Wie Watts in der Formenwelt des Phidias und in der italienischen Hochrenaissance den Kanon seines Schaffens fand, so wurden Whistler die Japaner und Velazquez Vorbilder. Er erstrebte die vereinfachte, ganz natürliche und dennoch so dekorative Anordnung der Japaner und ihr frühlingzartes Farbengefühl oder die gedämpften Roloritharmonien und die Würde des Velazquez. Die Lehren dieser Vorbilder hat er verarbeitet und etwas ganz Eigenes, ganz von Whistlers Gnaden Geschaffenes hervorgebracht. Wer, wie Ruskin und Burne-Jones, seine in Farbenimpressionen aufgelösten Naturabschriften als wüste Experimente ablehnt, wird in Portraits wie denen Carlyles und der Mutter des Künstlers einen klassischen Maler erkennen.

Nun ist auch Watts gestorben. Hier soll nicht abgewogen werden, wer von den Beiden der größere Künstler war, wer für die Zeit und wer für alle Zeiten schuf. Je nach dem Temperament des Urtheilenden wird diese Frage beantwortet werden. So groß sind jedenfalls Beide in ihrer Eigenart, daß Keiner von ihnen so leicht einen würdigen Träger seines Prophetenmantels finden wird.

Jarno Jessen.



Anzeigen.

Ist das Thier unvernünftig? Neue Einblicke in die Thierseele. Rossmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. 12. Mark.

Die freundliche Aufnahme, die mein Buch „Polypthem ein Gorilla“ nicht nur in der deutschen Presse, sondern namentlich auch in den ausländischen Blättern gefunden hat, ermutigte mich, meine in dieser Arbeit bereits angedeuteten abweichenden Ansichten über die angebliche Unvernunft der Thiere näher zu begründen. Weshalb halten wir das Thier für unvernünftig? Die meisten Menschen werden der Meinung sein, es sei überflüssig, auf eine solche Frage eine Antwort zu geben. Sie werden darauf hinweisen, daß die Fälle, wo sich selbst höher organisirte Thiere erschreckend dumm benehmen, so zahlreich seien und so häufig sich ereignen, daß jeder Zweifel verschwinden müsse. Man brauche nur die Augen aufzumachen. Pferde scheuen vor den ungefährlichsten Gegenständen, etwa einem Meilenstein; sie gehen durch und rennen wie sinnlos gegen Häuser oder Bäume. Stiere stürzen sich wüthend auf ein rothes Tuch. Mit Mühe gerettete Schafe eilen in den brennenden Stall zurück. Hunde bellen ein drehendes Rad an, Raubthiere haben Furcht vor Feuer, Wild vor bloßen Lappen. Und so weiter. Ich suche nun den Nachweis zu liefern, daß diese Anschauung irrig sein dürfte. Denn Zweierlei ist übersehen worden. Erstens nennt das Thier noch weit mehr als der Mensch die Gewohnheit seine Amme. Es ist also von größter Wichtigkeit, die frühere Lebensweise unserer Hausthiere zu erkennen. Daraus erklären sich viele an sich thöricht erscheinende Handlungen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß auch der Mensch, der doch unzweifelhaft den Anspruch macht, ein mit Vernunft begabtes Geschöpf zu sein, in Lebensgefahren, etwa bei Theaterbränden, durchaus nicht vernünftig handelt. Drei Kapitel betrachten die abweichenden Sinnesorganisation der Thiere und deren Folgen. Ein Nachtseher, der sich mit seinen empfindlichen Augen vor Feuer, ein schwachsehendes Wild, das sich vor Lappen fürchtet, ist eben so wenig dumm zu nennen wie ein kurz-sichtiger Mensch, der die Thurmuhre nicht erkennt. Das Fundamentalgesetz, für das ich eintrete, hat weder Darwin noch sonst ein Naturforscher geahnt; es ist mit dem Darwinismus ganz unvereinbar, so weit das Prinzip der Auslese — nicht das der Abstammung — in Betracht kommt. Es lautet: Je besser die Augen eines Geschöpfes sind, desto schlechter ist seine Nase. Dieser Satz gilt auch umgekehrt. Wegen ihrer schlechten Augen halten wir viele feinnasige Thiere irrthümlich für dumm. In den Zeitungen fehlte der Raum, das Gesetz ausführlich zu begründen; auch fehlte mir fast immer die Gelegenheit, gegnerische Ansichten zu widerlegen. Das Veräumte ist hier nachgeholt worden. Wählen wir ein ganz bekanntes Beispiel: das Scheuen und Durchgehen der Pferde. Der Grund des Scheuens liegt darin, daß das Pferd wegen seiner Schwachsichtigkeit nicht erkennen kann, ob wirkliche oder vermeintliche Gefahr droht. Das Durchgehen kommt daher, daß alle Einhufer als fliehende Pflanzenfresser ihr Heil in der Flucht suchen. In der Wildniß ist Das eine vortreffliche Maßregel, denn da giebt es weder Häuser noch Bäume, gegen die man rennen kann. In der Wildniß giebt es auch kein Scheuen. Denn das Pferd als Nasenthier läuft stets gegen den Wind und weiß deshalb, ob wirkliche Gefahr droht oder nicht.

Wir nehmen jedoch bei der Benutzung des Pferdes auf die Windrichtung keine Rücksicht. Schließlich noch Eins. Trotz meiner Verehrung für Brehm bin ich entschiedener Zweckmäßigkeitapostel. Vor allen menschlichen Einrichtungen frage ich mißtrauisch, ob sie nicht vielleicht thöricht sind, der Natur gegenüber bin ich dagegen stets überzeugt, daß sie hundertmal weiser ist als wir Alle. Ich habe mir deshalb niemals erlaubt, von „komischen“ Gewohnheiten der Thiere zu reden, wie es bei unseren Naturforschern üblich ist. Ausführlich weise ich nach, daß die „komische“ Gewohnheit der Hunde, sich an den Häuferecken zu schaffen zu machen, eine der weisesten Einrichtungen ist, die man sich denken kann. Näheres findet der Leser darüber in dem Kapitel: Die Post der Thiere. Hier wird der Nachrichtendienst besprochen, den Wölfe, Hasen, Pferde, Antilopen, Nashörner, Biber, Sibethkätzchen und andere Thiere eingeführt haben.

Dr. Th. Zell.



Neue Gedichte. Georg Müller in München, 1904.

Drei Proben:

König Traum.

Komm, König Traum, und weise Dich zu mir.

Es schläft der Gasse lärmend laute Bier.

Thu auf mit Deiner schmalberingten Hand

Das dunkelviolette Fabelland.

Laß Palmen rauschen vom topasnen Strand

Und Muscheln glimmen durch den grünen Sand.

Laß rothe Sterne über Himmel sprühn

Und hinter Büschen heiße Augen glühn.

Laß Purpur durch bemantne Säle wehn.

Komm, König Traum, laß Deine Wunder sehn!

Der Tag ging graugewand^t träg zur Ruh.

Komm an² mein Bett, schließ mir die Augen zu . . .

Alte Straßen.

Du sollst nicht mehr die alten Straßen gehn!

Die grauen Dächer, Kreuze, Staub von weiland;

Du aber liehest einen jungen Heiland

Aus Dunst und Rauch und Wober Dir erstehn!

Hier warst Du öfters bis zum Morgenroth

Mit einem Freund . . . O diese langen Beichten!

Hier hast Du eifernd Deiner lieben, leichten

Und blonden Dame Gift und Dolch gedroht!

Vorbei dies Alles . . . Schwere Schatten wehn.

Erinnerungen klagen durch die Rüste.

Durch alte Straßen geht man wie durch Grüfte . . .

Du sollst nicht mehr die alten Straßen gehn.

Baum im Sturm.

Mein Baum steht ganz in Blüthe
 Und trotzt in der Wolken Zug.
 Ich bete: daß Niemand ihn hütete,
 Kein Gott in weichlicher Güte.
 Komm, Sturm, und wüthe, wüthe:
 Mein Baum ist reich genug!

Wien.

Paul Wertheimer.

Planegg. Ein Dank aus dem Walde von Wilhelm Langewiesche. Schrift
 von Peter Behrens. Buchschmuck von Rudolf Schießl. München, C. F.
 Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Ein Mensch, der durch den Verlust des Liebsten einsam ward, vertraut
 sich dem Walde an. Wandernd bei Tag und in dunklen Nächten sucht er Aus-
 sprache mit sich, Aussprache mit seinem Geschick, mit dem rauschen der Bäume
 und dem Glänzen der Sterne. Und leise, leise löst ihn die wachsende Natur
 vom fruchtlosen Schmerz, sacht führt sie ihn ins Leben zurück, legt seiner Kinder
 kleine Hände in die seinen und offenbart ihm in dem eigenen Geheimniß Aus-
 blicke seines Daseins. In immer gleichem und doch für das feinere Ohr eigen
 abgetöntem Rhythmus zieht Das auf wenigen Blättern vorüber. Und über die
 Grenzen des Gewölbes hinaus sehen wir mit des Dichters ernstern, Liebe suchenden
 Augen in die Welt. Hier schafft ein Poet, der das Maß seiner Gaben kennt.
 Und enttäuscht würde sein, wer Etwas wie lyrisches Neuland bei Langewiesche
 suchte. Aber wer stilles Nachgehen und versonnenes Zuhören gelernt hat, Der
 legt das Buch nicht gleich aus der Hand, ob ihn auch hier und da ein Ton störe,
 dem feinere Abschleifung noththäte. Denn hier spricht das ernste Leben einer
 reichen Seele. Und es hebt den Ausdruck oft zu einer traumstillen Schönheit
 („Geleite“, „Abendlicht“), die an Ewigkeiten rührt. In diesen Versen ist die
 Innigkeit von Karl Stieler's unvergänglichem „Winteridyll“, überflossen von
 einem Hauch ungesuchter Tragik.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiero.

Neuestes, Allerältestes. Verlag von Bruno Cassirer!

Der Inhalt ist aus meinem Tagebuch; verquillt mit Reflexionen bis in
 die jüngere Zeit. Daß ich in den ersten drei Kapiteln den Schauplatz auf epi-
 kuräischen Boden verlegte, geschah, um den Hypermodernen zu zeigen, daß wir
 selbst außer unserer Berufsthätigkeit Zeit fanden, das Leben nach jeder Richtung
 hin verstehen zu lernen, — und zu erfassen! Was unsere Absichten und Ansichten
 im künstlerischen Wollen anlangte, so versichere ich, daß wir mit heiligem Ernst
 an unsere Arbeit gingen und daß Niemand von Einem unter uns sagen konnte:
 „Einen Zug will er sich machen“.

Emil Thomas



[Kali.*]

Die Entbindung der Landesmutter ist in einzelnen Himmelsstrichen noch ein öffentliches Ereigniß. Wie andere feierliche Staatsakte, vollzieht auch sie sich in Gegenwart des Ministeriums, wird von ihm gleichsam kontrassegnirt. Irgendwo — Längen- und Breitengrade sind mir entfallen — soll es sogar noch Staaten geben, in denen solche ministerielle Kontrolle auch für den ersten Schritt verlangt wird, ohne den, trotz allem Komfort der Neuzeit, eine richtige Entbindung nicht möglich ist. Ob das Bewußtsein des Gottesgnadenthumes über die Peinlichkeit solcher Schaustellung hinweghilft, die eine hohe Frau zwingt, ihr Allermenschlichstes protokollieren zu lassen, kann der beschränkte Untertanenverstand nicht beurtheilen. Ähnlich aber wie solcher geplagten Majestät muß, denke ich mir, der Vereinigung der Kaliproduzenten zu Muth gewesen sein, als sie sich am vorigen Freitag nach neunmonatiger Schwangerschaft und schweren Wehen endlich wiedergebär. Während im Kaiserhof der königlich preussische Berghauptmann Dr. Fürst im Schweiß seines Angesichtes bei dieser Geburt Accoucheurdienste leistete, saßen im Hotel Bristol — bis auf die Gasthäuser erstreckt sich heutzutage der geschäftliche Antagonismus — die Vertreter Amerikas und harrten kühl und ungerührten Herzens auf das neue Wesen, das in der Wochenstube ans Licht gebracht werden sollte. Wenn es sich sonst um die Entstehung eines deutschen Syndikates handelte, hielt sich das interessirte Ausland in respektvoller Entfernung und begnügte sich mit der Gewißheit, daß bei der Berathung Alles ordentlich zugegangen und das Befinden von Mutter und Kind befriedigend sei. Diesmal aber waren die Yankee persönlich erschienen. Während Vanderbilt und Konsorten in der Kieler Bucht mit ihren Yachten zur See demonstirten, ließen die Abgesandten der beiden großen Düngetrusts aus dem Lande der stars and stripes ihre Feldzeichen im Centrum des Reiches leuchten. Da gab's kein Entrinnen mehr; die Wehen mußten beschleunigt, die Schmerzen unter lächelnden Mienen verborgen werden, denn die Bevatterschaft aus Dollarland sah der Geburt neugierig zu. Das Scheitern der Syndikatsverhandlungen wäre für die Delegirten der amerikanischen Düngetrusts das Signal gewesen, auf einander loszustürzen. Nicht mit Fäusten und Schwertern freilich; doch eine schlimme Kauferei wärs geworden. So lange das Syndikat bestand und beiden feindlichen Brüdern den Dungstoff zum selben Preis lieferte,

*) Herr S. Gumpel in London fordert die „Berichtigung“ einer Stelle aus dem im vorletzten Aprilheft erschienenen Artikel „Hugo Loewy & Co.“ Er behauptet: „Der im Auszug wiedergegebene Brief der ‚Auskunftei für londoner Börsenwerthe‘ ist nicht ein Cirkular von der Art der Loewyschen, sondern die Antwort auf eine gemäß dem Geschäftsprogramm bezahlte Anfrage an die Auskunftei. Das Unternehmen, durch das der Empfänger des Briefes Verlust erlitten hat, ist nicht ein ‚Konkurrenzunternehmen‘ der Auskunftei und die Auslassung der Auskunftei über dies Unternehmen ist also nicht aus Gründen der Konkurrenz, sondern aus den Prinzipien der Auskunftei hervorgegangen. Es ist nicht wahr, daß Herr Gumpel auch nur eine einzige Rezension über sein Buch in die deutsche Presse lancirt hat. Die Rezensionen sind vielmehr ohne jede Beeinflussung verfaßt worden.“ Eine Antwort auf diese „Berichtigung“ hält Dis nach seinem Artikel einstweilen nicht für nöthig.

theilten sich die Beiden friedlich in den Besitz Amerikas. Nach einem ungeschriebenen Pakt, der sich aus den Verhältnissen ergeben hatte, fiel dem Einen der Norden, dem Anderen der Süden der Vereinigten Staaten zu. Jeder kannte die mächtigen Hintermänner des Anderen und hütete sich deshalb vor Uebergriffen. In der Stunde, wo das deutsche Kalisyndikat das Zeitliche gesegnet hätte, wäre um die transatlantischen Abnehmer ein wilder Konkurrenzkampf entbrannt, der die beiden Trusts in einen unabsehbaren Zwist treiben mußte. *Hinc istas lacrimas* heuchlerischer Theilnahme an dem künftigen Geschick des Syndikates. Drüben in Amerika — bei uns giebt's so Etwas natürlich nicht — herrscht in den Häuptern der Syndikate der barbarische Glaube, die Hauptsache sei, daß der Trust verdiene; auf die Wünsche des Konsumenten komme es nicht an. Der billige Einkaufspreis ist also Nebensache und wichtig nur, daß kein Anderer wohlfeiler kaufen kann; der Preis darf hoch, muß aber für Alle gleich sein. Die Erneuerung des deutschen Kalisyndikates war denn auch für die Yankee's, die seine Hauptabnehmer sind und, wie Manche wähnten, die Sprengung des Verbandes wünschen müßten, geradezu eine Beruhigung. Für eine ganze Weile war man die Sorgen wieder einmal los. Auch das Ribbert-Intermezzo war nun ein überwundener Standpunkt; nur aus Furcht vor dem Scheitern der Syndikatsverhandlungen war man ja auf die Suche nach eigenem Kalibefiz gegangen. Schade nur, daß daraus der Größenwahn des jungen Ribbert erwuchs, der den Ruin eines alten Hauses verschuldet hat.

Freudige Ereignisse sind an keinen Stundenplan gebunden. Das mußte auch Dr. Fürst erfahren, als er noch um Mitternacht der Versammlung präsidirte, die am letzten Tag vor dem Ablauf der alten Syndikatsverpflichtungen noch einen Versuch zur Einigung machte. Ganz unter uns: ein Bißchen war die Sache doch übertrieben. Man möchte glauben, die Kalileute hätten sich, um die dehors einer Großmacht zu wahren, fest vorgenommen, es nicht um ein Viertelstündchen billiger zu geben als das Kohlenyndikat, das auch erst im allerletzten Moment verlängert wurde. Jedenfalls war die Spannung der Zuschauer diesmal schon wesentlich geringer. Im Lauf eines halben Jahres hatte man ja erlebt, daß zuerst die Bechen und dann die Walzwerke, trotz allem Widerstand, sich schließlich zusammensanden; nach solchen Erfahrungen wird man allmählich blasirt und regt sich nicht so leicht mehr auf. Herrn Emil Sauer, dem Fürsprecher von Hedwigsburg, der am längsten Stand hielt, gebührt für seine Zähigkeit gewiß die pottaschene Tapferkeitsmedaille mit Runkelrübenlaub (Kali und Runkelrüben stehen, wie ich für die minder salzfesten Leser bemerken will, in enger Wechselbeziehung). Aber die Ruhmeswiese der Industrieburen, die sich mit aller Gewalt gegen die Annektirung sträubten (so lange ihnen nicht ihr Preis bewilligt wurde), ist durch die Bechenbesitzer und Stahlwerkherren schon so abgeweidet, daß da nicht mehr viel zu ergreifen ist. Die letzte große Portion solchen Glorienfutters hat im Frühling bekanntlich der Direktor des „Phönix“ für sich in Anspruch genommen. Auch der Lobgesang für die Bankwelt, der nach gelungener Syndizierung oder Resyndizierung sonst angestimmt wurde („Gott erhalte uns diese Banken . .“), wollte jetzt beim redlichsten Willen nicht mehr recht aus der Kehle. Die Banken und ihr Banntreis sind wirklich auch ganz unschuldig daran, daß der Syndikatsvertrag erneuert wurde. Höchstens könnte Herr Louis Hagen aus Köln am Rhein, ein direkter Nachkomme des wuchtigen Nibelungenhelden, wegen seiner Beziehungen zur Hercynia das Ver-

denst in Anspruch nehmen, auch hier, wie bei der Fusion Dresden-Schaaffhausen, seine offene Hand im diskreten Spiel gehabt zu haben. Ich glaube aber nicht, daß Herr Hagen diesen Anspruch erheben wird. Schon in einem früheren Stadium der Verhandlungen hat er die Vaterschaft des Gedankens, das neuzubildende Syndikat in die festere Form einer G. m. b. H. zu kleiden, bescheiden von sich auf den preussischen Bergfiskus abgewälzt. Das Bemerkenswerthe an dem neuen Kalisyndikat ist gerade die schwer zu bestreitende Thatsache, daß es ohne die geheimnißvolle Intervention der Banken zu Stande kam, die der gute Bürger heute überall wittert, wo Etwas gelungen ist. Die Kali-Industrie gehört nämlich zum größten Theil noch den Industriellen; und diese Kaliprovinzler haben nun bewiesen, daß sie eben solche Kunststücke zu machen verstehen wie die großen Herren der Behrenstraße. Sollten diese Kiesen am Ende auch bei den anderen Syndikaten gar nicht so allgewaltig mitgewirkt haben, wie die Sage behauptet?

Der Erwähnung werth ist noch die Thatsache, daß die Kirsdorf-Rolle diesmal von einem königlich preussischen Staatsbeamten gespielt wurde: von dem schon erwähnten Berghauptmann Dr. Fürst. Dadurch, daß Kirsdorf sie früher gespielt hatte, ist diese Rolle nicht leichter geworden. Herr Möller hatte gut reden, als er im Februar, trotzdem die Chancen damals schlecht standen, im Abgeordnetenhaus erklärte, er gebe die Hoffnung nicht auf, daß das Syndikat doch noch erneuert werde. Die schwierige Aufgabe, den Quotenfrieden herbeizuführen, fiel einem Untergebenen zu, der sich mehr als einmal den Kopf zerbrecchen mußte und ein volles Jahr lang in aufreibendem Kampf stand, ehe sich die Hoffnung des Ministers erfüllen konnte. Der preussische Fiskus ist an der Kali-Industrie mit einer Produktion theilhaftig, die ungefähr ein Zwölftel der gesammten Förderung beträgt, also mit rund fünf Millionen Mark Absatz im Jahr; und dieser Absatz wird sich unter der Herrschaft eines Syndikates, das mit großen Mitteln die Propaganda für Kali als Düngmittel fortsetzen kann, noch beträchtlich heben. In den fünfundschwanzig Lebensjahren des Syndikates hat er sich ungefähr verfünffacht. Da Preußen nebst Anhalt (wenn man von einzelnen Fundstellen in Galizien und Centralasien absieht) das einzige Gebiet ist, wo diese unentbehrlichen Salze zu finden sind, hat die Regierung auch nationalwirtschaftlich triftigen Grund, die Kali-Industrie vor einer Verschleuderung der Produktion zu bewahren, die nach heutigen Grundsätzen in erster Linie heimathlichen Zwecken dienen soll und der heimischen Landwirthschaft zu Vorzugsbedingungen abgegeben wird. Dieses Moment bestimmte Herrn von Berlepsch vor zehn Jahren, einen Gesetzentwurf zur Verstaatlichung aller Kalilagerstätten vorzulegen, und es hätte Herrn Möller, wenn die Erneuerung des Syndikates gescheitert wäre, wohl sicher zur Forderung eines Ausfuhrzolles gezwungen. Trotzdem also der Staat an dem Wohlergehen dieser Industrie stark interessiert ist, muß man aus der kühnen Bethätigung des Staatsbeamten Dr. Fürst, der die Syndikatsverhandlung geleitet, nicht etwa nur protegirt hat, schließen, daß die Syndizierung der großen Industriezweige einem programmatistischen Wunsch der preussischen Regierung entspricht. Wer nicht in liberalen Dogmen befangen ist, wird von dieser Feststellung nicht friebdig sein, zugleich aber wünschen, daß die Regierung endlich auch den Wirth ihrer Meinung haben möge; recht seltsam ist doch, daß sie ihre Beamten erst „Unparteiische“ den Enqueten über Nutzen und Nachtheil der Syndikate vorsetzt.

läßt und ihnen dann aufträgt, bei neuen Syndikaten Hebammendienste zu leisten. Herr Dr. Färst verdient für seine Arbeit gewiß alle Anerkennung; aber man sollte nicht vergessen, daß auch die Erneuerung des Kalisyndikates schon recht lange kaum noch zweifelhaft sein konnte. Die anhaltische Regierung wußte genau, was sie sagte, als sie im April dem Hessaer Landtag ihre feste Ueberzeugung mittheilte, die Einigung werde in letzter Stunde doch gelingen. Natürlich fehlte in den scheinbar kritischen Stadien der Verhandlungen auch niemals die warnende Stimme der Kölnischen Zeitung, die den jüngeren Werken den Text las und ihren Mehransprüchen im Namen der älteren Werke ein Non possumus entgegenbrachte. Auch diese starre Pose, der noch stets, wenns so weit war, ansehnliche Konzessionen gefolgt sind, hat beim Kalisyndikat zum Schluß nicht mehr gewirkt; jeder Erwachsene weiß nachgerade, daß solche Rheingewitter nicht einschlagen.

Da wir jetzt beim Thema Kali sind und vielleicht nicht so bald zu ihm zurückkehren werden, möchte ich rasch noch einen Wunsch aussprechen, der sich hier passend anfügt und für dessen Erfüllung es am Ende bald zu spät sein könnte. Am Anfang dieses Jahres hat in Charlottenburg Dr. Adolf Frank seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Ich habe nicht den Vorzug, ihn persönlich zu kennen, auch ist er mir von keiner Seite — er verzeihe mir den Ausdruck — ans Herz gelegt worden. Aber ich weiß, was allbekannt ist oder doch sein sollte: daß Dr. Frank der Vater der deutschen Kali-Industrie ist. Er hat nicht nur entdeckt, daß die „Abraum“-Salze in Stassfurt ein unschätzbares Düngemittel enthalten, sondern die Entdeckung auch als Erster industriell verwertbet. Seine übrigen wissenschaftlichen und praktischen Verdienste um die deutsche Industrie brauche ich heute nicht zu erwähnen. Da man sich neuerdings aber so eifrig bemüht, den Herren Yankees unsere Sehenswürdigkeiten, von der besten Seite beleuchtet, vorzuführen: wie wäre es, wenn man daran dächte, den Amerikanern zu Liebe, die wegen des Kalisyndikates herübergekommen sind, den greisen Schöpfer unserer Kali-Industrie, um die uns die ganze Welt beneidet, für eine Ehrung in Vorschlag zu bringen, die seines Hauptverdienstes würdig ist? Später könnte man ihm nur noch eins der im deutschen Land jetzt so beliebten Denkmale setzen. Dis.



Notizbuch.

Es wird nicht böse sein, wenn auch hier noch ein Wort über die Kalisalze gesagt wird. Das Thema hat in der vorigen Woche seine Köpfe beschäftigt und auch den Bankbeherrschern mehr Sorge gemacht, als dem draußen Zuschauenden sichtbar wurde. Das war ihnen lieb; denn nur unbeobachtete Arbeit konnte in diesem coupirten Gelände wirksam sein. Ohne die leisen Bemühungen kluger Bankdirektoren wäre das schwere Werk vielleicht nicht gelungen, wären die friedlichen Klänge, die ein preußischer Berghauptmann der Schalmey entlockte, ins Leere verhallt. Als die sachlichen Schwierigkeiten dann beseitigt waren, entstand aber eine neue Gefahr: Herr Wessel aus Bernburg stellte Bedingungen, die zunächst unerfüllbar schienen. Herr Wessel ist der Leiter der deutschen Solway Werke und einer der mächtigsten

Männer, die im weiten Reich deutscher Industrie zu erblicken sind. Seit Solvay vor dreiundvierzig Jahren die praktische Verwerthung des Ammoniakfoda-Processes ermöglichte, hat die nach dem alten Leblanc-Verfahren arbeitende Soda-Industrie allmählich den Markt verloren. Solvay herrscht und thront; mindestens neunzig Prozent der in der ganzen Welt fabrizirten Ammoniakfoda werden nach seiner Methode hergestellt und der Erdkreis ist ihm unterthan. Der Erfinder ist tot. Wer aber ein Stück Seife kauft, zahlt der Familie Solvay Tribut. Eine Tyranis also, die man nur der Rokefellers, des Petroleumkönigs, vergleichen kann. Auch in Deutschland sind Solvays die stärksten Sodaproduzenten; aus Fabriken, die ihnen gehören oder doch in ihrer Machtspähre liegen, geht ungefähr ein Viertel unserer gesammten Sodaproduktion hervor. Im Jahr 1892 brachten die deutschen Solvay-Werke einen Nettogewinn von 3, im Jahr 1898, trotz sehr hohen Abschreibungen, einen von 6 417 000 Mark. Solche Bilanz kann sich sehen lassen. Natürlich sind auch die Statthalter der belgischen Firma gewaltige Herren. Der glückliche Besitzer der für England gewährten Lizenz ist so reich geworden, daß er sich den Luxus der schönsten Gemäldergalerie leisten kann. Und was Herr Wessel, Solvays Landpfleger in Deutschland, vermag, haben die Interessenten mit schauerndem Gefühl jetzt erfahren. Alles war in Ordnung, die Fortdauer des Kalisyndikates gesichert: da meldete sich Herr Wessel zum Wort. Er habe von dem Plan gehört, eine neue Sodafabrik zu gründen. Das könne nicht geduldet werden. Er werde dem Syndikat nur beitreten, wenn die übrigen Werke ihre Direktoren, Aufsichtsräthe und Aktionäre — im Ernst: auch ihre Aktionäre — feierlich und bündig verpflichteten, an solcher Gründung sich niemals zu betheiligen. Was war zu thun? Ohne die Solvay-Werke wäre ein deutsches Kalisyndikat eine lächerliche Mißgeburt. Man rang die Hände, bat, beschwor: der Mann aus Bernburg blieb hart und verzichtete schließlich nur auf den Theil seiner Forderungen, dessen Erfüllung kein Gesetz der Erde verbürgen könnte. Ihm wurde das Recht eingeräumt, den Syndikatsvertrag sofort kündigen zu dürfen, wenn irgend eins der syndizirten Werke sich an Sodafabriken betheilige. Auf solchem Grund ruht das als Errungenschaft einträchtigen Handelns gepriesene Kalisyndikat. Nie sind ähnliche Bedingungen gestellt noch gar durchgesetzt worden. Der Vorgang beweist, daß die Regierenden für die kleinen und mittleren Industriebetriebe zwar schöne Reden halten, sie vor der Uebermacht der Großen aber nicht schützen können; und daß auch im eisernen Ring der Syndikats-herrschaft noch Riesen erwachsen, die den Genossen ihr unbarmherziges Gebot aufzwingen. Eine neue Etape großkapitalistischer Entwicklung. Auch der Laie, der die Kosten trägt, sollte an diesem Wegweiser einen Augenblick verweilen.

Von berliner Geschworenen ist der Heilgehilfe Hugo Walther zum Tode verurtheilt worden, trotzdem weder erwiesen war, daß der Angeeschuldigte seiner Frau ein Haar gekrümmt habe, noch auch nur, daß die Frau nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Soll der Mann nun etwa hingerichtet werden? Der Justizminister hat die Menschenpflicht, dem König die Begnadigung des Verurtheilten zu empfehlen.

Während der Kieler Woche war die in Amerika gebaute Rennnacht des Kaisers vom Glück so wenig begünstigt, daß in der Feststadt das Gerücht entstand, die amerikanischen Konkurrenten (zu Deutsch: Mitrenner) seien mit Erfolg bemüht gewesen, de corriger la fortune. Eine Untersuchung sei eingeleitet und der Kaiser habe des-

halb die letzten Regatten auf seinem Boot nicht mehr mitgemacht. Klatsch; man sah in Kiel die den Amerikanern gewährte Gunst nicht gern und hoffte, ihnen ein Schnuzläppchen ans Zeug flicken zu können. Wahr ist leider die Thatsache, daß beim Rennen der Kriegsschiffboote drei deutsche Matrosen ums Leben gekommen sind; wahr und traurig. Solches Unglück konnte verhütet werden. Das Rennen, die Theilnahme an einer privaten Sportveranstaltung war den Leuten dienstlich befohlen. Konnte das Rennen, trotz dem heftigen Sturm, nicht verschoben werden, dann mußte man wenigstens einen ausreichenden Rettungsdienst organisiren. Der Vate begreift kaum, wie es möglich war, daß in dem von Kriegsschiffen, Yachten, Barkassen fast überfüllten Hafen Menschen, Seeleute verunglückten konnten. Und daß es nicht Amateurs und Sportsmen waren, sondern arme Teufel, die ihre Wehpflicht erfüllten, daß der Unfall gleichmüthig, wie eine unvermeidliche Schickung, hingenommen wurde und die Festlust nicht eine Sekunde störte: das Alles weckt seltsame Empfindungen. Erst am vierten Juli wurden die Leichen gefunden. War vorher keine Zeit, sie zu suchen?

Noch Etwas von der Sportpolitik. Die in Homburg den Franzosen gespendete Sub hat auf die pariser Stimmung nicht so günstig gewirkt, wie man nach der Weisung mancher Zeitungschreiber hoffen durfte. Als ein paar Tage nach dem Automobilfest ein deutscher Radfahrer in Paris den ersten Preis gewann, wurde er ausgezihlt und mit Steinen beworfen. A das l'Allemand! Conspuez le Prussien! So liebliche Laute tönten dem Sieger ins Ohr. Trotzdem Monsieur Tchern, der Gewinner des Bennett-Pokals, vom Deutschen Kaiser eine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift, der Inhaber der flegreichen Firma eine Einladung zur Hofstafel erhalten hatte, ist Seban und Frankfurt an der Seine also noch nicht vergessen... Nach Homburg kam Hamburg. Der Kaiser sah mit seiner Frau acht Tage vor dem Derby einem Rennen zu, in dem der Graditzer geschlagen wurde. „Wenn nächsten Sonntag meine Farben auch hinter den anderen herlaufen, kanns ja nett werden“: so ungefähr soll der Monarch zum Oberlandstallmeister Grafen Lehndorff gesprochen haben. Für das Derby war der Graditzer „Pathos“ Favorit; Hunderttausende waren auf dieses Pferd gewettet, — und wurden verloren, weil es gar nicht am Start erschien. In letzter Stunde wegen Hustens abgemeldet. „Gehustet“, sagten die ärgerlichen Verlierer, „hat ‚Pathos‘ schon immer und doch den besten Galopp gemacht; aber Lehndorff ist nervös geworden und wollte eine Niederlage im Derby nicht riskiren. Deshalb haben die Oesterreicher den größten deutschen Preis weggeholt.“

Im Herrenhaus wurde über das Ansiedlungs-gesetz geredet, das den Polen, wenn sie nicht artiz sind, den Erwerb von Gütern unmöglich machen soll; ein russischem Muster nachgeahmtes Gesetz, dem nur der nationale Zweck die Mittel heiligen kann und das dennoch wenig Wirkung verheißt. Herr von Koscielski, der einst „aus Allerhöchstem Vertrauen“ ins Herrenhaus berufen ward, citirte gegen dieses Ausnahmegesetz Goethes Prometheus: „Mußt mir meine Erde doch lassen stehn und meine Hütte, die Du nicht gebaut, und meinen Herd, um dessen Bluth Du mich beneidest.“ Etwas bombastisch, doch erträglich. Herr von Hammerstein, der Minister des preußischen Inneren, fühlte darob das Bedürfnis, auch zu citiren. Goethe, sprach er, hat auch gesagt: Alles Vergänglich ist nur ein Gleichniß; und so hoffe ich denn, daß auch das von dem Herrn Vorredner gewählte Gleichniß vergänglich sein wird.

Herr von Hammerstein ist einzig in seiner Art; und seine Deutung des Wortes aus dem faulstischen chorus mysticus zum Entzücken gar. Wenn aber die Polen Goethe schon besser citiren als ein preussischer Minister, wird am Ende selbst der polener Schloßbau den Sieg des Germanengeistes nicht für alle Ewigkeit sichern.

In der Vossischen Zeitung war neulich das folgende Inserat zu lesen: „Politischer Redakteur mit gesunder Auffassungsgabe für alle Tagesereignisse von großer liberaler Zeitung gesucht. Bedingungen: äußerst geschickte, flotte, kurze Schreibweise, Unterordnung in Bezug auf politische Auffassung unter die Wünsche des Verlages und einwandfreie Vergangenheit. Ausführliche Offerten von solchen Bewerbern gewünscht, die auf dauernde Stellung reflektiren und nicht nur gegen entsprechende Bezahlung, sondern auch aus Passion arbeiten.“ Da ist endlich einmal klipp und klar gesagt, was verlangt wird, und alle Lünge der Heuchelei gespart. Als im Mai ein Gerichtspräsident in öffentlicher Sitzung zu behaupten wagte, der Journalist müsse im Allgemeinen so schreiben, wie sein Brotherr es fordere, war die Junft sehr gekränkt. Und hier? „Unterordnung in Bezug auf politische Auffassung unter die Wünsche des Verlages.“ Der Verleger, der solchen Stil schreibt, ist ein geistig Reicher, dem Jeder getrost die Beurtheilung politischer Vorgänge überlassen darf. Ob er nicht auf den ersten Ruf mindestens hundert Offerten bekommen hat? Daß ein Mensch, der sich im Miethvertrag des Rechtes begiebt, seiner Ueberzeugung zu gehorchen, „aus Passion arbeiten“ soll, ist freilich ein Bischen viel verlangt. Dafür hat er aber die Ehre, im Betrieb einer „großen liberalen Zeitung“ zu frohnden.

Eine alte Legende. Es war einmal ein Ritter. Einer von der bösen Sorte, die sich redlich vom Straßenraub nährte, friedsam des Weges ziehende Pfeffersäcke erleichterte und der ganzen Nachbarschaft eine Geißel war. In solchen einträglichen Sünden war unser Ritter alt und grau geworden und hatte nie gedacht, seine Lebensführung verstoße gegen irgend ein Sittengesetz; denn ringsum triebens die Standesgenossen nicht viel besser. Da er aber gebrechlich wurde und fürchten mußte, eines dunklen Tages den Knöchernen an seine Thür pochen zu hören, ward ihm doch bang; und so viele Becher mit Würzwein er auch leerte: immer ängstete ihn die Vorstellung, er müsse vielleicht in Satans Schmortopf braten. In aller Herrgottsfrühe ließ er endlich den Pfaffen kommen, den er viele Jahre nicht gesehen hatte, beichtete ihm und erbat stärkenden Trost. Der geistliche Herr rieth ihm, dem Heiland eine Kirche zu stiften: dann werde der Himmel ihm in Gnade alle Sünden vergeben. Das war leicht gesagt; doch was der Ritter nicht schon verjurt hatte, wollte er seinem Kind, einem züchtigen Jüngferlein, hinterlassen. Und ein Kirchenbau kostet höllisch viel Geld. Nach langem Brüten erst war der Plan des wackeren Edelherrn fertig. In einer stillen finsternen Nacht waffnete er all seine Knechte, beschlich das Nachbarhaus und nahm dem Wohlhabenden, der drin wohnte, ab, was nicht niet- und nagelst war. Der Ertrag des Beutezuges war ansehnlich: und nun konnte der Ritter, ohne seinem Kind das Erbe zu schmälern, die Kirche bauen, die der Pater als Ablahpreis gefordert hatte. Der Ueberfallene, mit dessen Schätzen der Bau bezahlt wurde, war nicht einmal rechtgläubiger Christ gewesen. Von einer Sünde konnte in diesem Fall also nicht die Rede sein. Bald dar ach starb der Ritter; und unter wahrhaft Frommen darf kein Zweifel darüber bestehen daß er in die herrlichste Himmelsgaend gekommen ist.



Berlin, den 16. Juli 1904.

Sören Kierkegaard.*)

Das soll ein Moderner dem gläubigsten und frömmsten aller Menschen des neunzehnten Jahrhunderts einmal nachmachen: die raffinierteste Verführungsgeschichte und zum Schluß eine Predigt mit einem inbrünstigen Gebet! Und Beides echt, ungekünstelt, ungesucht, selbsterlebt; das Erste natürlich nur in der Phantasie; denn der dänische Prophet hat nie ein Weib berührt; nur verlobt ist er einmal gewesen. Er hat denn auch die Geschichte unter einem Pseudonym herausgegeben und auch den Eremita noch nicht zu ihrem Felden gemacht, sondern ihn, darin nicht eben sehr originell, die erdichteten Papiere, die sie enthielten, in einem alten Sekretär finden lassen. Und der Verfasser dieser Papiere spaltet sich wieder in zwei Personen, den Don Juan A. und den frommen Ehemann B., der ihn in langen Briefen bekämpft. Pessimistische Diapsalmata (Präludien) eröffnen A's Bekenntnisse; sie drücken zwar nicht Kierkegaards Ueberzeugung, wohl aber seine Stimmung aus, mit der verglichen die in Schopenhauers und Tolstois Büchern herrschende heiter genannt werden könnte. Doch diese Stimmung entspringt nicht etwa der Betrachtung des Weltelends, der Liden der Thiere und der Menschen, der Kriege, der Laster und Verbrechen, der sozialen Zustände. Das Alles kümmert Kierkegaard sehr wenig. Der sozialen Bestrebungen gedenkt er an zwei Stellen mit verächtlichem Spott. Soziales Elend gab es ja wohl zu seiner Zeit in Dänemark noch nicht und die Armen hält er im Allgemeinen für die Glücklicheren, schon weil sie weniger vom Unglauben angegriffen sind oder

*) Entweder — Oder. Ein Lebensfragment. Herausgegeben von Viktor Eremita (Sören Kierkegaard). Aus dem Dänischen von D. Gleich. Zweite Auflage. Mit dem Bildniß Kierkegaards. Dresden, Friedrich Richters Verlag.

damals waren. Sein Pessimismus ist ganz individueller Natur: er ist die ihm angeborne Traurigkeit, die Empfindung der Leere und Dede in seinem Herzen, der Sinnlosigkeit des Daseins, die natürlich für Kierkegaard nur unter der Voraussetzung besteht, daß man von Gott abzieht. Eine Aeußerung wird Friß Mauthner gut gefallen. „Mein Leben ist völlig ohne Sinn. Es geht mit ihm, wie im Lexikon mit dem Worte Schnur, das fürs Erste ein Seil bedeutet, zum Zweiten eine Schwiegertochter. Es fehlte nur, daß es drittens ein Kameel und viertens einen Besen bedeutete.“

Auch in der darauf folgenden Abhandlung über das Musikalisch-Erotische ist Kierkegaard wahrscheinlich mehr er selbst als sein A. Er entwickelt seine Musikästhetik in einer wunderbar tiefen und geistreichen Analyse von Mozarts Don Juan. Diese Oper ist ihm die einzige ihrer Art, ist ihm die klassische Oper, weil vollendete Einheit von Idee und Form. Ihre Idee sei „die sinnliche Genialität“; das einzige Medium, in dem diese Idee dargestellt werden könne, sei die Musik, und da diese Idee eben nur eine sei, in allen Zeiten die selbe, so könne es nur einen Don Juan geben, während Faust der Geschichte angehöre, jede Zeit ihren eigenen Faust haben, darum auch ein ihn darstellendes klassisches Drama hervorbringen könne. Molières, Heibergs, Byrons Don Juan-Dichtungen erklärt er für verfehlt. Was er über die Ouverture sagt, können Komponisten, die über den erforderlichen Reichthum an musikalischen Gedanken verfügen, mit Nutzen studiren; und seine Darstellung der durch Cherubin, Papageno und Don Juan repräsentirten Stadien der Erotik werden jeden Mozartverehrer mit Entzücken erfüllen. Aber Kierkegaard müßte nicht Kierkegaard sein, wenn er sich auf eine Musikphilosophie beschränkt hätte. Er untersucht selbstverständlich auch den Unterschied zwischen der griechischen und der christlichen Erotik. Jene hat nicht das Weib als Geschlechtswesen, sondern die schöne Individualität zum Gegenstand; sie ist geistiger Art. Erst das Christenthum entfesselt, indem es den Geist in seine Heimath beruft, die Sinnlichkeit, der nun das Diesseits als Eigenthum und Tummelplatz zufällt, so daß sie zur Weltmacht wird. Vom Geist verlassen, besetzt sich das Fleisch mit seinem eigenen Geist und die Erotik wird dämonisch; Don Juan ist eben der verkörperte Dämon des Fleisches, wie Faust, der nur zur Zerstreung einmal liebt, der geistige Dämon ist. Diese Musikbetrachtung wird ergänzt durch eine Abhandlung über den Reflex des Antik-Tragischen im Modern-Tragischen, worin wir erfahren, daß es nicht echte Tragik sei, wenn in (damals) neueren Dramen der Held allein für seine Schuld verantwortlich gemacht werde; denn er sei dann böse und das Böse, die Sünde, habe kein ästhetisches Interesse. Das echt Tragische, das den Menschen in seiner Abhängigkeit darstelle (Kierkegaard würde also für die heute modernen Milieudramen Verständniß haben) weise auf die

Religion, auf das Erbünde- und Erlösungdogma als Tröstung und Rettung hin; denn wie Keiner von der allgemeinen Schuld frei, so sei auch Keiner von der Gnade ausgeschlossen. Die Ethik sei hart und habe keinen Trost in sich — den habe nur die Religion — und an die Aesthetik dürfe sich der durch sie Verfährte erst recht nicht um Rettung wenden. Eine Ansprache an die Sympanankromenoi (die sich mit einander lebendig begraben ließen) schildert eine Konkurrenz, in der siegen soll, wer nachweisen kann, daß er der Unglücklichste sei. In mehreren Unglücklichen, die sich vorstellen, erkennen wir Kierkegaard, besonders in dem Manne, der, ohne selbst eine Jugend gehabt zu haben, das Glück der Jugend preisen muß, und in dem, der erst im Angesicht des Todes begreift, was Lebensgenuß ist.

Der Verfäher erzählt dann von seinen vielen Verfäherungsgeschichten die eine in Tagebuchform. Wenn ich ihn einen Don Juan nannte, so berechtigte dazu nur die große Zahl seiner Abenteuer. Seiner Natur nach ist dieser sinnlich-unsinnliche Erotiker kein Don Juan, denn er ist nicht naive, unmittelbare und durch ihre Unmittelbarkeit im Sturm siegende Sinnlichkeit, sondern ganz Reflexion und Berechnung. Auch eine Verschmelzung von Don Juan und Faust darf man ihn nicht nennen, denn seine Reflexion bleibt immer auf das erotische Gebiet beschränkt, das für Faust nur ein von seinem eigentlichen Gegenstand ablenkendes Divertissement ist. Unserem Verfäher bereitet sein äußerst künstlicher Belagerungs- und Eroberungsplan und die Beobachtung der Wirkungen, die er damit in jedem Stadium auf sein Opfer erzielt, den höchsten Genuß. Er schiebt darum den eigentlichen sinnlichen Genuß so weit wie möglich hinaus; ja, er ist im Stande, auf diesen Genuß zu verzichten und die Geliebte in dem Augenblick zu verlassen, wo sie, durch seine Manöver zum Aeußersten getrieben, sich ihm freiwillig, ganz freiwillig anbietet. Die eine Geschichte, die er ausführlich erzählt, beginnt mit der ersten Begegnung, wo ihm das unbekannte Mädchen beim Aussteigen aus dem Wagen auffällt, berichtet über die nicht geringen Schwierigkeiten der Annäherung, wie er dann die völlig Unschuldige, ihrer Weibnatur Unbewußte allmählich halb rasend macht, indem er ihr einen zukünftigen Bräutigam zuführt, selbst aber, sie scheinbar ignorierend, ausschließlich die Tante unterhält, wie er inzwischen ein Dienstmädchen verföhrt, Liebespaare fördert oder ihnen Schwierigkeiten bereitet, sich endlich mit seinem Opfer verlobt und es so weit bringt, daß es die Verlobung wieder aufhebt, nur um dem Geliebten ganz frei, ohne äußerlich verpflichtendes Band, angehören zu können.

Die in Briefform gekleideten Abhandlungen von B. sollen dem jüngeren Freunde beweisen, daß er mit seiner ästhetischen Lebensauffassung und Lebensführung des wahrhaft Schönen verlustig gehe und bei allen ästhetischen Einzelsüften innerlich öde bleibe, dem Lebensüberdruß und der Verzweiflung, die

er übrigens selbst eingesteh, nicht entgehen könne. Das wahrhaft Aesthetische sei nur in dem Ethischen der Ehe zu finden, denn nur die eheliche Liebe sei schön und mache schön; setze den Menschen dadurch, daß er sich fürs ganze Leben dem Andern hingiebt, in Pflichttreue widmet, in den Besitz seines Selbst und damit des Absoluten, so daß er, die Vergänglichkeit überwindend, im vollen Besitz und Genuß der Gegenwart die Ewigkeit ergreife. Das wird mit viel hegelischer Dialektik und hinreißender Beredsamkeit vorgetragen und mit novellistischen Proben illustriert. Und von seinem eigenen Eheglück entwirft der Belehre ein Bild, das den Eölibatär, der es erlog, ärger gepeinigt haben muß als den katholischen Asketen sein Stachelhmb. Der Verkünder des Eheglücks ist fest überzeugt davon, daß nichts, auch nicht die Jämmerlichkeiten des Alltagslebens, auch nicht Armuth und Nahrungsforgen, das Aesthetische in einem Menschen unterdrücken könne. „Ich brauche nicht im Lande umherzureisen, um Schönheiten aufzusuchen, habe auch nicht nöthig, in den Straßen umherzustöbern. . Habe ich Zeit, so sehe ich mir von meinem Fenster aus die Menschen an und sehe jeden Menschen in seiner Schönheit. Und wäre er noch so unbedeutend, noch so niedrig und arm: ich sehe ihn in seiner Schönheit; denn ich sehe in ihm den einzelnen Menschen, der doch zugleich der allgemeine Mensch ist. Ich sehe in ihm Den, der diese konkrete Lebensaufgabe hat; er hat seine Teleologie in sich selbst, er realisiert diese seine Aufgabe, — er siegt. Denn der Muthige sieht nicht Gespenster, dagegen siegreiche Helden; aber der Feige sieht nirgendwo Helden, sondern überall Gespenster.“ Da ich einmal ins Citiren gerathen bin, will ich doch gleich noch ein Wort anführen, weil es, namentlich für Berlin, so ungemein zeitgemäß ist. Der Eheschwärmer beschreibt, wie das Weib sich und den Mann beglückt, weil es nicht, gleich dem Manne, dem Unendlichen nachjagt, sondern am Endlichen Freude und Genüßen findet. „Weil das Weib die Endlichkeit so erklärt, darum ist sie des Mannes tiefstes Leben, aber ein Leben, das verborgen ist, wie es das Leben der Wurzel immer ist. Siehe: deshalb hasse ich die abscheuliche Rede von der Emanzipation des Weibes aus ganzer Seele. Gott verhüte, daß sie je die Herrschaft erlange! Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Schmerz der Gedanke meine Seele erfüllt, aber auch nicht, welche leidenschaftliche Erbitterung, welchen Haß ich gegen Jeden im Herzen trage, der so Etwas zu äußern wagt. Es ist mein Trost, daß die Leute, die solche Weisheit vortragen, nicht klug wie Schlangen sind, sondern bornirt, und daß darum ihr Geschwäg unschädlich ist. . . Sollte es wirklich ein einziges Weib geben, die so einfältig, eitel und jämmerlich wäre, daß sie glaubte, sie könne unter der Maske des Mannes vollkommener werden als der Mann? Muß sie denn nicht einsehen, daß ihr Verlust unerseßlich wäre?“

Wie würde er über eine andere heutige Pest, die biologische, urtheilen? Die Biologie, Physik und Astronomie sind herrliche Wissenschaften, aber sie

zeigen die ganze Fülle ihrer Herrlichkeit nur, wenn man ihren Gegenstand als die über allen Begriff großartige und kunstreiche Zurüstung betrachtet, die keinen anderen Zweck hat als den, das Dasein und die Entfaltung des Menschengeistes zu ermöglichen. Gliedert man dagegen im vermeintlichen Interesse der Einheit der Wissenschaft den Menschen als Zellenhäuschen in die Reihe der Organismen und als winziges Atomhäuschen in den Weltmechanismus reiflos ein, dann bleibt von ihm nichts übrig als im ersten Fall die unangenehmste und unglücklichste aller Bestien (genau gesagt: die einzige unglückliche), im zweiten ein Nichts, dessen Illusion, Ideen zu haben wie Güte, Wahrheit, Schönheit, Recht, Vaterland und sich dafür zu begeistern, nur Hohn verdient. Den Naturphilosophen kommt die Furchtbarkeit ihres Antitantes nicht zum Bewußtsein, weil sie es nur *potentia*, nicht *actu* begehren können; denn es fällt keinem Menschen, ihnen selbst am Allerwenigsten ein, mit der von allen Literaturgrößen gepriesenen Theorie Ernst zu machen und sich als Bestien oder Nichtse einzuschlagen. Kierkegaard würde wohl einer solchen untermenschlichen Philosophie den Rücken gewandt haben, ohne sie eines polemischen Wortes zu würdigen; aber eine Bemerkung zeigt, von welchem Punkte aus er sie widerlegt haben würde, wenn er gewollt hätte. Die Ehe, sagt er, muß auf Liebe gegründet sein, womit hier selbstverständlich die geistig-sinnliche Geschlechtsliebe gemeint ist; diese Liebe muß sich nicht erst in der Ehe finden, obwohl sie in ihr vollendet wird, sondern ihr vorhergehen. „Ober man heirathet, weil man hofft, die Ehe werde mit Kindern gesegnet werden, um so zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes auf Erden seinen geringen Beitrag zu leisten. Der Staat hat diesen Zweck oft genug vor Augen gehabt und zuweilen gar Prämien ausgesetzt für Die, deren Ehen mit den meisten Kindern gesegnet würden. Das Christenthum hat gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und für Die Prämien ausgesetzt, die nicht heiratheten. War Das nun auch ein Mißverständnis, so bezeugt es doch einen tiefen Respekt für die Persönlichkeit und dafür, daß man den Einzelnen nicht zu einem Moment, sondern zum Definitiven machen wollte. . . Es ist eine Beleidigung für die Frau, wenn man sie aus irgend einem andern Grunde heirathet, als weil man sie liebt.“

In einem der vielen Nietzschebücher wird Nietzsche der seltsamste aller Menschen genannt. Das ist ein seltsames Urtheil. Daß ein Mensch von beweglichem Geist heute die Götter verbrennt, die er gestern angebetet hat, daß in einer zartbesaiteten Seele alle Melodien der Zeit mitklingen, durch das gleichzeitige Erklingen zur Disharmonie werden und das Instrument zerreißen, daß wahnsinnig wird, wer sich nicht mit der dem Menschen hienieden allein zugänglichen Oberflächenerkenntniß begnügt, sondern eigensinnig am Schleier der Isis zerrt: das Alles sind wir von alten Zeiten her gewöhnt

und lange vor Nietzsche hat jeder denkende Jüngling seine Zeit gehabt, wo er ein kleiner Nietzsche war. Was Nietzsche vor Anderen auszeichnet, ist nur die Energie, mit der er in jenem Jünglingsstadium verharrt, ist außerdem der Reichthum an Melodien, die sein Instrument aufzunehmen vermag, und die Virtuosität, mit der er sie wiedergiebt; er ist eine ungewöhnlich interessante Erscheinung, aber durchaus nicht seltsam. Dagegen ist Kierkegaard wirklich der seltsamste aller Menschen, die ich kenne. Gott ist ihm, dem Nordländer des neunzehnten Jahrhunderts, von Kindheit an bis zum Tode, gerade so wie einer ekstatischen Jungfrau, die realste aller Realitäten und stets gegenwärtig. Dabei ist er nichts weniger als ekstatisch, sondern verwirft die Mystik als eine weichliche und egoistische Form der Religion. Er ist, wie er klagt, als Greis, ja, als Geist auf die Welt gekommen und darum weder Kind noch Jüngling gewesen, was ihn zum Manne der großen Traurigkeit gemacht hat, und dennoch vermag er sich vollkommen in das Kind, in den Jüngling, in den sinnlichen Menschen hineinzufühlen. In tiefster Einsamkeit lebend, beobachtet er die Welt und die Menschen und stellt sie richtig dar. Gott und das Christenthum sind der einzige Gegenstand seiner Liebe und seines Strebens, und um die Religion zu fördern, thut er zwei Dinge, von denen jedes einzelne gewöhnlich für das beste Mittel zu ihrer Zerstörung angesehen wird: er stellt einen Verführer verführerisch dar und greift die Kirche an. Und unter welchen Umständen hat er die Verführergeschichte geschrieben! „Persönlich war ich weit davon entfernt, das Menschenleben beruhigend zur Ehe zurückzurufen, ich, der ich — was sich hinter dem Namen Viktor Eremita verbirgt — schon im Kloster war. ‚Entweder — Oder‘ ist im strengen Sinne des Wortes im Kloster geschrieben. Ich kann versichern, daß der Verfasser von ‚Entweder — Oder‘ regelmäßig mit klösterlicher Genauigkeit eine bestimmte Zeit hindurch ganze Tage um seiner selbst willen mit dem Lesen erbaulicher Schriften zubrachte und daß er in viel Furcht und Zittern seine Verantwortung bedachte; er dachte dabei besonders an das Tagebuch des Verführers.“ Dieses Tagebuch war, wie seine ganze ästhetische Schriftstellerei, eine Kriegsklist, ein Betrug, wie er sich selbst ausdrückt. Er will die Seele für Gott gewinnen. Das gelingt aber nicht, wenn man sie im Bekehrerton anredet; darum — welsch ein Jesuit! — stellt er verlockende ästhetische Untersuchungen an und fährt die nichtshahnende Seele auf Umwegen ans Ziel. Auch als sokratische Mäentil, Hebammenkunst, charakterisirt er seine Methode. Die ästhetischen Schriften, in denen er das Religiöse nur von fern anklingen läßt, hat er mit Pseudonymen, alle religiösen mit seinem Namen gezeichnet. Er wollte dadurch anzeigen, daß er nur in der zweiten Gruppe wirklich selbst, in der ersten aus der Seele Anderer spricht.

Nicht weniger seltsam als dieses Verfahren ist sein Angriff auf die

Kirche; auch Grundtwigs Volkskirche findet keine Gnade vor ihm. Kein fanatischer Atheist kann in härteren und beleidigenderen Worten auf die Pfaffen schelten, kein Sozialdemokrat überzeugender nachweisen, daß das Christenthum des Neuen Testaments nirgends auf der Erde zu finden ist. Dieses, sagt er in der Erinnerung an Luthers Thesen, daß es kein Christenthum giebt, sei seine einzige These. Er beweist, daß es kein Christenthum geben könne, so lange es beamtete und besoldete Geistliche giebt. Er beschimpft den toten Bischof Wynster und dessen Nachfolger, den Professor Martensen, der in der Leichenrede den Verstorbenen einen Wahrheitszeugen genannt hat. Er widmet ein eigenes Kapitel dem Nachweis, daß die Geistlichen Menschenfresser sind; er fordert die Leute auf, ihre Kinder nicht mehr taufen und konfirmiren zu lassen und den Gottesdienst nicht mehr zu besuchen; damit würden sie ihre Sündenschuld verringern; er für seine Person wolle lieber im Spielwaarenladen Steckenpferd, Säbel und Fahne kaufen, einen feierlichen Eid auf diese Fahne ablegen und dann mit feierlichem Ernst auf seinem Steckenpferd gegen den Feind lossprengen als in die Kirche gehen; denn mit Jenem würde er nur sich selbst, mit Diesem aber Gott zum Narren machen. Und er thut und schreibt das Alles in der Ueberzeugung, daß er damit eine Sendung erfüllt. Er giebt ausführlich Rechenschaft von seinem Verhältniß zu Gott. „Dieses mein Verhältniß zu Gott ist die glückliche Liebe meines mannichfach unglücklichen und beschwerten Lebens.“ Aus Liebe zu Gott allein und aus Gehorsam gegen ihn schreibt er Bücher. Er hat nicht nöthig, die Muse anzurufen. „Im Gegentheil: ich brauche jeden Tag Gott, um mich des Reichthumes der Gedanken zu erwehren. Wahrlich, gieb einem Menschen eine solche Produktionskraft und dazu eine so schwache Gesundheit,*) so wird er schon beten lernen. Ich könnte mich niedersetzen und ununterbrochen Tag und Nacht und nochmals einen Tag und eine Nacht fortschreiben; Reichthum genug ist da. Dieses Kunststück konnte ich stets machen, kann es noch jetzt. Thäte ich es, so wäre ich gesprengt. Nur die geringste Unvorsichtigkeit in der Diät, so bin ich in Lebensgefahr. Wenn ich aber Gehorsam lerne, die Arbeit als strenge Pflichtarbeit thue, die Feder ordentlich halte und jeden Buchstaben sorgfältig schreibe, so kann ich. Und dann habe ich oft viel mehr Freude von meinem gehorsamen Verhalten gegen Gott gehabt als von den Gedanken, die ich produzirte.“

Kierkegaard soll Ibsen den „Brand“ inspirirt haben; sehr möglich; Alles oder nichts ist ja Beider Lösung. Nur muß man Brand nicht für eine Nachbildung von Kierkegaards Persönlichkeit halten. Wollte ein Maler den „Brand“

*) Kierkegaard hat nur zweiundvierzig Jahre, von 1813 bis 1855, gelebt, und war nur dreizehn Jahre lang, von 1842 bis 1855, Schriftsteller.

illustriren, so wählte er für den Helden die Züge Ibsens wählen, nicht das saufte und schwermüthige Antlitz und den demüthig niedergeschlagenen Blick Kierkegaards. Nie würde Der hart gewesen sein gegen Weib, Kind, Mutter oder irgend einen Menschen. Rigorist war er gar nicht. „In der tiefen Ueberzeugung, daß sein Leben ethisch angelegt ist, ruht das Individuum in voller Sicherheit und plagt darum weder sich noch Andere mit spitzfindigen, ängstlichen Fragen über Dieses oder Jenes. Daß nämlich der ethisch Lebende gehörigen Raum für das Indifferente hat, finde ich ganz in Ordnung; und es bezeugt sogar Ehrfurcht vor dem Ethischen, daß man es nicht in jede Kleinigkeit hineinzwängen will.“ Das schreibt zwar der Ehemann und Assessor in „Entweder — Oder“, aber es gehört nicht zu dem aus einer fremden Seele heraus Geschriebenen. Larismus oder Rigorismus: die Frage kümmert Kierkegaard gar nicht. Nur Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit will er; und die einzelne Seele zur Innerlichkeit zurückrufen. Denn auch das ganze Kirchenwesen, gegen das er donnert, die Stände, die er angreift, überhaupt die Massen sind ihm gleichgiltig. Als potenziirter Individualist sieht er in jeder Menge nur eine Anhäufung von Schlechtem und von Unwahrheit. „Dem Einzelnen“ widmet er seine Schriften. „Wer Du bist, weiß ich nicht; wo Du bist, weiß ich nicht; wie Dein Name lautet, weiß ich nicht; dennoch bist Du meine Hoffnung, meine Freude, mein Stolz, meine Ehre.“ Der Einzelne: mit dieser Kategorie stehe und falle die Sache des Christenthumes. „Es ist nicht meine Aufgabe und kann in der ‚Christenheit‘ nicht wahrhaft die Aufgabe sein, noch mehr Titularchristen zu schaffen oder die Millionen in der Einbildung, sie seien Christen, bekräften zu helfen; nein: die Aufgabe ist gerade, diesen Schurkenstreich zu beleuchten, der (wie raffiniert!) in christlichem Eifer und Ernst, in Wahrheit aber im Interesse der Kirchenfürsten, der Pfaffen und der Mittelmäßigkeit diese Millionen zu Stande gebracht hat; es gilt, diesen Schurkenstreich zu beleuchten, um klar ans Licht zu bringen, daß christlicher Eifer und Ernst gerade in der undankbaren Arbeit liegt, das Christenthum von einigen dieser Bataillone von Christen zu befreien.“ Diese Aufgabe haben heute die Sozialdemokraten übernommen, die der gläubigste und frömmste Mann des neunzehnten Jahrhunderts als Mitarbeiter begrüßen würde. Und was würde er sagen, wenn er sähe, mit wessen Geldern im heutigen Berlin der „Schurkenstreich“ verübt wird!

Kierkegaard und seine Thätigkeit beurtheilen könnte man nur, wenn man all seine Schriften sorgfältig studirt hätte; ich habe außer „Entweder — Oder“ nur „Leben und Walten der Liebe“ gelesen und die Streifchriften, die der ihm seelenderwandte Schrempf mit Dorner zusammen unter dem Titel „Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit“ 1896 herausgegeben hat. Des genügt aber, mich zu einer Frage zu berechtigen, die ich, obwohl von

Sympathie für die Oberhofmeisterclique völlig frei, an den großen Christen stellen würde, wenn er noch lebte: Glaubst Du, daß, wenn die Kirchen, mit all ihren Gebrechen und Lächerlichkeiten, mit aller Heuchelei und Niedertracht vieler ihrer Diener, vor ein paar Jahrhunderten vom Erdboden verschwunden wären, daß dann außer einigen Gelehrten noch irgend Jemand das Neue Testament lesen würde? Und woher sollte der Einzelne, zu dem Du sprichst, sein Christenthum nehmen, wenn er von dessen Existenz gar keine Ahnung hätte? Vielleicht beantwortet statt des längst Verstorbenen einer der Herren von der „Christlichen Welt“ meine Frage.

Reiße.

Karl Jentsch.



La maladie de quarantaine.

Nach zehnjährigem Aufenthalt in der Provinz bin ich wieder in meiner Geburtsstadt und sitze jetzt an einem Mittagstisch unter den alten Freunden. Wir sind Alle ungefähr fünfzig Jahre alt; die Jüngeren um oder über Vierzig. Wir sehen erstaunt, daß wir seit dem letzten Beisammensein eigentlich nicht gealtert sind. Im Bart und an den Schläfen ist bei Einzelnen freilich ein Bißchen Grau zu entdecken; Manche aber sind seit dem letzten Mal jünger geworden und gestehen, daß sich ums vierzigste Jahr eine merkwürdige Veränderung in ihrem Leben ereignet hat. Sie fühlten sich alt und glaubten, das Leben gehe zu Ende; sie entdeckten Krankheiten, die nicht da waren; die Oberarme wurden steif und es fiel ihnen schwer, den Ueberrock anzuziehen. Alles kam ihnen alt und abgenutzt vor; Alles wiederholte sich, war ihnen wie ein ewiges Einerlei; die junge Generation drang vor und nahm von den Thaten der Aelteren keine Notiz. Und das Aergerslichste war, daß die Jungen die selben Entdeckungen machten, die wir gemacht hatten, und das Schlimmste, daß sie ihre alten Neuigkeiten erzählen, als habe kein Mensch bisher Etwas davon geahnt. Der Franzose, der für Alles einen Namen hat, weil er Alles beobachtet, nennt diese Krisis des Mannes von vierzig Jahren: La maladie de quarantaine.

Während wir von alten Erinnerungen aus der Jugendzeit sprachen, sanken wir in diese Zeit zurück, lebten buchstäblich vom Vergangenen, standen da, wo wir vor zwanzig Jahren waren. Schließlich fragte Einer, mit einem Kopfschütteln, ob es denn überhaupt eine Zeit gebe. „Diese Frage hat Kant schon erledigt“, antwortete ein Philosoph. „Die Zeit ist nur unsere Auffassung des Seienden.“

„So? Das habe ich mir auch gedacht; denn wenn ich mich an kleine Ereignisse erinnere, die vierzig Jahre zurückliegen, steht mir Alles so klar vor Augen, als sei es gestern geschehen; und was in meiner Kindheit geschah, ist mir in der Erinnerung eben so nah, als hätte ich es vor einem Jahr erlebt.“

Dann fragte man sich, ob zu allen Zeiten Alle das Selbe gefunden hätten. Ein Siebenzigjähriger, der Einzige in der Gesellschaft, den wir als Gr:is be-

trachteten, sagte, er fühle sich noch nicht alt. (Er hatte eben wieder geheiratet und ein Kind in der Wege.) Dieses köstliche Bekenntniß gab uns den Eindruck, daß wir Jungen seien; und der Ton des Gespräches wurde denn auch sehr jugendlich.

Ich hatte schon beim ersten Zusammentreffen bemerkt, daß die Freunde unverändert waren, und mich darüber gewundert; doch hatte ich bemerkt, daß man nicht so schnell wie früher lächelte und daß man beim Sprechen eine gewisse Vorsicht walten ließ. Man hatte die Kraft und den Werth des gesprochenen Wortes entbedt. Das Leben hatte allerdings das Urtheil nicht gemildert, aber die Klugheit hatte schließlich gelehrt, daß man alle Worte wiederbekommt; und man hatte ferner eingesehen, daß die Menschen nicht auf ganze Töne gingen, sondern daß man auch Halbtöne anwenden mußte, um seine Ansicht schärfer auszudrücken zu können. Jetzt dagegen wurde losgelegt: Worte wurden nicht gescheut, Ansichten nicht respektirt; man gerieth in alte Weise. Es ward Nicht. Aber es war nett.

Dann entstand eine Pause; mehrere Pausen; und dann wurde es unangenehm still. Die am Meisten gesprochen hatten, empfanden eine Beklommenheit, als hätten sie sich um den Kopf gerebet. Sie fühlten, daß während der vergangenen zehn Jahre jeder Einzige im Stillen neue Bande geknüpft habe, daß neue, unbekannte Interessen sich zwischen sie gedrängt hatten und daß die Freunde, die frisch draußlosgeplaudert hatten, auf ein unterseeisches Riff gestoßen, auf Neuland getreten waren. Das hätten sie auch bemerkt, wenn sie die Blicke gesehen hätten, die sich zu Widerstand und Vertheidigung waffneten, das Berziehen der Mundwinkel, wenn die Lippen ein Wort unterbrückten.

Als man die Tafel aufhob, war es, als wären die eben gesponnenen Fäden zerrissen. Die Stimmung war fort, Jeder im Vertheidigungszustand, bis an den Hals zugeknüpft. Da man aber doch sprechen mußte, sagte man Phrasen, was an den Augen zu sehen war, die nicht dem Wort folgten, und an dem Lächeln, das nicht zu den Blicken stimmte.

Es wurde ein unerträglich langer Abend. Einzelne Versuche, in Gruppen und unter vier Augen alte Erinnerungen auslebend zu lassen, mißlangen. Man fragte, aus purer Unwissenheit, nach Dingen, nach denen man nicht fragen sollte. Zum Beispiel: „Wie steht es jetzt mit Deinem Bruder Hermann?“ (Eine hingeworfene Frage, ohne die Absicht, Etwas zu erfahren, das ja gar nicht interessirte.) Verstimmung in der Gruppe. „Ja, danke; es ist so ziemlich unverändert, eine Besserung nicht zu spüren.“ „Besserung? War er denn krank?“ „Ja . . . weißt Du Das nicht?“ Jemand wirft sich dazwischen und bewahrt den unglücklichen Bruder vor dem schmerzlichen Bekenntniß, daß Hermann geisteskrank ist. Ober: „Na, Deine Frau bekommt man nicht zu sehen?“ (Sie ist eben im Begriff, sich scheiden zu lassen.) Ober: „Dein Junge ist jetzt groß; hat er schon sein Examen gemacht?“ (Der Junge ist die verlorene Hoffnung der Familie.) Man hatte eben die Kontinuität im Umgang verloren und Alles ging deshalb schief. Man hatte aber auch den Ernst und die Bitterkeit des Lebens erprobt und war wenigstens kein Knabe mehr.

Als man sich schließlich draußen vor der Hausthür trennte, machte man schnell und hatte nicht das Bedürfniß, das Zusammensein, wie früher, in einem

Kaffeehaus zu verlängern. Die Jugenderinnerungen waren nicht so erfrischend gewesen, wie man erwartet hatte. All das Vergangene war ja die Streu, worin das Gegenwärtige wuchs; und die Streu war niedergebrannt, ausgefogen und fing zu schimmeln an. Und dann merkte man, daß Niemand mehr von der Zukunft sprach, sondern Jeder nur von der Vergangenheit. Natürlich: man lebte ja schon in der geträumten Zukunft und konnte sie nicht mehr dichten.

Vierzehn Tage später saß ich wieder am selben Tisch, in fast der selben Gesellschaft und am selben Ort. Jetzt hatte Jeder Zeit gehabt, die Antworten auf all die Behauptungen zu lernen, die man neulich aus Artigkeit unbeantwortet gelassen hatte. Man kam gewaffnet; und nun gerann es wie saure Milch. Die Männer, die müde, träg waren oder gutes Essen vorgezogen, ließen Hühner grade sein, brückten sich und hinterließen ein Schweigen; aber die Kampflustigen gertethen an einander. Man hatte sich dem geheimen Programm angepaßt, das nie deutlich verkündet worden war, und beschuldigte einander nun des Abfalles.

„Nein, ich bin nie Atheist gewesen!“ schrie Einer.

„So? Nicht?“

Und jetzt begann eine Diskussion, die zwanzig Jahre früher geführt werden konnte, vielleicht mußte. Jetzt versuchte man, bewußt werden zu lassen, was während der glücklichen Wachstumsperiode unbewußt getrieben hatte. Das Gedächtniß stand Einem nicht bei; man hatte vergessen, was man gethan und gesagt hatte; man citirte sich selbst und Andere nicht richtig und es kam zum Tumult. Beim ersten Schweigen nahm Jemandwer die selbe Sache auf und das Gespräch gerieth in ein Tretrad. Und es verstummte und begann wiederum...

Diesmal trennte man sich mit dem Gefühl, daß es mit dem Vergangenen aus sei und daß man, längst mündig geworden, das Recht habe, die Baumschule zu verlassen und frei für sich zu wachsen, ohne Gärtner und Schere.

So kam es, daß man einsam wurde. Und so ist es wohl immer zugegangen. Aber wirklich aus war es doch nicht; denn Einige, die nicht im Wachstum stehen bleiben, sondern vorwärts gehen, Entdeckungen machen, neue Welten erobern wollten, schlossen sich zu einer kleinen Gruppe zusammen und benutzten das Kaffeehaus als Sprechzimmer. Man hatte es wohl zuerst in den Familien versucht; da aber wurde bald gemerkt, daß der Freund ein Futter in den Rock bekommen hatte, das Frau hieß. Und die:es Futter strammte sehr oft in den Säumen. In ihrer Gegenwart mußte man von etwas Anderem sprechen; verjaß man sich aber und sprach von seinen Angelegenheiten, so gab es zwei Möglichkeiten: entweder nahm die Frau das Wort und entschied diktatorisch alle Fragen und dann mußte man aus Höflichkeit schweigen; oder die Frau erhob sich, lief in die Kinderstube und erschien erst bei Tische wieder, wo man sich dann wie ein Bettler und Schmarotzer vorkam und behandelt wurde, als wolle man ihren Mann von Haus und Heim, von Pflichten und Treue fortlocken.

So ging es nicht; und übrigens wurden Freunde oft durch die Antipathie der Frauen getrennt. Die waren in ihrem Verkehr recht schwierig. Es blieb also beim Kaffeehaus. Aber wunderbarlich war es, daß man dort nicht so gern aß wie früher. Man wollte sich wohl einreden, hier sei das neutrale Sprechzimmer, wo Niemand Wirth sei und Niemand Gast. Aber an den Verheitheten war eine Unruhe zu merken; zu Hause saß ja Jemand allein, der, wenn

trachteten, sagte, er fühle sich noch nicht alt. (Er hatte eben wieder geheiratet und ein Kind in der Wiege.) Dieses köstliche Bekenntniß gab uns den Eindruck, daß wir Jungen seien; und der Ton des Gespräches wurde denn auch sehr jugendlich.

Ich hatte schon beim ersten Zusammentreffen bemerkt, daß die Freunde unverändert waren, und mich darüber gewundert; doch hatte ich bemerkt, daß man nicht so schnell wie früher lächelte und daß man beim Sprechen eine gewisse Vorsicht walten ließ. Man hatte die Kraft und den Werth des gesprochenen Wortes entbedt. Das Leben hatte allerdings das Urtheil nicht gemildert, aber die Klugheit hatte schließlich gelehrt, daß man alle Worte wiederbekommt; und man hatte ferner eingesehen, daß die Menschen nicht auf ganze Töne gingen, sondern daß man auch Halbtöne anwenden mußte, um seine Ansicht schärfer auszudrücken zu können. Jetzt dagegen wurde losgelegt: Worte wurden nicht gescheut, Ansichten nicht respektirt; man gerieth in alte Gleise. Es ward Nicht. Aber es war nett.

Dann entstand eine Pause; mehrere Pausen; und dann wurde es unangenehm still. Die am Meisten gesprochen hatten, empfanden eine Beklommenheit, als hätten sie sich um den Kopf geredet. Sie fühlten, daß während der vergangenen zehn Jahre jeder Einzige im Stillen neue Bande geknüpft habe, daß neue, unbekannte Interessen sich zwischen sie gedrängt hatten und daß die Freunde, die frisch drauflosgeplaudert hatten, auf ein unterseeisches Riff gestoßen, auf Neuland getreten waren. Das hätten sie auch bemerkt, wenn sie die Blicke gesehen hätten, die sich zu Widerstand und Vertheidigung waffneten, das Verziehen der Mundwinkel, wenn die Lippen ein Wort unterbrückten.

Als man die Tafel aufhob, war es, als wären die eben gesponnenen Fäden zerrissen. Die Stimmung war fort, Jeder im Vertheidigungszustand, bis an den Hals zugetropft. Da man aber doch sprechen mußte, sagte man Phrasen, was an den Augen zu sehen war, die nicht dem Wort folgten, und an dem Lächeln, das nicht zu den Blicken stimmte.

Es wurde ein unerträglich langer Abend. Einzelne Versuche, in Gruppen und unter vier Augen alte Erinnerungen aufleben zu lassen, mißlangen. Man fragte, aus purer Unwissenheit, nach Dingen, nach denen man nicht fragen sollte. Zum Beispiel: „Wie steht es jetzt mit Deinem Bruder Hermann?“ (Eine hingeworfene Frage, ohne die Absicht, Etwas zu erfahren, das ja gar nicht interessirte.) Verstimmung in der Gruppe. „Ja, danke; es ist so ziemlich unverändert, eine Besserung nicht zu spüren.“ „Besserung? War er denn krank?“ „Ja . . . weißt Du Das nicht?“ Jemand wirft sich dazwischen und bewahrt den unglücklichen Bruder vor dem schmerzlichen Bekenntniß, daß Hermann geisteskrank ist. Oder: „Na, Deine Frau bekommt man nicht zu sehen?“ (Sie ist eben im Begriff, sich scheiden zu lassen.) Oder: „Dein Junge ist jetzt groß; hat er schon sein Examen gemacht?“ (Der Junge ist die verlorene Hoffnung der Familie.) Man hatte eben die Kontinuität im Umgang verloren und Alles ging deshalb schief. Man hatte aber auch den Ernst und die Bitterkeit des Leben erprobt und war wenigstens kein Knabe mehr.

Als man sich schließlich draußen vor der Hausthür trennte, machte man schnell und hatte nicht das Bedürfniß, das Zusammensein, wie früher, in einen.

Kaffeehaus zu verlängern. Die Jugenderinnerungen waren nicht so erfrischend gewesen, wie man erwartet hatte. All das Vergangene war ja die Streu, worin das Gegenwärtige wuchs; und die Streu war niedergebrannt, ausgezogen und fing zu schimmeln an. Und dann merkte man, daß Niemand mehr von der Zukunft sprach, sondern Jeder nur von der Vergangenheit. Natürlich: man lebte ja schon in der geträumten Zukunft und konnte sie nicht mehr dichten.

Bierzehn Tage später saß ich wieder am selben Tisch, in fast der selben Gesellschaft und am selben Ort. Jetzt hatte Jeder Zeit gehabt, die Antworten auf all die Behauptungen zu lernen, die man neulich aus Artigkeit unbeantwortet gelassen hatte. Man kam gewaffnet; und nun gerann es wie saure Milch. Die Männer, die müde, trüg oder gutes Essen vorzogen, ließen Mühsal grade sein, drückten sich und hinterließen ein Schweigen; aber die Kampflustigen geriethen an einander. Man hatte sich dem geheimen Programm angepaßt, das nie deutlich verkündet worden war, und beschuldigte einander nun des Abfalles.

„Nein, ich bin nie Urtheil gewesen!“ schrie Einer.

„So? Nicht?“

Und jetzt begann eine Diskussion, die zwanzig Jahre früher geführt werden konnte, vielleicht mußte. Jetzt versuchte man, bewußt werden zu lassen, was während der glücklichen Wachstumsperiode unbewußt getrieben hatte. Das Gedächtniß stand Einem nicht bei; man hatte vergessen, was man gethan und gesagt hatte; man citirte sich selbst und Andere nicht richtig und es kam zum Tumult. Beim ersten Schweigen nahm Jemandwer die selbe Sache auf und das Gespräch gerieth in ein Trettab. Und es verstummte und begann wiederum...

Diesmal trennte man sich mit dem Gefühl, daß es mit dem Vergangenen aus sei und daß man, längst mündig geworden, das Recht habe, die Baumschule zu verlassen und frei für sich zu wachsen, ohne Gärtner und Schere.

So kam es, daß man einsam wurde. Und so ist es wohl immer zugegangen. Aber wirklich aus war es doch nicht; denn Einige, die nicht im Wachsthum stehen bleiben, sondern vorwärts gehen, Entdeckungen machen, neue Welten erobern wollten, schlossen sich zu einer kleinen Gruppe zusammen und benutzten das Kaffeehaus als Sprechzimmer. Man hatte es wohl zuerst in den Familien versucht; da aber wurde bald gemerkt, daß der Freund ein Futter in den Hock bekommen hatte, das Frau hieß. Und die's Futter strammte sehr oft in den Säumen. In ihrer Gegenwart mußte man von etwas Anderem sprechen; vermaß man sich aber und sprach von seinen Angelegenheiten, so gab es zwei Möglichkeiten: entweder nahm die Frau das Wort und entschied diktatorisch alle Fragen und dann mußte man aus Höflichkeit schweigen; oder die Frau erhob sich, lief in die Kinderstube und erschien erst bei Tische wieder, wo man sich dann wie ein Bettler und Schmaroger vorkam und behandelt wurde, als wolle man ihren Mann von Haus und Heim, von Pflichten und Treue fortlocken.

So ging es nicht; und übrigens wurden Freunde oft durch die Antipathie ihrer Frauen getrennt. Die waren in ihrem Verkehr recht schwierig. Es blieb also beim Kaffeehaus. Aber wunderbarlich war es, daß man dort nicht so gern saß wie früher. Man wollte sich wohl einreden, hier sei das neutrale Sprechzimmer, wo Niemand Wirth sei und Niemand Gast. Aber an den Bertheilungen war eine Unruhe zu merken; zu Hause saß ja Jemand allein, der, wenn

er wirklich all'in im Leben geblieben wäre, sich Gesellschaft gesucht hätte, jetzt aber zur Einsamkeit im Hause verurtheilt war. Und außerdem: die Kaffeehausgäste waren meist unverheirathet, im Grunde also Feinde; und sie schienen, als heimlos, hier Rechte zu besitzen. Sie betrugten sich, als seien sie bei sich zu Haus, lärmten, brachen in Lachsalven aus, betrachteten die Verheiratheten als Einbringlinge. Die merkten denn auch bald, daß sie störten.

In meiner Eigenschaft als Witwer glaubte ich ein gewisses Recht auf Kaffeehaus zu haben; aber ich muß es wohl nicht gehabt haben. Und als ich die Ehemänner dahin lockte, zog ich mir bald den Haß der Frauen zu, die mich nicht mehr in ihr Haus einluden. Und vielleicht mit Recht; denn die Ehe ist ein Leben unter vier Augen.

Namen die Herren wirklich, so waren sie oft so voll von ihren häuslichen Angelegenheiten, daß ich erst ihre Sorgen anhören mußte, über Mägde und Kinder, Schulbesuch und Examina. Dadurch fühlte ich mich in fremde Familienangelegenheiten hineingezogen; und ich hatte mich doch absichtlich von meinen eigenen Familienangelegenheiten freigemacht. Näherten wir uns schließlich den großen Fragen, so sprach sehr oft Einer, während der Andere mit niedergeschlagenen Augen auf die Replik wartete; dann sprach er eine Weile von seiner Sache, gab aber keine Antwort. Oder Alle sprachen, wie von Dämonen besessen, auf einmal, ohne daß Jemand zu verstehen schien, was die Anderen meinten. Eine babilonische Verwirrung, die mit Geziß endete; es war eben unmöglich geworden, einander zu verstehen.

„Du verstehst ja gar nicht, was ich sage!“ Das war der gewöhnliche Rothspruch. Jeder hatte im Lauf der Jahre eben den Worten neue Bedeutungen beigelegt, alten Gedanken neue Werthe gegeben. Auch wollte man nicht mit seiner innersten Ansicht heraustrücken; die war Berufsgeheimniß oder enthielt die Gedanken einer geahnten Zukunft, auf die man eifersüchtig war.

Wenn ich von einer solchen Kaffeehausbegegnung nach Hause ging, fühlte ich jedesmal das Unstünige dieser Ausschweifungen, bei denen man eigentlich seine Stimme hören und Anderen seine Ansichten aufdröhnen wollte. Mein Gehirn war wie zerrissen oder wie ausgewühlt und mit Unkraut besät, das fortgeschafft werden mußte, ehe es keimte. Und wenn ich in die Einsamkeit und das Schweigen heimkehrte, fand ich mich selbst wieder, hüllte mich in meine eigene geistige Atmosphäre, in der ich mich behaglich fühlte wie in gut sitzenden Kleidern; und nach einstündigen Meditationen versank ich dann in die Vernichtung des Schlafes, von Wünschen, Begierden, Willensregungen befreit.

So stellte ich allmählich meine Kaffeehausbesuche ein, übte mich in der Kunst, einsam zu sein, verfiel wieder der Versuchung, zog mich aber jedesmal besser geheilt zurück, — bis ich schließlich einen großen Reiz darin fand, das Schweigen zu hören und auf die neuen Stimmen zu lauschen, die man da vernimmt.

Stockholm.

August Strindberg.



Die Primitiven.

Das Weltbürgerthum in der Kunst, das Goethe am Schluß der Einleitung in die Propyläen empfahl, haben wir in den hundert Jahren, seit er seine Ansichten über rationelle Kunstbethätigung dem Mißverständniß der Zeitgenossen preisgab, wohl erobert. Nicht auf dem Wege, den er meinte, freilich; und in einem Umfang, der den Weisen erschreckt hätte. Es giebt kaum noch ein Land der Erde, dessen Kunst uns verschlossen geblieben ist. Wir sind in China und Japan wie in Griechenland und Italien zu Haus. In unserer Aesthetik ist die Bronze der Benin-Neger der Schnitzerei der Estimos benachbart, der marmorirte Batil der Javaner hängt neben Indianerdecken, neben koptischen und neben frühromanischen Stoffen. Afrikanische Reliefs vertragen sich friedlich mit mexikanischen Ornamenten, Waffen der Malayen mit Kongo-Potereien; und wir finden es nicht unter unserer Würde, frühchristliche Mosaiken mit heidnischen Dingen zu vergleichen. Verhehlen wir uns nicht, daß der Meister, der den Aufsatz über Laokoon schrieb, diesen Fortschritt bedenklieh gefunden hätte, obwohl er dem Anfang dieser Bewegung, den er miterlebte, durchaus nicht feindlich gegenüberstand. Denn man kann den Beginn dieser Bewegung, so merkwürdig es klingt, wohl von der Entdeckung herleiten, über die der alte Goethe noch begeisterte Worte fand: von der Entföhrung der Reste der Parthenonstatueren, die Lord Elgin nach London brachte, von dem Erfas des Laokoon durch Pjibias.

Vorher hatte man in den Griechen Etwas wie eine Generalform für die Schönheit gesehen, einen Zustand, der in dem Zeitalter des Praxiteles geschaffen wurde und an dem man die vollkommene Menschlichkeit, das auß Haar abgewogene Gleichgewicht zwischen Natur und Künstler bewunderte. Diese blinde Begeisterung verneinte den Werth der Entwicklungsgeschichte und nahm die möglichst getrene Nachahmung dieser Kunst, die auf der Messschneide ba'anzirte, für das einzige Heil der Spätgeborenen. Des Pjibias unendliche Ueberlegenheit über diese Zeit beruhte nicht nur in der stärkeren Gestaltung, in der Bezwingung unverhältnißmäßig größerer Massen, sondern auch in der offener erwiesenen Synthese. Noch klingt in den Parthenons die ehrwürdige, Alles gebärende Baukunst der ägyptischen Plastik. Der zum Gott gebildete Mensch ist hier noch nicht unser Ebenbild geworden. Ein Höheres als der Zusammenklang gefälliger Zufälle bildet seine Schönheit, ein Uebermenschliches, das über des Fleisches Rundung triumphirt und die Macht des Gesetzes bezeugt, — größer, überzeugender als unsere Naturerkenntniß, ewig. Ein größerer Werth, weil er offen bleibt, zum Anschluß einladend. Wer könnte von dem Hermes des Altertinum, von dem Apollo des Belvedere oder von der kapuanischen Venus in Neapel das Selbe sagen?

Es sind natürliche Dinge, schön, weil eine schöne Seite der Natur genommen wurde, angenehm, wie uns die Menschen angenehm wären, die hier Modell standen. Aber wir gleiten in der Betrachtung dieser Dinge nicht ganz in das Himmelreich des Künstlerischen hinüber, in dem der schöne Mensch nicht mehr, ist als ein häßlicher Affe.

Mit dem Raub des Lord Elgin wurde ein Element dieser rückschreitend vorwärts bringenden Aesthetik gegeben; aber zwei Generationen mußten sterben, ehe man weiterstreiten konnte. Das neunzehnte Jahrhundert hatte Alles zu erobern und es fing nicht mit dem Anfang an. Die Künstler waren Maler; und wer wollte ihnen verdenken, daß sie zunächst nahmen, was ihrem Handwerk noththat? Aber schon in den ersten Jahrzehnten rührt sich der präpragmatische Trieb. Ein matter Niederschlag war das Beginnen der ersten Präraffaeliten, unserer Nazarener, die bei aller Verwirrung, die Schlegel angerichtet hatte, Etwas von dem Jenseits Raffael's ahnten und nur zu schwach, zu fromm waren, es als Kraft herauszulösen. Bewußter näherten sich die Jünger Ruskins den Primitiven, aber die Rossetti und Burne-Jones sahen in Florenz nur das Kostüm der Zeit vor Raffael, wohl geeignet für den englischen Stil; allenfalls einige Gedanken, wiederum eine Frömmigkeit, nicht viel besser, nur anspruchsvoller als die der Nazarener. Das Unsterbliche Giotto's, das Phidias'sche in dem Meister des Campanile ahnten sie nicht.

Es hat der unendlich verzweigten, opfermuthigen Naturtreue moderner Kunst bedurft, um das lebendige Gefühl für die größten Epochen der Kunst zu gewinnen. Burne-Jones könnte uns höchstens lehren, gering von den Frühflorentinern zu denken. Nicht in London, sondern in Frankreich entstand ein würdiges, fruchtbares Präraffaelitenthum. Nicht Blake, den man soeben in London gefeiert hat, sondern Ingres erfand es; ersah es, mußte man sagen. Ingres war kein Aesthet in dem englischen Sinn des Wortes. Seine unbegreifliche Durchbringung der Natur mit einer Spatkunst, die die Welt mit einem spitzen Bleistift wiederzugeben vermochte, errang den Takt Raffael's, aber hielt den Blick auf Giotto gerichtet. Und in der selben Zeit vollzieht sich zum ersten Mal in leibhaftiger Form die Annäherung zwischen zwei bis dahin ganz entgegengesetzten Begriffen: Primitiv und Griechisch. Die Obeliskten von Ingres scheinen eben so sehr griechische Frauen, in einem einfachen, beschränkten Material dargestellt, wie die Statuen des alten Hellas Götinnen zaubern. Verfolgt man die französische Kunst zurück, so erscheint Ingres nur als Fortsetzer einer längst der Masse geschenkten Gabe. Hier sei nur an Poussin gedacht, den gewaltigen Komponisten des Lichtes. Es fehlt nicht an Leuten, die noch viel weiter zurück das Griechische in den Franzosen entdecken möchten. Der jetzt im Louvre, in der herrlichen Ausstellung französischer Primitiven unternommene Versuch, für Frankreich eine von Van Eyck unab-

hängige Ahnenlette zu finden, ergibt mindestens mit Bestimmtheit, daß hier schon vor dem Meister des Genter Altarwerkes eine hohe Kunst geblüht haben muß, die sich aus den Banden der Byzantiner zu einer starken Naturdarstellung erlöste. Mit großer Geschicklichkeit hat Henri Bouchot im Verein mit anderen Gelehrten die erreichbaren Werke frühfranzösischer Kunst aus allen Ländern, von dem sagenhaften Girard d'Orléans, der um 1350 blühte, bis zu Clouet zusammengebracht. Wenn die Darbietung an Werth nicht an die brügger Primitivenausstellung vom Jahr 1902 heranreicht: die Ueberschätzung ist hier noch größer, wo man zum ersten Mal gewisse bisher schwer bestimmbare Meister, die man den Flamen, ja, selbst Italien zuschrieb, zusammenfindet und als individuelle französische Künstler erkennt. Wenn es dem großen Fouquet, dem Van Eyck Frankreichs, bis dahin noch an Lorber gefehlt haben sollte: aus dem Pavillon Marsan des Louvre geht er als einer der größten Meister aller Zeiten hervor. Ein halbes Duzend bedeutender Gemälde sind ihm mit großer Wahrscheinlichkeit zuerkannt. Darunter außer den bekannten Louvre-Portraits Karls des Siebenten und seines Kanzlers, außer dem antwerpener Mann mit dem Pfeil und dem herrlichen Portrait der Liechtensteingalerie in Wien — zwei Bildern, die man nur schwer den anderen zugesellen kann — vor Allem das berühmte Diptychon der Kathedrale von Melun, das seit dem achtzehnten Jahrhundert zum ersten Mal wieder zusammengezeigt wird. Der eine Flügel ist die köstliche blaue Jungfrau mit der toden Brust, von rothen Engeln umgeben, zu der Agnes Sorel Modell saß, aus dem antwerpener Museum; das andere unser berliner Bild, der prachtvolle Donator, Etienne Chevalier, ein verkleinerter Karl VII. mit dem Heiligen. Dieses tritt trotz der monumentalen Gewalt der beiden Köpfe weit hinter das andere zurück und zeigt, da es hier lequemer als in Berlin hängt, das Bedenkliche der gar zu gründlichen Reinigungsmethode unseres Museums. Der Heilige sieht in dieser Umgebung merkwürdig verkleinert, sein Kleid wie lackirt aus. Die größte Ueberschätzung bringen die zehn Bilder des eben erst kunstgeschichtlich wiedergeborenen Meisters, der in Ermangelung näherer Daten Le Maître de Moulins genannt wird und dessen Werke bisher meist für slämisch gehalten wurden. Ob die zehn Bilder wirklich alle unter einen Namen gehören, scheint mir unsicher; jedenfalls aber sind sie französisch, denn die Zugehörigkeit zu dem Kreise Fouquets springt in die Augen. In dem Hauptstück, einem Triptychon aus der Kathedrale von Moulins, scheint das Mittelbild, eine von Engeln umgebene Jungfrau mit dem Kinde, unverhältnißmäßig geringer als die beiden Flügel; wenigstens entstellt der bäuerisch gemalte, regenbogenfarbige Sonnenkreis, vor dem die Jungfrau steht, die dürftige Komposition. In den beiden Flügeln dagegen sind die Heiligen, in ganzer Figur, von sehr starker Wirkung; zumal die Heilige Anna des rechten Flügels

ist fabelhaft gezeichnet. Der reiche Hintergrund sticht merkwürdig gegen das Mittelstück ab. Spräche nicht die nicht anzuzweifelnde Zusammengehörigkeit der drei Bilder dagegen, so möchte man das Mittelstück dieses Werkes einem anderen, viel geringeren Meister zuschreiben. Auf der Höhe der Flügel steht die Perle des Cyclus, die Heilige Magdalena mit einer knienden Stifterin, von einer Plastik der Gestaltung, einer Natürlichkeit in den Physiognomien und einer Farbenpracht, daß man den schnellen Entschluß der Louvre-Kommission, die das Bild aus englischem Händlerbesitz gleich nach der Eröffnung der Ausstellung erwarb, leicht versteht. Mir ist eine Geburt Christi des selben Meisters wegen ihres ganz intimen Reizes noch lieber. An der Krippe knien Maria und Joseph; die Maria mütterlicher, sinniger, zärtlicher als die berühmte Fouquet-Madonna, Joseph ernst und nachdenklich, ohne die starre Pose der Blumen. In respektvoller Entfernung kniet der Stifter, Jean Rolin, Beichtvater Ludwigs des Elften. Hinten ist die Szene halb offen, eine Art Zaun schließt den Stall bis zur halben Manneshöhe, oben begrenzt von einem Stück schrägen Daches. Ueber den Zaun lehnen sich zwei Hirten, die eifrig das Ereigniß besprechen. An ihnen vorbei gleitet der Blick auf eine entzückende Landschaft. Wunderbar sind die Personen gruppiert, sowohl in den Raum, den sie glänzend eintheilen, wie in die Psychologie der Handlung. Ein großer Takt stattet die drei Gruppen des Bildes, die Familie, den Stifter mit seinem drolligen Hund, die Hirten, mit ganz verschiedenen Nuancen aus, wie es die Handlung erfordert. Vorn die Eltern sind ganz in sich gefehrt, sie haben nur Augen für das Kind; aber keine flau dramatische bestimmt ihre Haltung, sondern sie bleiben ganz natürliche Menschen mit persönlicher Atmosphäre. Für den Stifter wird bei aller Bescheidenheit seiner Pose eine vornehme Konvenienz gefunden, die ihn nicht allzu eng an dem Vorgang beteiligt. Sein kleines Händchen, das gravitatisch in den Falten des Mantels liegt, bestätigt den Ton respektabler Würde. Die Hirten endlich geben das Volk, den populären Rahmen für Maria und Joseph. Ihre Betheiligung ist noch ganz im äußerlichen Bann des Ereignisses und treibt zu lebhaftem Geste. Daß sich das Christkind mit den beiden entzückenden Engeln, die den Eltern gegenüberknien, den Blicken des Stifters und der Hirten entzieht, ist sehr fein erfunden. Auch dieses Bild giebt deutlich die Eigenart der Franzosen. Was von der Schule Van Eycks in ihm wirkt, ist das Selbe, was in Fouquet von Van Eyck herkommt. Man darf es nicht ohne Weiteres vlämisch nennen. Nicht das allgemein Vlämische wirkte auf die Großen unter den französischen Primitiven. Man findet in Fouquet nichts von der Episode des Genter Altarwerkes, nichts von dem rein Traditionellen des Vorbildes. Nur die mächtige Naturauffassung Van Eycks hat Fouquet gegeben; das Massige seiner Männer, wie des Genter Stifters und des Mannes mit den Nelken

in Berlin, des Arnolfini in London und noch mehr des knienden Stiflers im Couvrebilde des großen Blam.n. Auch das Christkind ist annähernd erhalten geblieben. Ganz eigenartig dagegen ist der Frauentypus Fouquets und seiner Schule. Agnes Sorel ist eine Französin, fast eine Pariserin. Sie bleibt es in den Bildern des Maitre de Moulins und seiner Nachfolger bis zu Clouet, der sie in köstlich: Gewänder kleidet. Und rein französisch ist der Geschmack in der Anordnung der Bilder. Der Vergleich der besprochenen Anbetung der Hirten mit dem berühmten Van der Goes in den Uffizien drängt sich auf, zumal das Bild früher dem niederländischen Meister zugesprochen wurde. Man könnte gerade so gut ein modernes echt französisches Bild einem echt deutschen Zeitgenossen zuschreiben. Die Pracht des Niesensbildes in Florenz ist unvergleichlich. Die drei Hirten werden mit der Gewalt eines Orkans zu der stillen Krippe getrieben. Es dröhnt von Posauern in diesem Mysterium und man kann darüber leicht die stillere Musik des französischen Bildchens vergessen. Aber trotzdem der Franzose wohl zur selben Zeit wie Van der Goes malte, ist uns seine Kunst verhältnißmäßig näher; gerade uns Heutigen, die wir viel weniger Kraft als die Alten haben und deshalb für größte Delonomie sorgen müssen. Nur die Kraft hält den Van der Goes zusammen; ihr Sieg ist so glänzend, daß man selbst ihre Noheit verehrt und das Ungeordnete dieser Wirkung schön findet. Nur die Weisheit einer unendlich größeren Harmonie giebt den Reiz des französischen Bildes; das wohlthuende Verhältniß zwischen allen Theilen, die Logik in der Wahl der Größen und der Vertheilung der Massen, der merkwürdig glückliche, übrigens ganz allein stehende Abschnitt, vor Allem aber die ganz persönliche und dabei unendlich taktvolle Empfindung für Natur.

Allen, die diese Ausstellung nicht sehen werden, empfehle ich sehr dringend das große Werk von Bouchot: L'Exposition des Primitifs français, das hundert der besten Bilder in schönen Heliogravüren bringt. *) Man kann mit Sicherheit einen schönen Gelehrtenstreit als Folge dieser Ausstellung voraussagen, zum Beispiel um Nicolos Froment, dessen Hauptbild aus den Uffizien, das manche der heutigen Zuschreibungen wohl in Frage stellen würde, leider fehlt. Zumal um die ziemlich willkürlich seiner Schule zugeschriebene Pietà von großen Dimensionen aus dem Hospiz von Villeneuve-les-Avignon, mit dem ungeheuerlich ausgebreiteten Leichnam und den streng architektonisch gebauten Figuren der Jungfrau, des Johannes, der Magdalena und des ganz außerhalb bleibenden Stiflers. Man denkt an alle Schulen und Zeiten, wo das Schema Gesetz war, und findet nichts von gleicher Allmacht, von gleicher Naturkraft im Stil. Manche Bilder, wie dieses gewaltige Werk, werden auf

*) Librairie Centrale des Beaux Arts, 13 Rue Lafayette, Paris. 150 Frcs.

der Ausstellung französisch genannt, weil man ihnen keine rechte Bestimmung geben kann. Bei anderen, zweifelhaften, fällt die Kontrolle schwer, weil die Beweisführung sich mit Vorliebe der Miniaturen bedient; und diese fehlen leider zum unmittelbaren Vergleich. Eine Menge schöner Bücher sind in der Bibliothek ausgestellt. Das Beste und für die Bestimmung Wichtigste, vor Allem Fouquets Miniaturen und die Très Riches Heures du Duo de Berry, ist in Chantilly geblieben. Trotzdem ist der Zweck vollkommen erreicht. Auch wenn man vieles Zweifelhafte wegstreicht, bleibt eine wunderreiche frühe Kunst, die in überzeugender Weise gewisse Vorzüge der Franzosen offenbart. Dem Freunde moderner Kunst werden hier die werthvollsten Aufschlüsse, wenn er sich weniger darauf erpicht, möglichst weit in die Vergangenheit zurückzugehen, sondern sich begnügt, etwa von Fouquet an vorwärts zu schreiten. Alles, was mit Ingres zusammenhängt — und Das ist mehr, als der Kunstgeschichte noch vor zehn Jahren schien —, findet hier der Bewunderung würdige Ahnen. Scheinbar fehlt das Griechenthum der neueren Franzosen. Aber der Schein trägt. Hätte man die frühe Plastik, von der nur wenige, freilich vortreffliche Stücke ausgestellt sind, in größerem Umfange gezogen, so wäre die Darlegung noch beweiskräftiger geworden und hätte zu einer deutlichen Erkenntniß des antiken Elementes geführt. Dieses muß man dazuthun, um den ganzen Ingres zu finden. Aber das Mark in ihm, die oft geschmähte Härte, kommt von Fouquet und Clouet her. Es giebt ihm die Ueberlegenheit über die deutschen Plastikisten der selben Zeit und über Alles, was die Liebe zu den Griechen in England und anderen Ländern entstehen ließ. Ingres' größter Konkurrent um die erste Stelle im Kunstreich, sein Gegenpart, der neben ihm wie Feuer neben Eis wirkt, Delacroix, scheint nichts von den Primitiven zu haben. Und doch ist der Weg nicht so weit, wenn man von Fouquet absteht und von Clouet nur das wunderbare Meisterwerk nimmt, die Elisabeth von Oesterreich im Louvre, eins der malerischsten Bildnisse aller Zeiten, das schon den großen Velazquez voraussagt. Und deutlich ist in Delacroix die selbe, allen großen Franzosen angeborene Sehnsucht nach der Antike. Es war die Sehnsucht eines Rubensschülers, eines großen Enthusiasten, der das zärtliche Farbenspiel der Meister des achtzehnten Jahrhunderts veredeln, vergrößern wollte.

Beide, Ingres und Delacroix, sind Sammler, wie sie nach oder vor großen Epochen zum Glück der Menschheit entstehen. Sie enthalten All, was der französische Genius vor ihnen schuf, und kondensiren es zu einer zeitgemäßen Form, die den Nachkommenden nützlich wird. Aus Beiden entspringt die moderne Kunst der Franzosen; und so weit sie nicht lediglich der Palette haftet, ist sie von jenem frühgriechischem Geiste, der vom Rhythmus der Formen handelt. Schon die unmittelbaren Vorgänger zeigten den Stil Auf der einen Seite erdichtet Prudhon die herrlichen Zeichnungen in Chantilly

in denen das Köstlichste Poussins wiederkehrt; auf der anderen Seite malte Gérardou die gewaltigen Bildnisse und bleibt wiederum dem Geiste Prudhons, den er kopirte, und Poussin nah, dem er das zarte Spiel so mancher Zeichnung, die der Medusenbarke vorausgeht, entnimmt. Aus der Medusenbarke wird die Dantebarke von Delacroix und zugleich der Schwung Daumiers, der griechische Umrisse erfand, während er seine Zeitgenossen mit grotesken Karikaturen verspottete. Grièche ist Millet, der nächste Nachfolger Daumiers, der Bauer und Bauernmaler. Was seinen Gestalten den Umriß der Ewigkeit, seinen Zeichnungen losester Art das zärtlich Knospende verleiht, wuchs nicht im Walde von Fontainebleau. Corot nicht weniger, der Corot, der nicht nur zart, sondern kaumstark sein konnte, Van der Meer und Giotto befaß, der Unergründliche unter den Besten, die je in Frankreich gemalt haben, der Rembrandt unserer Zeit, wenn wir je wagen dürfen, Einem von uns diesen erlauchten Namen zu geben. Er machte die moderne Landschaft — oder besser: die Luft über der Landschaft —, sammelte alle Geheimnisse der Atmosphäre, die Rembrandt entdeckt hatte, war der letzte Zauberer vor dem Beginn einer neuen Zeit. Die Generation von 1870 baute auf seinem Fundament weiter. Man konnte neulich bei Durand Ruel in der Ausstellung eines der bescheidensten Künstler dieser Generation, des vor Kurzem verstorbenen Pissarro, verfolgen, wie sich in den sechziger Jahren das Handwerk der Modernen an Corot bildete. Niemand, nicht nur Pissarro nicht, vermochte ihn zu erreichen; die Zeit strebte nach anderen Dingen. Aber nur scheinbar verschwand das Griechenthum des Glücklichen, der sich am Liebsten im Reigen der Nymphen zeigte, aus der Kunst der Folgenden. Den lyrischen Zauber der Mondscheindichtungen Corots verdrängt das Animalische des großen Courbet. Man sprach von Realismus und entdeckte Franz Hals. Und trotz Alledem: wer erkennt heute nicht in Courbet den Monumentalkünstler vom Schlage des großen Gérardou, der seine Portraits mit gewaltigem Pinsel aus der Natur herausholte und gerade deshalb ihnen die Macht der Antike gab? Wie Gérardou seine Reiter, so malte Courbet seine Landschaften; und seine besten Figuren rufen den früh gefällten Riesen zurück, der in Gérardou starb. Die „Steinklopfer“ sind jetzt für die dresdener Galerie erworben worden; wenn ich nicht irre, ist der erste Courbet, der in ein deutsches Museum kommt. Die Deutschen, denen der Meister schon einmal, kurz vor dem Kriege mit Frankreich, die Augen öffnete, können auch heute noch Alles von ihm lernen, zumal das schwierige Experiment, ein Realist und der Antike zugethan zu sein; Figuren so schlicht zu geben wie diese Steinklopfer und sie doch so groß zu bauen, daß sie zu griechischen Reliefs werden. Courbet drang auf Verbreiterung des Mittels, um zur größeren Fläche zu gelangen. Manet machte aus dem breiten Pinselstrich seinen Stil. Er skizzirte Monumente. In Coutures, seines Lehrers

Atelier, arbeitete Puvis de Chavannes und unser Feuerbach. Puvis lernt an Chaffériau, dem Ingres-Schüler, die Flauheit Coutures überwinden und kehrt über Giotto zum reinen Griechenthum zurück. Die Jugend aller Richtungen in Frankreich, mag sie von Monet oder Degas oder Cézanne herkommen, sorgt dafür, die Eile, mit der Puvis zurückgriff, zu mildern und nachzuholen, was der Meister auf dem Wege vergaß. Die Bonnard, Maurice Denis, Roussel und viele Andere bauen an dem Kunstwerk im Geist Poussins, so schön und wirksam, wie es die Zeit vermag.

So steht es in allen Künsten Frankreichs, wenn man sich an die Vornehmsten hält. Robin, der Nachfolger der Barye und Carpeaux, bildet auf dem Gipfel seines Impressionismus die Viktor Hugo-Gruppe, eine begeisterte Erinnerung an die Siebelfiguren des Parthenon. Nie wurde Phidias tiefer erfaßt. Selbst der Unsterbliche, der die stolzen Körper auf die Medici-Särge baute, drang nicht in den reineren Rhythmus der Antike; er blieb Italiener vor der griechischen Kunst. Alle Nachfolger sahen immer nur den Umriß der Alten, zuletzt, wie bei uns in Deutschland, eine unsäglich mißverstandene Geste. Robin berührt das Fleisch und Blut der Griechen; er faßt den Moment vor der Bildung der berühmten klassischen Form, vor der Erstarrung. Aber seine Alles gebärende Hand bringt, während die ganze Geschichte der französischen Plastik in seinem Werk wieder auflebt, das Chaos hervor. Er kennt das Mittel, nicht den Geist der Antike. Auch die Allmacht griechischer Formen dient seiner Hand nur zu einer Vergrößerung des Persönlichen, mit allen Schrecknissen seiner Schönheit. Aus diesem Aufsturz geleitet uns Maillol, der Bildhauer der französischen Jugend, zur Ruhe zurück, von der Fülle zum Einfachen, aus dem Tollen der Leidenschaft zum erquickenden Frieden. Man denkt bei seinen Gestalten an die frühesten Vorgänger des Phidias.

Dieses Eindringen in die Alten, das sich auch in der Literatur der Franzosen seit Flaubert deutlich zeigt, verändert sehr merkbar den nüchternen Standpunkt unserer Großväter, die den Griechen archäologisch, philologisch oder philosophisch nahezu kommen suchten. Der Umweg, der auch uns, nicht nur den Franzosen, das Griechenthum wieder erschloß, giebt Mancherlei zu denken. Erst seit der Wiedereroberung der Natur, die uns gerade durch die Abhängigkeit von der Antike verloren gegangen war, nähern wir uns wieder den Griechen. Ueber Courbet, Leibl, Monet, Liebermann sind wir in das Zeitalter des Perikles gelangt und wahrscheinlich wird die Freude daran jetzt von längerer Dauer sein, weil sie widerstandsfähig geworden und nicht mehr in der Gefahr ist, durch Reaktionen auf die allzu schwache Hingabe zerstört zu werden. Wir stehen den Alten harmloser, wärmer, weniger als Verehrer, mehr als Liebhaber gegenüber, beten sie nicht mehr aus der Entfernung an, sondern freuen uns, ihren Rhythmus mit den Nerven zu fassen. Diese Aenderung der

Beziehungen kommt in der Literatur über Kunst zum Ausdruck. Vor wenigen Wochen ist in Paris unter dem Titel „Le Musée“ eine Zeitschrift für die Antike gegründet worden, die ungefähr diesen Standpunkt einnimmt. Nicht nur findet der Geschmack des Modernen am archaischen Griechenthum in den Abbildungen reichliche Nahrung: auch das die Bilder begleitende Wort sucht den Leser auf den ästhetischen Kern der glorreichen Kunst zu lenken. In dem ersten Heft findet man nicht nur Studien von Gelehrten, sondern zwei der bedeutendsten Künstler des heutigen Frankreich, Rodin und Carrière, erscheinen als Schreiber an erster Stelle und ihre Sätze, zumal Rodins einfache, aber weitgreifende Worte geben dem Verständniß feste Stützen.

Auch bei uns beginnt diese natürliche Betrachtung ohne alle Apparate, aber sie wagt sich noch nicht recht hervor, befindet sich noch in der Unsicherheit der ersten Anfänge, so viel der Gelehrten sind, die sich um die Antike bemühen, und so groß der Reichthum ist, der ihrer Arbeit verdankt wird. Uns fehlt, bei aller ungeheuerlichen Detailforschung, in deren dunklen Gängen der normale Mensch sich nur mit Mühe zurechtfindet, die große Gesamterfassung; und dazu kommt, daß die zeitgenössischen Schöpfungen deutscher Kunst den Anschluß nicht erleichtern. Das münchener Griechenthum ist mehr als verdächtig; Stud maskirt damit seine sündige Seele, ohne aber das Holde der Vorbilder sehen zu lassen. Hildebrand könnte Vortreffliches über die Griechen sagen; seinen ernstern Werken fehlt das Fließende seines französischen Partners; die Lehre schmeichelt nicht, die seine Steine berichten. Der ihm nahe stehende Kreis in Italien erzogener Bildhauer hält sich mehr an die Renaissance als an die Antike. In unserer Literatur wiederum fehlt das Gegenstück zu den französischen Erweckern der Daphnis und Chloe-Legende, wenn man nicht etwa grüßirende Spielereien dafür nehmen will. Solche Spielereien haben wir hier auch in der Kunst. Seit unsere jungen Maler gelernt haben, Ornamente zu machen, sind die frühesten Epochen der Kunst neueste Mode. Man malt Sphinxen wie früher von der Sonne beschienene Räte. Im Holland Toorops wurde Egypten entdeckt. Glasgow mit den Mockintosh und Macdonald folgte. Dann kam Wien an die Reihe. Hier lehrte man die Pharaonen Straußens Walzer tanzen. Von Wien eroberte die Sphinx das Möbel träumende Deutschland. Scandinavien hat längst seine malenden und merkelnden Egyptologen, Willumsen und viele andere. Und selbst den äußersten Osten Europas scheint die Erinnerung an die Nilbauten zu einer Moderne zu erwärmen. Wenn man die letzten Jahrgänge der schönen Zeitschrift „Mir Iskousstva“, des „Pan“ der Russen, durchblättert, erscheint die petersburger wie ein Vorort der wiener Sezession.

Das Alles sagt mehr von der Beweglichkeit des Zeitgenossen, von der Vollkommenheit seiner Verkehrsmittel als von der Intenstität seiner Liebe

zu den Alten. Man muß erwarten, daß es überall so gehen wird wie in Wien, wo die Sphinxen als verbrauchte Requisiten auf den Speicher wandern mußten, nachdem man sich von ihrem geringen Werth für moderne Wohnungseinrichtungen überzeugt hatte. Das „Überwinden“ ist leicht, wenn die Ziele so klar und einfach gefaßt werden wie von der Jugend, die uns mit neuem Mobiliar begläckt. Nur entsteht die Gefahr, daß die Geschwindigkeit, mit der man sich der Anreger zur Stillbewegung nach gethaner Arbeit entledigte, auch dazu dient, die Kunst überhaupt zu überwinden und uns eine Kultur zu beschaffen, in der ein gelungener Stuhl wie ein geniales Kunstwerk erscheint und die Kunst als solche zu den Sphinxen auf den Speicher verbannt wird. Das einzige Land, das diesen Hokuspolus nicht mitmacht, ist wieder einmal Frankreich. Man hat ihm daraus eine trübe Zukunft weissagen wollen, hat, nur, weil kunstgewerbliche Zeitschriften hier ungemein wenig erspriessliches Material für ihre modernen Leser finden, das bevorstehende Ende der lateinischen Kultur schon greifbar deutlich vor sich gesehen. Die Glücklichen, die hier leben dürfen, empfinden das Fehlen der pariser Kunst in der modernen Stillbewegung wie himmlische Wohlthat und freuen sich, daß der Modern Style schon glücklich bei Dufayel, dem Wertheim von Paris, geendet hat, während die Kunst ihre Sonnenlaufbahn fortsetzt. Mildes Blickes erwartet die Wunderstadt den Moment, wo wieder einmal die Zeitgenossen mit definitiv geleerten Händen an die Seine ziehen, um ein Wenig Schönheit in die entlaubte Heimath zu tragen.

Es giebt also zweierlei Griechenthum in der modernen Aesthetik: eins, das zur Möbelskultur führt, und ein anderes, das sich mit Phidias beschäftigt. Für dieses ist man in Deutschland immer noch auf den Archäologen als Deuter unserer Museumschätze angewiesen und Alles, was unseren Künstlern an lebendiger Thatkraft für die größte Sache der Menschheit abgeht, scheint das dürre Feld der Wissenschaft mit köstlichen Blumen zu zieren; so gewaltig viel haben die Nachfolger Windelmanns für die Entdeckung der Griechen gethan. Der größte Fortschritt in unseren Tagen gelang Furtwängler, dem Erhalter und Förderer der münchener Glyptothek, einem der wenigen Gelehrten, die nicht nur mit der Gelehrtheit, sondern mit Künstlerinstinkt arbeiten. Vor zehn Jahren wagte er in seinem großartigen Buch über die Meisterwerke der griechischen Plastik einen Aufbau der uns theuersten Gestalt der Alten und gab damit dem Sinn, der zu den Griechen will, die beste Stütze. Man könnte ihn den Physiologen unter den Forschern nennen einen kühnen Operateur unter den beschaulichen Doktoren, die mit mehr oder weniger wirksamen Rezepten den geschundenen Leib der Antike zusammenschickeln. Er ahnt die Anatomie der göttlichen Gestalten und nimmt die Archäologie nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, um ästhetische Resultate zu sichern. Jetzt hat er uns in Gemeinschaft mit Reichhold ein neues Werk gesehen

diesmal über die uns nächst der Plastik liebste Kunst des alten Hellas: die Vasenmalerei. *) Es ist, so viel auch schon darüber geschrieben wurde, das erste Werk, das dem Gegenstand gerecht wird, weil es zum ersten Mal getreue Kopien bringt, statt der grotesken Parifaturen, mit denen die bekannten Handbücher und Tafelwerke ausgestattet sind. Reichhold hat diesen wesentlichsten Theil der Aufgabe, die Herstellung der Zeichnungen, in glücklicher Weise gelöst. Mit der Genauigkeit allein war es nicht gethan, da es galt, den eigenthümlichen Zustand der Vasenflächen auf ein fremdes Material, das Papier, zu übertragen, gewisse dem Verständniß unentbehrliche Ergänzungen oder — besser — Verdeutlichungen schwer sichtbarer Stellen auszuführen und die Flächen so aufzurollen, daß sie leicht übersichtlich wurden. Bei der ungeheuerlichen Arbeit, wie sie, zum Beispiel, gleich das erste Blatt, die mit unzähligen Figuren bedeckte Francois-Vase in Florenz, das glänzendste Werk des archaischen Stiles, mit sich brachte, scheinen die vier Jahre, die die Herausgeber bis zur Vollendung der letzten Lieferung gebraucht haben, nicht zu viel. Die Auswahl hat Furtwängler mit gewohntem Verständniß getroffen; und zwar so, daß jede der sechs Lieferungen einen Querschnitt bedeutender Entwicklungsperioden der griechischen Vasenmalerei vom archaischen Stil bis zu den jüngeren Epochen darstellt. Zur Illustration dienten die berühmtesten Stücke aller großen Sammlungen Europas, natürlich in erster Reihe Münchens. Die Reproduktionen sind in möglichst großem Formot, viele Stücke in natürlicher Größe. Dazu hat Furtwängler einen kunstgeschichtlichen Text geschrieben, der seine Begabung für das Erfassen künstlerischer Eigenart, sein großes Kombinationsvermögen und Wissen immer aufs Neue beweist. Seinem Mitarbeiter Reichhold ist die Darlegung der technischen Fragen zugefallen und die große Sorgfalt, womit der Zeichner bei den vielen Kopien verfuhr, hat viele zum Theil ganz neue Aufschlüsse über die Verfahren der Alten ergeben.

Was dem Werk gerade in diesen Tagen eine weit über den Gelehrtenkreis hinausgehende Bedeutung sichert, ist die reine Kunstformel dieser wunderbaren Blätter. Beardslley hätte seine Freude daran gehabt. Ich fand ihn einmal in London vor der selben Duris-Vase, die uns Furtwängler abgebildet hat, und sah ihn mit verwegenen Strichen die lästernen Satyre zeichnen. Der flinke Stilist des Tages wird vielleicht mancherlei Vortheil aus dem Werke gewinnen. Wir bekommen ganz sicher nach dem englischen, japanischen, belgischen, ägyptischen Stil demnächst einen griechischen. Der Freund schöner Dinge, der nicht der raschen Verwendbarkeit des Fundes bedarf, um ihn zu schätzen, wird noch größere Freude daran haben.

Paris.

Julius Meier-Graefe.

*) Griechische Vasenmalerei, 6 Lieferungen à 40 Mark, Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Das heidelberger Schloß.

Auch für den badischen Landtag ist die Gelegenheit gekommen, sich in Kunst- sachen unsterblich zu machen. Aber es ist nicht der Kampf um die neue Kunst, der ihn beschäftigt, sondern ein Kampf um die alte; es ist die Vertheiligung eines der herrlichsten Denkmale deutscher Kunst gegen die Restaurierungswuth der Architekten antiquarischer Richtung und Schule. Man darf sagen, daß der badische Landtag sich bisher recht wacker gehalten hat; ob er sich auch so wacker halten wird, wenn die Entscheidung über den Ottheinrichsbau endlich fällt, müssen wir abwarten.

Der Oberbürgermeister von Heidelberg ist ein tüchtiger Mann. Er wünscht alles Gute für Heidelberg, wie es seines Amtes ist. In dem Streite Partei zu ergreifen, ist nicht seines Amtes. Er möchte, daß die Ruine erhalten bleibt. Aber kann man ihm verargen, daß er das Geschenk der Regierung auch nicht zurückweisen würde, wenn die Erhaltung in einem Wiederaufbau oder in einem Neubau bestünde? Der Finanzminister Becker beweist, daß an die Stelle der Ruine ein Neubau treten müsse; sonst sei sie nicht zu erhalten. Ein Neubau nicht nur des Ottheinrichbaues, sondern auch des Verbindungstraktes von diesem zum Friedrichsbau und des „achtckigen Thurmes“, also der ganzen berühmten Nordostseite der Ruine. Er beweist es mit Hilfe eines Gutachtens von Sachverständigen; eines merkwürdigen Gutachtens. Merkwürdig an sich, merkwürdig durch seine Entstehung und noch mehr durch die Auslegung, die der Finanzminister ihm giebt. Da, fürchten wir, wird der sachkundige Abgeordnete Obkircher vergebens seine Stimme erheben, um mit schlagender Beweisführung darzuthun, daß das Gutachten ein Participprodukt ist; daß es nicht logisch ist, eine Ruine erhalten zu wollen, indem man an ihre Stelle einen Neubau setzt, und ein kunstgeschichtliches Denkmal erhalten zu wollen, indem man es durch phantastische Zuthaten verfälscht. Denn der Abgeordnete Obkircher ist kein „Sachverständiger“. Vergebens wird der Abgeordnete Benedey darauf hinweisen, aus der Behandlung der Frage scheine hervorzugehen, daß nicht die Sache, sondern gewisse Wünsche für die Regierung entscheidend gewesen seien, wie bei der Hohlkönigsburg. Denn der Abgeordnete Benedey ist kein „Sachverständiger“, sondern ein Demokrat. Ich glaube nicht an die Richtigkeit seiner Folgerung: Großherzog Friedrich will sicherlich hier, wie von je her, pflichtgemäß nur, was die Sache erheischt. Die Wünsche kommen anderswoher: es sind die Architekten, die bauen wollen, und einflußreiche Männer, deren Ohr sie gefunden haben. Es sind Architekten, die sagen: „Können wir nicht selbst Neues schaffen, so laßt uns wenigstens geniale Restauratoren sein!“ Dem Centrumsabgeordneten Hergt blieb vorbehalten, den Oberbaurath Schäfer, der den Neubau wahrscheinlich ausführen würde, als ein „Genie der Restaurierungskunst“ zu feiern. Was ein Genie ist, darüber will ich mit dem Abgeordneten Hergt nicht rechten. Aber er gehört dem Centrum an, der ausschlaggebenden Partei des Landtages. Das ist wichtig. Vergebens also wird der Abgeordnete Weiß seinem Entsetzen darüber Ausdruck verleihen, daß man auch den „achtckigen Thurm“ den Restauratoren ausliefern wolle, der in seinem heutigen Zustand das eigentliche Wahrzeichen des Schloßes und der ganzen

Landschaft sei. Er ist es wirklich. Aber auch der Abgeordnete Weiß ist kein „Sachverständiger“.

Von einem Landtag soll man nicht zu viel verlangen. Du lieber Gott: zur Entscheidung kunsthistorischer und ästhetischer Streitfälle ließen sich die meisten der Herren Landboten doch nicht wählen! Darum bedarf es eben der Gutachten von Sachverständigen. Am Besten mehrerer. Denn eine erste Sachverständigen-Kommission kann irren. Sie ist zu wenig vorbereitet an den Stoff herangereten, um zu wissen, was nöthig ist. Also wählen wir über Jahresfrist eine zweite Kommission, eine besser vorbereitete. Nun sieht die Sache schon etwas anders aus. Doch immer noch giebt es entgegenstehende Meinungen. Der Geheime Oberbaurath Eggert, der Erbauer des frankfurter Bahnhofes mit seinen gewaltigen Eisenkonstruktionen, stellt die sonderbare Behauptung auf, man könne durch eine Konstruktion von Eisenbetonpfeilern die berühmte Fassade in ihrem Bestand erhalten, — falls sie gefährdet sein sollte. Beiläufig bemerkt: eine allererste Kommission, gebildet unter Bezug von guten und vertrauenswürdigen Technikern, hat sie überhaupt nicht für gefährdet erklärt. Das ist aber schon fünfzehn Jahre her; was Alles kann sich in fünfzehn Jahren nicht ändern! Und Manches hat sich geändert, wie die Architekten Seitz und Koch sagen. Wer hat noch nicht von ihnen gehört und von ihren herrlichen, epochemachenden, gewaltigen Bauwerken? Seitz hat inzwischen selbst einen mächtigen Aufbau von Zwillingsgiebeln mit drei Geschossen über die Fassade entworfen, nach Merians altem Kupferstich. Die setze man auf die wankende vier Untergeschosse; denn durch die schwere Belastung von oben wird das Mauerwerk der unteren Fassade gut und sicher festgestellt, wie Professor Nagel lehrt, der Jünger des Oberbaurathes Schäfer. Und Schäfer wird, gemäß den wissenschaftlichen Feststellungen von Seitz und Koch über die ursprüngliche Gestalt des Bauwerkes, die That vollbringen. Aber da ist ja noch Eggert mit seiner entgegenstehenden Ansicht Ein unbequemer, lästiger Mensch. Gut: er soll sein Projekt ausarbeiten. Er wird schon hereinfallen; und wenn nicht, dann lassen wir ihn hereinfallen.

Wie gesagt, so gethan. Nach Schluß der zweiten Kommission (eigentlich der dritten), im April 1902, wird Eggert mit der Ausarbeitung seines Vorschlages beauftragt. Er ist am vierundzwanzigsten Juni 1902 damit fertig geworden. Seitdem, bis zum letzten April 1904, hörte man vom Schicksal seines Gutachtens nichts mehr. Aber glaubt ja nicht, daß das Finanzministerium inzwischen geschlafen habe. Freilich: der Finanzminister Buchenberger, der erste Gönner des Projektes von Seitz und Schäfer und der ministerielle Urheber der ganzen Aktion, ist gestorben. Doch sein Nachfolger Becker hat in seinem Geiste weiter gearbeitet. Beweis: das Konvolut von Gutachten, das er den Landständen im April 1904 zugehen ließ und in der Sitzung der Zweiten Kammer vom einunddreißigsten Mai als dafür entscheidend bezeichnete, daß die ganze Nordostecke des Schloßes (mit dem achtseitigen Thurm) aufgebaut werden müsse. In welcher Weise, davon später. Zunächst ist damit Eggerts Entwurf zur Erhaltung der Ruine für hinfällig erklärt. Für die Regierung sei „die Frage erledigt.“ Durch welche Autoritäten?

Eggerts verantwortliche Erklärung über seine Konstruktion sagt, daß der Bestand der berühmten Fassade nur durch Winddruck gefährdet sei. „Das Mauer-

werk ist reichlich stark genug, um seine eigene Last zu tragen.“ Ausgeschlossen ist natürlich, daß eine Bedachung irgendwelcher Art die äußere Haut der Fassade, also das Wesen ihrer künstlerischen Gestalt, vor Verwitterung schützen könnte, so lange man die Fassade nicht selbst in ein Haus stellt und den Schloßhof überdacht. Aber diese Thatsache, so oft sie auch hervorgehoben wurde, wird von dem Finanzminister und von den durch ihn bestellten Obergutachtern hartnäckig ignoriert. Bleibt also wirklich nur der Windbruch. Die Frage ist jedoch, ob das System von Stützen und Verstärkungen, das Eggert hinter der Fassade errichtet, nicht den Bestand der Fassade selbst gefährde und ob es leiste, was es leisten solle. Denn zu behaupten, daß es die Gestalt der Fassade gefährde, deren künstlerische Erscheinung, wäre eine offenbare Unwahrheit. Diese Konstruktion liegt im Innern des Gebäudes und ist von außen nicht sichtbar. Aus der Zeichnung geht hervor, daß der Laie sie auch im Innern kaum bemerken würde, wie er sie ja auf der Zeichnung fast nicht zu entdecken vermag. Daß die Konstruktion aber den Bestand der Fassade gefährde, weil sie etwa die Mauer durch andere Ausdehnungsverhältnisse (bei Hitze und Kälte) sprengen könnte: Das hat Eggert verneint. Man kann natürlich noch weitere Einwendungen machen. Wenn man den guten Willen hat, Einwendungen zu machen, dann sind sie wohlfeil wie Brombeeren. Man kann, zum Beispiel, sagen, Eggerts Konstruktion verhindere nicht das Durchfrieren der Mauer im Winter. Natürlich nicht. Aber erstens stehen Hunderte von alten Mauern aufrecht seit Hunderten von Jahren, obgleich sie durch keine Stützen befestigt sind; und zweitens wäre zu untersuchen, was das Durchfrieren bei bedachten und unbedachten Mauern überhaupt bedeute. Oder man könnte behaupten, wie auch geschehen ist, an der Fassade müßten nach der Ausführung des Projektes von Eggert erneuernde Eingriffe von großer Ausdehnung stattfinden. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Aber wir wollen nur zurücksfragen: Was wird nach der Wiederherstellung durch Herrn Oberbaurath Schäfer von der alten Fassade übrig bleiben? Sicher nicht allzu viel, wie der Friedrichsbaulehrer, wahrscheinlich viel weniger. Und also wäre es immer noch logischer, gar nichts zu thun, bis die Mauer von selbst einstürzt, und dann erst einen Neubau zu errichten, als uns jetzt schon einen Neubau hinzustellen. Nein: diese Einwendungen, die Eggert sich gewiß schon selbst widerlegt hat, sind durch die Bank unhaltbar oder relativ bedeutungslos. Ewig kann natürlich auch Eggerts System den Bau nicht erhalten. Die Fassade wird abbröckeln und verwittern, denn dagegen ist überhaupt kein Kraut gewachsen. Die Frage war eben an die zweite Kommission so geschickt — oder wie man's nennen will — gestellt, daß man die gewünschte Antwort, das Bauwerk sei nicht zu erhalten, auf solche Suggestiofrage von jeder Seite bekommen mußte.

Eggerts Projekt wurde nun zunächst der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues unterbreitet, damit seine technische Richtigkeit geprüft werde. D - war in der Ordnung. Der leitende Kopf der Oberdirektion, Honsell, eine Autorität ersten Ranges, erklärte das Projekt in rein sachlichem, kurzem und bündigen Gutachten für einwandfrei. Nur etwas stärker müßten die Träger genommen werden, um jedem Winddruck gewachsen zu sein. Damit wäre für Jeden, der nur die Ruine erhalten zu sehen wünscht, die Sache erledigt gewesen. Aber nun kommt das Ungeheuerliche: der Finanzminister holt weitere Obergutachten

ein; zunächst bei den Herren Seitz und Koch. Die Herren Seitz und Koch über Eggert! Ganz abgesehen von ihrer sachmännischen Bedeutung oder Nichtbedeutung sind sie selbst die Urheber des Restaurierungsprojektes und betreiben es seit beiläufig zwanzig Jahren mit Hartnäckigkeit auf verschiedenen Wegen. Sie sind also Richter in eigener Sache. Daran folgt das „Obergutachten“ eines Herrn Privatdozenten Ariemler nur im Auszug, als Theil eines Auszuges aller Gutachten, der vom Professor Razel hergestellt ist. Dieser Auszug ist kostbar; er leistet das Münchenswerthe an Verdrehung des honsell'schen Gutachtens. Wir können also zunächst nicht wissen, was Herr Privatdozent Ariemler wirklich meint. Eggert wird mit Genugthuung Kenntniß davon nehmen, daß Herr Ariemler seinen Vorschlag im Prinzip als richtig bezeichnet hat. In der Praxis dürfen wir dann vielleicht doch Eggert die größere Autorität einräumen. Folgen noch die Obergutachten des Professors Bluntschli in Zürich und des erzbischöflichen Baudirektors Medel in Freiburg. Was Bluntschli betrifft, so stünde sein Gutachten einem Versuch mit Eggerts Vorschlag nicht entgegen, wenn es dem Finanzminister um die Erhaltung der Ruine zu thun wäre. Den erzbischöflichen Baudirektor aber als Obergutachter zu ernennen, war ein geschickter Schachzug, wenn man das Gegentheil wollte. Denn Herr Medel ist ein hervorragender Vertreter der germanistisch antiquarischen Schule; vorauszusehen war also, wie sein Gutachten ausfallen würde. Hat er doch die reizvolle neue Fassade des Römers in Frankfurt a. M. gegen den Platz zu so täuschend herzustellen gewußt, daß jeder Laie sie für echt und alt ansehen wird. Es ist ein anmutiger Neubau in alterthümlichem Stil. Aber wo ist nun der Römer geblieben, in dem die Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einst ihre Beratungen hielten? Das ausschlaggebende Centrum wird im Landtag den erzbischöflichen Herrn Baudirektor vielleicht nicht desavouiren. Daß Razel als schärfster Parteigänger Schöpfers zu betrachten ist, kann auch der Regierung nicht verborgen geblieben sein. Der Finanzminister hat in seinem eigenen Exposé Razels neue statische Theorie zu verwerthen für gut befunden, wonach wankende Mauern durch den Aufbau von elf Meter hohen Giebeln befestigt werden. Und eine Sammlung solcher „Obergutachten“ soll den Sachverständigen Eggert widerlegen und die Nothwendigkeit eines Neubaus beweisen?

Ein körperliches Modell in kleinerem Maßstab ist das beste Mittel, um den Laien über das wahre künstlerische Ergebnis eines Bauwerkes zu täuschen. Will man ihn dieses Ergebnis wirklich beurtheilen lassen, dann muß man ein sogenanntes Coulissenmodell an Ort und Stelle errichten; ein Vorschlag, der hier längst gemacht wurde, gut ausführbar wäre und in Anbetracht der kulturellen und pekuniären Wichtigkeit der Sache auch schon Etwas kosten dürfte. Die Regierung hat sich jedoch dafür entschieden, ein prachtvolles Modell in kleinerem Maßstab herstellen zu lassen. Das Coulissenmodell wäre nicht so theuer gekommen. Aber man muß zugeben, daß der Schein der Objektivität gewahrt wurde: das Modell kann mit allen drei Dachkonstruktionen versehen werden, die wissenschaftlich in Betracht kommen. Das Exposé des Finanzministers zeigt freilich, daß man die Dreikonstruktion der Forscher, die den Bau als ursprünglich mit geradem Abschluß geplant oder versehen bezeichnet haben, nur aus Gnade und Barmherzigkeit zur Anschauung bringen will, weil es eben nicht wohl anders geht. Und dennoch

hat kürzlich Professor Kofmann in Karlsruhe nachgewiesen, daß die oberen Steine der Fassade sogar für eine Balustrade gearbeitet waren, und Haupt in Hannover hat in letzter Zeit den ursprünglich italienisch-deutschen Charakter des Baues überzeugend dargethan. Die spätere Geschichte des Baues seit 1558 liegt im Dunkel. Erst bei Merian, nach 1600, erschienen die Giebel, wie sie das weglarer Stützenbuch bekräftigt hat. Sie lassen eine künstlerisch tabelfreie Lösung des Pilaster- und Figurensystems nicht zu und zertheilen den Bau in zwei Hälften von völlig verschiedenem Stilcharakter: in die vornehme untere Fassade in ihrem heutigen Bestand und in die zwei Giebel mit einer bauerischen, rohen und unverständlich deutschen (weder niederländischen noch italienischen) Renaissance, mit einem verworrenen Sammelsurium von Halbsäulen, Pilastern und Fensterblenden, dazwischen irgenbwo verloren die beiden Figuren über der Fassade. Ein Dokument deutscher Unkultur! Das müßte genau so nachgemacht werden, denn es steht fest durch die weglarer Skizze; Strich vor Strich. Aber das Modell verbirgt dem Laien die Mängel und Robheiten dieser Architektur geschickt durch zu flache B. handlung. Dennoch verräth es mit genügender Deutlichkeit, daß Oberbaurath Schäfer auch hier die böse Untugend des Restaurators nicht unterdrücken konnte oder wollte, theatralisch nach eigenen Heften zu fabuliren, statt treu und gewissenhaft nachzubilden. Eine feiner empfindende Zeit hat um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die beiden Frontgiebel beseitigt und eine reinere Lösung in ihrem Geschmack an deren Stelle gesetzt (zwei kleinere Zwerchgiebel über dem zweiten und vierten Fenstersystem der fünftheiligen Fassade und in richtiger Auflösung des Pilastersystems nach oben). Es ist die dritte geschichtliche Gestalt. Das Finanzministerium hat sich für die zweite entschieden, für Schäfers Projekt. Wir wollen hoffen, nur das Finanzministerium und nicht auch schon die Regierung Wählte man die erste Gestalt, so wäre es unnöthig, den achteckigen Thurm aufzubauen und die berühmten Ansichten der Ruthe vom Neckar und von der großen Terrasse her wesentlich zu verändern. Nach dem Aufbau der weglarer Giebel muß aber auch der achteckige Thurm aufgebaut werden, wenn der Rhythmus der Umrißlinie nicht gänzlich zerstört werden soll. Jeder besitzt Restauratorengenie genug, um sich vorstellen zu können, wie er nach Schäfers Rezepten aussehen wird: weißgekalkte Mauern, an den acht Ecken senkrecht unterbrochen von je einer unregelmäßigen Reihe rothbemalter Steine. Darüber erst ein glockenförmiges Dach oder Aehnliches, dann noch ein Stockwerk und endlich ein barockes Zwiebeldach; die Dächer vielleicht mit Schiefer gedeckt, vielleicht mit schönen, glänzenden, grasgrünen Glasurziegeln. Dazu hellgrüne oder hellblaue Dachrinnen. Es wird ein heiterer Anblick werden und manchem alten Freunde Heidelbergs das Herz erquickten. Dieses Denkmal, halb Ruine, halb Neubau, würde dann beweisen, daß es der badischen Regierung nicht darum zu thun war, das ehrwürdig Alte zu erhalten, sondern darum, an seine Stelle ein neues Prunktschloß zu setzen.

Mannheim.

Dr. Theodor Alt.



Hammurabi und Moses.

Im letzten Junihest der „Zukunft“ hat Herr Professor Ludwig Gumpłowicz sich mit Hammurabi und Moses beschäftigt und dabei vielfach zu meinem Buch „Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältniß zur mosaischen Gesetzgebung so wie zu den zwölf Tafeln“ Stellung genommen. Die Art, wie er es thut, ist geeignet, bei dem Leser, der mein Buch nicht kennt, ganz unrichtige Vorstellungen zu erwecken, und ich lege Gewicht darauf, solche falsche Vorstellungen nicht aufkommen zu lassen.

Herr Professor Gumpłowicz schildert kurz die große Verlegenheit, in welche die Theologen ohne Unterschied der Konfession durch die Entdeckung des Hammurabi-Kodex gerathen sind, und sagt: „Wenn Hammurabi auch nur anno 2500 auf steinerne Tafel meißelt, was Moses mehr als tausend Jahre später als unmittelbar ihm offenbarte Gesetze Jehovahs verkündet, dann sieht die Sache verdächtig aus.“ Er fährt dann fort: „Das merken nun die Schriftgelehrten und bemühen sich, die Bibel und mit ihr die ‚Offenbarung‘ zu retten. In der großen Zahl dieser Rettungsversuche nimmt der des wiener Orientalisten D. H. Müller gewiß eine hervorragende Stelle ein.“ Ich muß ganz entschieden diese Ehre ablehnen; denn ich habe überhaupt weder die Bibel noch die „Offenbarung“ zu retten versucht; ich muß auch den Titel eines „Schriftgelehrten“ mit und ohne den bösen Beigeschmack aus dem Evangelium um so mehr zurückweisen, als Gumpłowicz selbst sagt: „Ich will nicht behaupten, daß Müller solche Absicht (die Bibel und den Mosaismus zu retten) hegt; aber die große Mühe, die er sich giebt, und der ungewöhnliche Scharfsinn, den er aufwendet, um aus den Details der Bestimmungen Hammurabis und Moses' zu beweisen, daß Moses nicht entlehnt hat, macht den Eindruck, als wolle er Hammurabis Priorität im Interesse der Bibel bekämpfen.“

Ein Rechtslehrer sollte doch, ohne den Dolus nachweisen zu können, einen so beleidigenden Ausdruck nicht gebrauchen. Und hätte er sich die Mühe genommen, das Buch ordentlich zu studiren, so hätte er sich sagen müssen, daß da absolut von „Rettungsversuchen“ nicht die Rede sein kann, und hätte vermieden, durch orakelhaft dunkle Wendungen anzudeuten, ich wolle allen Ernstes behaupten, daß „der König von Babel das mosaische Gesetz abgeschrieben habe.“

Gumpłowicz brauchte gar nicht weit zu suchen; er konnte schon im Vorwort den wesentlichen Inhalt und den Gedankengang meines Buches finden. Ich setze die Stelle wörtlich hierher. „Ich irrte lange im Dunklen herum und konnte mir von dem Verhältniß beider Gesetze zu einander keine rechte Vorstellung machen, bis ich zwei Komplexe gleicher Bestimmungen in gleicher Reihenfolge gefunden habe. Da stand für mich der engste Zusammenhang beider Gesetze absolut fest; und, daß ich es nur gestehe, auch die Abhängigkeit der mosaischen Gesetzgebung vom Kodex Hammurabi, mittelbar oder unmittelbar; denn wenn zwei Gesetze nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form mit einander zusammenhängen, muß, so dachte ich, das jüngere aus dem älteren geschöpft haben. Erst nach und nach kam ich zur Erkenntniß, daß die mosaische Gesetzgebung unmöglich aus Hammurabi geschöpft haben kann; daneben aber brachte die Untersuchung immerfort neue Beweise für den engsten Zusammenhang und

die gleiche Reihenfolge beider Gesetze. Mit anderen Worten: auf der einen Seite mußte man nicht nur sachliche und prinzipielle, sondern auch formale Ähnlichkeit anerkennen, auf der anderen Seite aber konnte man beweisen, daß die mosaischen Gesetze nicht aus Hammurabi oder aus einem von ihm derivierten Gesetzeskodex geflossen sein können. Aus diesem Dilemma war nur ein Ausweg vorhanden: die Hypothese eines bereits fixierten Urgesetzes, aus dem beide Gesetze geflossen sind.“

Ich frage nun, ob Jemand, der diese Stelle gelesen hat, die folgenden Sätze, die sich auf S. 487 der Kritik des Herrn Gumpłowicz finden, zu schreiben berechtigt war: „Professor Müller fragt zunächst immer, wer entlehnt habe: Hammurabi oder die Bibel“. Das wäre für den Laien allerdings keine Frage; er muß sich nur wundern, daß die Gelehrten daraus eine Frage machen. Denn der nüchternere Laienverstand sagt: Wenn ein Satz aus der Bibel, die im besten Fall aus dem Jahr 1400 vor Christus stammt, im Gesetz Hammurabis steht, das im schlimmsten Fall aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammt, so ist doch kein Zweifel, daß Hammurabi die Quelle ist und daß Jehovah diese Entlehnung (ohne Nennung der Quelle) sich erlaubte.“

Ich muß sagen, daß es gewisse Dinge giebt, die sich weder mit guten noch mit schlechten Wizen abthun lassen. Und was der Laienverstand gefunden, stand schon deutlich geschrieben da. Wie man sieht, habe ich nichts zu retten versucht, sondern mich offen und ehrlich bemüht, ein schwieriges historisches Problem zu lösen, und dabei die Hypothese aufgestellt, daß das mosaische Gesetz, wie die Gesetze Hammurabis und das römische Zwölftafelrecht, aus einem Archotypus hervorgehen, der älter ist als der Kodex Hammurabi und ebenfalls aus Babel stammt; was Gumpłowicz doch hervorheben mußte; er sagt aber: „Um nun die Bibel nicht direkt aus Babel abstammen zu lassen, bringt Müller die Hypothese“ (vom Urgesetz). Man kann die Hypothese mit wissenschaftlichen Gründen bestreiten; es ist aber unzulässig, sie zu verdächtigen und ihr Motive unterzuschieben, die ihr völlig fremd sind; sie fließt aus der zwingenden logischen Nothwendigkeit und hat mit „nothleidenden Religionen“ und der Offenbarungsfrage gar nichts zu thun.

Was die „Offenbarung“ betrifft, die in Gänsefüßchen in der Kritik des Professors Gumpłowicz herumspukt, so muß ich bemerken, daß sie nicht aus meinem Buche entlehnt ist, wie man nach den irreführenden Anführungszeichen zu schließen geneigt sein könnte. Das Wort kommt bei mir, wenn ich nicht irre, nur einmal vor; an der Stelle: „Erst praktische Übung, dann die abstrakte Erkenntniß: Das ist die Entwicklung der Welt, Das die Offenbarung in der Geschichte.“

Eben so verhält es sich mit den „Grausamkeiten“ in Anführungszeichen. Die kommen in meinem Buch gar nicht vor, wenn ich auch an einer Stelle, wo einer gewissen Kategorie von Adoptivkindern die Augen ausgerissen oder die Zunge abgeschnitten wird, mich zu der Bemerkung hinreißen lasse: „Da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf“. Die „Atrocities“ haben schon so oft ihre

*) Dieses Halbdunkel in der Ausdrucksweise läßt die Deutung zu, ich hielte für möglich, daß Hammurabi aus der Bibel entlehnt hat. Darf man sich in solchen Fällen so ausdrücken? Eine Frage an den Rechtsgelehrten und Rechtslehrer.

Wirkung getan: warum soll sie nicht ein Mezensent gegen den Autor in Anwendung bringen?

Der Leser, glaube ich, wird gemerkt haben, wie das Bild meines Buches in der konklaven kritischen Bespiegelung verzerrt worden ist. Was vom Ganzen der Kritik gilt, findet auch auf Einzelheiten Anwendung. Abgesehen von den zahlreichen Widersprüchen, in die sich der Referent durch seine geistreichen und witzigen Einfälle verwickelt und die ich hier nicht weiter berühren möchte, läßt er mich öfters (wohl von seinem Gedächtniß getäuscht) Dinge behaupten, die ich in dieser Form nicht gesagt habe, oder er reißt einen Satz aus dem Zusammenhang und polemisiert gegen ihn, ohne den wirklichen Sinn meiner Worte zu erkennen oder durchschimmern zu lassen. Hier zwei Beispiele: Er läßt mich behaupten, „das im Exodus über den Diebstahl Gesagte biete fortschrittlich entwickelte Bestimmungen, die in primitiver, roherer Form auch bei Hammurabi zu finden sind.“ Das ist nicht richtig. Die Bestimmungen bei Hammurabi sind weder primitiv noch roh, sie sind vielmehr durch eine lange juristische Schulung und Praxis möglichst kompliziert geworden, im Gegensatz zum Exodus, wo sie möglichst primitiv sind, weil sie vom Urgesetz stammen. Ferner sagt er: „Nicht zustimmen kann ich Müller, wo er sagt, daß ‚die durch Klarheit und Einfachheit sich auszeichnenden Sätze des Exodus wohl als Quelle sowohl des Hammurabi als der römischen Zwölftafeln gelten können.‘ Der König von Babel hat ganz sicher nicht das mindestens achthundert Jahre später ‚offenbarte‘ mosaische Gesetz abgeschrieben. Das wäre selbst ihm schwer geworden.“ Ist es Herrn Gumplowicz nicht schwer geworden, mir eine solche Behauptung zuzumuthen? Um ihm den wahren Sinn dieser Stelle zu „offenbaren“, möchte ich ihn bitten, Seite 211 zu lesen: „Es hat sich auch ergeben, daß ein wichtiger Abschnitt des Urgesetzes im Exodus uns in der alten Einfachheit und Ursprünglichkeit aufbewahrt ist; nur daß gewisse Umstellungen und Umänderungen vorgekommen und zum Teil mit Absicht vorgenommen worden sind.“ Also mußte Hammurabi nicht aus dem Exodus, sondern aus dessen Vorlage, dem Urgesetz, entlehnt haben.

Haß und Liebe sind der wissenschaftlichen Forschung gleich schädlich; und wenn Andere aus Liebe zur Religion zu retten versucht haben, so war bei Gumplowicz der Haß der ruhigen, sachlichen Erwägung nicht minder abträglich.

Wien.

Professor Dr. David Heinrich Müller.



Selbstanzeigen.

Die Entstehung des Lebens auf der Erde. Berlin, Franz Wunder. 1904.

Bekanntlich behaupten die Anhänger der Deszendenztheorie, daß die Anfänge des Lebens auf unserer Erde in einer „Urzelle“ zu suchen seien, aus der sich baumartig die verschiedensten Typen der Lebewesen entwickelt hätten. Doch woher diese Urzelle? Wohl mit Recht verlangen die Gegner erst den Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Entstehung dieser Urzelle, also für die Entstehung eines bestimmten Gebildes aus der strukturlosen Masse. Den Gedanken, daß dieses

Gebilde aus dem Bathybioschlamm von selbst entstanden sei, hat sogar Haeckel längst aufgegeben. Von dieser Klippe, um die die Deszendenztheorie nicht herumkommt, kam dann Reinke zur Annahme einer „kosmischen Intelligenz“, also einer verfeinerten Auflage der biblischen Schöpfungsidee. Ich habe versucht, die Klippe auf anderem Weg zu umgehen. Ich suche die Einheit der Materie und die Einheit der Kraft zu beweisen, so weit ein Beweis hier überhaupt möglich ist. In der Erdrinde erscheint uns aus gewissen Gründen die Materie ungleichartig, eben so die Kraft. Diese besteht lediglich in dem Streben, sich nach einem oder mehreren Punkten zusammenzuziehen und von da gleichzeitig sich auszudehnen; die Kraft erscheint uns daher als Zusammenziehung und Ausdehnung. Die Weltkörper ziehen sich nach ihrem Mittel- (Schwer-) Punkt zusammen und dehnen sich zugleich nach der Unendlichkeit aus. Bei ihrer Ausdehnung gerathen sie mit den anderen Weltkörpern gleichsam in Konflikt. Macht sich nun auf der Oberfläche eines Weltkörpers die Ausdehnung eines anderen intensiver bemerkbar als die eigene Ausdehnung, geht also die „Eigenwärme“ der Oberfläche unter die „Bestrahlungswärme“ herunter, so entsteht Leben auf der Oberfläche des Weltkörpers, dessen Ausdehnung zurückgeworfen, der „bestrahlt“ wird. So ist auch auf unserer Erde, weil sie von der Sonne bestrahlt wird, das Leben entstanden. Es entstand als eine Masse mit besonderem Ausdehnungstreben (Eigenwärme) und mit der spezifischen Fähigkeit, seine Stoffe rhythmisch-chemisch zu binden und zu lösen (aus der dann die Fähigkeit des Stoffwechsels wurde), sich rhythmisch zusammenzuziehen und auszudehnen. Jede Masse mit Ausdehnungstreben muß in eine Summe von Kugeln (Zellen) zerfallen. Die Lebensmasse hatte ferner in Folge des allgemeinen Zusammenziehungstrebens der Erde die Tendenz, sich zu erhalten (Selbsterhaltungstrieb), nebenbei aber auch die Tendenz, den ihr eigenen Vorgang der rhythmischen Zusammenziehung und Ausdehnung zu erhalten. Die mit der Entstehung des Lebens gleichzeitig einsetzenden Temperaturschwankungen und Veränderungen in der „leblosen“ Natur auf der Erdoberfläche blieben nicht ohne Einfluß auf die Lebensmasse und ihren Prozeß; wenn sie ihn auch nicht unmöglich machten, so haben sie ihn doch spezialisirt. . . Nachdem die Prinzipien gezeigt sind, nach denen die Lebewesen sich im Allgemeinen weiter spezialisirt haben, wird diese Spezialisirung in einem besonderen Fall geschildert und die Herausbildung des Menschen betrachtet. Durch das ganze Buch zieht sich der Beweis, daß es in der „Natur“ keinen Zweck, sondern nur eine Folge gibt.

Dr. Emil Rönig.

Der Zug der Vögel. Berlin 1904, Hermann Walter. 5 Marl.

Bisher hat man sich meist mit der Hypothese begnügt, daß die Zugvögel zu irgend einem Zeitpunkt, wenn auch nur allmählich, von dem Zustande fester Wohnsitze zu der Gewohnheit des Wanderns übergegangen seien. Zur Erklärung dieser Entwicklung und des wunderbaren Wanderzuges sind viele Bücher geschrieben worden, die jedoch sämmtlich mit dem Geständniß enden, daß hier ein unlösbares Räthsel vorliege. Ich bin nun der Ansicht, daß der ursprüngliche Zustand im Vogelleben nicht der feste Wohnsitz, sondern ein heimathloses Umherfliegen zwischen den weiter entlegenen und in fernere Vorzeit selteneren Nahrungstellen

gewesen ist, daß sich aus diesen freien und unregelmäßigen Flügen der nach Jahreszeit und Himmelsrichtung geregelte Wanderflug und erst aus diesem, über die Zwischenstufe des Strichvogels, der Typus „Standvogel“ entwickelt hat. Danach hätten wir also nicht eine aufsteigende Entwicklung des Wandertriebes aus dem festen Wohnen, sondern umgekehrt eine Verkümmernng des Zuginstinktes in absteigender Linie. Die Begründung dieser Annahme erforderte einen Ausblick auf das Entstehen und Erlöschen der Instinkte, deren „Variiren“ schon Darwin anerkannt hat; dabei ergibt sich, daß auch die Ausführung des Wanderfluges nicht wunderbarer ist als irgend eine andere Instinkthandlung, da auch sie auf Grund unbewußter Gewohnheit — entstanden aus bereinst bewußt zweckmäßigen Handlungen — erfolgt. Außer einem von Künstlerhand gezeichneten Titelbilde — nämlichlicher Schwalbenflug — sind meiner beschriebenen Skizze fünf Originalbilder aus dem Vogelleben beigelegt.

Kurt Graeser.

Meine grüne Erde. Karl Reizner in Dresden, 1904.

Unterdessen.

Schönheit ist Athem. Aber Brot ist Brot.
Und Tausend hungern und die Mühlen mahlen
Und Königtische wissen nichts von Noth
Und Tausend beten nachts zu ihren Qualen.

Und Mütter fiebern, wie kein Fieber schlägt,
Weil ihre Kinder schwer im Schlafe wimmern.
Die Mütter hören, daß man Bretter trägt,
Um einen rohen Armensarg zu zimmern.

Und unterdessen webt die athmende Nacht
Und unterdessen wird das Licht erkoren
Und unterdessen hat die Schönheit Aht
Auf jede Perle, die der Thau geboren.

Freude! Freude!

So kommt und jauchzt! Das ist des Lebens Sinn
Denn Angst und Gram und Weinen taugt zu nichts.
Geht wie ein wunschlos Kind die Seele hin,
So spielt Ihr Euch hinein ins Meer des Lichts.

Und sterbt mir freudig! Alles Ding hat Sinn
Und das geheimste will das größte sein.
Geht wie zur Hochzeit. Geht wie Gäste hin
Und nicht wie Knechte in das Festhaus ein.

Und Eure Wiegen kränzt mit Rosengluth.
Sät Freude in die kleinen Seelen ein!
Das künftige Geschlecht soll stark und gut,
Soll Herrenvoll mit freien Stirnen sein.

Ihr Mädchen, schmücket Euch! Jeder Leib ein Fest!
 Deckt ihn mit Seide! Seide ist's genug.
 Und Blumen in das lose Haar gepreßt!
 Gürtel von Gold! Denn Golbs ist auch genug.
 Und Euer Leib ist Euer hohes Gut.
 Je mehr Ihr seid, je höher wächst der Mann.
 So werdet, was Ihr sollt, die Morgengluh,
 Die fülle mächtige Tage schaffen kann.
 Und jedes Schreiten sei der Schönheit Tanz
 Und jedes Auge sei wie Quellen klar.
 O Erde, selige Du, Du bist voll Glanz,
 Der gestern noch um Gottes Throne war!

Altrees.

Gustav Schaller.



Im Jahr des Friedens.

Wie sich Verdienst und Glück verketteten: Das fällt den Thoren niemals ein. Wenn der marokkanische Räuberhauptmann, der die Berge zwischen Tanger und Fez nach Menschenwilde durchbirscht, nicht den Amerikaner Perdicaris gefangen hätte, wäre die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft vielleicht nicht als Siegerin aus dem heißen Wettkampf um das große Geschäft mit der brüsseler Gemeinde hervorgegangen, über das uns die Presse Mancherlei erzählt hat. Die Vorsehung meint es, wie Jeder weiß, mit der A. E. G. ganz besonders gut; zum Werkzeug ihres Willens hatte sie diesmal den Genossen Grimard gewählt, einen sozialistischen Stadtrath aus Brüssel. Dieser Mann, der die harmlosesten Projekte niederzuschreiben pflegt, traf in Spanien auf einer Urlaubsreise einen ihm befreundeten Arzt, der einen vornehmen Belgier an den Hof des Sultans von Marokko begleiten wollte. Grimard, der sich für eine Weile aus überbürdeten Kulturzuständen fortsehnte, entschloß sich schnell, die Reise mitzumachen, und sah schon in Fez, als die Presse plötzlich für das Leben des Herrn Perdicaris zu zittern begann. Durch die Räuberthat wurde Grimards Rückkehr verzögert; er wollte vier Wochen wegbleiben und blieb nun drei Monate. Mit einer Spannung, als gälte es die Wette, ob Mr. Foz in achtzig Tagen um die Erde kommen werde, ward in Brüssel auf den Reisedeg Grimards geblickt. Die Bürgermeisterpartei, für die, nach den heftigen Angriffen der Gegner, der Abschluß mit der A. E. G. zur Ehrensache geworden war, benutzte die Frist seiner Abwesenheit: und richtig war acht Tage vor Grimards Heimkehr der Vertrag mit der A. E. G. vom brüsseler Municipalrath beraten und angenommen. In einem wohlgeordneten Weltgefüge können also auch Räuber nützlich werden. Geheimrath Rathen sollte das Portrait des braunen Fra Diavolo für den Sitzungssaal malen lassen; zugleich aber dafür sorgen, daß die Amerikaner von diesem Kaufsalnegus nicht erfahren; sonst verlangen sie am Ende noch, daß die A. E. G. sich an der Beschädigung des aus Räuberhäuten befreiten Yankee's theilnähme. Und da uns milder Bülow gewiß keine Lust hätte, wegen solcher Lappalie vom Leder zu ziehen, würde er wahrscheinlich verlangen, daß Hays erste Note über diesen Gegenstand mit einem Check der Berliner Handelsgesellschaft beantwortet

Wir leben in der besten und gerechtesten aller uns bekannten Welten; deshalb durfte in einer Zeit, die der A. E. G. einen Erfolg brachte, auch Siemens nicht leer ausgehen. Ein neues Licht flammte im Hause Siemens auf. Den Namen des Neugeborenen kennen wir noch nicht. Die Neugier ist um so größer, als man längst schon eine Erfindung auf diesem Gebiet ersehnt. Daß auch die Aktionäre von Siemens sich den Luxus eines ungerathenen Kindes leisten wollen, kann ihnen Niemand verdenken. Wahre Größe und Macht zeigt sich darin, daß man Geld hinauswerfen kann. Zu solcher Demonstration eignet sich am Besten aber eine neue Lampe. Wenn es in der Beleuchtungsindustrie einer Firma zu gut geht, läßt sie sich stets ein neues Licht patentiren. Dann ist sie fähig, den Goldstrom rasch ableiten zu können. Auch einen Auftrag soll sich übrigens die Firma Siemens gesichert haben; sie, sagt man, wird die elektrische Treibeisbahn auf dem künstlichen Wasserweg Berlins einrichten. Wozu in die Ferne schweifen, da es noch Volo-Geschäfte giebt? Wird die Treibeisbahn nur ein Bißchen besser gemanaget als die Hoch- und Untergrundbahn — schlechter ist ja kaum möglich —, dann wird vielleicht sogar Etwas an der Sache verdient. Aller guten Dinge sind drei. Der Siemens-Concern hat noch vor den Sommerferien die Schadenfreude erlebt, in erster Instanz die Stadt Berlin über die Große Berliner Straßenbahn triumphiren zu sehen. Und dabei das wohlige Gefühl, sich sagen zu können: Tua res agitur; trotzdem der Nachbar die Kosten trägt. Entschieden — wider Erwarten — auch die höheren Instanzen gegen die Große Berliner, dann brauchen die Leiter der Siemens-Bahn sich um die Wünsche des Publikums überhaupt nicht mehr zu bekümmern. Und zu der sachlichen kam die noch höher einzuschätzende persönliche Satisfaktion: die Väter der Stadt erklärten, die Große Berliner sei nicht mehr als fair zu betrachten; mit Leuten, die „so was“ thun (nämlich vom Staate die Konzession bis 1949 erwirken), könne Berlin nicht länger verhandeln. Dieser Hieb saß. Die Dresdener Bank hat ihn ruhig hingenommen. Merkwürdig. Zu stummer Duldsamkeit haben die Dresdener Herrn sonst gar kein Talent; am Ende wollten sie zeigen, daß sie nicht den geringsten Grund haben, nervös zu sein. Siemens und die Deutsche Bank werden sich über die von den Stadtvätern an der Straßenbahn geübte Kritik natürlich nicht gegrämt haben. Ihnen paßt die Scheidung von fair und foul. Sie wollten ja immer zu einer besonderen Finanzklasse gehören und müssen sich freuen, da dieser Klassenunterschied nun von Amtse wegen unverhoffte Bestätigung fand.

Schon oft habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Feindschaft zwischen Dresdener und Deutscher Bank nicht ewig währen wird. In diesem Jahr, das so manche entente cordiale gebracht hat, könnte man auch einmal mit der Pazifizierung der Behrenstraße versuchen. In der Politik hatten wir das franko-britische Abkommen zu verzeichnen, das über Egypten entschied und das marokkanische Gespenst verscheuchte, von dem Lord Salisbury einen der nächsten Weltuntergänge befürchtet hatte. Türken und Bulgaren haben sich wieder einmal geeinigt. Der russisch-japanische Krieg zeigt den freilich noch recht mühsamen Weg, auf dem Rußland und England sich eines Tages über den großen Komplex mittelasiatischer Machtfragen verständigen könnten. In der Volkswirtschaft sahen wir die ersten Schritte zu einer internationalen Vereinbarung über den Absatz exportirter Stahlabfabrikate. Der hitzige Kampf zwischen der eng-

lischen Cunardlinie und den beiden deutschen Schifffahrtgesellschaften geht seinem Ende entgegen; denn der englische Handelsminister wird die Herren Ballin und Inverclyde nicht gern unverdöhnt aus seinem Amtshaus scheiden lassen. Und es sieht ja aus, als habe, vielleicht auf Intervention eines nah Verwandten, der königliche Broker Eduard sich selbst um die Einigung bemüht. An all die Fusionen und Syndikate, die uns auf dem heimischen Wirthschaftsgebiet besetzt waren, braucht man, da sie noch frisch im Gedächtniß leben, kaum zu erinnern. Nach Menschengemessen wird auch der Feinblechverband, in dessen Gelände jetzt noch von allen Seiten mit schwerstem Geschütz bombardirt wird, ehe das Jahr zu Ende neigt, erneuert werden und das Eisenwerk Thale — wenns nöthig sein sollte, sacht von der Dresdener Bank gestochen — reuig, wie bisher alle outsiders, seine Zuflucht im Schoß des Syndikates suchen. Was von den Friedensplänen großer Montangesellschaften, die einander bisher scharfe Konkurrenz machten, erzählt wurde, ist zum Theil noch nicht dementirt, in der Hauptsache wohl eher aufgeschoben als aufgehoben. Und schließlich sollen wir auch die neuen Handelsverträge noch in diesem Jahr bekommen, trotzdem uns die Doktrindäre der Manchesterpartei so oft ins Ohr geschrien haben, mit „diesem“ Zolltarif seien Handelsverträge überhaupt nicht zu erreichen. Diesmal haben die Agrarier die Lächer auf ihrer Seite. Das Alles aber beweist, was schon so oft in der Geschichte bewiesen wurde: daß aller Kämpfe letztes Ziel der Friede ist und daß es, wo sich um wägbare Interessen handelt, unüberbrückbare Klüfte nicht giebt. Wie lange hat es nach dem Tode Hansemanns gedauert, bis die Deutsche Bank sich mit der Diskontogesellschaft über das rumänische Petroleumgeschäft verständigte? Kaum volle vier Wochen. Jetzt, in den ersten Monaten der Trauer um den Eigenstüngen, der für alle Schätze Indiens seinem Stolz kein Opfer zugemuthet hätte, stimmen die Vetter beider Institute schon gemeinsame Klagelieder über die gottlosen Versuche der Standard Oil Company an, durch Betheiligung an der rumänischen Produktion die Preise zu werfen und der Konkurrenz die Lust am Konkurriren zu rauben. Die Freihandelspresse, die Jahre lang rief, das deutsche Volk müsse sein Petroleum billiger haben, sekundirt diesem Wehgeschrei über Preischleuderei mit dem Brustton ehrwürdiger Ueberzeugung. Und am Ende wird die selbe Presse, die heute so und morgen anders spricht, je nachdem der Wind von den Banken weht, noch die Hand segnen, die zwischen dem Standard Oil Trust und den deutschen Instituten auf Kosten des Konsumenten Frieden stiftet. Denn auch dieser Friede wird kommen. Und Deutsche und Dresdener, sie ganz allein, sollten einander ewig hassen, immerdar meiden? Nein. Ich sehe wahrlich schon die Zeit, wo sie vom murmelnden Bach den Frieden, den lieblichen Knaben, herbewinken. Dann werden sich auch Hochbahn und Straßenbahn verständigen und das Publikum wird große Augen machen. Unmöglich ist nicht einmal, daß eines Tages sogar die Gruppen Siemens-Schudert und A. G. & Union zusammenkommen. An Toleranz werden Rathenaus es nicht fehlen lassen; der Fall Perdicaris hat sie ja wieder gelehrt, daß man das Gute nehmen muß, wo mans findet. Der Klassenunterschied wäre sicher kein ernstes Hinderniß. Wie in Republiken ein Erbuchen verziehen wird, wenn es kein Herrschaftrecht verleiht, so würde am Schiffbauerdamm dem Concern Siemens-Schudert auch die arische Abkunft nicht schaden, wenn sie nicht benutzt wird, um eine Tyranntis zu sichern. Dis.



Berlin, den 23. Juli 1904.

Krieg und Friede.

Massilij Michailowitsch Golownin, der unter Nelson als Freiwilliger in der britischen Flotte gedient hatte und später, als Kapitän eines russischen Schiffes, drei Jahre lang in Japan gefangen war, hat seine Weltreise und die Erlebnisse der Gefangenschaft in einem Buch beschrieben, das jetzt wieder lesenswerth ist. Der anglisirte Slave hatte von den Japanern natürlich keine allzu hohe Meinung. Tückisches Gesindel, sagt er, das man mit äußerster Vorsicht behandeln muß; diesen Kerlen gilt Verfidie als unentbehrlichste Kriegskunst und kein anderes Volk erreicht ihre Leistung in solcher Strategie. Trotzdem sie sich feierlich verpflichtet haben, uns einen Theil des Küstenhandels zu überlassen, sperren sie ihre Häfen, die sie den Holländern öffnen, unseren Schiffen und schlagen im Verkehr mit Rußlands Gesandten einen unverschämten Ton an. Das eigensinnige Volk, das die Stimme der Wahrheit und der Vernunft nicht hören will, muß mit Gewalt zum Abschluß eines uns vortheilhaften Handelsvertrages gezwungen werden. Wir können in solchem Krieg nur gewinnen. Jeddo ist leicht erobert. Wenn wir dann die Theilfürsten gegen den Mikado hezen und den Kaiser von Korea zur Empörung drängen, wird der Ruf unserer Macht die Japaner schrecken; ein paar Erfolge: und sie bieten uns selbst wahrscheinlich ein Bündniß an . . . Das wurde vor neunzig Jahren geschrieben. Ungefähr so hatten aber die meisten Russen sich auch jetzt noch die Entwicklung der Dinge vorgestellt. Was Japan forderte, konnte selbst der sanfte Niki nicht gewähren. Er wollte in einer Cirkularnote den Großmächten versprechen, Chinas Hoheitsrechte zu achten; doch in einem mit dem

Mitado zu schließenden Vertrag die Unverrückbarkeit der chinesischen Reichsgrenzen anerkennen: unmöglich. Ein Zar, der solche Demüthigung hinnähme, der sich von Japan als dem legitimen Vormund Chinas Bedingungen vorschreiben ließe, brächte Rußland in Ostasien um die Frucht langer Arbeit und müßte für Krone und Leben zittern. Größenwahn, spottete der petersburger Tshin; der billige Vorber aus dem Chinesenkrieg hat den Makafen das Hirn versengt; die kalte Taze des Eisbären wird die Herde der Schmalnasenaffen rasch zur Vernunft bringen. Eine gute Gelegenheit, die transsibirische Bahn zu erproben und Korea zu annektiren. Spazirgang nach Tokio; nur dort unterzeichnen wir den Friedensvertrag, der uns Ruhe schaffen soll. Die erwünschteste Abwechslung für unser tapferes Heer, unsere unbefiegbare Flotte . . . Sechs Monate ist's her, seit so geprahlt ward. Nicht der winzigste Erfolg russischer Waffen war zu verzeichnen. Korea gehört einstweilen den Japanern, eng und enger schließt sich um Port Arthur der eiserne Reif, das Heer des Zaren muß vor der Uebermacht des Feindes weichen, der Rest der russischen Flotte sich mit kleinen Raperstreichen begnügen. Schon wird zwischen Tokio und Peking über die Zukunft der Mandschurei verhandelt, als sei Rußland von den gelben Männchen bereits nach Sibirien zurückgedrängt. Schon sieht Europa jauchzend seinen Feind verbluten und der deutsche Stammtischler hält jede Wette auf Yamagata und Kuroki. Nicht ein einziges Mal, paßt auf, werden die Russen siegen; können froh sein, wenn sie hinter Mukden von der ersten Tracht Prügel verschnaufen dürfen. Heil Japan! Das zeigt den Talglichtfressern endlich, was eine Harke ist. Väterchen wird bald wohl um Frieden betteln. Dann sollen alle Fahnen aufs Dach und zwölf Stearinkerzen in jedes Fenster.



Nikolai Alexandrowitsch ist kein Faktor, mit dem der Politiker rechnen kann. Der cerebrasthenische Gossudar hat verschuldet, er ganz allein, daß Rußland so völlig ungerüstet in den Krieg zog. Der Hort des Friedens wollte er sein, mit dem Delzweig die Mütze des Monomachos kränzen. Wunder schön. Nur thuts die Pose allein nicht; auf die Reichspolitik kommt es an. Und Nikolaus wollte zwar als Mann sanftmüthiger Gerechtigkeit verherrlicht werden, als Monarch und Großkapitalist aber im Osten Profite einfäckeln. Er hinderte jede ernstliche Vorbereitung des Krieges. Er ließ seinen Günstling Alexejew in Port Arthur schalten, läßt ihn, trotzdem die Unfähigkeit des gewissenlosen Abenteurers längst erwiesen ist, noch heute ins Kommando pfuschen. Das Monarchentalent scheint mählich auszusterben. Ein Mann, der nicht die Kraft zu dem Entschluß hat, die Alexejew und Besobrazow weg-

zujagen, der, während Abertausende seiner Volksgenossen mit ihrem Blut den mandschurischen Boden düngen, im Schloßpark sitzt und beim Spiritistentrug des Gauklers Philipp Trost findet, — ein solcher Mann mag reinen Herzens das Beste wollen: zum Zaren ward er nicht geboren. Was er morgen thun wird, ist ungewiß. Möglich, daß ihm die Nerven erlahmen und er durch hastigen Friedensschluß den Heilandsruf zu retten versucht. Sonst aber sollten unsere Kneipenjapaner noch nicht Viktoria schießen. Die Leistung des petersburger Generalstabes ist für Heer und Flotte ja jämmerlich. Schon der Gedanke, den Riesenstrang der Eisenbahn in der Mandschurei ohne eine starke Armee halten zu können, dünkt uns einem Oblomowhirn entsprungen. Das Ersatzgeschwader, dessen Erscheinen mit einem Schlag die ganze Lage ändern würde, kann Monate lang nicht auslaufen, ist offenbar noch jetzt nicht reisefertig. In Wladimostok, wo Admiral Skrydlow den Feind wenigstens ärgern, zu Unbedachtsamkeiten reizen möchte, fehlt es an Kohle. Auch dafür ist nicht gesorgt. Woher nehmen? Um zehn Kriegsschiffen den Eisenbauch mit schwarzem Futter zu füllen, braucht man zehntausend Tonnen Kohle. Siebenhundert Wagons: Das kann die mit Truppen- und Traintransporten überlastete eingleisige Bahn nicht leisten. Deshalb wird überall in Europa nach Schmugglerwaare herumgebircht. Auch in Deutschland sind Unternehmern, die eine Landung riskiren würden, Fabelpreise geboten worden; Preise, die noch gut blieben, wenn der Versuch, Kohle an Land zu bringen, erst dem dritten Schiff gelänge. Als die Dresdener Bank heimlich Kohlenaktien aufzukaufen begann, witterten die Sommergäste der berliner Börse etwas geheimnißvoll Kriegerisches dahinter; sonst, dachten sie, hielte sich auch wohl die Presse nicht so merkwürdig still. Das war natürlich Unsinn. Selbst den hellsten Köpfen dämmert noch nicht, warum die Dresdener Bank plötzlich für dreißig, vierzig Millionen Hibernia und Gelsenkirchen eingekauft hat. Herr Gutmann hatte schon manchmal Momente, in denen ihm die Hemmungsvorgänge stockten; für die unsichere Hoffnung auf eine westfälische Mammutfusion ginge aber auch er wohl nicht so ins Zeug. Hat die Unruhe im Ruhrrevier vielleicht den Plan gereift, die Bergwerke zu verstaatlichen? Herr Arnhold, Friedländers Gegenkönig im Kohlenreich, ist der Intimus des Handelsministers Möller und im Sanhedrin der Dresdener Bank ein gar mächtiger Mann. Wir müßens abwarten; bis zum Jüngsten Tag kann die Börsenpresse das wichtigste Ereigniß dieser Wochen nicht totschweigen. Mit dem Asiatenkrieg hat es ganz sicher nichts zu thun. Die Japaner haben so viel Kohle, wie sie brauchen; und der russischen Flotte wird nach und nach wahrscheinlich der Athem ausgehen. Aber die Entscheidung liegt ja nicht auf

dem Wasser; und dem Landheer bringt jeder Tag Verstärkung. Das franko-russische Bündniß verpflichtet den Zaren, eine bestimmte Truppenmacht in Europa zu halten. Ob man sich mit Herrn Delcassé verständigt oder einen anderen Ausweg gefunden hat: jedenfalls werden jetzt die zuverlässigsten Armeecorps nach Ostasien geschickt. Der Krieg fängt erst an. Daß den Japanern, die dicht an ihrer Basis fechten durften, während des Vorspieles das Glück lächeln würde, hatten alle Sachverständigen vorausgesehen.

General Kuropatkin ist nicht au coeur léger, wie ein Solowin der Infanterie, ins Feld gezogen. Er dämpfte die hitzige Hoffnung, die ihn auf Bahnhöfen umjubeln wollte, und sagte, vor dem August seien entscheidende Schlachten nicht zu erwarten. Wie es scheint, wird er Recht behalten; und hat bisher seine Sache so gut gemacht, wie die widrigen Umstände gestatteten. Für den einzigen groben Fehler russischer Landstrategie, der von Weitem sichtbar war, ist nicht er, sondern Sassulitsch verantwortlich: statt am Yalu die Japaner, nach der gewaltigen Anstrengung des Flußüberganges, wirkungslos in die Luft stoßen zu lassen, stellten sich die Russen unklug zum Kampf und erlitten die schmachlichste Niederlage. Der selbe Fehler, durch den Makarow die Flotte bis zur Ohnmacht schwächte, als er sich zwischen die Seeminen wagte. Solche Draufgänger giebt's überall. Auch wir hatten einen Steinmez. Und gerade nach ein paar Schlappen treibt der Ehrgeiz oder das Bedürfnis, den moralischen Muth, die Stimmung der Truppen zu heben, stets einen Hitzkopf ins Feuer. Kuropatkin ist still geblieben und hat den Schein mattherziger Schwäche nicht gescheut. Die ihn tabeln, verkennen seine Aufgabe. Wenn er behutsam zurückweicht und jede Entscheidung aufschiebt, bis ers an Zahl mit den japanischen Corps aufnehmen kann, hat er das Menschen Mögliche vollbracht. In den ersten fünf Monaten bot die russische Kriegführung dem von der Geschichte belehrten Blick keine Ueberraschung. So singen alle Moskower Kriege an. Mobilmachung und organisatorische Arbeit über jede Vorstellung miserabel; überall fehlt's am Nöthigsten, ist unterschlagen und gestohlen worden. Der Oberst, der in Rußland der Ernährer und Manager seines Regimentes ist, widersteht schwer der Versuchung, an seinen Geldbeutel öfter als an die Moritur des gemeinen Mannes zu denken. Kalter Orient, liebe Leute; Keiner will da die Korruption, die so behagliche Fäulnißwärme verbreitet, unter den Staatseinrichtungen missen. Daß die Russen sich gut geschlagen haben, lehrt die Verlustliste und wird auch vom Feind nicht geleugnet. Aber die Offensive war, trotz Bender und Hadschibei, nie ihre Stärke. Die zeigt sich erst auf dem Rückzug

Der Großruffe — Dostojewskij, Nekrassow, Tolstoi zeugen dafür — ist von Natur unkriegerisch; nur wo er für seinen Glauben sichts, schlagen ihm Flammen ins Blut. Doch wie gefährlich der passive Widerstand dieses Heeres breitstirniger Gottesknechte werden kann, hat selbst Bonaparte erfahren. Wenn die Zeichen nicht trügen (und die geldgierige Kamarilla nicht wieder dreinredet), wird Ruropatkin handeln wie Kutusow einst an der Donau und bei Borodino. Fordertaktik. Ganze Provinzen verwüstet, Millionenwerthe wie Matulatur verbrannt, dem nachdrängenden Feind jedes Quellsplätchen verstopft; und dann erst, wenn er zwischen Feuersbrünsten ermattet, halb schon erstickt ist, mit gesammelten Haufen über ihn her. Nein: die Russen haben Menschen, Schiffe, Millionen verloren, aber ernstlich geschwächt sind sie noch nicht. Der Krieg beginnt erst Und die Japaner, die in fünf Monaten keine rechte Schlacht zu erzwingen vermochten, können in der Mandchurei das Schicksal des Korsen erleben.

*

Das wissen ihre klugen Führer; und lächeln darum wohl über den Europäerwahn, Nippon könne das Reich der Romanows in Scherben schlagen. Die kluge Voraussicht dieser gelben Männer ist die große Ueberraschung des Krieges. Alles ist aufs Härchen berechnet und kein Mädchen verlag in der Mordmaschine den Dienst. Während die Russen vor der modernen Technik so rathlos stehen wie ein täppischer Riese vor zerbrechlichen Sèvresvasen, wirthschaften die Japaner mit dem Allerneuesten up to date wie mit Urbäter Hausrath. Zu Land und zu Wasser führen sie den Krieg nach den feinsten wissenschaftlichen Methoden; man möchte glauben, daß ein genialer Mathematiker über ihren Generalstab herrscht. Sie kannten jede Schwäche des Feindes, jede Schwierigkeit des Geländes und hatten für Alles vorgesorgt. Die zuverlässigste Waffe, das beste Pulver, Kohle, Proviant: nichts fehlte; und Niemand hatte von solcher Rüstung Etwas geahnt. So gelang ihnen zunächst, was Napoleon vor hundert Jahren vergebens plante — die Briefe, die er über sein Kriegsprojekt gegen England an Massena und andere Vertraute schrieb, sind eben veröffentlicht worden —: sie vermochten, zum ersten Mal in der Kriegsgeschichte, unter dem Schutz ihrer jungen Flotte ein ganzes Heer an der feindlichen Küste zu landen. Sie brachten das schwerste Feldgeschützkaliber über den Yalu, auf steile Pässe, bis nach Port Arthur. Dabei in Armee und Marine eine Tollkühnheit, Disziplin und Lebensverachtung, die laut gegen die oft wiederholte Behauptung Wilhelms des Zweiten spricht, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein. Und das Wichtigste: nichts wurde ausge schwagt, jeder Preßmarodeur beim Kragen genommen und das Wehgeschrei über den Mangel

an „Informationen“ keine Minute beachtet. (Auch bei uns geberden sich manche Schreiber, als würde der Krieg für die Zeitungen geführt und Kuroki müsse Entschuldigung erbitten, weil er, trotz den Excitatorien der Presse, noch immer nicht ordentlich losschlägt.) Keine Nachricht; jede Operation wie ein Blitz, der aus dickem Nebel niederfährt; im tiefsten Dunkel sogar die Zahl der mobilen und noch verfügbaren Truppen. Manches Massenvorurtheil wird zu revidiren sein . . . Die Anfangsarbeit war freilich nicht allzu schwer. Der Gegner stets in der Minderheit, Tausende von Meilen weit von seiner Basis, auf einen einzigen Schienenstrang angewiesen. Man braucht nur an die erste Zeit des Burenkrieges und an unser schlimmes Hereroleid zu denken, um den Werth des Vortheils zu ermessen, den schon die Umstände den Japanern gewährten. Diese Gunst des Schicksals konnte aber nicht dauern. Zwar wird fast täglich aus Tokio irgend ein siegreiches Scharmügel gemeldet. Doch der Unbefangene hat den Eindruck, daß den Führern der Gelben in all dem Glanz bänglich zu werden beginnt. Die Russenflotte ist nicht völlig vernichtet, ist sogar unbequem, Port Arthur hält sich länger, als man erwartet hatte, — und wenn es kapitulirt, ist auch noch nichts Entscheidendes erreicht. Den Bahnkörper an einem Centralpunkt zerstören oder dem müden Kuropatkin, bevor neue Massen eintreffen, ein Sedan bereiten: Das allein konnte einstweilen wenigstens den Sieg sichern. Jetzt sind zwei, drei Armee-corps in Rußland verfrachtet worden; frisches Kanonenfleisch für Ostasien. Nicht mehr zusammengewürfelte Lumpenausklopfer. Jeder Vormarsch verlängert den Japanern die Verbindungslinie nach der Heimath und erschwert die Verpflegung der Truppen, die Ergänzung des Materials; und sie haben viel ärgere Verluste gehabt, als ihr Wille zu wohlthätiger Lüge je zugab. Hält sich Port Arthur, bis Kuropatkin dreihunderttausend Gewehre hat, dann geht Nippon die Sonne unter; und die Koreaner warten nur auf eine Gelegenheit, um offen für Rußland gegen den gelben Tyrannen zu meutern. Im günstigsten Fall müssen die Japaner sich in Liautung festsetzen und sich gegen den Angriff der russischen Uebermacht verschanzten. Dann könnte — auch diese Möglichkeit hat Kuropatkin vorausgesehen — die Sache zwei Jahre und länger dauern. So weit reicht aber Japans Kapitalkraft nicht; und Briten und Jantees werden nicht so rasch, wie man bei uns meint, ins Gelbe hinein Milliarden verpumpen. Auf diesem coupirtten Terrain hats Rußland bequemer; es sagt seinen Gläubigern: Ihr habt drei- bis vierhundert Millionen Zinsen von uns zu fordern; wenn Ihr sie uns borgt, könnt Ihr sicher sein, daß der fällige Coupon bezahlt wird. So ist in Paris gemacht worden; und das Rezept wird noch manchmal wirken. Jede Schwäche des Feindes, doch nicht seine Stärke

haben die Japaner gekannt. Und am Ende war das von feinsten Meisterkunst vorbereitete Unternehmen nur eine wundervoll heroische Dummheit.

*

Ausbluten lassen, spricht der Politiker; je schlimmer Eisbär und Gelbfuchs einander zerzausen, um so besser für uns. Der Rath eines Weisen; wenn in Liautung nur nicht auch unser Geld mitverpulvert würde! Fragt deutsche Großindustrielle und Bankdirektoren, ob sie den Asiatenkrieg bis ins nächste Jahr verlängert wünschen, ob nicht Jeder den Frieden herbeisehnt. Ein Dauer verheißender Sieg des Sonnenreiches ist jetzt, da fast sechs Monate mit theurer Glorie, doch ohne rechten Ertrag verthan sind, kaum noch denkbar; und nur Kinder können ihn wie einen Segen vom Christenhimmel ersehen. Der Präsident des Mikokuin, des japanischen Herrenhauses, hat im März gesagt: „Auf unser Reich, den Bannerstaat asiatischer Kultur, blickt hoffend der ganze Osten; und wir fühlen die heilige Pflicht, Allen, die uns vertrauen, China, Indien, Korea, jedem civilisirten Asiaten, die Helferhand hinzustrecken, als Freunde sie aus dem Joch zu befreien, das Europa diesen einst mächtigen Völkern aufgezwungen hat, und der Welt zu beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann.“ So denkt jeder Japaner. Nach den Russen kämen Franzosen, Deutsche, Briten an die Reihe und der Osten würde von den rothborstigen Barbaren gründlich säubert. In London hat man die Gefahr früh erkannt und wünscht dem gelben Mann längst schon nicht mehr den Sieg. In Tokio würden die klügsten Leute sich jetzt mit dem gemehrten Prestige begnügen und froh sein, wenn die Mißgunst großmächtiger Reis- und Baumwollproduzenten sie beim Friedensschluß nicht auch noch um Korea prellt... Und was soll unsere nüchterne Vernunft wünschen? Was die Börse wünscht: daß bald Friede wird. Ein haltbarer Friede würde aber nur möglich, wenn Rußland vorher ein paar Erfolge hätte, die ihm demüthigende Bedingungen ersparten. Auf Jahre hinaus wäre es, mit seinen zerrütteten Finanzen, auch dann noch unschädlich gemacht und könnte, wenn Witte nicht etwa selbst in Kriegsnöthen noch schlauer als Bilow ist, ein Prachtkunde unserer Industrie werden. Denn es muß Heer und Flotte reorganisiren und eine kleine Milliarde für Eisenbahnmaterial verwenden. Wundert sich nun noch Einer, daß alle Börsen des Kontinentes, trotz Rischenew, jede den Russen halbwegs günstige Meldung mit einer Hauffe feiern? Und ihr Wunsch wird wahrscheinlich erfüllt werden. Wer hält die Wette? Wenn Port Arthur noch vier Wochen widersteht, haben wir vor Mariae Geburt, wenn Ruropatkin erst im Herbst siegreich vorrücken kann, um die Zeit des Christfestes Frieden.



Der Frauenkongreß.

Wer zwischen dem dreizehnten und dem achtzehnten Junitag die Bernburgerstraße betrat, sah vor den bekannten Räumen der Philharmonie Flaggenmasten mit Blumengewinden aufgerichtet, unter denen vom Morgen bis zum Abend Schaaren weiblicher Wesen aller Altersklassen aus- und einströmten. Die Zugänge waren mit reichem Schmuck von Blumen und Grün zu Wandelgängen hergerichtet, in denen bequeme Plätze zum Verweilen einluden. Der Riesenbau der Philharmonie war zu einem Parlamentsgebäude der Frauen umgestaltet. Während die vier großen Säle den allgemeinen und den Sektionversammlungen dienten, blieben die Nebenräume zu behaglichem Aufenthalt bestimmt. Ueberall fand der Wanderer Frauen und junge Mädchen zu Auskünften aller Art bereit. Vom Morgen bis zum Abend wogte es in den Räumen hin und her, während in den großen Sälen Tausende den Vorträgen und Erörterungen folgten.

Den Anlaß zur Einberufung des internationalen Frauenkongresses gab die Generalversammlung des Internationalen Frauenbundes, der 1888 begründet wurde und jetzt neunzehn Nationalverbände umfaßt, die auf der Generalversammlung durch ihre Vorstehenden und durch zwei Delegirte vertreten waren. Der Internationale Frauenbund, in dem alle Kulturländer vertreten sind, will eine Verbindung zwischen den Frauenorganisationen aller Länder herstellen und Frauen aus allen Erdtheilen die Gelegenheit zum Austausch ihrer Gedanken und Erfahrungen schaffen. Er folgt der goldenen Regel: „Do unto others as they should do unto you“ und sucht der gesammten Frauenbewegung einen Zusammenhalt und geistige Förderung zu geben.

In ähnlicher Weise wie diese große Weltorganisation sind in den einzelnen Ländern Nationalverbände gegründet worden; so in Deutschland der Bund Deutscher Frauenvereine, der den in Chicago 1893 gegebenen Anregungen seine Entstehung verdankt. Er umfaßt 170 Einzelvereine, aus denen namentlich die Lehrerinnenvereine und die Frauenbildungsvereine hervorragen; doch sind auch Wohlfahrt- und Wohlthätigkeitsvereine darunter vertreten. Der Bund bearbeitet in ständigen Kommissionen die Frage der Rechtsstellung der Frau, des Arbeiterinnenschutzes, der Sittlichkeit, der Mäßigkeitbestrebungen und des Kinderschutzes. Außerdem hat er eine ständige Auskunftsstelle für alle Fraueninteressen errichtet. Sein Hauptwerth liegt in dem Bemühen, dem weiblichen Geschlecht die Nothwendigkeit der Organisation klar zu machen und ihm die Einheitlichkeit aller Frauenbestrebungen zum Bewußtsein zu bringen. Schon zweimal, in Chicago und London, waren mit der Generalversammlung des Internationalen Frauenbundes allgemeine internationale Frauenkongresse verbunden worden. Doch geht die Einberufung nicht vom Weltbund, sondern vom Nationalbund aus. Nach Berlin hatte der Bund Deutscher Frauenvereine den internationalen Frauenkongreß berufen, dem die Tagung des Internationalen Frauenbundes vorherging.

Wer bisher den Bestrebungen der Frauen in ihrer Gesammtheit noch nicht gefolgt ist, wird über die große Zahl anziehender und betrachtenswerther Frauenerrscheinungen erstaunt gewesen sein, die auf dem Kongreß zu sehen waren. Das sind nicht mehr die Leiterinnen und Mitglieder einzelner Frauenvereine, nicht mehr wohlthätige Damen, sondern Frauen, deren Thätigkeit über die engen Grenzen

ihres Vereins oder ihrer Stadt hinausgewachsen ist, Frauen, in denen ein Gefühl voller Verantwortlichkeit für die Hebung des gesamten Geschlechtes lebt. Da ist Frau Marie Stritt, seit 1899 die Vorsitzende des Bundes, die den ersten Rechtsschutzverein für Frauen in Dresden gegründet hat und in der organisatorischen Arbeit Vorzügliches leistet; eine fest in sich beruhende Persönlichkeit, eine ausgezeichnete Rednerin und eben so gute Präsidentin. Ihr steht zur Seite Frau Helene von Forster als Stellvertretende Vorsitzende, zugleich Vorsitzende des Vereins Frauenwohl in Nürnberg, die sich Jahre lang als Mitarbeiterin ihres Mannes, des bekannten Augenarztes in Nürnberg, in ernster wissenschaftlicher Arbeit gelbt hat. Fräulein Alice Salomon, der Vorsitzenden der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, war es vergönnt, in ungewöhnlich jungen Jahren an eine leitende Stelle zu treten. Sie wurde die Nachfolgerin der zu früh verstorbenen Jeanette Schwerin und hat zur Belegung der weiblichen Hilfsfähigkeit in Berlin, des Interesses für die Fragen der Heimarbeit und des Arbeiterinnenschutzes sehr Tüchtiges geleistet; als gute Rednerin und Versammlungsleiterin war sie den Berlinern längst bekannt. In der stolzen und aufrechten Gestalt des Fräuleins Helene Lange begrüßen wir eine der Hauptkräfte der deutschen Frauenbewegung und insbesondere aller Bestrebungen für die Frauenbildung in Deutschland. Sie giebt die Monatschrift „Die Frau“ heraus, ist Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, des Berliner Frauenvereins und hat durch die Begründung und Leitung der Gymnasialkurse für Frauen in Berlin diesen Bestrebungen vor Allen freie Bahn zu brechen verstanden. Frau Ritschner, die Gattin des Oberbürgermeisters von Berlin, wird ihrer einflußreichen Stellung durch ihre Mitwirkung an vielen Wohltätigkeitsbestrebungen gerecht; namentlich hat sie den Verein Hauspflege durch ihre sachkundige Arbeit zu besonderer Blüte gebracht. Fräulein Anna Pappritz ist auf dem Gebiet: der Sittlichkeitsbewegung thätig und hat sich, wie die ihr geistig verwandte Ida Freudenberg in München, auf dem berliner Kongreß als eine der besten und geschultesten Rednerinnen erwiesen. Dr. Gertrud Bäumer, die rechte Hand von Helene Lange, durch feinsinnige und gründliche Arbeiten auf dem Gebiete der Frauenbildung wohlbekannt; Helene Simon und Adele Gerhard, die Verfasserinnen des Buches „Mutterschaft und geistige Arbeit“; Dr. Käthe Schirmacher, die in Paris heimisch geworden ist und als Rednerin und Schriftstellerin sich eine feste Stellung errungen hat; Dr. Käthe Windscheid, die Tochter des berühmten Pandektisten, dessen unvergesslich feine und geistvolle Sätze in den ihren wieder erscheinen, die Leiterin der leipziger Gymnasialkurse für Mädchen: Das sind die jugendlichen Vertreterinnen der vorwärts drängenden Bewegung der gebildeten Frau. Ein Ehrenplatz gebührt der Frau Hedwig Heyl, die als Vorsitzende des Volkskomitees eine eben so anstrengende wie fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Sie ist als Persönlichkeit der lebendige Beweis für die Fähigkeit der Frau, einem großen Geschäftsbetrieb selbständig vorzustehen. Durch die Entwicklung des von ihr geleiteten Fabrikbetriebes gelangte sie zur Fürsorge für ihre weiblichen Angestellten und hat nach und nach auf allen Gebieten der hauswirthschaftlichen Bildung Beachtenswerthes geleistet. Bekannt ist ihr ABC der Küche und ihr Volkskochbuch. Neidlos wurde ihr das Hauptverdienst um die glückliche organisatorische Gestaltung des Kongresses zurkannt. Ihr zur Seite stand Frau

Wenzel-Peckmann, die ihren Reichtum noch bei Lebzeiten in großem Maßstab zur Förderung gemeinnütziger Zwecke verwendet. Ihr namentlich ist die Heimstätte zu verdanken, die das Pestalozzi-Fröbel-Haus jetzt besitzt. Ich erwähne noch die Veteranin der Frauenbewegung, Lina Morgenstern, die Vorsitzende des Berliner Hausfrauenvereins und Begründerin der Volksküchen, die, wenn sie heute nicht mehr die selbe praktische Bedeutung haben wie früher, doch an programmatischer Bedeutung nichts eingebüßt haben... Natürlich geben die wenigen Namen, die ich hier herausgriff, noch keine Vorstellung von der Fülle werthvoller Persönlichkeiten, die in der deutschen Frauenbewegung thätig sind.

Nicht minder interessant als die deutschen sind die ausländischen Vertreterinnen. Vor Allen die Vorsitzende Mrs. May Wright Sewall aus Indianapolis, die die eigentliche Triebkraft des Weltbundes war; sie war früher Inspektorin öffentlicher Schulen und leitete seit zwei Jahrzehnten eine von ihr und ihrem Gatten gegründete höhere Schule für Mädchen. Neben ihr als Zweite Vorsitzende die Gattin des früheren Vizekönigs von Irland, Lady Aberdeen, eine höchst sympathische Erscheinung, die, nachdem sie den dienenden Hausgenossinnen Mutter und Freundin gewesen war, an der Seite ihres Gatten für das Wohl und die Bildung des Frauengeschlechtes zu wirken begann. Besonders bemerkt wurde die greise Miss Susan Anthony aus Rochester, die als Delegirte des Bundes amerikanischer Frauenvereine herübergekommen war. Ihre vierundachtzig Jahre hinderten sie nicht, den meisten Versammlungen beizuwohnen und als Rednerin aufzutreten. Neben ihr sahen wir Mrs. Perkins Gilman, eine fruchtbare national-ökonomische Schriftstellerin, und Reverend Anna Howard Shaw, die, wie ihr Titel zeigt, ein geistliches Amt bekleidet hat. Beide sind sehr gute Rednerinnen. Auch Mrs. Terrell, die Ehrenpräsidentin des Nationalbundes farbiger Frauen und die erste farbige Frau, die dem Verwaltungsrath der washingtoner Volksschulen angehört, wurde vielfach beachtet. Auch hier muß ich mich begnügen, einige markante Persönlichkeiten herauszugreifen. Ungefähr dreihundert Führerinnen und Rednerinnen waren zum Kongreß gekommen. Uebrigens war auch die Presse vielfach durch Frauen vertreten. Auffallend war die große Zahl der Deutschsprechenden Frauen; Scandinavinnen und Holländerinnen, aber auch Britinnen und Amerikanerinnen leisteten im freien deutschen Vortrag Ueberraschendes. Die Kunst freier Rede, die selten in Phrase oder schwärmerischen Ausdruck überging, stand überhaupt auf ansehnlicher Höhe. Fast immer bewegten die berichtenden Frauen sich auf dem Boden der Thatfachen und gründlicher Kenntniße und manche von ihnen erzwangen sich durch den Glanz der Rede höchste Bewunderung.

An Stoff zum Reden fehlte es freilich nicht. Das vorbereitende Komitee hatte das gesamte Gebiet, das durch die Frauenbewegung beherrscht wird, in vier Sektionen getheilt: Frauenbildung, Frauenerwerb und Berufe, soziale Erscheinungen und Bestrebungen, die rechtliche Stellung der Frau. In den Sektionen wurden wieder einzelne Abtheilungen gebildet und die Gegenstände einzeln an sämtlichen Kongreßtagen behandelt. So waren in der Sektion „Frauenbildung“ die Themata gegeben: Bildung der Frau für ihren Mutterberuf und häusliche Erziehung, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, Aufgaben der modernen Fortbildungsschule, höhere Mädchenbildung, Universitätsstudium der Frauen. In der Sektion „Frauenerwerb und Berufe“ wurde die Dienftbotenfrage, die Stellung

der Fabrik- und Heimarbeiterinnen, die Frau in Handel und Verkehr, in der Krankenpflege, im Lehrereinnenberuf und in der Kunst behandelt. Die dritte Sektion beschäftigte sich mit Armen- und Wohlfahrtspflege, Hebung der Sittlichkeit, Rechtschutzstellen für Frauen. Besonders wichtig war die Arbeit der vierten Sektion, wo die civilrechtliche Stellung der Frau, die elterliche Gewalt, das eheliche Güterrecht, die Vormundschaft, die Schutzgesetzgebung, das Wahlrecht der Frau behandelt wurden. Außerdem hatte man fünf große Themata auf die Tagesordnung gestellt, die in den Abendversammlungen ohne nachfolgende Diskussion behandelt wurden: Fortschritte der Frauenbewegung in den Kulturländern; Frauenlöhne; das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Vereinen; Frauenstimmrecht; Grundlagen und Ziele der Frauenbewegung.

Wer das ungeheure Gebiet überblickt, das da berührt wurde, sieht, daß nichts Menschliches dem Frauentongreß fremd geblieben ist. Man hat das Uebermaß des Stoffes wohl getadelt. Ich vermag mich diesem Tadel nicht anzuschließen, finde es vielmehr nützlich, daß nach fünf Jahren der Gesamtstand der Frauenbewegung betrachtet und geprüft wird. Daß in diesen Berichten und namentlich in den sehr spärlichen Diskussionen nicht immer das letzte Wort gesagt und, schon weil nicht jedes Kongreßmitglied allen Versammlungen beiwohnen vermag, Vieles nur flüchtig berührt werden kann, muß zugegeben werden. Aber die Aufgaben, die ein Fachkongreß hat, sind einem internationalen Kongreß nicht gestellt. Hier handelt es sich darum, allgemeine Anregungen zu geben, auf die wichtigsten Aufgaben hinzuweisen, die der Frau in unserer Zeit gestellt sind, und die Teilnehmer zu verdoppeltem Eifer anzuspornen.

Frauenbewegung und Frauenemanzipation werden in Deutschland noch vielfach für identisch gehalten. Verständige Männer, die sonst für kulturelle und ethische Probleme Sinn haben, finden sich mit der Frauenbewegung durch das Schlagwort ab, die Frau gehöre ins Haus und nicht in die Öffentlichkeit. Noch ist kaum eine Ahnung des Verständnisses in die Männerwelt hineingebracht, daß die Frauen nicht weibliche Würde und Sitte aufgeben, männlicher Art oder gar Unart nachahmen wollen, sondern daß die Emanzipation nur die Befreiung von einem unwürdigen Druck anstrebt, der auf der Frau als der Dienerin des Mannes lastet. Nicht Dienerin will sie bleiben, sondern Gefährtin des Mannes im höchsten Sinn werden. Dazu aber braucht sie eine freie, selbständige Persönlichkeit und die moderne Bildung, die ihr das Verständnis des öffentlichen Lebens und die Möglichkeit praktischer Bethätigung auf den dem Wesen der Frau angemessenen Wirkungsgebieten erschließt. Und wie in der Oberschicht das Bedürfnis nach eigenem Lebensinhalt, so rüttelt unten die Noth des Lebens, die harte Lohnarbeit die Geister der Frauen gebieterisch auf. Die „Höhere Tochter“ die nicht nur Romane lesen, Klavier spielen, Bälle mitmachen will, und die noch ungeschickte Arbeiterin, die sich in ihrer Existenz, ihrem schmalen Familienglück bedroht fühlt: Beide fordern Befreiung von rostigen Ketten.

Nur die — nach dem geltenden Sprachgebrauch — bürgerliche, nicht die proletarische Frauenbewegung war auf dem Kongreß vertreten. Man konnte ihn einen Parteitag liberaler Frauen verschiedener Fraktionen nennen; für konservative Tendenzen ist im Gebiete dieser Bewegung ja ohnehin kein Raum. Die „Gemäßigten“ gaben überall den Ton an. Die Radikalen versagten aus mancherlei

Gründen die Heeresfolge und die proletarische Frauenbewegung der organisierten Arbeiterinnen hielt sich ganz fern. Das wurde, als ein wesentlicher Mangel, in der sozialdemokratischen Presse nachdrücklich hervorgehoben.

Ich glaube nicht, daß dieser Mangel der Sache schädlich war. Wer sich nicht in Utopien verlieren will, muß erkennen, daß die Frauen nur dann Etwas erreichen können, wenn die in Staat und Stadt herrschende Männerwelt sich von ihrer Bedeutung und der Wichtigkeit ihrer Ziele überzeugen läßt. Auf diese Herrschenden wirkt aber die Besonnenheit des Kongresses sicher mehr als die stürmischen Forderungen der Radikalen. Die Sozialdemokratie muß von ihrem Standpunkt aus ja zu der Forderung des gleichen Rechtes für Männer und Frauen gelangen. Einen praktischen Zweck hätte aber, zum Beispiel, das Verlangen nach dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht für die Frauen recht nicht und es ist jedenfalls vernünftiger, sich mit der Forderung eines begrenzten Frauenwahlrechtes zu begnügen. Ida Freudenberg, die in einem fein durchdachten Bericht das Verhältniß der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Partien behandelte, sagte mit Recht, daß der Liberalismus mit seiner Forderung der persönlichen Freiheit nicht entfernt die Bedeutung für die Frauen gehabt habe wie der sozialdemokratische Gedanke der Gleichheit. Auch hier darf übrigens wohl daran erinnert werden, daß weder das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht noch auch das Klassenwahlrecht den berechtigten Wählern die hohe Stellung gegeben hat, die an sich mit der Ausübung des höchsten politischen Rechtes verbunden sein soll. Es handelt sich um Massenbewegungen, die durch einzelne Führer geleitet werden. Eine Verbesserung kann in der allgemeinen Beteiligung der Frauen nur erblickt werden, wer die Massenentscheidung anbetet und nicht die Verpflichtung fühlt, die Wähler zum Verständnis dessen, was sie thun, erziehen zu wollen. Gerade hier sehen die maßvolleren Forderungen der bürgerlichen Frauen ein. Mit Recht fordern sie, da vertreten zu sein, wo gerade die Frau, nach ihrer Erziehung, Bildung und Stellung, ein Urtheil abzugeben und eine Verantwortlichkeit zu tragen vermag. Die in anderen Ländern zum Theil schon erfüllten Forderungen des Frauenstimmrechtes für die Schul- und Armenverwaltung sind deshalb durchaus gerechtfertigt. Und nicht minder die Forderung, daß die selbständige Geschäftsfrau, die Steuer zahlende Grundbesitzerin, die Schulleiterin, die Lehrerin u. s. w. ein dem männlichen gleiches Wahlrecht zu üben befugt werde. Daß gerade während der Tagung des Kongresses die Verbündeten Regierungen den Frauen das aktive und passive Wahlrecht in den Kaufmannsgerichten verweigerten und daß diese Forderung in der dritten Lesung des Entwurfes von der Mehrheit des Reichstages abgelehnt wurde, beweist nur, wie weit wir noch von dem richtigen Verständniß dieser Dinge entfernt sind. Die unübersehbare Menge der weiblichen Personen, die als Geschäftsfrauen oder als Angestellte in kaufmännischen Gewerben thätig sind, hat sicher doch ein gutes Recht darauf, an der Wahl ihrer Richter mitzuwirken. Mit Zug wurden deshalb in einer von radikalen Frauen einberufenen Versammlung die Anschauungen unserer Gesetzgeber rückständig genannt.

Die soziale Frage im weiteren Sinn wurde in der Sektion für Frauen-erwerb und Frauenberufe behandelt. Interessant war da namentlich die Rede der Frau Ruitgers aus Holland, die sich, wie Mrs. Montefiore aus London und

die Baronin Gripenberg aus Finland, gegen den besonderen Schutz der Arbeiterinnen erklärte, weil dadurch die Arbeiterin schlechter gestellt werde als ihr männlicher Konkurrent. Die Folge einseitigen Schutzes der Arbeiterin werde sein, daß die Arbeiterinnen durch männliche Arbeiter ersetzt werden. Dieser Auffassung wurde von verschiedenen Seiten widersprochen; auch die Sozialdemokratin Frau Lily Braun sprach sich für den Arbeiterinnenschutz aus, der die Leistungen steigere und der Arbeiterin die Forderung höheren Lohnes ermögliche.

Tiefer noch als materielle erregen Fragen der Sittlichkeit das Gemüth der Frau. Dieser Gegenstand wurde denn auch vielfach mit dem Pathos innerster Anteilnahme behandelt. Die Bekämpfung der Reglementirung und Kasernirung, des Mädchenhandels, der Schutz und die Förderung junger Mädchen: hier harret eine Fülle praktischer Arbeit. Von vielen Frauen wird auf geschlechtlich-sittlichem Gebiet vom Mann bekanntlich die selbe Verantwortlichkeit gefordert wie von der Frau. Leider werden diese Dinge noch immer mit thörichtester Pruderie behandelt; statt Knaben und Mädchen taktvoll aufzuklären, webt man um das Natürlichste den Schleier des Geheimnisses und läßt namentlich die Mädchen in einem Dunkel, das oft die übelsten Folgen hat. Der Einfluß der Mutter auf die Sittlichkeit ihrer Kinder, der Frauen auf ihre Männer, die Fähigkeit der Frau, bei der Wahl des Gatten sich ein Urtheil nach dieser Richtung bilden zu können: Das sind Gegenstände, die allerernsteste Beachtung verdienen. Ein anderer Theil der Sittlichkeitsdebatte gehört ins Gebiet der sozialen Frage; die schlecht bezahlte Arbeit — besonders die Heimarbeit — der Frau und das Elend des Theaterproletariats zwingen oft genug zu unsittlichem Nebenerwerb.

Während in den Fragen, die das politische und soziale Gebiet im weiteren Sinne berühren, die Meinungen noch nicht völlig geklärt und die praktischen Erfolge einstweilen verhältnismäßig gering sind, liegen die Dinge auf dem Gebiete der Fürsorgethätigkeit anders. In Armen- und Krankenpflege, in Jugendschutz und Kinderfürsorge sind viele Frauen mit Erfolg thätig, zum Theil auch durch die öffentliche Organisation zur Ausübung ihrer Thätigkeit berufen worden. Doch sind auch hier noch viele Gebiete der Frau verschlossen, obwohl auf keinem anderen die Fähigkeit der Frau besser erwiesen ist und auf keinem anderen besser von einer Ueberlegenheit der weiblichen Leistung gesprochen werden kann. Auch im Lehrberuf haben die Frauen feste Stellungen und schon hört man sogar die Befürchtung aussprechen, ein Ueberwiegen der weiblichen Lehrthätigkeit, wie es in Amerika besteht, und die immer weiter reichende Ausschaltung der führenden männlichen Kraft könne allmählich das Gesamtniveau des Unterrichtes herabdrücken.

Auch nur der Versuch, einzelne Fragen aus dem ungeheuren Stoffgebiet herauszugreifen, zeigt die Unmöglichkeit, die gesammten Verhandlungen und Ergebnisse des Kongresses zu besprechen. Es handelt sich aber, wie ich schon hervorhob, nicht in erster Linie um das positive Ergebnis auf dem einzelnen Fachgebiet, sondern um die Anregungen, die von solchem Kongreß in die Oeffentlichkeit und in die Herzen der Theilnehmerinnen dringen. Und der umfangene Beobachter muß einräumen, daß dieser Kongreß, trotz seiner Beschränkung auf das bürgerliche Frauenelement, in der Geschichte der Frauenbewegung ein Ereigniß war. Drei- bis viertausend Frauen folgten eine Woche lang den Berichten und Verhandlungen mit ungetheiltem Interesse. Noch in der Schlußversammlung, in

ber die Vorsitzende Helene Lange und Mrs. Perkins Gilman über die Grundlagen und Endziele der Frauenbewegung sprachen, war der Saal bis zum letzten Plätzchen von einer anständig lauschenden Menge besetzt. Man empfand — und viele Einzelsprüche haben es mir bestätigt —, daß hier zum ersten Mal vielen Frauen und Mädchen klar wurde, daß es eine Frauenbewegung giebt und was diese Frauenbewegung bedeutet. Ich bin überzeugt, daß diese Tagung nachhaltige Eindrücke hinterlassen wird. Im Herzen Derer, die dem Kongreß bewohnten, lebt stark und siegesgewiß jetzt die Hoffnung, daß auch der Frau bald gegönnt sein wird, ihre Kraft frei zu entfalten, sich selbst zur Befriedigung und der Gesamtheit zum Heil.

Auch die Männer, die den Verhandlungen folgten, haben einen tiefen und bleibenden Eindruck davon zurückbehalten. Daß die Zahl männlicher Teilnehmer so gering war und daß weder staatliche noch städtische Behörden offizielle Vertreter entsandt hatten, bleibt zu beklagen. Ich glaube nicht, daß es nach diesem Kongreß noch einmal möglich sein wird. Die Frauen haben uns gezeigt, daß, wenn wir nicht mit ihnen reden, sie mit uns zu reden fest entschlossen sind.

Stadtrath Dr. Emil Münsterberg.



Fleischbeschau.

Das preußische Gesetz über die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser hatte den Schlachthausgemeinden das Recht verliehen, anzuordnen: daß Schlächter oder Fleischhändler nur Fleisch von solchem Schlachtvieh feilbieten dürfen, das in dem Schlachthaus des Ortes geschlachtet ist. Neben diesem Schlachthausmonopol gewährte das Gesetz den Schlachthausgemeinden noch ein Fleischuntersuchungsmo-
 nopol: alles zu sonstigem Verbrauch eingeführte Fleisch mußte erst dem städtischen Untersuchungsamt gegen eine entsprechende Gebühr zur Abkempfung vorgelegt werden. Das war verständig, denn der sanitäre Zweck der Errichtung eines Schlachthauses und der Kontrolle des hier geschlachteten Fleisches wäre nicht erreicht worden, wenn eine beliebige Einfuhr unkontrollirten Fleisches erlaubt geblieben wäre. Den möglichen Mißbrauch des Schlachthaus- und Untersuchungsmonopols für städtische Steuerzwecke verhinderte das Schlachthausgesetz durch die Bestimmung, daß der aus den Benutzungsgebühren sich ergebende Ertrag dieser Anstalten die Selbstkosten der Errichtung und Unterhaltung der Anlagen nicht übersteigen dürfe. So lange dieses Gesetz galt, hatten die Städte es mit der Errichtung von Schlachthäusern nicht eilig. Erst das preußische Kommunalabgabengesetz bewirkte einen Wandel; denn es gestattete den Schlachthausgemeinden eine Nutzung des angelegten Kapitals bis zu acht Prozent, also in der doppelten Höhe des Zinsfußes der für einen Schlachthausbau erforderlichen städtischen Anleihe. Das war ein gutes Geschäft: und so wurden denn in sehr vielen preußischen Städten eilig Schlachthäuser gebaut. Dabei verfuhr man nicht sparsam; man ging vielmehr recht oft mit der räumlichen Ausgestaltung und mit luxuriöser Ausstattung der Anlagen weit über das technische Bedürfniß hinaus. Denn je größer das verbrauchte Anlagkapital war, desto höher der Rein-

ertrog für den Stadtsäckel. Viele Kommunalverwaltungen brachten es sogar fertig, durch Kombination der Schlachthäuser mit Viehmarktanlagen die vom Gesetz auf acht Prozent begrenzte Rente noch erheblich zu überschreiten. Eine dem Landtag vorgelegte Statistik ergibt, daß in 62 Großstädten die Rente aus den Vieh- und Schlachthöfen über 8 Prozent hinaus bis zu 14 Prozent beträgt. Berlin figurirt hierbei in den letzten zehn Jahren mit 11,5 bis 13,5 Prozent.

Dieses einträgliche Monopol soll nun fallen: und darob herrscht bei allen Stadtvätern Heulen und Zähneklappen. Das deutsche Reichsgesetz über die Schlachtvieh- und Fleischschau, das am ersten April 1903 in Kraft trat, ordnete eine der bisherigen großstädtischen Fleischschau vollkommen gleichartige Kontrolle der Schlachtungen im ganzen Reichsgebiet an; deshalb fehlt jeder vernünftige Grund, das in Schöneberg oder Nixdorf geschlachtete Fleisch, wenn ein Berliner es essen soll, auf dem berliner Schlachthof erst noch einmal dem Beschauer vorzulegen. Schon das preußische Ausführungsgezet wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß am ersten Oktober 1904 die städtischen Schlachthaus- und Untersuchungsmonopole wegfallen würden, ließ aber dennoch solchen Zweifel bestehen. Der preußische Landwirtschaftsminister antwortete auf eine im Abgeordnetenhaus an ihn gerichtete Frage: Staatsregierung und Landtag seien übereinstimmend der Ansicht gewesen, durch das neue Gesetz werde die von den Städten beanspruchte Fortdauer des Untersuchungsrechtes verboten; die Bestimmungen des Gesetzes seien leider aber nicht so klar, daß sie die Entscheidung der Gerichte für jeden Fall sichern. Der Landtag war diesmal nicht faul: in wenigen Tagen schuf er eine Novelle, die jeden Zweifel beseitigte. Ueber diese Fügigkeit waren die Oberbürgermeister und die liberalen Zeitungen ganz besonders erboft. Man hatte es sich so schön gedacht, die vom Minister selbst zugegebene Möglichkeit einer falschen Gesetzesinterpretation ausnützen und das Schlachthaus- und Untersuchungsmonopol auch nach dem ersten Oktober 1904 für den Stadtsäckel ausmünzen zu können. Neben den Phrasen, die der berliner Oberbürgermeister über das angeblich rein sanitäre Interesse der Stadtverwaltung im Herrenhause zum Besten gab, wirkte die Offenheit des Kölner Oberbürgermeisters doppelt erfreulich. Herr Becker sagte: „Wir wollen nur keinen Ausfall erleiden an unseren Schlachthauscinnahmen; wir verlangen gar keine bessere Stellung, in keiner Beziehung; wir wollen nur keinen Ausfall erleiden“. Das war deutlich und ehrlich. In der liberalen Presse, die, wenn es sich um Agrarier und um Bölle handelt, stets gegen die „Fleischvertheuerung“ sichts, in dieser prachtvoll liberalen Presse las man jetzt acht Tage lang Variationen über das Thema: „Welches Spiel treiben die Konservativen mit der Volksgesundheit!“ Die selbe Presse tritt für freien Handel und Wandel ein, wenn darüber gestritten wird, ob die Einfuhr des gepökelten, in diesem Zustand also überhaupt nicht mehr kontrolsfähigen dänischen Tuberkelfleisches nicht lieber verboten werden sollte. Doch das einträgliche Monopol städtischer Fleischschau durfte, wenns nach ihr ginge, niemals ein Ende finden.

Edmund Klapper.



Das Weib des Räubers.

Mamals ging Jesus mit Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas und Judas — denn die zwölf Jünger waren noch nicht beisammen — nach Kapernaum. Um der großen Hitze auszuweichen, waren sie kurz vor Sonnenuntergang aufgebrochen und wollten einen Theil der Nacht hindurch wandern. Ihre Mittel waren fast erschöpft. Nur sechs Silberdenare waren noch in dem Lederbeutel, den Judas unter seinem Mantel trug. Aber in Kapernaum sollten Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes ein paar Monate ihrem Handwerk des Fischfanges obliegen, Thomas wollte als Schuster thätig sein und Judas beabsichtigte, für diese Zeit eine Stellung bei einem öffentlichen Schreiber anzunehmen, um dort Schriftsätze anzufertigen. Alle wollten bei Maria, der Mutter des Jakobus und Johannes, wohnen, die ein großes Haus hatte. Wenn sie dann einiges Geld erspart hätten, würden sie sich wieder auf den Weg machen und der Predigt Jesu durch Galiläa folgen.

Der Weg wand sich zwischen Delbäumen hin, deren krumme Stämme sich schwarz auf dem rothen Abendhimmel abzeichneten.

Judas sprach zu den Gefährten: „Ich habe mich zu Euch gesellt, weil ich die Gerechtigkeit liebe. Euer Fischfang wird Euch wenig einbringen. Er würde mehr eintragen, wenn Ihr mit den übrigen Fischern am See eine Vereinbarung treffen könntet, um den Fischhändlern, die ungerechte und habgierige Menschen sind, die Preise vorzuschreiben.“

„Das ist sicherlich zutreffend“, sagte Johannes; „aber Du sprichst, als wäre diese Welt nicht nur ein vergänglicher Aufenthaltsort.“

„Was vergänglich ist, braucht darum noch nicht vernachlässigt zu werden“, erwiderte Judas.

Der Mond ging langsam auf und es war, als ob er blaue Asche durch die Aeste der Delbäume rieseln ließe. Nun führte die Straße durch eine Art Hohlweg zwischen zwei felsigen Hügel.

Aus einem Gesträuch tauchten fünf Männer auf. Ihre Gesichter blickten wild und sie waren mit Messern und Dolchen bewaffnet. Und Einer von ihnen, ihr Hauptmann, war hochgewachsen und trug einen Federbusch an seinem Turban. Sie versperrten den Wanderern den Weg und geboten ihnen unter Drohungen Halt.

Petrus erhob seinen Stab, um sich zu vertheidigen. Aber Jesus sagte: „Leistet keinen Widerstand!“

Und Thomas murmelte: „In Wahrheit werden die Spitzbuben die Betrogenen sein.“

Die Räuber begannen, die Kleider Jesu und seiner Jünger Petrus, Jakobus, Johannes, Andreas und Thomas zu durchsuchen, und fanden nichts. Judas aber wollte entfliehen; der Hauptmann der Räuber holte ihn ein, nahm ihm den Beutel ab, fand die sechs Denare und sagte: „Es ist wenig, aber immerhin Etwas in diesen schlechten Zeiten.“ Und er fügte hinzu: „Ihr könnt weiter wandern; ich will Euch sonst nichts Uebles zufügen.“

Jesus und seine Jünger setzten also ihren Weg fort und Jesus sprach ihnen vom Reich Gottes.

Judas aber seufzte immer und sprach zu Jesus: „Meister, es geschieht nicht aus Liebe zum Gelde, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit; nur aus diesem Grunde wollte ich, das Geld wäre gleichmäßig unter die Menschen vertheilt... Ich träume mir eine Gesellschaft von Brüdern, die gemeinschaftlich arbeiten und Tugend üben und deren Schatzmeister und Verwalter ich wäre, damit sie in Frieden leben könnten.“

Bei diesen Worten mußte Thomas lächeln; und Jesus antwortete mit dem Gleichniß von den Ägeln unter dem Himmel und den Vliken auf dem Felde, die nicht spinnen. Und da der Mond verschwand, merkten sie nicht, daß ihnen ein Weib folgte.

In einer von Felsen gebildeten Nische machten sie Halt, um zu schlummern. Und Johannes sagte fröhlich: „Wir wollen ohne Sorgen einschlafen, wie die Vliken auf dem Felde. Da wir nichts mehr besitzen, so fürchten wir uns auch nicht mehr vor Dieben.“

Als sie in der Morgendämmerung wach wurden, sahen sie ein Weib stehen, das sie ansah und einen Beutel in der Hand hielt. Dieses Weib, das noch jung und geschminkt war, trug verblühenen Flitterstaat und hatte Spangen an den Armen und Fußknöcheln. Es ging auf Jesus zu, gab ihm den Beutel und sagte: „Hier, Herr! Das ist, was man Euch abgenommen hat.“

Jesus reichte den Beutel Judas, der ihn öffnete und nachsah, was darin war. „Dieser Beutel“, sagte Jesus, „enthielt gestern sechs Denare; warum sind heute neun Denare darinnen?“

„Das ist wahr“, sagte Judas.

Das Weib wurde roth und wagte keine Erwiderung. Thomas aber sprach höflich zu ihm: „Wir sind Dir sehr dankbar: aber wie ist unser Geld in Deine Hände gekommen? Und warum giebst Du es uns zurück, obendrein noch mit Wucher?“

„Ich bin die Geliebte des Räuberhauptmanns Dysmas“, entgegnete das Weib. „Ich bereite allen Räubern das Essen und flicke ihnen die Kleider; aber ich gehöre nur Dysmas an. Gestern war ich in der Nähe, als sie Euch ausplünderten; ich selbst hatte ihnen sogar gemeldet, daß Ihr vorbeikämet. Als ich Euch aber in der Nähe sah, schient Ihr mir von den anderen Menschen verschieden zu sein. Und deshalb bin ich Euch gefolgt, während Dysmas und seine Genossen die alte zerfallene Burg aufsuchten, in der wir hausen. Ich habe die Worte Eures Meisters gehört. Ich hatte gesehen, daß Ihr arm seid; nun habe ich erkannt, daß Ihr gut seid. Da bin ich schnell zu meinem Freunde zurückgekehrt. Während er schlief, habe ich ihm den Beutel genommen und Euch zurückgebracht; und habe noch drei Denare hineingethan. Ihr braucht mir nicht zu danken: Dysmas wird sich schon an irgend einem reichen Kaufmann schablos halten.“

„Wie aber“, sprach Petrus, „kannst Du, die Du gegen uns so reblich bist, mit einem Diebe von Raub und vielleicht von Mord leben?“

„O, ein Mord kommt sehr selten vor“, antwortete das Weib. „Mein Freund liebt den Mord nicht, und wenn er tötet, so thut ers nur, um sein eigenes Leben zu retten.“

„Aber auch Das ist schon sehr schlimm,“ sagte Jakobus. „Das scheint Du gar nicht zu ahnen. Hat man Dich nicht das Gesetz gelehrt?“

„Das Gesetz?“ fragte das Weib: „Was ist Das, das Gesetz? Und wer sollte es mich gelehrt haben? Ich bin fern von hier in der Stadt Alexandria geboren. Meine Mutter war Eine von Denen, die man dort Hetären nennt. Als kleines Mädchen tanzte ich in den Schänken. Dann ergriff auch ich das Handwerk meiner Mutter. Da ich aber nur kümmerlich meinen Lebensunterhalt verdiente, so führte mich ein griechischer Kaufmann nach Caesarea, wo römische Soldaten in Garnison liegen. Dort traf ich Dysmas: ich liebte ihn und folgte ihm.“

„Aber es ist unmöglich,“ sagte Jakobus, „daß Du ferner mit ihm in der Sünde lebest.“

„Was ist Sünde?“ fragte das Weib.

„Bleibe bei uns!“ sprach Andreas. „Unser Meister wird Dich das Wort Gottes lehren.“

„Bleibe bei uns!“ sagte Thomas. „Wir wollen Dich achten, wie wenn Du unsere Schwester wärest. Wenn Du zu Deinem Genossen zurückkehrst, wird er Dich sicher mißhandeln.“

„Und da sie tanzen kann,“ sprach Judas zu Thomas, „so soll sie in den Städten tanzen, die wir auf unserer Wanderung berühren. Ich kündige das Schauspiel an und wir lassen uns von jedem Zuschauer eine Kupfermünze geben.“

„O nein!“ sagte Johannes. „Sie soll fernerhin nicht mehr als Tänzerin die Lust zum Verbotenen erwecken. Willst Du, Weib, so bringen wir Dich zu meiner Mutter Maria. Bei ihr sollst Du wohnen. Sie kann Dich das Flicken der Netze lehren. Und dann wirst Du mehrmals in jedem Jahr unseren Meister sehen.“

Das Weib zögerte; und während es den Anderen zuhörte, blickte es doch nur auf Jesus. Zuletzt sagte es: „Wenn ich zu Dysmas zurückkehre, schlägt er mich freilich; aber nicht allzu hart, wenn er erst gehört hat, wer Ihr seid. Und er bedarf meiner; er würde unglücklich sein, wenn ich nicht mehr bei ihm wäre, und vielleicht würde er noch gewaltthätiger werden. Auch liebe ich ihn. Zuerst habe ich ihn geliebt, weil ich ihn schön fand; aber außerdem war er auch der Einzige, vor Euch, der gut zu mir war. Ich liebe ihn auch, weil das Leben, das er führt, nicht immer so angenehm ist, wie man denken könnte, und weil wir oft mit einander Leid gelitten haben. Ich will ihm die Dinge berichten, die ich in dieser Nacht aus dem Munde Eures Meisters vernommen habe, während ich Euch folgte; denn ich habe nichts davon vergessen. So ist meine Absicht; aber ich werde so handeln, wie Euer Meister mich handeln heißt.“

„Weib“, sprach Jesus, „lehre zu Deinem Genossen zurück!“

Paris.

Fules Bemaltre.



Das Wesen des Judenthumes.

Als die bekannten Versuche gemacht worden waren, „das Wesen des Christenthumes“ darzustellen, traten bald auch berufene, öfter noch unberufene Kritiker auf, die in der selben Weise das Wesen des Judenthumes darstellen wollten. Der vorläufig letzte Kritiker ist Herr Dr. Elias Jakob in Lemberg; in der „Zukunft“ vom achtzehnten Juni hat er eine neue Formel verkündet, die dieses merkwürdige Wesen definiren soll.

Mit dem weniger neuen Will vom Arzte, der eine nothwendige Operation zum Vortheil des Kranken ausführen muß, beginnt die Darstellung. Der Kranke ist das Judenthum, der Arzt ist Herr Dr. Jakob. Sein Rezept stammt nicht aus der Arzneimittellehre; es lautet schlicht und kurz: Man töte den Kranken! Wenn er tot ist, wird er keinen Schmerz mehr fühlen. Das Judenthum ist nach der Diagnose des Herrn Dr. Jakob nämlich in einem Zustand, „in dem es weder leben noch sterben kann.“ Dieser Zustand dauert schon zwei Jahrtausende und länger; und es scheint, als wolle die lustige Agonie — mit stets neuen elementaren Lebensäußerungen — kein Ende nehmen. Das ist für den Arzt, der den Kranken doch zärtlich zu lieben behauptet, kein Zeichen von Lebenskraft; der Herr Doktor sieht seine Aufgabe vielmehr darin, dem Patienten möglichst schnell von der Erde zu helfen. Er räth dem Judenthum zur Tausche, also zum Selbstmord.

Im Vertrauen gesagt: nicht das Judenthum, sondern sein Arzt scheint mir krank. Herr Dr. Jakob hat, wie viele unserer osteuropäischen Glaubensbrüder, den Magen mit westeuropäischer Bildung überladen und leidet an Verdauungsbeschwerden. Er gehört zu Denen, die sich zu ihrem Entsetzen, trotz aller modernen Bildung, trotz aller Mißachtung des Ritualismus, noch immer mit dem Judenthum seelisch verwachsen fühlen. Wie dem Helven in Chamisso's Gedicht gehts ihm zu Herzen, daß ihm der Pops hinten hängt. Er empfindet, daß das Judenthum keine Religion im landläufigen Sinn, sondern eine Philosophie, eine Weltanschauung ist. Diese Weltanschauung ist nicht die seine; und da jeder Mensch die Welt richtig zu sehen glaubt, muß die süßliche Weltanschauung einen Fehler haben. Der ist auch rasch gefunden. Strenge ethische Forderungen sind unmodern: also krankt das Judenthum an einseitiger Betonung der Ethik. Was wir bisher für eine Tugend hielten, ist Herrn Dr. Jakob ein Fehler; und um ihn nachzuweisen, konstruirt er eine Feindschaft der Juden gegen Logik und Aesthetik. Von dieser Feindschaft hatten wir vorher nicht das Geringste bemerkt.

Herr Dr. Jakob hat sich und Andere gefragt, woher der Haß komme, mit dem fast alle Völker die Juden verfolgen. Die „Lehrer des modernen Judenthumes“ haben ihm geantwortet, Israël werde wegen seines Monotheismus gehaßt. Die solche Antwort gaben, müssen sonderbare Heilige gewesen sein. Herr Dr. Jakob und seine „modernen“ Berather wissen also nicht, daß die Juden, seit sie, nach dem Verlust ihrer nationalen Selbständigkeit, als eine religiöse Minderheit ins geschichtliche Leben eintraten, all den Mißhandlungen ausgehät waren, die nun einmal das Vorrecht der ecclesia imperans gegenüber der imperata sind. Herr Dr. Jakob hat nichts davon gehört, daß diese Uebel um so fühlbarer wurden, je mehr die christliche Kirche zur Staatskirche heranwuchs; denn die junge Christenheit mußte danach streben, das unbequeme Judenthum,

diesen lebendigen Protest gegen die christliche Wahrheit, in Liebe zu vernichten. Der religiöse wurde später (und ist noch heute) ein sozialer Haß, weil die Juden in mißachtete Berufe hineingedrängt worden waren. Ein so lange künstlich aus zwei Quellen genährter Haß hat feste Wurzeln. Mit dem Monothetismus hat er aber nichts zu thun.

Unser Doktor weiß natürlich, daß die Juden unter der Schledchtigkeit der Menschen fürchtbar gelitten haben. Daraus, daß sich, trotz all diesen physischen und psychischen Qualen, das Judenthum bis in unsere Tage lebensfähig erhalten hat, würde ein Anderer schließen, daß es noch eine Aufgabe in der Oekonomie der Weltentwicklung vor sich hat. Herrn Dr. Jakob beweist diese Leidensgeschichte, daß das Judenthum „ein verfehltes Unternehmen ist, für das es nur einen einzigen Ausweg giebt: die Liquidation oder den Konkurs.“ Er darf mir nicht böse sein, wenn ich sage, daß ich zu seiner kaufmännischen Weisheit eben so wenig Vertrauen habe wie zu seiner ärztlichen Kunst. Ich halte, obwohl mir der rechtliche Unterschied zwischen Liquidation und Konkurs bekannt ist, beide Auflösungsformen in unserem Falle für völlig identisch. Und warum denn Konkurs? Jeder einsichtige Geschäftsmann wird einer Firma, die mit mehr oder minder großem Erfolg sich seit Jahrtausenden hält, neuen Kredit gewähren. Wir Juden kommen unseren Verpflichtungen in vollem Umfang nach. Daß wir faule Fiktalisten und schlechte Kunden verlieren, ist ein Glück für uns. Jude sein — darin hat Herr Dr. Jakob Recht —, ist heutzutage ein schlechtes Geschäft. Die Juden aber, für die das Judenthum nur ein Geschäftsartikel, ein Tauschgegenstand ist, müssen wir gern. Wir Juden haben mit alten Kleidern, aber nicht mit religiösen Ueberzeugungen geschachert. Diesen neuesten Handelsartikel führen wir erst, seit der Staat auf die Tausche eine Prämie gesetzt hat, seit den Getauften Berufsstände offen stehen, die den Ungetauften verschlossen sind. Diese Errungenschaft danken wir der modernen Staatsethik, die uns den Tauschwerth des Judenthumes gelehrt hat. Aber es giebt trotzdem unter uns relativ Wenige, die dieses „Geschäft“ mit dem Staat machen. Und mit Denen, die dazu bereit sind, macht der Staat ein schlechtes Geschäft.

Noch in einem anderen Punkt muß ich Herrn Dr. Jakob Recht geben. Die Zahl der Tauslinge ist so gering, weil im Judenthum die Ethik herrscht. Daß diese Ethik unlogisch sei, wird behauptet, doch nicht bewiesen; daß sie die Aesthetik mißachtet, ist ein Segen. Das moderne ästhetische Judenthum ist ein Herrbild des alten ethischen. Doch hat das Judenthum die Aesthetik nie völlig auszuschalten versucht. Man lese die Schilderung des Stifzigtels und des Tempelbaues in der Bibel, man vertiefe sich in die wunderbaren Schönheiten der Psalmen, in den feurigen Abels des Hohenliebes, man blicke auf die Darstellung des fröhlichen Lebens im biblischen und im mittelalterlichen Judenthum, man denke an die vielen Künstler, mit denen das große östliche Ghetto Europa beschenkt hat: und man wird erkennen, was von der Behauptung unseres Kritikers zu halten ist. Er rät zur Befreiung vom Zwang einseitiger Ethik, zur Tausche; hat aber die Kühnheit, das Christenthum ein Gewand zu nennen, das „nur noch lose, in Fetzen, an dem indogermanischen Körper hängt: die Zeit, wo diese Fetzen ganz abgestreift werden, kann nicht lange ausbleiben.“ Und trotzdem sollen die Juden „die Religion der Wirthsvölker annehmen“? Er ist sicher, daß

„die arischen Völker die semitische Zwangsjacke früher oder später abstreifen werden“; sagt aber: „Drängt Ihr (Juden) Euch an diese Bewegung heran, so werdet Ihr sie in Mißkredit bringen und für lange Zeit hemmen.“ Ja, was sollen die unglücklichen Juden denn nun thun? Sich taufen lassen? Aber durch diese Taufe werden sie den Zerfall des Christenthumes fördern und Das „ist eine Sache, die diese Völker unter sich abzumachen haben“. Also müßten sie sich nicht taufen lassen. Hat der philosophische Herr Dr. Jakob diesen Widerspruch nicht selbst empfunden? Ich möchte den Geistlichen kennen lernen, der Herrn Dr. Jakob mit solchen Anschauungen ins Christenthum aufnimmt.

Der dem Judenthum, weil es durchaus nicht sterben will, ertheilte Rath ist nicht neu; aber er widerspricht der ärztlichen Ethik. Einem Lebensfähigen darf der Arzt nicht den Gifttrunk reichen. Der verstorbene Rechtsanwalt Emil Lehmann, einer der besten Juden, hat uns ein Schema für die Bewertung der Taufe hinterlassen; darin heißt es: Der Uebertritt von einer zur anderen Religion ist nur dann eine ehrenhafte Handlung, wenn der Uebertretende von der Ninderwerthigkeit der alten und von der Vortrefflichkeit der neuen Religion fest überzeugt ist. Wer beide Religionen mit Geringschätzung oder Gleichgiltigkeit betrachtet und dennoch übertritt, handelt frivol; wer im Streben nach weltlichem Vortheil, um nicht länger verfolgt und zurückgesetzt zu werden, um Staatsstellungen, Ehrendämter und Würden zu erreichen, den Glauben wechselt, ist ein unwürdiger Feigling. Und es versteht sich von selbst, daß der Uebertretende, der auf Achtung Anspruch macht, sich aus dem jeelischen und geistigen Zusammenhang mit seinen Ahnen und Leidensgenossen nur lösen darf, wenn er im tiefsten Herzen an jedes Wort des neuen Bekenntnisses glaubt.

Hamburg.

Dr. Paul Rieger,

Prediger am israelitischen Tempel.

Herr Dr. Jakob, dem ich diese Antwort schickte, schreibt mir, es scheine ihm zwecklos, eine Verständigung mit einem Manne zu versuchen, „dessen Beruf ist, die Menschen zu erbauen, der also gewöhnt ist, sich ausschließlich an das Gemüth zu wenden, und sich deshalb in eine rein logische Art des Urtheilens nicht leicht hineinzufinden vermag.“ Der Brief schließt mit den Worten: „So weit mein Gefühl in Betracht kommt, glaube ich, ein besserer Jude zu sein als mancher Prediger irgend einer israelitischen Gemeinde.“ Jakobs Aufsatz hat übrigens in der Judenheit ein Wuthgeheul geweckt, das ich, trotz mancher Erfahrung, nicht erwartet hatte. Darf man über jede andere Religion, jede Rasse und Klasse rücksichtslos reden und nur gegen Israel nicht ein kritisches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung; um so wunderlicher, als sie von Leuten gestellt zu werden scheint, die täglich Toleranz heißen. Weniger ernsthaft zu nehmen ist der Zorn darüber, daß ich nicht all den Entgegnungen, die mir ins Haus prasselten, Raum schaffen konnte. Jedem ist hier Freiheit der Rede gesichert; Voraussetzung ist aber, daß er Etwas zu sagen hat. Endlose, leere Polemik über jede hier ausgesprochene Ansicht wäre unerträglich. Statt zu schimpfen und allerlei lächerliche Vermuthungen über die Person des bösen Verfassers auszuhecken, sollten die Herren der Hauptsache nachdenken: der feinen und klaren Distinktion zwischen ethischen und ästhetischen Lebensregungen im Judenthum, die mir das Werthvollste an dem Artikel des russischen Israeliten schien.

Selbstanzeigen.

Untersuchung über die Grundsätze der Vertheilung des Reichthums.

Von William Thompson. Nebst einer Einleitung: Geschichte der sozialistischen Ideen in England von J. S. Forwell. Aus dem Englischen übersezt von D. Collmann. Berlin, N. L. Prager.

Das Werk Thompsons ist ein Meilenstein in der Geschichte der Nationalökonomik. Denn sollte auch die Ansicht Anton Mengers, daß Thompson als der eigentliche Erfinder der margischen Mehrwerth-Theorie zu betrachten sei, sich nicht aufrecht halten lassen, so bleibt doch noch genug übrig, um dem Buche Thompsons die Beachtung Aller zu sichern, die sich für die Entwicklungsgeschichte des sozialen Gedankens interessieren. Insbesondere kann man Thompson das eine Verdienst nicht abstreiten, daß er der Erste war, der das Problem der Vertheilung des Reichthums in seiner überragenden Wichtigkeit erkannte und verkündete. Damit hat er für die soziale Frage die Formel gegeben und der späteren Nationalökonomie das Problem gewiesen, dessen Lösung sie auch wirklich seitdem als ihre Hauptaufgabe betrachtet hat. Thompson hatte erkannt, daß bei der Vertheilung des Ertrages unter die an der Produktion beteiligten Faktoren — Kapital und Arbeit — die Arbeit bisher stets zu kurz gekommen war. Da er nun überzeugt war, daß die Kapitalisten ihr Uebergewicht dem herrschenden System der Schutzzölle und Handelsmonopole verdankten und daß es der individuelle Wettbewerb ist, der in den Einzelnen den Egoismus zur Entfaltung bringt, der nur zu oft den wirtschaftlich Schwächeren gegenüber zur brutalsten Ausbeutung sucht entartet, so verlangte er die Beseitigung aller Einrichtungen, die die Entwicklung des Kapitalismus begünstigen, insbesondere der Schutzzölle und Handelsmonopole, die Abschaffung des individuellen Wettbewerbes und seinen Ersatz durch die auf dem Prinzip freiwilliger Gleichheit des Gewerbes und des Genusses beruhenden kooperativen Genossenschaften, die damals Owen empfohlen hatte.

Posen.

Professor Oswald Collmann.

Stimmungen. Kurt Wigand, Leipzig. 1 Mark.

Die Stimmung, die Summe der gleichzeitigen seelischen Beziehungen zu den Dingen der Außenwelt, ist die schaffende Urkraft alles poetischen Entstehens. Alles abstrakt Gedankliche ist ihr fremd; sie bringt Gedanken hervor, sie selber aber ist Anschauung und Gefühl. Aus der Stimmung wächst, wie jedes Kunstwerk, so insbesondere das Gedicht. Das ist ein Geringes und Bescheidenes, das die vorliegenden Gedichte für sich in Anspruch nehmen: sie sind reine Stimmungen; und damit ist gesagt, daß sie kein der Poesie fremdes Element in sich tragen. Sie wollen nicht erheben, belehren oder traurig machen; sie singen und sa nur schlicht in ihrer Sprache von einem Erleben, das gelöst ist von allen irdischen Ungulänglichkeiten und Zufälligkeiten. Sie sehen durch die Oberfläche des Erlebens in die Tiefen, wo die Quellen fließen. Und sie berauschen sich diesen Quellgefühlen, in diesem fruchtbaren und oft so seltsam dunklen Dickgebiete des Lebens, — mag nun die einzelne Quelle zwischen Waldbergen das wundervolle Meer fließen oder in der hoffnungslosen Wüste langsam sterb-

Hohenhausen i. L.

Georg Rothe.

Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Mit sechzig Schattenrissen aus Esmarchs Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Hermann Paetel.

Ich habe auf Grund eines werthvollen Nachlasses versucht, den Göttinger Dichterbund in eine neue Beleuchtung zu rücken. Dabei ergab sich, daß sein Schwerpunkt auf ethischem Gebiet liegt. Es war ein studentischer Reformversuch an der Georgia Augusta mit nationaler Tendenz, der seine wirksamsten Waffen der Dichtkunst entlehnte, aber nicht ausschließlich literarisch zu bewerten ist, wie es bis jetzt geschah. Klopstock war die Centralsonne, die den Spingegenossen das Licht spendete, um die sie kreisten. Bezeichnend ist ferner, daß für einen Dichter von Gottes Gnaden wie Bürger in dem Bunde, der seinen sittlich rigorosen Charakter überall betont, kein Platz war. Im Mittelpunkt meiner Darstellung steht der bescheidenste jener Schwärmenden Jünglinge, Esmarch, der kein Dichter war, eben so wenig wie der vielgenannte Boie, aber eine reiche Persönlichkeit und ein seltener Mensch, dem eine größere Bedeutung zukommt, als ihm unsere Literaturhistoriker bis jetzt eingeräumt haben. Esmarchs musterhafte, wohl einzig dastehende Tagebuchaufzeichnungen und sein Bundesstammbuch geben uns nicht nur ein treues Bild jener interessanten Episode unserer Literatur, die wir als „Hain“ bezeichnen: sie enthalten auch eine Fülle authentischen Materials zur Geschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks. Kaum eine bedeutende oder namhafte Persönlichkeit, mit der Esmarch nicht in Beziehungen gestanden hätte. Seine neunjährige Thätigkeit im Hause des Finanzministers Stemann in Kopenhagen hatte ihn mit fast allen leitenden Männern in enge Berührungen gebracht, so daß er die Vorgänge im Hof- und Staatsleben beobachtete und, unbefangen, wie er war, in seinen Aufzeichnungen darüber berichten konnte. Erwähnt sei schließlich noch Esmarchs Freundschaftsbund mit dem berühmten Roptologen Georg Zoega, dessen Leben von dem geistvollen G. Welcker beschrieben wurde, während hier zum ersten Mal die noch erhaltenen Briefe Esmarchs an Zoega mitgetheilt werden. Der Verlag hat dem Buch eine vornehme Ausstattung gegeben.

Wilnersdorf.

Dr. Adolf Langguth.

Wilde-Brevier. J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Ein Wilde-Brevier rechtfertigt sich aus inneren Gründen. Die immer wieder hervortretende Eigenart Wildes, in Aphorismen zu sprechen, besonders originelle Gedanken in eine geschlossene sentenziöse Form zu bringen und dadurch aus dem Fluß der Darstellung herauszuheben, legte den Gedanken nah, diese Paradoxen, Aperçus und Bonmots einmal zu sammeln und nach inneren Zusammenhängen zu ordnen. Das ist hier geschehen. Dazu wurden sämtliche literarischen Schöpfungen Wildes, mit Ausnahme der Gedichte, und auch einige Briefe und verschiedene Gespräche benutzt, aus denen uns einige seiner Freunde bemerkenswerthe Aussprüche aufbewahrt haben. Ich hoffe, daß hiermit ein gewiß flüchtiger, aber ziemlich frappanter Schattenriß des eigenartigen Menschen und Denkers entstanden ist. Die Luxus-Ausgabe des Breviers versuchten wir so auszustatten, daß auch Oskar Wilde ein Bißchen Freude daran gehabt haben würde.

Essen.

Karl Sagemann.

Theater.

Drei, vier Wochen noch: dann werden wir wieder lesen, daß die Direktoren Hinz, Kunz und Cohn von ihren bewährten Lieferanten die fällige Sendung empfangen haben; daß die stillsten, feinsten Poeten, Alldeutschlands Hoffnung und Stolz, die „letzte Hand an ein den Abend füllendes Drama legen“; und daß die Saison besonders interessant zu werden verspricht. Immer verspricht sie; ob das Versprechen gehalten ward, lehrt erst der rückwärts schweifende Blick uns erkennen. Wollen wirs versuchen? Alle Schauhäuser, von denen zu reden lohnt, sind jetzt geschlossen; der Fremdling, der berlinische Theaterkunst kosten möchte, kann nur mittelmäßige oder — meist — miserable Aufführungen alter Opern, ab gespielter Operetten und Poffen sehen. Vielleicht ist der Rückblick aus solcher Entfernung nicht ganz unnützlich. Der kleine Winterzank ist verhallt, man raust nicht mehr um den Kurzwert, braucht läppische Uebertreibung nicht mehr abzuwehren und kann nüchternen Sinnes wägen, was war, was nach kurzer Frist noch frisch im Gedächtniß haftet. Viel ist's nicht. Nur die Elektra des Herrn von Hofmannsthal steht in wüster Pracht noch, wie ein Erlebnis, vor dem inneren Auge. Und doch war's eine gute Saison, die anständigen Ertrag gab. Ein paar Ausländer, Maeterlinck, Wilde, Shaw, France, interessirten, der junge Herr Wilhelm Schmidt ließ uns einen neuen, nicht im Schulzwang gedrückten Dramatiker hoffen und von den Lieblingen versagte nur Herr Sudermann ganz; wahrscheinlich, weil er den verwegenen Einfall hatte, nach einem ungewohnten poncif zu greifen. Die Anderen, von Hauptmann bis herunter zu Fulda, überraschten nicht, gaben aber auch kein Aergerniß. Der Norden — die genialische Laune des Herrn Wedekind funkelte diesmal durch ein trübes Gläschen — lieferte derbe Hausmannskost, der Süden Luxusfrüchte, die nicht bis zu voller Reife gediehen waren. Und aus Norden kamen denn auch, wie fast in jedem Jahr, die Zugstücke, die Bissen, die einer hungernden Menge munden.

Der große Erfolg des Jahres war: „Zapfenstreich“, das Schauspiel des Herrn Franz Adam Wehlerlein. In Berlin hats ein Theater vor drohendem Bankerott gerettet, in jedem Nest ist's gespielt worden und hat in Wien so viel Beifall gefunden wie in Königsberg. Wie ist diese Wirkung zu erklären? Die Geschichte — die Fabel, sagte man früher — ist nicht neu. Ein Bürgermädchen liebt einen Edelmann, giebt ihm den jungen Leib und wird das Opfer der süßen Irrung. Denn heirathen kann der Joachim die Kläre nicht; und Liebchens Vater versteht keinen Spaß. Die alte Geschichte, die ewig neu

bleibt. Herr Beyerlein sah sie in einer Kaserne. Kläres Liebfster ist Lieutenant, Kläres Vater Wachtmeister. Der Lieutenant nicht besser, nicht schlechter als hundert Kameraden. Kein Weisheitsfresser, kein Reiflingen, auch kein Heros mit Achselstücken. Ein guter Kerl und ein leichtes Tuch; flott, for ch, mit begehrlichen Sinnen und gerade so sentimental, wie mans vor dem Premierstern in unbezetzten Stunden ist. Wohnt in der Kaserne und hat das stinke, zierliche Klärchen immer vor Augen. Getändel auf der Treppe, in dunklen Ecken ein Küßchen: und bald huscht die Kleine abends zu Joachim ins schmale Bett. Der Lauf der Welt. Und Alles käme wohl wieder ins Noth, wenn Papa Wachtmeister nicht von besonderer Rasse wäre. Ein Soldat aus dem alten Pled. An dem ganzen Kerl ist kein schwarzes Lüpfelchen. Leb't nur für den Dienst, für die Ehre des Regimentes, hält jedes Lanzenfähnlein, das in seinem Machtbereich flattert, für einen wichtigen Theil der göttlichen Weltordnung und fährt Jedem über den Schnabel, der an der Vollkommenheit preußischer Militärkultur zu zweifeln wagt. Er hat Vorgesetzte verschiedener Sorten gehabt, vor allen aber mit dem selben Respekt „Grundstellung genommen“; denn Ordnung muß sein und ein Herr, dem Majestät das Portecpee verliehen hat, ist sicher nicht aus morischem Holz. Und nun erlebt er, daß ein Lieutenant, einer gar, den er besonders ins Herz geschlossen hat, ihm sein Wädcl schimpfirt! Da brechen der alten Ehrfurcht alle Stützen. Ein Lieutenant, ein Vorgesetzter, der doch verpflichtet wäre, makellos wie ein kleiner Herrgott über die Erde zu schreiten, hats bei Lug und Trug mit der Kläre gehalten. Das Kind: Du lieber Himmel! Dem muß man verzeihen. Ist eben von all dem Glanz verführt worden. Zwischen den Männern ist's auszumachen. Wie aber? Die dümmsten Gedanken jagen durch den Wirrkopf. Ein Duell? Der Wachtmeister ist im ganzen Regiment der Einzige von anno 70; hat noch die große Attaque bei Bionville mitgeritten und trägt seitdem das Eiserne Kreuz. Da darf man sich schon was herausnehmen. Nie hat ers gethan; doch jetzt fühlt er sich als Menschen, pocht zum ersten Mal auf das Geleiste. Der alte Pausen hat ihm das Leben gerettet, der junge die Tochter mißbraucht. Glatte Rechnung. Die noblen Herren schießen sich, wenns so weit ist. Warum nicht wir? „Aber so'n Unteroffizier is natürlich nich ebenbürtig.“ Und nach dreiunddreißig Dienstjahren einem Vorgesetzten an den Leib gehen? „Ich kanns nicht. Er ist mein Lieutenant. Jahrzehnte lang habe ich Ordre parirt. Das hat mir das Mark aus den Knochen gesaugt. Ich kann mich nicht mal mehr rächen. Ich werde mich nächstens nicht mehr empören können. Stillhalten werd' ich zu Allem!“ Und als er sieht, wie die Kläre noch immer an dem schlechten

ordnung und reißt sich, als wärs ein Kinderlitzchen, das Eiserne Kreuz von der Brust. Das darf nicht geduldet werden. Einen unsicheren Kantontisten, dems nie recht ernst um das Handwerk war, hätte man laufen lassen. Daß Einer vom ältesten Schrot und Korn, ein bis in die Knochen Kommissglaubiger durch irgend ein Alltagsverleibniß aus strammer Ordnung getrieben wird: dieser Anblick, wähten kurzfristige Excellenzen, müsse gefährlich werden.

Er ist's nicht geworden. Doch soll man die Aengstlichen nicht gar so hart tadeln. Das Heer ist ein vorsichtig zu behandelnder Organismus, den man, mit seinen Mängeln, seinen besonderen Lebensgesetzen, als ein Ganzes hinnehmen oder verwerfen muß. In jeder Heereseinrichtung steckt ein — wie die Herrschenden behaupten, für die Völker nütliches — Stück Barbarei oder, wenn der Ausdruck verlegend klingt, ein Stück Feudalismus, das sich den geschmeidigen Sitten, der Neugier, dem hastig umherwitternden Spürsinn unserer bourgeoisen Zeit nicht anpassen will. Natürliche Menschenrechte aus Rousseaus Laden giebt es da nicht; weder Gleichheit noch Freiheit kanns geben. Feste Mannszucht: Das ist die Norm aller Normen. Und eherne Disziplin, die kein Getümmel lockern, kein Kugelregen durchlöchern kann, ist nur möglich, wenn die ärgste Menschenschwachheit des Offiziers dem Untergebenen verborgen bleibt und wenn, wie ein preußischer General einmal witzig gesagt hat, der Soldat, der von seinem Vorgesetzten träumt, noch im Schlaf, nach der Dienstvorschrift, die Hacken zusammennimmt. Wer diesen Zustand nicht wünscht, nicht nöthig findet, mag für Abrüstung, für Milizwirthschaft, für Tolstois Essäerglauben sechten; eine moderne Armee ist ohne äußerste Behutsamkeit, wie jede Maschinentechne sie fordert, nicht denkbar. Kein Wunder drum, daß den Verantwortlichen bang wird, wenn die Neugier jeden Kasernenwinkel durchleuchtet und auf dem Schaugerüst zu sehen ist, wie ehrwürdige Militärfrommheit, der eines Tages die Wurzel riß, rasch das Lästern lernt. Gleich den ganzen Kitt hinwerfen, weil das Mädel sich mit einem heißen Milchbart verplumpert hat? Das könnten wir brauchen. Sollen wohl nächstens Marzipanengel in die Ulanka stecken? Der Junge büßt ja sein Leben lang, daß er sich nicht an die Tariffschönheiten hielt. Aber die Disziplin darf uns wegen einer Jungfernschaft nicht in die Binsen gehen. Der Wachtmeister mußte die Zähne zusammenbeißen, ruhig, als wäre nichts geschehen, seinen Dienst thun und warten, bis ihm die seiner Charge zukommende Satisfaktion gegeben wird. So denken die auf der Spitze der Pyramide Thronenden. Vergessen nur, daß sie selbst das empfindlichste Ehrgefühl von den Leuten heischen und drei Teufel aus der Hölle fluchen, wenn Einer an dieser Stelle nicht Farbe hält. Ueber-

schätzen auch das Theater, das zum Amusirgeschäft geworden ist und auf das tiefste Fühlen der Nation längst nicht mehr wirkt; sonst müßten die Zahlungsfähigen, die fünf bis sieben Mark für einen Parquetplatz ausgeben können, seit Jahren schon Sozialisten sein. Spuk. Auch nach dem Zapfenstreich ist im Preußenheer noch Alles in Ordnung. Immerhin hat das sauber gearbeitete Drama München nachdenken gelehrt. Aus der Vision eines Dichters ist's freilich nicht entstanden. Redlicher Sinn, dem die Dienstzeit tiefe Spur eingedrückt hat und der sich, trotz dem heftigen Trieb der im Drillzwang gequendeten Seele, bemühte, gerecht zu sein, hat uns das enge Weltstüchlein aufgebaut. So sorgsam und mit so sicherem Gefühl für das Bedürfnis der Spielhausoptik, daß wir des Lebens farbigen Abglanz zu sehen glauben. Man riecht die Kaserne, den warmen Dunst aus dem Remontestall und hört das Räderwerk einer Riesenmaschine stampfen. Die uniformirten Gestalten sind so echt, wie sie nach dem biologischen Gesetz des Theaters sein können. Weder Helden noch Wichte. Duzendseelen in muthigen Leibern. Ein Schauspiel für Erwachsene. Menschenrecht wider Mannszucht, Demokratie contra Militarismus: ein großer, Allen wichtiger Gegenstand wurde unserem Blick in nicht allzu grelles Licht gerückt.

Als Zweiter kam, weit hinter Herrn Becherlein, Herr Gerhart Hauptmann aus Ziel. Seiner „Noje Bernd“ fehlt der große Gegenstand. Auch ein mütterliches Mädchen, das sich den Jungfernkranz rauben ließ, ehe das Klingeln am Finger saß; doch aus anderem Stoff als die blasse Kasernekläre. „Ein schönes, kräftiges Bauernmädchen von zweiundzwanzig Jahren.“ Die Erste aus den Federn, bei der Heimkehr vom Feld stets die Letzte. Der gehts von der Hand, daß es eine Lust ist, ihr zuzuschauen. Sie arbeitet für Drei und sieht nicht aus, als könne ein Windstoß sie umblasen. Nichts vom Vater, der ein ehrlicher Diener und Temperenzler ist und die spitze Greisennase am Liebsten ins Gefangbuch steckt. Und wie das liebe, blühende, lachende Leben, wenn sie neben dem schlott-rigen Bräutigam hinschreitet, dem frommen Buchbinder August Keil, der am Kleistertopf fahl und engbrüstig geworden ist. Ein Paar, das die Spottjucht herausfordert. Doch der August — bei Fontane, der ihn als sächsischen Herrnhuter sah, hieß er Gideon — hat was erspart, kann eine Frau anständig versorgen und ist das beste Herz von der Welt. Wo fehlt's also? Noje hat sich mit dem hitzigen Erbholztischbesitzer Christoph Klamm eingelassen, einem Ehemann, dessen kluge, allmütterlich fühlende Frau seit Jahren gelähmt im Rollstuhl sitzt. Ein Entgleister, der gute Schulen besucht hat, Vicen-tenant war und nun als Schulzengutsherr und Gemeindevorsteher mürrisch im Schatten hoct. Wenn's nicht Wild und Wädel gäbe, wär's zum Verzweifeln.

Christoph und Rose mußten einander finden; der stattlichste Herr und die schmuckste Jungfer im Jagdrevier. Und daß Bernd's Kleine früher wie ein Ziehkind im Haus der Flammeleute gehalten war, ist kein Grund zu Gewissensbissen. Für den August bleibt noch lange genug. Der soll froh sein, wenn er ein so starkes, fleißiges, bildhübsches Weib ins Bett bekommt; ist auch viel zu tölpelig, um den Schaden zu merken. Was war, ist gewesen. Jetzt freilich, da es mit der Hochzeit Ernst wird, muß Alles aus sein. Leider. Schweinerei macht Lieutenant Flamm nicht. Will die Rose durchaus mit dem Jammergestell in der Kleisterbude hausen, — gut: mag sie!.. Wo sehlt's nun? Die Beiden haben einander rechtschaffen lieb, werden an der Trennung aber nicht sterben. Und August's Christengemüth wird's verwinden, wenn die Kindtaufe schnell auf die Hochzeit folgt; um eine Sprosse dem Himmel näher. Alles wird glatt gehen und Frau Reil ohne Groll an Herr Flamm zurückdenken, der so wild küssen konnte und tausend Schelmenstreichs im Kopf hatte. Nur stolzirt da, wie der umworbene Hahn auf dem Mist, ein Geck von Maschinisten umher. Arthur Streckmann; Säufer, Schürzenjäger, mit allen Hunden gehegt. Der erwischt das Pärchen. In heller Sonntagsfrühe haben sie sichs unter den Weiden am Bach allzu bequem gemacht. Ein Festessen für den schönen Arthur. Längst schon will er die Rose für sich; jetzt muß sie ihm kommen. Muß: sonst erzählt er, daß sie, die Unschuld, es mit dem Ehekrüppel vom Schulzenhof hält. Und Rose, das verständige, bejonnene Landkind, kommt wirklich. Klagt weder dem Liebsten noch dem Bräutigam ihre Noth, sondern geht in Streckmanns Stube und verlegt sich aufs Betteln. Thränen nützen da nicht; der Maschinist will sein Schweigegeld und läßt das Mädchen erst, als es mit seinem blanken Leibe bezahlt hat. Aber das Kosthäppchen genügt dem hungernden Dorfhahn noch nicht. Er will mehr. Flamm hat ja auch mehr bekommen. Und als Rose ihm ihren Zorn, ihren Ekel ins Gesicht speit, geht sein Schandmaul über und er bringt, trotzdem er sich aufs Kreuz zum Schweigen verpflichtet hat, die Verlobte ins Dorfgerede. August will ihm mit dem dünnen Arm an die Gurgel, wird von dem Stämmigen aber mit einem Faustschlag weggeschleudert und so unglücklich getroffen, daß sein linkes Auge nicht zu retten ist. Oeffentliche Anklage wegen schwerer Körperverletzung, Privatklage des alten Bernd wegen verleumderischer Beleidigung. In der Voruntersuchung schwören Flamm und Streckmann, daß sie mit dem Mädchen geschlechtlich verkehrt haben. Rose, deren Sinn seit der Schlägerei verwirrt ist, leistet einen Meineid. Auf dem Heimweg vom Gericht hört die schon von den ersten Wehen Gepeinigte aus Christoph's Mund kränkende Worte. Der Maschinist hat sie auch gehabt? Wer weiß, wie viele Kerle sonst

nach! Ein nettes Pflänzchen . . . In Scham und Angst leucht sie weiter; ins dichteste Gebüsch. Da ermüdet sie das Kind, das ihr zappelnd im Schoß liegt, jagt, durch Sturm und Gewitter, nach Haus und ruht nicht, bis Alle wissen, daß sie unter dem Eid wesentlich falsch ausgesagt und ihr Kindchen gemordet hat.

Nothzucht, Meineid, Wahnsinn, Kindesmord: und dennoch kein großer Gegenstand? Ein Bischen Geduld. Bleiben wir zunächst einmal beim Kriminalistischen. Der Schauplatz ist das preußische Schlesien unserer Tage. Wie würde da das Verfahren aussehen? Angeschuldigt ist Streckmann. Er hat vor vielen Zeugen dem Buchbinder das Auge ausge schlagen; kann also weder leugnen noch, da er mit einem armseligen Schwächling zu thun hatte, sich aufs Nothwehrrecht berufen. Paragraph 224 des Strafgesetzbuches: „Hat die Körperverletzung zur Folge, daß der Verletzte das Sehvermögen auf einem oder beiden Augen verliert, so ist auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängniß nicht unter einem Jahr zu erkennen.“ Ein verlumpfter Lokomobilmaschinist, der solcher That angeklagt und, da sie öffentlich verübt ward, auf der Stelle auch schon überführt ist, würde sicher verhaftet. Gegen die Privatklage hat Streckmann einen besseren Stand. Er hat gesagt, daß Rose „a Gestecke“ hat, kann Flamm vorladen und den Beweis der Wahrheit antreten. Daß er ohne drängende Noth vor dem Richter aussagen würde, was er selbst mit der Rose getrieben hat, ist sehr unwahrscheinlich. Das Gesetzbuch kennt er zwar nicht, muß aber fühlen, daß diese Geschichte ihm nur Schaden könnte. Denn er hat den Geschlechtsverkehr durch Drohung erzwungen; und Rose hat's ihm ins Gesicht gebrüllt: „Du hast mir Gewalt angethan! Wie ein Raubvogel bist Du auf mich gestoßen. Ich wollte zur Thür hinaus. Du hast mir Jacke und Rock zerzaust. Ich habe geblutet. Ich wollte noch herauskommen. Da hattest Du den Niegel vorgelegt. Das ist ein Verbrechen! Ich bring's zur Anzeige!“ Und der schlaue Lämmel, der solche Drohworte vernahm, sollte sich selbst ans Messer liefern und, ohne dazu gezwungen zu sein, diese Heldenthat ausplaudern, die auch in der anderen Sache seine Lage nur verschlimmern könnte? Thut er's, dann sitzt er im Reg des § 177 St G B: „Mit Zuchthaus wird bestraft, wer durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben eine Frauensperson zur Duldung des außerehelichen Beischlafes nöthigt.“ Für die ersten paar Jahre brauchte er sich um ein Obdach also sicher nicht zu bemühen. Im Drama bleibt er auch nach der Verurtheilung noch unbehelligt und scheint aus dem Gerichtshaus keine Angst heimgebracht zu haben. Alles, jedes Detail, ist falsch, ist völlig unmöglich. Nie konnte Streckmann, als Angeschuldigter, beeidet werden; und kein Unter-

suchungsrichter hätte Rose, selbst wenns ihr Wunsch gewesen wäre, zum Eid zugelassen. Dichterrecht? Die Phantasie darf frei mit den Zufallsthatsachen schalten? Im Phantasieland darf sie und nur arme Pedanten werden das zarte Seelchen rüffeln, weil sie im hohen Flug der Schlagbäume und Amtstafeln nicht achtete, mit denen Büttelweisheit die Landstraße entstellt hat. Wo des Gestalters Ziel aber in den Niederungen des Alltagslebens liegt, wo wir den ängstenden Drang spüren, im Kleinsten der Wirklichkeit nachzustümpern; da darf nicht jeder Schritt uns die Erkenntniß bringen, daß unser Leben, unser Rechtszustand ganz anders ist, als er hier, mit dem Anspruch auf peinlich getreue Wahrhaftigkeit, dargestellt wird. Wer seinen Landsleuten eine Kriminalgeschichte aus der Heimath erzählen will, muß das Strafrecht und die Strafprozeßordnung des Landes kennen. Und wer sie kennt, mußte wissen, daß Rose Bernd nicht doppelten Meineides schuldig und von Haftgefahr bedroht, selbst vor schlimmen Richtern nicht in die prozessuale Verstrickung gerathen konnte, in der Herr Hauptmann sie ächzen, den Athem verlieren läßt.

Noch mehr verwirrt zuerst und verstimmt zuletzt eine andere Folge allzu hastiger Arbeit. Gezeigt sollte werden, wie ein schönes, einfältiges Landkind, dem die Mutter fehlt, durch die geile Gier der Männchen, durch die Ungunst aller Lebensumstände in Schmach, Verbrechen, Wahnsinn, elenden Tod gehehrt wird. „Man sollte vielleicht doch eine Mutter haben“, sagt Rose; und: „Wie die Kletten haben sie sich an mich gehängt; ich konnte nicht über die Straße laufen. Alle Männer waren hinter mir her. Ich habe mich versteckt, hab' mich gefürchtet, habe solche Angst vor den Männern gehabt! Es half nicht; immer schlimmer wurde es. Und hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar nicht mehr zur Besinnung kam.“ (Den mir nachgerade unerträglich schlesischen Dialekt, der dem Dichter die Bemühung um eine feiner individualisirende Sprache erspart und dem von hundert Westberlinern kaum einer mit raschem Verständniß zu folgen vermag, darf ich bei diesen kurzen Citaten wohl ins geliebte Hochdeutsch übersetzen.) Von Alledem zeigen die Vorgänge, die unser Auge sieht, uns nicht einen Zug. Rose wird nicht bedrängt. Dem Schulzengutsbesitzer gab sie sich gern und vor dem Maschinenisten brauchte sie nicht zu zittern, wenn sie, als verständige, derbe Landarbeiterin, zu ihrem Liebsten ginge und sagte: Der Streckmann hat was gesehen und droht mir mit Schande. Flamm, dem selbst daran liegen muß, daß die Liebenschaft nicht ans Licht kommt, würde den gedigen Cümmel leicht zähmen. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: Die Umstände konnten kaum günstiger sein, als sie der hübschen Rose sind. Der Bräutigam ist bereit, ihr Alles zu

verzeihen, jeden „Fehltritt“ (so nennt mans doch?) der Sinne und jede Irrung des Gefühls. Der Vater ist so fromm und vertraut ihr so völlig, daß ihn das Brautpaar ohne Anstrengung trügen könnte. Sie haust in engster Gemeinschaft mit Blinden, die von ihrer Schwangerschaft bis zur letzten Stunde nichts merken. Und Frau Flamm will dem Mädchen, das ihres Abrahams Hagar war, redlich helfen und für das Kind dieses allzu natürlichen Bundes sorgen. In gemeiner Wirklichkeit wird sich selten Alles so günstig fügen. Auch steht Rose durchaus nicht als ein weltfremdes Wesen vor uns, das sich in Fährniß nicht zu schützen, zu rathen weiß: sie ist rüstig und handfest, hat eine flinke Zunge und scheut in Nothfällen nicht zimperlich vor dem größten Wehwort zurück. Wie die Dinge liegen, mußte die Geschichte „gut ausgehen“, — wenn der Dichter sie nicht gewaltsam in die Trauerspielsenfation trieb. Rosens Vertheidiger würde vor Gericht vergebens um die Zubilligung mildernder Umstände bitten. Gerade die Angeklagte, würde der Richter sprechen, hatte zu ihrem Verbrechen keinen zwingenden Grund, gerade sie wurde nicht, wie tausend arme Mädchen, durch Noth und Verzweiflung in den Abgrund gerissen; Alle wollten sie retten und ein enges, doch warmes Nest war ihr bereitet. Und gegen diese „thatsächliche Feststellung“ wäre, selbst wenn das Reichsgericht darauf hören wollte, nichts Wirkames einzuwenden... Wieder also ein Tragoedien-spiel ohne innere Logik; wieder — die hauptmännische Garde haßt freilich das Wort — ein Melodrama. Was geschieht, mußte nicht geschehen, war nicht durch die Natur der Menschen bedingt, die unser Auge auf dem Schauholz kribbeln sieht. Was uns erzählt wird, gehört in die Rubrik der faits divers, in das „Votale“ der Tagesblätter. „Während der Schwangerschaft, die sie sich im Geschlechtsverkehr mit dem Amtsvorsteher zugezogen hatte, wurde die unverehelichte Rose Bernd von einem Dorfwüstling überwältigt und mißbraucht. Der Geist der Unglücklichen, die bereits mit einem unbescholtenen Mann standesamtlich aufgeboden war, scheint sich in Folge tiefer Gemüthserrregung, zu der auch eine schwere Verwundung ihres Bräutigams beitrug, umnachtet zu haben. Sie bezichtigt sich jetzt selbst des Kindesmordes. Wie wir in letzter Stunde hören, wird sie sich vor dem Schwurgericht auch wegen Meineides zu verantworten haben. Das Gerücht, der in die Sache verwickelte Amtsvorsteher sei in Schlessien als einer der lautesten Schreier des Bundes der Landwirthe bekannt, geben wir einstweilen mit allem Vorbehalt wieder.“ So ungefähr würden wirs lesen; und lesen alle paar Tage Aehnliches. Den Meisten schmeckt diese Kost. Des Dichters Aufgabe aber war, die Kausalität in dem Geschehen zu zeigen, uns in den Glauben zu zwingen, daß dieses Thun das Ergeb-

niß dieser Wesenheiten und zusammenwirkenden Umstände sein mußte. Kaum ein Halbstündchen habe ichs im Theater geglaubt. Vom zweiten Akt an konnte Alles, mußte eigentlich ganz anders kommen. Warum ist Frau Flamm eine allgütige Madonna, da diese Güte doch nie, nicht eine Sekunde, dem Gang des Geschehens die Richtung weist? Warum ist Vater Bernd ein stiller Mucker, da die Tochter von ihm doch keinen Blutstropfen hat und in der Bedrängniß handelt, als dräute Wagners Metzgermeister Humbrecht der jungen Sünde mit roher Faust und fluchender Tobsucht? Auch Gretchens Mutter „schnuffelt immer im Gebetbuch“; fromm aber und von der Kirchengucht verängstet ist auch die Tochter, die dem liebsten Manne vorwirft, daß er „kein Christenthum“ hat. Kein Aufhorchender wird den Faustdichter fragen, warum Gretchens Mutter streng und in allen Stücken so akkurat, Gretchens Bruder ein braver Soldat von starkem Gefühl für äußere Ehre ist: weil sie so sind, ist die Arme schon in ihrer ersten Noth einsam und das Kindchen der Schwachen, durch Teufelsstücke Verwaisten eine zu schwere Last. Aber Rose? Frau Flamm bietet dem Kind Obdach, der Bräutigam hätte es geduldig in die Ehe mitgenommen. Rosens Schicksal mußte nicht werden, wie es ward. Auch der Wahnsinn ist nur Nothbehelf, ist, bei Tageslicht besehen, nur eine erkünstelte Couliissenpsychose.

Wenn im Bereich menschlichen Handelns die Willkür herrscht, die Sucht, graffe Wirkung zu häufen, und wenn die Kriminalgeschichte allen Möglichkeiten unseres Lebens widerspricht: was bleibt, uns zu laben? Manche Feinheit. Die Freude, an den stillsten Stellen des Dramas einen Dichter zu hören, und die Verstandeslust an einer Sprachkunst, die endlich den Muth haben sollte, die Krücken eines Provinzdialektes wegzuworfen. Was Bernnds und Flammns durchmachen, könnte ihnen eben so gut in Sachsen, Bosen, Schwaben geschehen, ungefähr so auch in Wales oder der Normandie; ihr Wesen, ihr Schicksal ist nicht die Frucht des besonderen schlesischen Bodens. Und eine regionale Mundart ist nur da nöthig, eigentlich auch da nur erlaubt, wo sie unentbehrliches Wesensmerkmal ist, Ausdruck einer Gefühlsart, die, wie eine Weinforte, nur in einer klimatisch und geologisch bestimmten Gegend reifen konnte. Freilich: wenn Streckmann unser abgenutztes Verkehrsdeutsch spräche, würde man bald merken, daß er ein aus unzähligen Melodramen Altbefannter ist. Die beste Gestalt ist Flamm, der einst höher fliegen wollte und nun, in der engen, verqualmten Amtsstube, gern noch den Plato citirt, trotzig auf seiner eigenen Männermoral steht und sich, da des Geistes Flügel doch unheilbar gebrochen ist, mit letzter Kraft gegen die Verkümmernng des Leibes wehrt. Sehr gut, sehr männlich seine Wuth über Rosens „Lügen“; als hätte sie nicht in seinem Arm

lügen gelernt. Des Mädchens Seele tönt mir nicht echt. Ohé les naturalistes! Sind die Menschen denn nicht mehr Produkte ihres Erlebens, ihres (das Wort klingt fast schon mittelalterlich) Milieu? Darf eine Landarbeiterin, die in die Dorfschule ging und sich zehn Jahre lang in Sonne und Regen abgerackert, an allen Formen des Animalischen gerieben hat, sensitiv sein wie eine Mimosa und sinnvoll über die Weltordnung raisonniren? Sie darfs; nur in der Buchsprache siele solche Unwahrscheinlichkeit auf. „An Fluch werd' Ihr missa hiern! Am jüngsten Gerichte! Dir reiß ich a Schlunt mit a Kiefern raus!“ Ein Mädel, das so spricht und dem der Vater nachrühmt, daß es „a Müllerknecht ei de Fresse geschlagen“ hat, bleibt immer „natürlich“. Und die Geschichte ist spannend und lockt die Schneuztücher aus der Tasche.

Die „Kindermörderin“, die Heinrich Leopold Wagner vor fünf Vierteljahrhunderten schuf, war kein Meisterwerk. Ein derbes Tendenzstück mit grober Intrigue, die das schon damals altmodische Mittel gefälschter Briefe nicht verschmäht. Noch heute aber wirkt dieses Trauerspiel auf mich viel stärker als die neuste schlesische Kriminalgeschichte, der ich, trotzdem im Deutschen Theater die kräftige Natur der Frau Lehmann und das angenehme Temperament des Herrn Rittner für sie eintraten, fühlen Herzens lauschte. Wagner hat den Athem und die Faust des Dramatikers. Er strichelt nicht umständlich, giebt nur das für seinen Freskofil Nothwendige und kann, was er will. Viel will er ja nicht; durchgrelle Beleuchtung eines Alltagsfalles auf die Sitten wirken. Eva Humbrecht, die Metzgerstochter, wird mit der eiteln und geilen Mutter von einem Lieutenant in ein Winkelbordell verschleppt und, während Mama einen Schlafrunk ausschnarcht, in raschem Ansturm entjungfert; wähnt sich verlassen und tötet, als eben der Liebste, der Metter, als auch der keuige Vater schon naht, ihr verhungertes Kind. Das ist Alles. Kein Drang nach technischer Feinheit, nach zarterer Motivirung. Plumpeskraft, die o vinculis aber das strotzende Leben ans Licht zerrt und mit grimmigem Lachen ein Kulturreichchen illuminirt. So konnten ums Jahr 1776 oberdeutsche Kleinbürger denken und handeln; so — wir glaubens — war im Offiziercorps Stimmung und Geist. Hört, was in dem Spelunkenakt an Sexualfreiheit, in der Metzgerwohnung an Noheit der Rede geleistet wird: und Ihr werdet nicht mehr meinen, erst der berliner Naturalismus habe den Muth zur Bote und Pöbelsprache entbunden. Rest, was der Major Vindsthal über die Falschspieleraffaire und den Duellzwang erzählt: und Ihr werdet finden, die Sache sei im Grunde noch recht „aktuell“. Schade, daß keins unserer Theater, wie Comédie und Odéon thun, die wichtigsten Dramen der Heimath in jedem Jahr aufführt;

solcher Historienkursus wäre sehr nützlich. Auch Wagners Volksstück gehört zu der Gattung, über die Hebbel schrieb: „Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißkredit gerathen; vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen in dem beschränktsten Kreis einander gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Neuerlichkeiten, etwa aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unkeugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor; denn das Tragische muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Geseztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; sobald man sich mit einem ‚Hätte er‘ (dreißig Thaler gehabt) oder einem ‚Wäre sie‘ (ein Fräulein gewesen) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial.“ Aber die ältere Kindesmörderin brachte wenigstens ein paar sehenswerthe Fetzen vom Gewand ihrer Zeit auf die Bretter; die jüngere ist unserem Leben so fern wie unserem Strafgesetzbuch. Beide konnten die Werke feinerer Kunst überschreien; doch auch darüber hat schon Hebbel ein gutes Wort gesagt: „Wenn Einer die Feuerglocke zieht, brechen wir Alle aus dem Konzert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt; aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt.“ Seit die Versuche, mit leiser Psychologie und dem chemischen Prozeß der Wahlverwandtschaften zu wirken, mißlungen sind, wird in unseren Spielhäusern recht oft die Feuerglocke gezogen.

Auch Herr Max Halbe zieht sie, erreicht aber längst nicht mehr, daß die Menge in aufgeregtem Schwarm auf dem Markt stürzt; sie weiß schon, daß nur bemalte Leinwand verprasselt. Wie traurig, sagt man uns, daß diesem Poeten die Ermuthigung durch den Erfolg so ganz fehlt; und sollte sagen: Wie traurig, daß dieser Poet seinem schwächtigen Talent um jeden Preis eine Jahresernte abzwingen, daß er nicht warten, sein schmales Feld nicht in Ruhe bestellen kann. Das dumme Geschwäg der neunziger Jahre, das jeden Fulda als ein Grillparzerchen ausbrüllte, hatte den Dichter der balladischen „Jugend“ in den Rang der „führenden Geister“ erhöht; seitdem möchte er führen, flink vornan sein und scheint gar nicht zu merken, in welche tragikomische Abhängigkeit er gerathen ist. Das „Tausendjährige Reich“ konnte ein starkes Gedicht werden, wenn sein Schöpfer die Geduld des Fleißigen, nicht dem Erfolg Nachjagenden gehabt

und Björnsons prachtvoll instrumentirtes Philisteroratorium vom frommen Uebermenschen vergessen hätte. Fast alles Andere ist kaum der Rede werth; und das Neueste, „Der Strom“, nicht besser als ein ehrenwerther Dugendroman, in dessen wirres Getöse aus ferner Balladenwelt manchmal ein -- rasch wieder verhallender -- Ton herweht. Eisgang und Dammbbruch an der Weichsel; und über den Wassern der Geist Maeterlincs, des argen Versuchers. Durch die Marionettenparadiese des Belgiers schreitet stets ein graues Geheimniß; seine kranken Püppchen fühlen, daß es naht, um die Thüren schlurft und sich durch die Rigen, durchs Schlüsselloch klemmt, spüren es jacht zuerst, dann mit drängender Gewalt in den von keiner noch so dünnen Ep dermis bedeckten Nerven. Das ist im Reich der Gespensteroijionen und Märchenkönige möglich; im Weichselland westpreussischer Machandeltrinker wirkt es wie Parodie. Und neben Maeterlinc thront Zola. Der Strom ist, wie die Schänke des Assommoir, die Lokomotive der Bête Humaine, das Bergwerk des Germinal, wie vor Zola übrigens schon das Schiff in Hugos Travailleurs de la mer, ein lebendiges, Alles ringsum determinirendes Ungethüm, das in jedes Kapitel der Geschichte hineinstöhnt, grollt, heult, donnert. Einer jämmerlichen Geldgeschichte, die zu ungeheurer Tragik aufgeblasen werden soll. Ein Testament ist gefälscht, eine Erbschaft unterschlagen worden; ein grausamer Gott heischt das Leben unschuldiger Kindlein als Sühnopfer des Frevels; drei Brüder lieben die selbe Frau, die der älteste, schlimmste heimgeführt hat; die Frau versagt dem Urkundenfälscher Jahre lang ihren Leib; die mitschuldige Ahne wird wahnsinnig; zwei Brüder morden einander; und der Freveler hat sich vorher, in der Stunde des gefährlichsten Eisganges, als einen ganzen Kerl gezeigt. Das ist die einzige starke Situation der wüsten Gräueltgeschichte; und gern hätten wir auf das Ragout aus den Schmäusen Maeterlincs, Zolas und Ibsens (der auch bemüht werden mußte) verzichtet, wenn Herr Halbe uns mit gesammelter Kraft in zehn Strophen die Ballade vom bösen Deichhauptmann gegeben hätte, der den Teufel nicht noch die Todsünde fürchtet, in der Noth aber mit blutrünstigem Arm das Land, die Hütten der Armuth vor Verderbung schirmt. Muß es denn immer, Jahr vor Jahr, ein „modernes Drama“ sein, eins von denen, die, so ward verheißen, endlich unsere Konflikte, endlich aufs Schaugerüst stellen sollten? Unsere Konflikte! „Fuhrmann Henschel“, „Rosenmontag“, „Es lebe das Leben“, „Jose Bernd“, „Der Strom“. Gute oder schlechte Theaterstücke: einerlei; aber von neuer Bühnenkunst und modernen Problemen wollen wir lieber nun nicht mehr reden. Als ich zum ersten Mal sagte, der Versuch, das Theater zu enttheatralisiren, sei kläglich mißlungen, klang solche Behauptung

noch wie Frevel an der Heiligkeit mythischer Sprüche. Jetzt ist's zur Gassenweisheit geworden. Das Ewig-Bretterne hat glorreich geiegt. Und das Publikum ist froh, daß es nicht mehr zu heucheln braucht und von crsten Firmen die alte Waare in effectvoller Verpackung beziehen kann.

Näher als die modisch verfeinerten Melodramen, näher sogar als der Reformatoreneifer des Herrn Bayerlein kam den Konfliktten unseres Lebens eine „Komödie“, die sich länger gehalten hätte, wenn ihr Gefüge nicht allzu locker wäre. „Der Meister“. Verfasser: Herr Hermann Bahr, der sich, nach den Wanderjahren, in Wien eingewistet hat, als ein seßhafter Mann und Grundsteuerzahler ernster geworden und dennoch geistreich geblieben ist. Kein Kaffeehäusler mehr, nicht der neuesten Mode und allerneuester Modlosigkeit nachschüffelnde Zigeuner aus Linz, der sich schämt, wenn er nicht im letzten Boot sitzen kann; ein äußerlich saturirter Herr, der öffentliche Meinungen macht, nach goethischer Greienmilde strebt und mittheilig auf das Elend aller Creatur blickt. Trotzdem er das Reiskostüm des Akrobaten längst abgelegt hat, möchte ich nicht darauf schwören, daß es bei dieser Verwandlung bleibt. Sicher einer unser besten Stilisten, ein Wortartst, klug und belest ncht nur, sondern auch kultivirt; eine Persönlichkeit, an deren beweglicher und doch nicht unmännlicher Grazie wir uns freuen dürfen. Er tränkter seine Bücher mit den höllischen Essenzen der wüsten Parijer; Korylopiis allein that es nicht. Jetzt stehen auf seinem Titelblatte die ehrwürdigen Namen Angelus Silesius und Sebastian Franck. Von dem Ersten citirt er die Verse: „Ein Mensch, der seine Kräfte und Sinnen kann regiren, Der mag mit gutem Recht den Königstitel führen“. Von dem Zweiten den Satz: „Wir sind Alle Gelächter, Fabel und Fastnachtsspiel vor Gott“. Statt jeder besonderen Meldung. Also Einer, der sich als Meister des Lebens fühlt und auch nur ein Mensch ist. Wer dahinter aber was Erbauliches zu finden hofft, einen Feiertagschmaus für Herz und Gemüth, Der hat den immer auf Ueberraschung bedachten Linzer Feindäcker nie gekannt.

Cajus Duhr dünkt sich einen König, weil er seine Kräfte und Sinne nach eigenem Recht zu regiren wähnt. Dieses stolze Bewußtsein stammt nicht aus thörichtcr Einbildung. Als elfjähriger Knirps entließ er der Schule, der bayerischen Heimath, lief in die weite Welt hinaus; und nun ist der Bauernsohn, der nie studirt hat, nie diplomirt wurde, der berühmteste Operateur im Reich. Wegen die ganze Kunst, die sich ihm tobend entgegenstemmte, hat er sich durchgesetzt. Hier stoß' ich schon. Wie soll sich, worin die Regerei eines Chirurgen zeigen? Herr Bahr dachte wohl an einen Mann wie Hisinger, der Gärtner, Schlosser, Tischler, Orgelbauer war und, ohne Doktorhut, ohne

staatliche Konzeption, franke Menschen zu behandeln anfing. Der ist aber kein Operateur, arbeitet viel mehr mit Verbänden als mit dem Messer und sucht durch Entlastung die erkrankten Körpertheile zu heilen, die der zünftige Messerheld der alten Schule abschneidet, spaltet, auskratzt oder in Gips legt. Ein Chirurg kann seine Sache besser, doch, nach Rister und Billroth, nicht wesentlich anders machen als seine Kollegen; für die Rolle des großen Kezers hätte ein Internist eher getaugt. Das mag hingehen; denn die ganze Heilkünstlerschaft hat, wie wir bald merken, mit dem Drama, das uns vorgeführt wird, blutwenig zu thun. Duhr fühlt sich als Meister in seinem Fach, hat mehr Zulauf als all die Geheimräthe und Professoren, die ihn Pfuscher schimpfen, und erlebt den Götterspaß, daß die Fakultät, die ihn gestern noch ächtete und bespie, ihn, weil er ein Prinzchen kurirt hat, auf Befehl der Serenissima zum Ehrendoktor ernennen und als Professor in den Lehrkörper aufnehmen muß. Das Alles ist vorbereitende Handlung und soll nur zeigen, wie stark der Mann ist, an dessen Seele experimentirt wird. Soll; zeigt's aber nicht. Denn wir sehen den Sieger, nicht den Kämpfer und sind von der Riesenkraft des Titanen nicht überzeugt, der sich von einer Damengnade mit Titeln und Würden bepacken läßt. Dann folgt ein Wischen Philisterpoffe. Duhrs korrekter Bruder — einer von den vielzuvielen Brüdern, die strebsam dem Erfolg nachkucken, jeden aus eigener Kraft groß Gewordenen innig beneiden, vor jedem Anerkannten aber, und wärs selbst der verhaßte Bruder, schließlich ihr Buckelchen machen —, der Herr Medizinalrath Duhr bringt, mit dem Rektor, das Diplom, hat eine böse Bute zur Frau, benimmt sich läppisch, wird von Cajus verhöhnt, mit Stachelreden gepeitscht . . . Wir blinzeln unsicher. Was solls denn nun eigentlich geben? Kampf des genialen Pfuschers, der „seine zweitausend Krüppel geheilt hat“, gegen die Schulmedizin? Auseinandersetzung der freien, im größten Stil frechen Persönlichkeit mit philistrischem Heerdenfinn? Schon ist ein ganzer Akt verthan und wir zweifeln noch. Heiliger Sarcey! Nicht einen Augenblick, sprachest Du, darf das Publikum über das Ziel seines Interesses unklar sein. Wir find's; und gar nicht vom Königsrecht des Mannes überzeugt, der sich dabei aufhält, einen erbärmlichen Bruder mit grober Wahrheit zu höhnen und einer Wigblattschwägerin Nasenstüber zu geben.

Im zweiten Akt werden wir nach und nach von allen Zweifeln befreit. Weder Junftsatire von dem als Meister Geborenen, der unter Meistern den schwersten Stand hat, noch Wiederholung des Bruderzwistes aus dem Hause Stockman; weder „Meisterfinger“ noch „Volksfeind“. Eher schon „Baumeister Solneß“; der auf seine Häuser nicht klettern, sich auf der Höhe seiner Welt-

anschauung nicht halten konnte. Wir werden eingeladen, geistreiche Erörterungen des Themas zu hören: Die sexuelle Freiheit der Frau, die in der Ehe mit einem aufrichtig den polygamischen Trieb bekennenden Manne lebt.

Der Meister glaubt sich im Besitz höchster Vernunft. Behagliche Entleerung. Die sicherste Hand, das schärfste Auge und, wann und wo er will, eine Tyrannenherrschaft über die Menschen. Kann ohne Weiber nicht leben, läßt sich von den Weibern aber nicht in der Arbeit noch im Genuß je stören. Sie kommen ihm schon, sobald er sie braucht. In der Sonne wird Jede warm. Im Grunde ist alles Unterleibliche Schweinerei, von der man das Haus möglichst rein hält. Wenn die Bestie Hunger hat, wird sie draußen irgendwo gefüttert und kehrt dann gestillt heim. Den Mädchen, die zur Fütterung des Viehes nun einmal unentbehrlich sind, giebt man Beschäftigung, treibt ihnen die Raupen aus dem Kopf, lehrt sie das Glück der Bescheidenheit, kuppelt ihnen wohl ein Männchen. Und lacht. Nur solche Abenteuer nicht ernst nehmen; überhaupt nicht viel auf diesem pudrigen Planeten. Lachen; mit überlegener Majestät. Das Operiren nimmt die Nerven höllisch mit. Dann frisches Fleisch, einen Detektivroman, Schlaf, Kaffee, Cigaretten, — und neue Arbeit. Mit der Ehe hat der viehische Quark nichts zu thun. Die Frau ist die Freundin, Gehilfin; ein beinahe selbständiges Wesen, mit dem man jeden ernststen Gedanken gemeinsam hat und dem man auch Freiheit läßt. Da spielt das Vischen Erotik keine Rolle. Andere mögen sich anders einrichten. Cajus ist Cajus. Ueber sämtliche Vorurtheile Europas erhaben. Er hat sich die Frau aus Amerika geholt; sie ist sein bester, sein zuverlässigster Assistent geworden, er fühlt sich glücklich mit ihr und empfindet besonders lebhaft, was sie ihm ist, wenn er sein Lustthierchen auf fremde Weide geführt hat. Muß nicht auch sie glücklich sein? Früher nur eine Millionärstochter wie viele, jetzt die Genossin des stärksten Mannes... Da erfährt er, daß sie einem Anderen gehört; einem kleinen neurasthenischen Grafen, dem sie mehr ist als Luxuspielzeug und Handlangerin, der nicht über sie lacht, sondern zärtlich zu ihr aufblickt. Die ganze Stadt weiß es schon. Am hellen Tag ist sie, weil in der Meierei Feuer ausbrach, im Gewande der Schäferstunde mit ihrem Franz aus dem Fenster geklettert. Ein Skandal, wie das Universtitätstheater noch keinen sah. Doch hat Cajus nicht hundertmal die armseligen Moralprediger verspottet, die eine Frau wegen eines winzigen Ehebruches in den Rinnsal stein stoßen? Vernünftig sein. Die Bestie darf den Titanen nicht unterkriegen. Leidenschaft? Unsinn. Im Grunde ist Alles nur sympathie d'epiderme. Der Starke kann schwach scheinen. Wer seinen Bedienten erlaubt, aus seiner Cigarrenkiste mitzurauen, braucht sich wenigstens nicht

bestohlen zu fühlen. Gar nicht erst lange davon reden. Alles bleibt, wie es ist; weder Scheidung noch Duell. Die Kreatur ablegen! Aber die Frau will nicht. Nicht mehr von oben herab belächelt sein. Der Zauber ist dahin. Längst hat sie sich innerlich von dem lachenden Menschenverächter, Vernunftanbeter gelöst; jetzt ist auch der Andere gefunden, ohne den eine Frau von Fleisch und Blut selbst dem verhaßtesten Puppenheim nicht gern entläuft. Dem Grafen ist sie Lebensinhalt, nicht Gehilfin nur und *chair à plaisir*. Kein Wüthen kann sie, kein Bitten halten. Der große Cajus bleibt allein; und lacht, daß es vom Gewölb widerhallt. Eine Erfahrung mehr; auch so ein unvernünftiges Thierchen, das sich von Leidenschaft, Laune, Stimmung lenken läßt, wie in der Jahrmarktsbude die Puppe vom Draht. Auch so ein Vuderchen... Doch die stolze Sicherheit des Herrichers schwand, seit zum ersten Mal der Zauber versagte. Tropft da nicht eine Thräne? Held Cajus hat in der schwersten Stunde seine Kräfte und Sinne nicht zu regiren vermocht; er ist kein König, höchstens ein Uirpator, der ein Weilschen den Purpur tragen durfte. Und, wie alle Menschenkreatur, Glächter, Fabel und Fastnachtspiel vor Gott.

Auch die Komödie ist nur ein Spiel, ein Vorpostengeplänkel auf heißem Boden, auf dem die Ent Lernstere Schlachten erleben werden. Drum dürfen wir uns der blanken Worte freuen und brauchen die Wängel — die Frau, die hier fast noch wichtiger war als der Mann, ist nicht lebendig geworden — nicht dick anzukreiden. Nur zu bedauern, daß ein so nettes, artiges Kunststückchen nicht noch zauberer gearbeitet, für längere Haltbarkeit zugerichtet war. Das Wagniß, der Bourgeoisie, der Wahrerin heiligster Güter, Solches zu bieten, würde ich lauter loben, wenn nicht ein *Maisonneur* die Sache im Himmel geschlossener Ehen siegreich gegen den Amoralisten verträte. Eine allerliebste Theaterjury übrigens; ein possirlicher Japaner, der wider europäische Verstandeskälte mit den Waffen der *Sand les droits de la passion* verfährt und als Anwalt asiatischer Kultur vor uns steht. Das ist zwar abenteuerlich falsch; denn die Japaner sind, wie Herr Kuropatkin schauernd erfahren muß, kühlere Rechner als wir, behandeln den Verkehr der Geschlechter wirklich wie Probleme der Fütterung und würden für den Ehekonflikt im Hause Duhr kaum ein verächtliches Lächeln haben. Der Komödie aber hilft's zu lustigen Effekten. Und wenn der kleine Doktor Kokoro nicht zu früh, vor dem Ausbruch der Japanomanie, auf die Bühne getreten wäre, hätte er allein ihr ein langes Leben verschafft. Wie der Idealwachtmeister dem „Zapfenstreich“. Weil Bräute genau so sind, wie Herr Omnes sie hinter der Kampe zu sehen wünscht. M. H.



Berlin, den 30. Juli 1904.

Perim-Königsberg.

Vor dreiundsiechzig Jahren wurde in Petersburg der Meerengenvertrag als ein Meisterwerk russischer Staatskunst bestaunt. Hochsommer 1841. Der Zar hieß Nikolaus, war aber ein Mann ohne Nerven, ein harter Wille und ein Komödiantengenie. Preußens Interesse vertrat auch damals ein Bülow, Heinrich, Humboldts Schwiegersohn, der von London aus unermüdet zwischen den Großmächten zu vermitteln suchte und, unter Palmerstons Einfluß, seinen irrlichtelirenden König tiefer, als die Nothwendigkeit der Stunde forderte, in die Orientthändel hineingerissen hatte. Zur Theilung der Türkei wars nicht gekommen; solche Theilung, schrieb Molke, sei eben so schwierig wie die eines Diamantringes: Alles hänge ja davon ab, wer Stambul, den Diamanten, erhalten werde. Aber der Sultan, den die beiden deutschen Mächte mit der Entziehung ihres Beistandes bedroht hatten und dem weder Russen noch Franzosen seinen Territorialbesitz verbürgen wollten, war müde geworden und bereit, Mehemed Ali Pascha, den Rebellen, als Herrn Egyptens anzuerkennen. Fast, schrieb Palmerston an Bülow, ist unser großes Geschäft nun zu gutem Ende geführt; nur der Krieg gegen den bewaffneten Frieden bleibt uns noch. Sechs Monate später glaubte er sich auch von dieser Sorge befreit. Der Meerengenvertrag sperrte den Kriegsschiffen aller Nationen für Friedenszeiten den Bosporus und die Dardanellen. Das hielten alle Unterzeichner für einen Erfolg ihrer Klugheit. Lord Palmerston jubelte, Englands Herrschaft im Mittelmeer sei gesichert; und vergaß, wie gefährlich der auf Frankreich geübte Druck dem Bunde der Westmächte geworden war, wie verhaßt er selbst, der

stolze Nord Feuerbrand, sich bei Louis Philippe und Guizot gemacht hatte. Noch lauter jubelte Graf Nesselrode, der damals schon ein Vierteljahrhundert lang Rußlands auswärtige Politik leitete (und sie noch fünfzehn weitere Jahre leiten sollte). Wie einst den Osmanen, hieß es, gehört uns jetzt das Schwarze Meer, der Westbund ist gelockert und die Welt hat bewundernd wieder gesehen, welcher versöhnlichen Großmuth unser erhabener Herr fähig ist. Im November 1850 noch, in der Denkschrift, die er dem heiter auf fünfundzwanzig Regentjahre zurückblickenden Zaren vorlegte, sagte Nesselrode: *En interdisant l'entrée des Dardanelles aux vaisseaux de guerre étrangers, le nouvel acte, reconnu par toutes les Puissances, nous assure dorénavant contre toute attaque maritime. Enfin, un résultat des plus importants pour nous à cette époque est sorti de cette complication d'Orient. C'est la dissolution de cette alliance anglo-française, si hostile à nos intérêts politiques, si fatale pour la situation des gouvernements conservateurs.* Nach dem Krimkrieg wurde, im Pariser Frieden, der drei Lustren vorher geschaffene Zustand im Wesentlichen bestätigt, doch dem Sultan gestattet, leichtem, den Gesandtschaften fremder Mächte zur Verfügung gestellten Schiffen durch besonderen Ferman die Dardanellen zu öffnen. Im März 1871 wurde wieder die völlige Sperrung der Meerenge vereinbart. Im Februar 1878 lief, trotz dieser Bestimmung des Londoner Protokolls, eine englische Flotte, um Konstantinopel gegen die Russen zu schützen, ins Marmarameer ein. Am dreizehnten Juli 1878 verpflichtete sich der Sultan abermals, kein fremdes Kriegsschiff durch die Dardanellen zu lassen. Dreizehn Jahre danach erwirkte die petersburger Regierung ihrer Freiwilligen Flotte das wichtige Recht, nach vorausgegangener Anzeige mit Sträflingen und Soldaten die Meerenge passiren zu dürfen. Auch das still erweiterte Recht, die Schiffe dieser aus privaten Geldsammlungen entstandenen Flotte, trotzdem sie immer stärker armirt wurden, durch die Dardanellen zu schicken, ist seitdem nur verweigert worden, wenn der Großherr Lust hatte und sich tanti fühlte, Rußland zu ärgern. Und jetzt? Wenn Karl Robert Nesselrode noch lebte, könnte er manchen Fluch hören. Das franko-britische Bündniß, das ihm so schädlich schien, ist heute kein papierner Diplomatenvertrag mehr, sondern die Erfüllung der vom Bedürfniß bedingten Wünsche zweier großen Völker. Und die Minister Lambsdorff und Abellan wären froh, wenn der oft allzu schlaue, mit Eitelkeit belastete Kanzler des ersten Nikolaus niemals einen Meerengenvertrag unterzeichnet hätte.

Der — von den Briten natürlich nicht eingestandene — Hauptzweck

dieses Vertrages war, Rußland ins Schwarze Meer wie in einen Käfig zu sperren. Wer sich noch nicht abgewöhnt hat, in politischen Dingen von Recht und Moral zu reden, muß sagen, daß dieser Versuch, das Zarenreich in Südeuropa vom offenen Meer abzuschließen, eine schmachliche Ungerechtigkeit war. Aber er ist britischer Kunst gelungen. Zwar ist das Schwarze Meer längst ein russischer See geworden; doch die Dardanellen und der Bosporus sind den Kriegsschiffen des Zaren noch immer gesperrt, die Ausfahrt ins Mittelmeer ist seiner Flotte verboten. Kein Reich von der Größe und Kraft Rußlands könnte diesen Zustand auf die Dauer ruhig hinnehmen; und — nebenbei bemerkt — kein deutsches Interesse würde uns hindern, einen von Petersburg aus gestellten Antrag auf Aenderung dieses Zustandes zu unterstützen. Noch aber besteht er; und wer ihn beseitigen will, muß Klugheit der Stärke gesellen. Das hat die Abenteuererkamarilla vergessen, die den armen Nikolai Alexandrowitsch schmeichelnd beherrscht. In dem begreiflichen Aerger darüber, daß den Japanern von fremden Schiffen Munition, vielleicht noch manches Andere geliefert wird, hat sie nach Mitteln umhergespäht, die solche Lieferung hemmen könnten. Ganz einfach, dachten die dummen Schlauköpfe: wir schicken die Fahrzeuge der Freiwilligen Flotte als friedliche Handelsschiffe durch die Dardanellen, lassen sie dann ihre Geschütze demastiren und geben ihnen den Auftrag, am Suezkanal und im Rothen Meer jedes verdächtige Schiff anzuhalten, zu untersuchen und, wenn Kriegscontrebände gefunden wird, mit russischer Besatzung in einen neutralen Hafen zu schleppen, wo das Weitere dann verfügt werden wird. Ein Kindereinfall, gegen den man nicht in heißem Zorn wettern, den man lieber mitleidig belächeln soll. Daß die petersburger Herren sich von sittlichen Strupeln nicht lange aufhalten ließen, bedarf keiner Rechtfertigung. Daß sie aber an die Durchführbarkeit ihres Planes glaubten, stellt ihrer Fähigkeit, politische Möglichkeiten zu erkennen, das schlechteste Zeugniß aus. Im Rothen Meer, schon hinter Port Said ist in diesem Sommer sicher sehr heiß und die für nicht im Orient gebrühete Hirne kaum erträgliche Temperatur mag die russischen Kreuzerkapitäne noch zu Privatdummheiten verleitet haben. Der Auftrag bliebe dennoch thöricht genug. Jetzt, während eines Krieges, der jede russische Aktion in Europa unmöglich macht, sollten die Briten sich gefallen lassen, was sie kaum in ruhigen Tagen geduldet hätten? Sie sollten geduldig zusehen, wie der Meerengenvertrag frech gebrochen, ihrer Flagge die Reverenz versagt, ihre Schifffahrt wider alle Sägung geschädigt wird? Auch deutsche Schiffe sind belästigt und aus ihrem Kurs geschleppt worden. Darüber wäre man mit ein paar höflichen Phrasen bequem hinweggekommen. Die

russische Regierung hat sich die Gewißheit verschafft, daß sie während des Krieges von Deutschland und Oesterreich keine unfreundliche Handlung zu fürchten hat. Die große, die beinahe einzige Gefahr droht ihr von England: und in dieser Lage mußte sie die den Japanern — freilich nur recht lose — verbündeten Briten ärgern, bis aufs Blut reizen. Die Regierung? Ja, wer regirt denn jetzt in Rußland? Nur Figuranten sind sichtbar; die Regisseure bleiben im Dunkel. Graf Ramsdorff, der kein Genie und kein Mann von zäher Willenskraft ist, doch ein klarer, besonnener, in moderner Schule gebildeter Kopf, ist an dem Thorenstreich sicher unschuldig, hat sicher nicht einen Augenblick an die Wirksamkeit eines albernen Schwindelmandvers geglaubt und wurde wahrscheinlich erst um Rath gefragt, als das Britengeschrei die regirende Clique schreckte. Da wurde den Kreuzern der Freiwilligen Flotte dann schnell das Durchsuchungsrecht entzogen. Vielleicht nicht formell noch generell; jedenfalls aber ist dem Uebereifer abgewinkt, den erhitzten Heldenspielern vorsichtigste Zurückhaltung empfohlen werden. Und darum Räuber und Mörder? Darum den alten Ruf russischer Diplomatie, nichts Unkluges, nichts unklug zu thun, auf ein Spiel gesetzt, das nie Etwas einbringen konnte? Als die ersten Kapergerüchte kamen, durfte man glauben, es handle sich um den Versuch einer Einschüchterung. Die Russen, dachte man, wissen natürlich selbst, daß sie ihre Forderung nicht durchsetzen können, wollen aber zeigen, daß sie auf dem Posten sind, und die Contrebandelieferanten zur Vorsicht mahnen. Nun aber, nach dem kaum nothdürftig gedeckten Rückzug, ist die Lage für Rußland schlimmer als vor dem Hundstageswerk. England kann dem Baltischen Geschwader, das endlich ja einmal seklar werden muß, mancherlei Schwierigkeiten schaffen und, mit Amerikas Beihilfe, den Sultan zur völligen Sperrung der Dardanellen drängen; und die Preisengefahr hat ihre letzten Schrecken verloren. Denn nach der üblen Erfahrung im Fall Malakka werden die Russen sich ängstlich vor neuer Belästigung fremder Fahrzeuge hüten, solcher sogar, die dringend verdächtig sind, Kriegscontrebande zu führen. Und Japan wird, wenn Stryblows leckes Geschwader ihm nicht bei Notohama und Tokio die Zufuhr abschneidet, aus Europa und Amerika erhalten, was es irgend begehrt.

*

Wenn die Thatsache, daß andere Leute auch Dummheiten machen, Trost zu spenden vermag, dann haben die Russen die böse Woche vor den Scythialanden nicht ungetröstet verlebt. Dicht an ihrer Westgrenze bot sich ein Schauspiel, das bewies, quantilla prudentia auch in Europa noch heute der Erdkreis regirt wird. Nur ward keinem Irdischen des Lebens ungemischte

Freude zu Theil. Die Hauptverhandlung wider Braun und Genossen, die, den Angeklagten zum Heil, in der Zeit der geräuschvollsten Raperthaten vor dem königsberger Landgericht ihrem Ende zuneigte, konnte den in Petersburg waltenden Coulistengöttern zeigen, daß ihre Kurzsicht sie nicht von modisch vermummten Staatslenkern unterscheidet; mußte sie aber auch ärgern. Nicht, weil das Verfahren ohne jedes lohnende Ergebniß blieb, sondern, weil vor Gericht der russische Kaiser und die russischen Zustände geschmäht und diese Schmähungen in tausend Blättern weiterverbreitet wurden. Das war das Resultat eines Verfahrens, das den Herrn und den Tshin aller Neuzen vor Verunglimpfung schützen sollte. „Seht Ihr“, können an der Nema die Blinden den Tadeln zurufen: „die Deutschen haben am Frischen Haff nicht mehr Glück gehabt als wir im Nothen Meer; auch ihr Versuch, einen unbequemen Störer einzuschüchtern, ist kläglich mißlungen. Und ihre Unklugheit war fast noch größer; denn sie haben sich nicht im Kampfe für ein nationales Bedürfniß, sondern in unserem Dienst die Schlappe geholt.“ Ein Trost wäre es. Doch wie sprach Hiob zu Eliphaz? „Ihr seid allzumal leidige Tröster.“

Die Paroxytmen, an die uns die Besprecher des königsberger Prozesses gewöhnt haben, kann und will ich nicht leisten. Nicht empörend fand ich diese Kriminalkomödie, sondern beschämend; sie reizt eher zum Spott als zur Wuth und hat — Das ist ihre einzige gute Seite — ja auch kein armes Menschenkind empfindlich geschädigt. Wer revolutionäre Schriften über die Grenze schmuggelt, muß mit der nahen Möglichkeit einer Gefängnißstrafe rechnen (wo bliebe sonst das Verdienst, der Anspruch auf einen Platz im Martyrologium?) und die königsberger Richter ließen es bei drei Monaten als höchstem Strafmaß bewenden. Die der Stadt Rants angethane Schmach, der Schandfleck auf Preußens Ehre, der angeklagte, verurtheilte, zusammengebrochene, im Schmutz erstickte Jarrismus: Das und Aehnliches ist für den agitatorischen Hausgebrauch und als Feriensensation vielleicht gut zu gebrauchen, hat mit ernsthafter Politik aber nichts zu thun. Ein merkwürdiges Vergnügen, den Dzean mit Stachelruthen zu peitschen; Kurzweil für Kinder. Wir wollen in aller Ruhe prüfen, warum, mit welcher Absicht dieser Prozeß begonnen und mit welcher Kriminalistenweisheit er durchgeführt wurde.

Für seine Nothwendigkeit hatten im Parlament zwei Excellenzenzeugt: Herr Schönstedt, der preussische Justizminister, und Herr von Nicht-hofen, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Wer die Erinnerung an die Großthaten dieser Würdenträger in treuem Gedächtniß bewahrt, konnte Schlimmes ahnen; immerhin mußte auch er an einen normalen Verlauf der

Sacheglauben. Die Ministerialinstanz hatte sich juristisch, das Auswärtige Amt politisch damit beschäftigt: also mußte Alles in bester Ordnung, der strafbare Thatbestand festgestellt, das rechtliche Fundament des Verfahrens gesichert sein. Wenn zwei Excellenzen sich persönlich bemühen, wenn drei Vierteljahre lang untersucht wird und die Anlagenschrift dreihundert Folienseiten füllt, ist gewiß eine verblüffende Enthüllung zu erwarten. Geheime Verbindung, Hochverrath, gröbliche Beleidigung des Zaren, von London, Zürich, Genf aus organisirter Schriften schmuggel: sicher ist's eine Lebensgefahr, aus der das Deutsche Reich die Rußensregierung reißt. Offenbar haben unsere Staatsmänner die Schleichwege einer internationalen Verschwörung entdeckt und die Häupter heimlich so fest gepackt, daß sie dem Rächerarm nicht mehr entinnen können. Rußland wird sich, als die zunächst betheiligte Macht, dankbar erweisen; und hat sich das alte Schlagwort von der „Solidarität der konservativen Interessen“ erst wieder eingebürgert, dann lebt vielleicht auch die Heilige Alliance noch einmal auf. Ein holder Traum, jauchzte der Eine; ein quälender Albdruck, ächzte der Andere. Die guten Seelen, die immer, trotz aller Erfahrung, noch wähnen, im neusten Deutschland müsse, weil Rednerlärm gemacht wird, Großes geschehen! In der gemeinen Wirklichkeit sah die Staatsaktion ganz anders aus. Nichts als der übliche Schriften schmuggel, an den die petersburger Bureaucratie längst gewöhnt ist und über den sie sich kaum noch aufregt. In Rußland hat beinahe Jeder einen Freund, der ihm verbotene Bücher und Brochuren verschafft, und hundert Pehwes könnten nicht hindern, daß die Schriften Maryens, Bakunins und der späteren Nihilisten aus einem Studentenest ins andere geschleppt werden. Ist auch kein Unglück. Vor einer politischen Revolution nach pariser Muster zittern weder die Romanows noch die Tschinowniks. Die selben Menschen, die gestern für Tolstois Essärevangelium schwärmten und das Bild der Vera Sassulitsch wie ein Kultgeräth ehrten, ziehen morgen in patriotischem Hochgefühl gegen Japan ins Feld. Auf der Eisenbahn fluchen sie leise wohl noch der Regierung; auf dem Schlachtfeld preisen sie das Los, fürs Heilige Rußland sechten und fallen zu dürfen. So wars seit der Dekabristenzeit und so wird's noch eine Weile bleiben. Wäre das Zarenreich durch revolutionäre Literatur in die Luft zu sprengen, dann hätte es schon die Tage Turgenjews nicht überlebt. Den Strafantrag, den die deutschen Behörden wünschen, sollen sie haben, aber wir regen uns wegen solcher alltäglichen Geschichte nicht auf und stürzen uns erst recht nicht in Arbeitskosten. Sehr nett, daß sich die Leute bemühen; doch die bösen Pamphlete hält dem Riesenleib unseres Reiches auf die Dauer

kein Eifer fern . . . Der Herr von Nichthofen vorgesezte Citirkünstler sollte den Staatssekretär an das weise Wort erinnern, das uns warnt, Wohlthaten aufzudrängen. Deutsche Mandarinnen haben nicht die Aufgabe, Rußland zu retten; dürften, ohne der Pflicht zu fehlen, wenigstens warten, bis solche Rettung erbeten wird. Das thaten sie nicht. Wollten diligentiam prästiren und vergaßen, die Eilsfahrt gegen Entgleisung zu sichern. Die Russen blieben kühl, antworteten auf die Fragen unserer Behörden gar nicht oder mit unhöflicher Verspätung, zeigten kein irgendwie sichtbares Interesse an der Sache, — und wünicben im innersten Herzenskämmerlein jetzt wahrscheinlich, der Himmel möge alle Rechtgläubigen fortan vor so gefährlicher Freundschaft schützen.

Die Hauptverhandlung ließ wieder erkennen, wie weit das Elend deutscher Strafrechtspflege gediehen ist. Wann endlich kommt ein Prozeß, dem der Aufrichtige nicht arge Glossen nachsenden muß? Daß in Königsberg Kant falsch citirt, Spinoza mit Hegel verwechselt wurde, mag hingehen; auf das Postulat allgemeiner Bildung hat die Wesensart viel höherer Beamten uns längst verzichtet gelehrt. Auffallender war schon, daß die hart bedrängten Vertreter der Anklage sich zu der Behauptung verstiegen, ein Oberstaatsanwalt könne in amtlicher Funktion eben so leicht irren wie jeder andere Mensch und die Reichsgerichtsräthe seien „auch nur Juristen wie wir“. Viel Selbstgefühl und kühner Muth. Leider gab die sichtbare Leistung den Prokuratoren kein Recht zu solchem Stolz. Der Prozeßstoff war so mangelhaft vorbereitet, daß, zum Beispiel, erst nach langer Wirrung halbwegs festgestellt werden konnte, welche Schriften bei den einzelnen Angeeschuldigten gefunden worden seien. Nach neunmonatiger Untersuchung. Man denke sich einen Bandendiebstahl, in dessen Hauptverhandlung der Gerichtshof durch umständliche Verhöre ermitteln muß, ob die Seidenwaare bei Franz Müller, der Reinwandballen bei Aron Kanalgeruch gefunden wurde; Niemand konnte dem Vorsitzenden verübeln, wenn er dem Staatsanwalt seine Meinung über solche Prozedur ungemein deutlich sagte. Der königsberger Präsident war manchmal zu heftig und ließ sich manchmal wieder die Leitung entwinden. „Daß die Reporter falsch berichten, sehen wir hier jeden Tag.“ „Die Sozialdemokraten haben den Grundsatz, vor Gericht die Unwahrheit zu sagen.“ Diese Aeußerungen zeigten nicht die edle Ruhe, die von einem Richter zu fordern ist, und riefen lauten Widerspruch hervor, der für eine Weile dann die Thakraft des Vorsitzenden zu lähmen schien. Nach solchen Zusammenstößen beherrschten die sozialdemokratischen Vertheidiger das Forum. Sie waren gewaffnet und hatten die Arbeit gethan, die der Staatsanwaltschaft und der das Verfahren eröffnenden

Kammer unnöthig erschienen war. Kaum glaublich klingt und ist dennoch erwiesen: in einem Prozeß, der mit Wissen und Willen der höchsten Instanzen eingeleitet worden war und für dessen Berechtigung und drängende Nothwendigkeit sich die Herren Schönstedt und Richthofen im Parlament verbürgt hatten, wurde in der allerletzten Stunde festgestellt, daß eine Verurtheilung wegen Hochverrathes und Majestätbeleidigung gar nicht erfolgen könne, weil kein russisches Gesetz die in den Paragraphen 102 und 103 StGB verlangte Gegenseitigkeit zusichere. Mit dieser Frage stand und fiel das Verfahren; sie mußte unzweideutig beantwortet sein, ehe der Eröffnungsbeschluß gefaßt wurde. Niemand hatte daran gedacht. Wird sich später finden. Einstweilen sind die Leute „hinreichend verdächtig“ und sitzen im Loch. Die dicke Anklageschrift schrumpfte zu einem Papierhäuflein. Die Beschuldigung, die Angeklagten hätten durch die Verbreitung der Pamphlete den Zaren beleidigt, ließ der Staatsanwalt selbst fallen; von der Anklage, Hochverrath geübt und gegen einen befreundeten Staat feindliche Handlungen unternommen zu haben, sprach der Gerichtshof alle Beschuldigten frei. Resultat: Sechs unbeträchtliche Genossen werden auf ein paar Wochen eingesperrt, weil das Kollegium zu der Ueberzeugung gelangt ist, sie seien der „Theilnahme an einer Verbindung“ schuldig, „deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll.“ Die Wirkung dieses nicht unanfechtbaren Urtheils ist leicht vorauszusehen. Da nichts Aergeres zu fürchten ist, wird die Einschmuggelung der Rebellenliteratur künftig in größerem Umfang betrieben und nur jedes Thatbestandsmerkmal des Geheimbundes vermieden werden.

Hat der Prozeß also keine Ueberraschung gebracht? Doch: eine; eine geradezu verblüffende sogar, die eine neue Aera der Rechtspflege eröffnen kann. Die innere und äußere Politik des Zarenreiches ist zum Gegenstande der Beweisaufnahme gemacht worden. Im Ernst. Das Gericht hat sich nicht damit begnügt, Tage lang alle von den Brandrothen gegen Nikolai Alexandrowitsch und dessen Räte geschleuderten Flüche verlesen zu lassen: es hat auch über die russischen Zustände „Beweis erhoben.“ Zu welchem Zweck? Non liquet. Wenn der Zar ein iberonisches Scheusal, Rußland ein von Gräuelsaat bis an die äußerste Grenze bedecktes, ein himmelan stinkendes Khanat wäre, müßten Deutsche, die gegen dieses uns im Sinn des Völkerrechtes befreundete Land eine feindliche Handlung begangen hätten, nach der Norm des Gesetzes bestraft werden. Für die Frage nach der Schuld oder Unschuld der Angeklagten war diese langwierige Beweisaufnahme also unerheblich. Und für das Strafmaß? Soll künftig etwa vor Landgerichten „thatächlich festgestellt“ werden, wann in einem

fremden Staat ein Zustand eintritt, der feindliche Handlungen rechtfertigt oder die Schuld mindestens mildert, wann ein fremder Monarch sich so beträgt, daß er Schmähung verdient? Dann können wir hübsche Dinge erleben. Wenn Herr von Roscielski vor dem Seinetribunal über die preußische Polenpolitik, Herr Nebel in Zürich über Zucht und Sitte im deutschen Heer vernommen würde, bekäme die Welt vielleicht ähnliche Urtheile zu hören, wie der dem russischen Dienst entlaufene Professor von Reusner sie in Königsberg über sein Vaterland fällte. Ich weiß nicht, ob der Herr Zeuge oder Sachverständiger war; jedenfalls schilderte er Rußland als eine Hölle, in deren Kothgestank selbst Satans Großmutter nicht leben möchte. Das war sein gutes Recht. Aber eine Zeugenansage? Das beeidete Gutachten eines Sachverständigen? Zehntausend gebildete Russen, die nicht zum Tshin gehören, keine Gunst erstreben und das Leid, den furchtbaren Jammer ihres Landes tief empfinden, hätten diesem Professor in leidenschaftlicher Empörung widersprochen. Nein: eine Strafkammer kann nicht über den status eines Reiches urtheilen; nicht einmal über den des eigenen, das sie wenigstens kennt. Wenn die Herren von Manteuffel und Richter, Graf Reventlow und Singer, Sattler und Jazdzewski zur Ausage über Nutzen und Nachtheil der neudeutschen Politik berufen würden, kämen sechs grundverschiedene Auffassungen an den Tag. Soll dann gegen Richter und Genossen das Verfahren wegen Eidesverletzung eingeleitet werden? Die königsberger Methode, die den ältesten Balkanklatz, *crambo repetita*, wieder auffrischen ließ, wird sich nicht einbürgern. Sie entspricht weder den einfachsten Pflichten internationaler Höflichkeit noch den Erfordernissen ernsthafter Rechtsprechung. Wir würden uns ihre Anwendung auf unsere Verhältnisse hoffentlich selbst von dem mächtigsten Staat nicht gefallen lassen; und sollten sie deshalb auch keinem Andern zumuthen.

Diesmal paßte sie in das ganze Bild. Den Russen soll ein unerbetener Dienst geleistet werden. So ungefähr wie in der Zeit des Polenaufstandes, wo Bismarck von allen liberalen Männern ein feiger Knutenknecht ohne Nationalgefühl geschimpft wurde. Bernhard, gebt Acht, hat nicht geringeren Muth als Otto; auch er trotz stolz einer Welt. Bismarck sperrte den Haufen Mazzinis und Miroslawskis, Bülow den Titanen Mandelstamm und Silberfarb die Grenze und verfolgte Braun, Nowagrogky, Ehrenpfort und Genossen bis in die Hallen des Landgerichtes. Durch diese Aktion wurde Manches erreicht. Was sonst kaum anarchistische Winkelblättchen über den Zaren zu veröffentlichen wagen, stand nun in allen bourgeoisen Zeitungen. Die Schriften schmuggler sind nicht eingeschüchtert, sondern ermutigt worden.

Und die Beweisaufnahme in puncto russische Zustände hat, so lasen wir, „für den Parisismus ein vernichtendes Ergebniß gehabt.“ Am Frischen Haß der selbe Triumph wie im Rothen Meer. . . Von Neunmalweisen, die, wie Heimdall, der Ase, das Gras wachsen hören, ist in Rußland und Frankreich die Fabel verbreitet worden, Wilhelm der Zweite sei nur nach Kiautschou gegangen, um die Russen in die Falle von Port Arthur zu locken und den Deutschen die unbestrittene Vorherrschaft in Europa zu sichern. Das ist natürlich Unsinn, wird aber geglaubt und ist bis in große pariser Zeitschriften gesichert. Wahrscheinlicher würde immerhin, so thöricht sie wäre, die Behauptung klingen, die deutsche Staatskunst, der man sichtbare Dummheiten draußen noch nicht zu trauen möchte, habe den königsberger Prozeß nur begonnen, um unter dem Vorwand eines Freundesdienstes, den die bethörten Russen ihr obendrein gar noch danken müßten, das Parthum vor Europa gründlich zu kompromittiren.

*

So boshaft ist unser Reichsplauderer nicht. Er hat Gutes gewollt; doch leider recht Schlimmes geschaffen. Seit Jahren ist im deutschen Land nicht mit solcher Wuth, solchem Haß über den Nachbar im Osten gesprochen worden wie jetzt. Warum? Von den zwischen Perim und Suez begangenen Thorheiten hat die petersburger Regierung schleunig Entschuldigung erbeten; und für die königsberger Komödie ist sie nicht verantwortlich. Haben wir auch nur über die russischen Zustände Neues erfahren? Nicht das Allergeringste. Wie es scheint, leben unter uns aber Leute, die wähnen, jetzt, während des Asiatenkrieges, sei es an der Zeit, über die Moskowiter herzufallen. Mit dem Maul und der Feder, versteht sich; an einen Krieg gegen das Reich der Romanows denken sie nicht, nur: daß man Rußland, da es doch nächstens zusammenbricht, nicht mehr ängstlich zu schonen braucht. Dieser Wahn birgt ernste Gefahr. Rußland wird sehr schlecht regirt; der Klügel, der da mit hundertunddreißig Millionen Menschen schaltet wie mit einer Meute, einer Ragenbrut, bereitet dem kleinen, kränkenden, in den Traum der Gottähnlichkeit gelullten Autokraten Schwierigkeiten, die sich bald fühlbar rächen werden. Doch das Parthum, das Bonaparte und Palmerston, den Krimkrieg, Gortschakows Großmannsucht und die erste Raserei des Terrorismus überdauert hat, wird auch den sinnlosen, ziellosen Feldzug gegen Japan überleben. Wenn drei Armee-corps nicht ausreichen, wird es fünf, sechs nach Ostasien schicken, außer den sechshundert Millionen, die der Krieg bis zum Ende des Kalenderjahres 1904 kosten wird, im nächsten Jahr, wenns sein muß, noch eine geborgte Milliarde Rubel in das Abenteuer stecken, — und wird schließlich siegen,

weil es siegen muß, weil es mehr Menschen, mehr Geld, also mehr Zeit hat als sein Gegner. Der Kiesenleib wird aus abertausend Wunden bluten; doch von allen Seiten werden starke Freunde den Sieger umwerben. Soll unsere Wirthschaft und Politik dann unter den Folgen des von unverantwortlichen Schwärmern und Phrasiern bewirkten Lärmes leiden? Soll den Deutschen dann das Bewußtsein trösten, daß der Zarismus in der Hundstagskrihe dieses Heilsjahres auf der Anklagebank saß, in unzähligen Leitartikeln gebrandmarkt, von einem Gerichtschwäger kontumazirt, mit Donnerkeilen zerschmettert wurde? Ueber einen Krieg, aus dem Etwas zu holen wäre, ließe sich reden; Schimpferei, die sich bis zu kriegerischen Konsequenzen nicht vorwagen darf, ist im Völkerverkehr immer gefährlich. Die Herren Balfour und Chamberlain werden Palmerstons Irrthum nicht wiederholen, das Zarenreich nicht für ohnmächtig halten, sondern stets auf die Stunde lauern, die einer erträglichen Verständigung mit Rußland günstig scheint. Mitten im lautesten Aerger über die Belästigung britischer Schiffe rief uns, ein paar Wochen nach dem tieler Versöhnungsfest, die Presse des Inselreiches über den Kanal: Von Euch wollen wir nichts wissen, unter keinen Umständen mit Euch gemeinsam handeln; unser Freund, unser Mandatar in Petersburg ist Frankreich; Ihr, liebe Vettern, eßt Eure Suppe gefälligst allein aus. Und in dieser Situation wollen wir dem offiziellen Rußland, nach Bismarcks burschikosem Wort, die Fenster einwerfen, weil Finen und Balten, Polen und Juden, Lutherische und Sektirer, weil die hitzigsten Vertreter der Intelligenz von der an der Nema regirenden Sippe schlecht behandelt werden? Jeder Deutsche sollte sichs dreimal überlegen. Rußland ist um mindestens ein Jahrhundert hinter Europa zurück und hat jetzt das Unglück, die Allgewalt in der zitternden Hand eines unzulänglichen Monarchen zu sehen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es in nächster Zeit schwere Stunden und schmerzhaftes Enttäuschungen erleben; und gerade dadurch vielleicht auf den Weg gesunder organischer Entwicklung gedrängt werden. Stark aber, ein ungeheurer Faktor im Rechenexempel internationaler Politik wird es in jedem Fall bleiben; und wir haben nicht so mächtige Freunde, nicht so nahe und zahlungsfähige Kunden, daß wir, aus Schwärmerei für eine Freiheit, deren köstlichste Güter wir selbst noch entbehren, uns solchem Nachbar entfremden dürften. . . Thorheiten der Regirenden, wie die letzten Wochen sie uns wieder zeigten, sind unangenehm genug; die Völker sollten, so lange sie nicht im Lebensnerv bedroht sind, nüchtern bleiben und das Privilegium, Dummheiten zu machen, neidlos den Excellenzen gönnen.



Was ist Skeptizismus?

Wer zu philosophiren anfängt, heißt irgendwo, muß zunächst Skeptiker sein. Wer aber bis an sein Lebensende Skeptiker blieb, war nie mehr als ein Anfänger in der Philosophie. Das Gold der lauterer Wahrheit kann nur im Schmelztiegel des Zweifels gewonnen werden. Aber dieser Läuterungsprozeß ist immer nur Mittel, niemals Selbstzweck. Das Scheidewasser der Kritik soll die Schlacke des Unhaltbaren aussondern. Wo sich das Spinnengewebe der Tradition festgesetzt, der Rost des Dogmas, der Schimmel der Orthodoxie herausgebildet haben, da thut eine Dosis Skeptis Wunder. Nur darf man nicht, wie der ungeduldige Patient in L'Arrongés „Doktor Klaus“, die ganze Medizinflasche auf einen Zug leeren, um den Gensungprozeß gewaltsam zu beschleunigen. Wer nicht nur sein Leben lang zweifelt, sondern an aller Wahrheit endgiltig verzweifelt, ist freilich gründlich kurirt, aber nicht wie der Haschisch-Raucher, der sich berauscht, sondern wie der Selbstmörder, der sich mit Opium vergiftet. Der Skeptizismus kann als Methode, meinetwegen auch als mißtrauisch abwartende gedankliche Grundstimmung vortreffliche Dienste zur Verhütung voreiliger Schlüsse leisten; aber als Prinzip, als durchdachte und in sich abgeschlossene Weltanschauung ist er philosophischer Selbstmord, eine Arsenitvergiftung im Dialektischen. Die Arsenikur ist ein eben so bekanntes wie verzweifelttes Schönheits- und Verjüngungsmittel, doch weder darf sie zu lange fortgesetzt noch das heilsame Gift in zu großen Dosen genommen werden. Sonst fährt sie zum Tod.

Und so ist der radikale Skeptizismus in der Philosophie immer nur Episode, niemals Epoche gewesen. Denn was für das Denken der Zweifel, ist für das Handeln die chronische Entschlußlosigkeit und für das ästhetische Empfinden die stumpfsinnige Vergleichgiltigung. Der zu Ende gedachte Skeptizismus ist gleichbedeutend mit einer Permanenzerklärung der Schläfheit und einer Verhimmlung träger Unthätigkeit und verträumter Passivität. Wie gealterte Heiden gern Betschwestern werden, so münden gedankenmüde, thatenschlafe Skeptiker vielfach in gläubigen Mystizismus ein. Das Rezept der Skeptiker aller Zeiten und Völker lautet: Da alles endgiltige Erkennen Chimäre ist, giebt es für den grundsätzlichen Zweifler nur einen Ausweg: Enthaltbarkeit. Zunächst Enthaltbarkeit im Urtheil (ἐποχή). Man solle niemals im Ton felsenfester Zuversicht Etwas behaupten, erklären oder befehlen, sondern im flehentlich zaghaften, traurig resignirten Optativ sprechen: „Es scheint so“, es „könnte“, „es dürfte“, es „möchte“ wohl so sein. Grammatisch ausgebrückt: der Indikativ wird für den Skeptiker abgeschafft und nur der Konjunktiv behält Kurs. Der gerade Rücken im Gedanklichen wird ver-

pönt, aller Schneid, alle Forscheit, alles Rede, Selbstsichere und seelisch Aufrechte, alles Energetische, mit Zuversicht ins Leben Blickende wird in Acht und Bann gethan. Statt mannhaft und jugendstark den Muth zum Irrthum zu haben, solle man die Altweibervorsicht klügelnder Zurückhaltung beobachten. So artet denn der Skeptizismus in einen Pessimismus des Denkens aus.

Ueberträgt man nämlich die skeptische Lehre von der Zurückhaltung im Urtheil auf Willenshandlungen und Gefäßäußerungen, so muß die Asefe das letzte Wort aller Skepsis sein. Ist uns das Wesen der Dinge für immer verschlossen, so daß es keinerlei Kriterium der Wahrheit giebt, über nichts in der Welt Gewisses und Unumstößliches sich aussagen läßt, so läuft folgerichtig der Zurückhaltung im Urtheil in Bezug auf den Erkenntnißprozeß parallel: die Zurückhaltung im Handeln (Ataraxie) und die Stumpfheit im Fühlen (Apathie). Und so lautet denn auch die tiefste Weisheit der Skeptiker: Nur keine Aufregung! Gemüthsruhe ist der einzig reale Werth im Leben. Cui bono? Warum sein seelisches Gleichgewicht zu Gunsten irgend einer Idee oder irgend eines Ideals opfern? Das schlafende, träumende, beschaulich in sich versunk'ne Gemüth ist das einzig Wahre im Leben. Die Schwärmer und Phantasten, die ihre Seelenruhe, ihre Gemüthsheiterkeit, ihr behagliches Dolce für nichts von der plebejischen Unruhe der sogenannten Schaffenskraft unterbrechen lassen oder gar ihr Leben in die Schanze schlagen für solche logisch unhaltbare, dialektisch wurmfressige Sammelbegriffe, wie Vaterland, Nation, Glaube, Menschheit, sie sind Narren des Lebens. Sie verdienen die Schellenklappe des Thoren. Wir „Weisen“ wärmen uns behaglich in der Sonne, schwelgen vergnüglich im Pfuhl raffinirten Nichtsthuns, bis, — ja, bis die rauhen barbarischen Nordländer über uns kommen und uns kurz und klein schlagen. Das ist nämlich das Ende vom Liede. Der Skeptizismus ist die Weltanschauung niedergehender Kulturen, dekadenter Völker oder Geschlechter. So lange das Leben aufwärts geht, heißt leben: schaffen, gestalten, wagen, formen, ringen, behaupten, leisten. Wird es aber weck und müde, so heißt leben: ausruhen, träumen, genießen, seufzen, beten. Der kategorische Imperativ der Wachen, der Aufrechten, der Unternehmenden und Stolzen heißt: Arbeite! Der verschlafene Optativ der Deladenten lautet: Sage, ruhe, krümme und ducke Dich, sprich nur sanft und gelassen, bete! In dieser Befenchtung wird es verständlich, warum die klugen Jesuiten sich einst des Skeptizismus genau so bemächtigt haben wie früher unter Mariana und Bellarmin der Volkssouverainetät und des Demokratismus. Die Jesuiten hatten von je her die feinste Witterung, den „flair“ für das Kommende, für unterirdische Zusammenhänge, für psychologische Tiefen; sie waren praktische Völkerpsychologen, lange bevor es eine Völkerpsychologie als Wissenschaft gab. Wie die Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert „monarchomachisch“ gestimmt waren,

demokratische Ideen in den Dienst ihrer hierarchischen Ziele zwängten, so bemächtigten sie sich im siebzehnten Jahrhundert des lässig-erwöhlten Salon-Skeptizismus eines Montaigne, Charron und Sanchez, um dem an allem Wissen irr gewordenen und zur Bankrotterklärung gebrängten menschlichen Verstand ein sanftes Ruhepläschen im Hafen der Kirche zu schaffen.

Hatte der spanisch jüdische, in Südfrankreich als Medizinprofessor wirkende Arzt Sanchez (Sanctius) die schärfste Tonart des Skeptizismus in der Formel vertreten: „Quod nihil scitur“, so hat der Begründer der Literaturgattung des Essai, der esprit vagabond Michel Montaigne, dieses lecke pyrrhonisch-skeptische Ausrufungszeichen des Sanchez in das Fragezeichen umgegossen und gemildert: „Quo scavis-je“? Der bekehrte Priester Charron wiederum ließ die neoskeptische Bewegung, die Wiederbelebung des antiken Pyrrhonismus, in einen wehmüthig-resignirten Punkt ausklingen: „Je ne scavis rien.“ Aus diesem passiven Verzicht weiß nun aber die aggressive Kirche Kapital zu schlagen. Nach und nach bildet sich geradezu ein „jesuitischer Skeptizismus“ heraus, der den systematischen Zweifel pflegt, um den Glauben über die Vernunft triumphieren zu lassen. Schon La Motte le Vayer (1588 bis 1672) folgert aus der Relativität aller Erkenntnißwerthe die Wandelbarkeit der Vernunftprinzipien, denen man die religiöse Weltanschauung mit ihrem festen autoritativen Rückgrat entgegensetzen müsse. Der berühmteste Kanzelredner aller Zeiten, Bossuet, verwerthet den Skeptizismus als entscheidende Gegeninstanz gegen den Protestantismus. Vollends benützt der fromme Bischof von Avrenches, Pierre Daniel Huet (1630 bis 1721), in seiner nachgelassenen Schrift „Traité de la faiblesse de l'esprit humain“, wie schon vor ihm Poiret, alle Mienen einer zersetzenden Skepsis, um das rationalistische Lehrgebäude der Kartesianer zu sprengen. Der üppigste Sensualismus, ja, man kann sagen, selbst der verpönte psychologische Materialismus, dem das Denken zu einer bloßen Funktion des Gehirnes herabstinkt: sie werden von Huet unbedenklich herangezogen, um als Kronzeugen gegen den Rationalismus auszusagen. Die menschliche Erkenntniß wird systematisch auf das Sinnenzeugniß als einziges Kriterium der Wahrheit herabgesetzt, damit ihr die angeblich unanfechtbare Offenbarung-Erkentniß in bengalischer Beleuchtung gegenübergestellt werden kann. Wie man sieht, hat der „jesuitische Skeptizismus“ eines Brunetiere nicht einmal den Vorzug der Originalität für sich. Was dieser ehemalige Positivist und Schüler von Comte und Littré nach seinem Kanossagang gegen die Wissenschaft vorgebracht hat, verhält sich wie widerliches Zuderwasser zu dem brausenden Champagnerkelch eines Poiret, Sorbidiere, Simon Foucher oder gar zu Bossuet und Huet, — von Blaise Pascal und Pierre Bayle ganz zu schweigen.

Der Skeptizismus tritt in der Geschichte epidemisch auf und wirkt in dumpfer Schwüle manchmal reinigend wie ein Gewitter: erfrischend, erlösend.

Wird er aber endemisch, so bedeutet er den Niedergang und Zerfall der von ihm verseuchten Geschlechter. Er ist dann nicht mehr die Fäulnis des gährenden Werdens, sondern das Verwesungszeichen zerfallender Auflösung. Tritt irgend ein Credo — sei es ein religiöses oder ein philosophisches, ein künstlerisches oder ein politisches — allzu unbescheiden und selbstlicher hervor, so daß es zum Dogma gerinnt und zum Anspruch auf Unfehlbarkeit der Geltung verhärtet, so kann es nur von Nutzen sein, wenn der Skeptiker mit hartem Griff in diese Ansprüche hineinfährt, als guter Rehrbesen den Staub und Schutt der Tradition tüchtig aufwirbelt und die verschwiegenen Ecken dogmatischer Vorurtheile kräftig säubert. Aber zu den Prunkstücken eines Hanshaltes wird der Besen nie gehören. Hat er seine reinigende Wirkung erzielt, o wandert er zurück in den verstoßenen Winkel des Hanses, in die Besenkammer. Der Skeptizismus ist wirklich nur die Besenkammer der Philosophie. Man bedient sich seines Werkzeuges, sobald gewisse Gedankengänge allzu verstaubt scheinen, als eines nützlichen Reinigungsinstrumentes, aber man stellt es, wenn es seine Arbeit gethan hat, in die Ecke. Nicht die Sophisten, unsere ersten Skeptiker, nehmen eine beherrschende Stellung in der Geschichte des menschlichen Denkens ein, sondern Sokrates, der sie bezwang. Nicht die Pyrrhoneer gelten als die Wohltäter des Menschengeschlechtes, die in mehr- hundertjähriger unterirdischer Miniarbeit an dem Zerfall der alten Kultur mit Maulwurfsicherheit mitgewirkt haben, sondern Christus, der die Lebenszuversicht und Glaubensstärke zurückbrachte, die von den Skeptikern unterwühlt und zernagt worden war.

Nicht anders erging es in der Neuzeit, als Renaissance, Humanismus und Reformation das Wunderwerk der alten Propheten vollendeten, indem sie „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ nicht nur weissagten, sondern wirklich besicherten. Wie alle antiken Systeme von großem Zuschnitt, so wurde auch der alte Pyrrhonismus galbanisirt. Galilei erneuert Demokrit, Justus Lipsius den Stoizismus, Gassendi den Epikureismus; so auch Montaigne den antiken Skeptizismus. Aber diese künstliche Wiederbelebung hat keine lange Dauer. Nicht der Pyrrhoneer Montaigne gilt als Begründer der neueren Philosophie, sondern Descartes, der den Zweifel als methodisches Prinzip (*doute hyperbolique*) zwar voranstellt, aber im „Selbstbewußtsein“, im „*sum cogitans*“ überwindet, oder Franz Bacon, der die Lehre von den vier Idolen (Vorurtheilskategorien) an den Anfang aller philosophischen Untersuchung setzt, zugleich jedoch die Mittel zeigt, wie man des unausweichlichen Zweifels Herr werden könne.

Nicht anders erging es dem siebzehnten Jahrhundert, das so glänzende Skeptiker aufzuweisen hatte wie Blaise Pascal von der mathematischen und Pierre Bayle von der theologischen Seite. Beide suchten im Glauben Unter-

schluß; Jener ehrlich, Dieser scheinbar; dort ein credo, ut intelligam, hier ein credo, quia absurdum. Pascal ist ein wirklicher Heiliger, Bayle ein eben so wirklicher Scheinheiliger. Für Pascal giebt es nur eine Wahrheit: die schlichte, unverfälschte, unverfälschte Wahrheit des Herzens. Le coeur a ses raisons, que la raison ne connaît pas. Für Bayle giebt es eine „doppelte Wahrheit“, die sich sogar äußerlich markirt. In seinem berühmten Dictionnaire ist Bayle über dem Strich, im Text, gläubig, unter dem Strich, in den Notizen, skeptisch. Doch Bayles dialektisches Doppel-*Ich* wurde mit Recht als „doppelte Buchführung“ im Intellektuellen benutzert und wissenschaftlich geächtet. Weber Bayle noch Pascal geben dem großen Zeitalter, dem sie angehörten, das Gepräge. Bestimmend waren vielmehr die Schaffenden, wie Boyle, der Begründer der Chemie, und Newton, der Ausgestalter der Physik, und unter den Philosophen: Spinoza und Malebranche, Locke und Leibniz. Nicht anders im achtzehnten Jahrhundert. Nicht der „Magus des Nordens“, der bissige, satirische, zeretzende und zugleich erbauliche Hamann, sondern Kant giebt dem Zeitalter die Lösung. Gewiß haben auch die Skeptiker aller Zeiten und Grade im Brevier der Philosophiegeschichte ihre feste Stellung. Nur reißt man sie nie und nirgends unter die Nimrode, wohl aber unter die Sonntagsjäger ein.

Eine Ausnahme von dieser Regel scheint nun der Engländer David Hume, dessen Kritik des Kausalgesetzes, nach eigener Aussage Kants „Dasjenige war, was mir vor vielen Jahren den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Vernunft eine ganz andere Richtung gab.“ Mit keinem seiner Vorgänger ringt Kant so hart und so nachhaltig wie mit dem „Skeptiker“ Hume. Sollte am Ende der Skeptizismus doch keine solche quantité négligeable sein, wie seine Erzgegner, die Dogmatiker, uns erzählten? Hat der Skeptizismus solche Vertreter aufzuweisen wie Hume, den man heute unbedenklich neben Hobbes, wohl dem größten Philosophen Englands, nennen kann, dann muß er doch wohl mehr sein als bloßer Sauerteig der dogmatischen Systembildung, als jenes Salz, das man jeder philosophischen Speise beimischen mußte, aber in so schwachen Dosen, daß man sie nicht ganz versalzt. Entweder ist der Skeptizismus eine ernste, streng in sich verkettete, lückenlos ineinandergreifende Weltanschauung — sonst wäre es unerklärbar, wie ein so starker Geist sich zum Skeptizismus bekannt haben könnte — oder Hume war kein Skeptiker.

Ich erkenne die logische Berechtigung dieser Alternative an, wähle aber das Ober. Denn ich gedenke, hier den Nachweis zu führen, daß Hume nicht nur kein Skeptiker im Schulsinne des Wortes, sondern, im Gegenteil, der erfolgreichste Gegner des Skeptizismus war. Die philosophiegeschichtliche fable convenue, die uns von den Lehrbuchschreibern seit Jahr und Tag aufge-

tisch wird, Hume sei der Erzskriptler, der Drache der Dialektik, dem der Herkules Kant endgültig den Kopf abgeschlagen habe, bedarf einer gründlichen Revision. Zwar spricht Kant, wie sein ganzes Zeitalter, von Hume als von einem Skeptiker, der dem „schrecklichen Umsturz“ aller Wissenschaften entgegenstreibe, was aber, nach Aussage seines Biographen Borowski, nicht verhindert hat, daß Kants „Denkkraft durch Hume einen ganz neuen Schwung bekam.“ Auch der Umstand ist mir nicht verborgen geblieben, daß sich Hume selbst mit der lächelnden Ueberlegenheit eines gewandten Weltmannes ausdrücklich zum Skeptizismus bekannt hat. Von seiner „skeptischen Neigung und seinen skeptischen Grundsätzen“ spricht er (Treatise IV, 7) mit sichtlichem Behagen. „In allen Vorgängen des Lebens,“ heißt es da, „sollten wir uns unseren Skeptizismus bewahren. Wenn wir gar Philosophen sind, sollten wir es nur nach skeptischen Grundsätzen sein und weil wir einen Drang zu solcher Thätigkeit in uns fühlen.“ Im „Inquiry“ (V, 1) stellt Hume die akademische oder skeptische Philosophie förmlich als Modell der Leidenschaftlosigkeit auf. Es ist daher überraschend, daß diese Philosophie, die fast in jedem Fall harmlos und unschuldig sein muß, das Thema von so sehr grundlosen Vorwürfen und Verleumdungen sein sollte. Hume verteidigt aber nicht nur den Skeptizismus, sondern er empfiehlt ihn geradezu als philosophische Untersuchungsmethode (Inquiry XII, 3): „Ueberhaupt giebt es einen Grad von Zweifel, Vorsicht und Bescheidenheit, der einen richtigen Denker in allen Arten von Untersuchung und Entscheidung stets begleiten sollte.“

Trotz diesen Selbstzeugnissen vertrete ich hier mit allem Nachdruck die Behauptung, daß Hume nicht nur kein „Skeptiker“ im Sinne Kants, Herders, überhaupt in unserem Schulrunn des Wortes, sondern im Gegentheil der erfolgreichste Ueberwinder des orthodoxen Skeptizismus war. In dem selben Sinn und mit der selben Verechtigung, wie man Kant den Vollender und Ueberwinder der Aufklärung genannt hat, möchte ich hier Hume als den Vollender und Ueberwinder des Skeptizismus hinstellen. Das soll keine „Ehrenrettung“ Humes sein. Eine solche braucht und verträgt er nicht; heute am Allerwenigsten. Denn von der kindischen Angst vor philosophiegeschichtlicher Etikettirung wissen sich die Auguren unter den künftigen Philosophiehistorikern, die das Schulgeheimniß kennen, wie solche Etiketten gemacht werden und wie leicht man im Bedarfsfall umetikettirt, sicher ganz frei. Mich interessiert hier nur die Frage: Hat Kant David Hume widerlegt? Eine befriedigende Beantwortung dieser Frage kann aber erst erfolgen, wenn man vorher darüber ins Klare gekommen ist, ob Hume ein „Skeptiker“ war. Kennt man Das Skeptizismus, was Hume darunter versteht, nämlich: Zaghaftigkeit und Behutsamkeit im Behaupten, also Skepsis als methodologische Grundstimmung, dann war auch Kant ein Skeptiker. Versteht man aber unter Skeptizismus

ein Prinzip und keine Methode, eine geschlossene Weltanschauung und kein darstellerisches Hilfsmittel, dann war Hume so wenig Skeptiker, daß man vielmehr die lächelnde Ueberlegenheit bewundern muß, womit er den Skeptizismus überwunden hat. Im Inquiry (XII, 2) prägt Hume das prächtige Merkwort: Die Natur ist immer stärker als ein Prinzip. Den rabiaten Skeptizismus der Pyrrhoneer, der die Konsequenzmachelei so auf die Spitze treibt, daß er folgerichtig an Allem zweifelt, auch daran, daß er zweifelt, führt Hume mit löstlicher Ironie ad absurdum, indem er diesem übertriebenen Radikalismus den circulus vitiosus entgegenhält, dem er unweigerlich verfallen muß. Der große Zerstörer des Pyrrhonismus, heißt es im Inquiry (XII, 2), oder der übertriebenen Prinzipien des Skeptizismus sind Handlung, Beschäftigung und die Berufe des gemeinen Lebens. Diese Prinzipien mögen in den Schulen blühen und triumphiren, wo es in der That schwer, wenn nicht unmöglich ist, sie zu widerlegen. Sobald sie jedoch den Schatten verlassen und durch die Gegenwart der wirklichen Gegenstände, die unsere Leidenschaften und Gefühle treiben, mit den mächtigeren Prinzipien unserer Natur in Widerstreit gesetzt werden, schwinden sie gleich Rauch und lassen selbst den entschiedensten Skeptiker in der selben Lage wie andere Sterbliche zurück.

Hume unterscheidet den Skeptizismus, der allem Philosophiren (wie bei Descartes und Bacon) vorangeht, von dem, der ihm nachfolgt (XII, 1). Den ersten billigt er als Methode, den zweiten verwirft er als Prinzip. So wohlthunend und seinem innersten Wesen angemessen er findet, daß man „mit klaren, selbstbeleuchtenden Grundfäden beginne, mit behutsamem und sicherem Schritt vorwärts schreite, alle Schlüsse häufig mustere und genau ihre Folgen prüfe“ (Inquiry XII, 1), so absurd findet er die Stepsis als Prinzip. „Die Natur“, heißt es im Treatise IV, 1, „zwingt uns mit absoluter und unabwendbarer Nothwendigkeit, Urtheile zu fällen, eben so wie sie uns nöthigt, zu athmen und zu empfinden.“ Hier nennt Hume die Skeptiker eine „phantastische Sekte“, deren Spitzfindigkeiten zu widerlegen kaum die Mühe lohne. An anderer Stelle (Treatise IV, 2) sagt er: Der skeptische Zweifel in Bezug auf die Vernunft sowohl als auf die Sinne ist eine Krankheit, die niemals vollkommen geheilt werden kann, sondern immer wiederkehren muß, mögen wir sie noch so oft vertreiben und manchmal ganz von ihr befreit scheinen. Diese Krankheit schlage oft in eine „philosophische Melancholie“ um. In solchen hypochondrischen Verfassungen möchte man am Liebsten alle Bücher und Papiere ins Feuer werfen und den Entschluß fassen, niemals um des Denkens und der Philosophie willen auf die Vergnügungen des Lebens zu verzichten. Aber dann fühle er wieder den Ehrgeiz in sich, zur Belchrung der Menschheit Etwas beizutragen und sich „durch Entdeckungen und Erfindungen einen Namen zu machen“. „Dies ist der Ursprung unserer Philosophie“. Ein

richtiger Skeptiker, heißt es am Ende des Treatise, wird seinen Zweifeln eben so sehr mißtrauen wie seiner philosophischen Ueberzeugung; er wird aber zugleich die unschuldige Befriedigung, die sich bei ihm, sei es aus dem Zweifel, sei es aus seiner positiven Ueberzeugung ergibt, nicht abweisen. Mit echt weltmännischer Grazie hatte er kurz vorher die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: Irrthümer in der Religion sind gefährlich, Irrthümer in der Philosophie nur lächerlich.

Hume bekämpft den Skeptizismus mit der einzigen Waffe, die ihn treffen und verwunden kann: der Ironie. Nimmt man diesen radikalen Skeptizismus ernst, so ist er, wie der heutige Solipsismus zeigt, unwiderleglich. Stirners „Einziger“, Nietzsches „Uebermensch“, Schubert-Solderns egocentrisches „Ich bin ich“, dessen Uebertragung in den Jargon der französischen Boulevardphilosophie „La philosophie du je m'anthropisme“ lautet: diese Art von Skepsis kann nicht mit Argumenten widerlegt, sondern nur noch mit überlegenem Spottlächeln abgefertigt werden. Zum Glück ist die Natur starker als alle tollgewordene Skepsis. Würde man diesen seelisch Entarteten nur eine kurze Weile freien Spielraum zur Bethätigung ihrer egocentrischen Fieberphantasien gewähren, so müßten sie sich bald genug als Totengräber der Kultur entpuppen. Der Selbsterhaltungstrieb unseres Kultur-systems schützt uns jedoch vor der Herrschaft oder auch nur Vorherrschaft solcher Allesbesserwisser und Garnichtskönnen.

Gehört Hume nun wenigstens einem Skeptizismus der milderen Tonart an? Ist er der gemäßigtere Skeptiker, als den er sich selbst, besonders auffallend am Schluß des Treatise, hinstellt? Auch hier habe ich meine Fragezeichen. Daß Hume sich selbst einen Skeptiker nennt, hat nicht viel auf sich. Erklärt er doch (Treatise XII, 1, Zusatz) sogar Berkeley für einen vollendeten Skeptiker, obwohl Berkeley (wie Hume hinzufügt, unzweifelhaft mit großer Wahrheit) schon auf dem Titelblatt angiebt, daß sich sein Werk gegen die Skeptiker richtet. Aber Hume hält die meisten Schriften dieses „geistvollen Autors“ dennoch für die besten Lehren des Skeptizismus, weil sie keine Antwort zulassen und keine Ueberzeugung hervorbringen. In dem Sinn, in dem Hume den größten unter den von ihm verehrten Denkern einen Skeptiker nennt, war ers freilich auch selbst. Aber wenn Skeptizismus sein soll, was Berkeley lehrt, dann war auch Kant ein Skeptiker. Denn der größte Vorwurf, den der erste und schärfste Kritiker Kants, Garve, gegen die „Kritik der reinen Vernunft“ erhob, war ja gerade, daß Kant hier nichts Anderes geleistet habe als eine Wiederholung der Lehren Berkeleys. Der Umstand, daß Kant in den „Prolegomena“ und in der zweiten Auflage der Vernunftkritik die scharfe Scheidegrenze zwischen „Schein“ und „Erscheinung“ zieht, um die Trennungslinie zwischen seinem Kritizismus und Berkeleys phänomenalistischem Idea-

lismus kräftig hervorzulehren, beweist deutlich genug, wie nah ihm Garves Vorwurf ging. War Berkeley, wie Hume will, Skeptiker, dann war es auch Fichte, dessen substanzialistisches „Ich“ eben so auf Berkeley zurückgeht wie Schopenhauers: „Die Welt ist meine Vorstellung“.

Was Hume gemäßigten Skeptizismus nannte, ist inzwischen gerade durch den Einfluß Kants sieghaft geworden, in den Gemeinbesitz der philosophischen Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts übergegangen, so daß wir gar nicht mehr daran denken, eine solche Ueberzeugung noch Skeptizismus zu nennen. Wir haben uns seit Kant so sehr an den Gedanken gewöhnt, das „Ding an sich“ sei unerkennbar, daß wir Spencers Lehre von der unerkennbaren Substanz (Unknowable) gar nicht mehr als Skeptizismus empfinden. Wir nennen die Vertreter dieser Richtung heute Agnostiker oder Relativisten und, so weit sie das menschliche Bewußtsein mit Kant als absolute Gesetzgebung anerkennen, Immanenzphilosophen auf der einen, Neokantianer auf der anderen Seite. Selbst Dubois-Reymonds „Ignorabimus“ Bichows „Dubitemus“, Haedels „Rostringamus“ bedeuten in unseren Augen keinen wirklichen Skeptizismus, sondern nur Agnostizismus, also Unerkennbarkeit des absoluten Weltgrundes. Das Außen der Welt bleibt uns für immer verschlossen und nur ihr Innen, die Bewußtseinspiegelung, ist uns zugänglich. Hume war Phänomenalist, wie heute Avenarius und Mach. Berkeley war Idealist, wie heute Cohen und Natorp. Beide waren Immanenzphilosophen, wie heute Schuppe und Rehmke, aber keiner von ihnen war Skeptiker. Die kartesianische Wahrheit des *sum cogitans* haben Berkeley und Hume vor Kant wieder entdeckt und zur Evidenz erhoben; und es bedarf noch einer besonderen Untersuchung, ob die persönliche Note, die Kant Humes und Berkeleys Entdeckung der Phänomenalität wie des Substanz-, so auch des Kausalbegriffes gegeben hat, einen so großen Fortschritt der Erkenntniß bedeute, wie die beim Kantjubiläum so üppig ins Kraut geschossene Festschrift uns einreden möchte. Ich glaube weder, daß Hume ein Skeptiker war, noch, daß Kant ihn endgiltig widerlegt hat. Die Akten Kant wider Hume bedürfen dringend der Revision. *Adhuc sub iudice lis est*. Die Jubiläumsinstanz mit ihren begreiflichen und darum verzeihlichen Superlativen kann nicht als das Reichsgericht der Philosophie gelten. Wir wollen die Akten noch einmal durchstudiren und dann ein ruhigeres Urtheil anrufen.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Blumenschutz.

Vor die Blumen trete,
Doch zertritt sie nie.
Platen.

Liebt es denn kein Mittel, dem grünlischen Vandalismus zu steuern, der unsere Kiefernwälder und unsere Dänen ihrer schönsten Bierde, ihres Blumenschmuckes, zu entkleiden droht? Man schreit über Baumfrevler und achtet nicht des Blumenfrevlers, den Leute, die sich gebildet nennen, täglich verüben. Einem Menschen, der die Natur wirklich liebt, muß das Herz bluten, wenn er auf seinen Wanderungen solchen falschen Naturfreunden begegnet, — Schaaren von Damen und Kindern, die als Ausbeute ihres Nachmittagsausfluges Lasten von ausgerupften Blumen heimzuschleppen. Ein Anblick, als käme eine Barbarenhorde mit Beute beladen aus Feindesland. Fast immer finds Damen und Kinder, die diesen Raubkrieg gegen die arme, geduldige Natur führen. Wohl trifft man hier und da auch einen männlichen Räuber, der unter einer Bürde von Wedeln des prächtigen Adlerfarns nach Hause kehrt. Aber was bedeutet er gegen den Schwarm von Damen und Kindern, die tagaus, tagein am Werk sind, den Waldboden und die Dänenhänge kahlzurupfen, und die sich bei diesem sinnlosen Zerstückungswerke gar noch Blumenfreunde dünken! Das Blumenpflücken ist gar so poetisch.

Und wäre es wenigstens wirklich Freude an den Blumen! Dann würden diese Blumenhunnen doch nur wegen des Egoismus zu schelten sein, womit sie, um die Farbe und den Duft einer Blüthe für sich allein zu besitzen, Hunderte eines Genusses berauben, auf den doch Alle gleichen Anspruch haben. Freilich: wie unverständlich ist auch dieser Egoismus! Denn die meisten dieser gepflückten Blumen welken, wie unsere zarten himmelblauen Glockenblumen, auf die es am Meisten abgesehen ist, in der warmen Hand binnen wenigen Minuten, während sie ungepflückt noch Tage lang das Auge erfreut hätten. Aber in helle Empörung geräth man, wenn man auf Schritt und Tritt sehen muß, wie die gedankenlos abgepflückten Blumen — ganze Sträuße — nach wenigen hundert Schritten achtlos wieder weggeworfen werden, weil die Räuber zu faul sind, um sich weiter mit dem Raub zu schleppen. Erst vor wenigen Tagen war eine weite Strecke des Strandes nach Karlshagen hinunter mit Hunderten von Leichen der zierlichen zartlila Kreuzblüthler besät, die ihr Leben so genügsam im dürrsten Dänensand fristen. Oft — nicht etwa immer — sind es ja Kinder, die so kindisch, so nutzlos grausam verwüsten. Aber verständige Eltern dulden doch auch nicht, daß ihr Kind einem Maulwurm die Beine, einem Schmetterling die Flügel ausrupft, im Garten der väterlichen Villa die Rosen abreißt. Weshalb soll der Garten, den Gott draußen im Freien für Alle gepflanzt hat, schwächeren

pädagogischen Schutz genießen? Gebt Euren unartigen Kinde tüchtig Eins auf die unnützen Hände — nicht nur, wenn es Zucker nascht, sondern auch —, wenn es das muthwillige Blumenabrupfen nicht lassen will. Vor Allem aber, Ihr Erwachsenen, geht den Kindern mit gutem Beispiel voran; schont die Blumen um ihrerwillen, um Eurer Mitmenschen willen! Niemand wird Euch verargen, wenn Ihr Euch ein bescheidenes Sträußchen von Gras, Heidekraut und wilden Nelken pflückt und es daheim achtsam ins Wasser stellt. Doch laßt ab von dem gedankenlosen Zerflören, das Euch selbst so wenig Freude schafft und so vielen Anderen ihre Freude verdirbt.

Aber ist es denn so schlimm, wie Du sagst? Uebertreibt nicht Dein Unmuth? Gönn' doch Kindern und Frauen die harmlose Freude an der Natur, die doch dadurch nicht ärmer wird... Jawohl, sie wird dadurch ärmer. Wir sehen es täglich mit Augen.

Warum findest Du im ganzen Grunewald unter den Niefen kaum noch eine Blume? Weil alle von egoistischen Naturfreunden abgerupft worden sind, deren Naturliebe den Wald kahl und freudlos macht. Wo sind am Strande der Ostsee die Stauden der Stranddistel geblieben, die einst mit ihren unzähligen amethystfarbigen Blüthenköpfen alle Dünen anmuthig schmückte? Weit, meilenweit hinaus mußt Du wandern, eine öde Stelle des Strandes, die noch keines naturfreundlichen Badegastes Fuß entweichte, aufsuchen, um ihr, der Königin unserer Strandflora, zu begegnen. Diese schöne Pflanze ist in den letzten Jahrzehnten geradezu systematisch ausgerodet worden. Weh der Blume, die in die Mode kommt! Ich war vor einigen Jahren in Göhren auf Rügen. Auch dort war die Stranddistel in der Nähe des Ortes längst verschwunden. Aber in der Entfernung von wenigen Kilometern wuchs sie noch immer in reicher Fülle. Und da begegnete man denn abends ganzen Karawanen von Badegästen, die, Mann vor Mann mit ungeheuren Bündeln von Stranddisteln heimkehrend, dem Walde von Dunsinan glichen. Dank diesen Blumenfreunden wird die Stranddistel — die bekanntlich gar keine Distel ist — jetzt wohl auch in der weiteren Umgebung von Göhren nicht mehr zu finden sein.

So ist es überall. Als ich einmal auf Langeoog — einer der friesischen Inseln nah bei Norderney — verweilte, war die gebildete Badegesellschaft im besten Zuge, das seltene Ruchgras auf den Wiesen und die liebliche Pirola zu vernichten, deren der Maiblume ähnlichen Blüthen manche feuchte Einsenkung zwischen den Dünen in einen weißen Blumentepich verwandelt hatten. Es war zu einer Art von Sport geworden, die Zimmer mit gewaltigen Pirolasträußen zu schmücken, die von den Kindern täglich in biden Büschen heimgebracht wurden.

Und hier in Zimmowitz muß ich nun das Selbe erleben. Unser Gaisblatt — auch Zelängerjelieber genannt — war recht häufig in den hiesigen

Wäldern zu finden, wo es keine zierlichen Ranken um die jungen Kiefernstämme schlang. Aber an keiner dieser Ranken habe ich in diesem Jahr auch nur eine der gelblich-weißen langen Röhrenblüthen erblickt, die einen so köstlichen Duft ausströmen. Kein Wunder: begegnete ich doch jüngst im Wald einer Dame, die einen dicken Strauß frischgeklärter Gaisblattblüthen trug; es mögen deren wohl hundert oder mehr gewesen sein. Hätte sie zu ahnen vermocht, diese Mörderin fremder Freuden, welchen Grimm der Anblick in mir erweckte: vielleicht hätte sich das schlummernde Gewissen in ihr geregt.

Auf einer Waldblöße gleich hinter dem Gartenberg auf dem Weg nach Zempin konnte man sich noch vor wenigen Jahren an dem Anblick zahlloser Exemplare einer unserer anmuthigsten Waldblumen — einer Lilienart, Liliago, — erfreuen, die auf zierlich verzweigten Stengeln Hunderte von kleinen weißen Lilienblüthen trägt. Seit zwei, drei Jahren ist die Waldblilie an dieser Stelle völlig verschwunden und es ist mir seitdem nicht gelungen, auch nur noch ein Exemplar in den hiesigen Waldungen zu entdecken. Und eben so wird es leider nur allzu bald der großen blauen Glockenblume ergehen, die uns hier und da wie die Blaue Blume des Märchens aus dem Unterholz entgegenluchtet, die sich so königlich auf ihrem hohen, schlanken Stengel wiegt und die, sobald sie gepflückt ist, einen raschen Blumentod stirbt. An dem neu angelegten Gustav Adolf-Weg, der in diesem Jahr zum ersten Mal auch den bequemeren Badegästen die Herrlichkeiten der westlichen Steildünen erschlossen hat, wächst diese sonst nicht gemeine Kampanula noch in stattlicher Zahl. Als ich gestern abend des Weges kam, traf ich zwei Damen, jede natürlich mit dem unvermeidlichen Riesenstrauß in der Hand; drei bis vier Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren tummelten sich, fleißig Blumen pflückend, abseits vom Wege; und um ihren Eifer noch recht anzuspornen, rief ihnen die eine der Damen zu: Habt Ihr auch schon recht viel von den großen blauen Blumen gepflückt? Der ganze schöne Sommertag war mir verdorben.

Wie dieser Vandalismus durch die Richtung der Blumenflora den Reiz der zinnowiger Forsten jest schon gemindert hat, merkte ich so recht, als ich an einen entlegeneren Fleck des Waldes kam, den die Blumengier der gebildeten Damen und Kinder noch nicht abgegrast hat. Da empfand ich bekümmert, wie schön unser Wald sein könnte, wenn man nur die Blumen vor ihren Freunden zu schützen vermöchte.

Wir haben so viele Thierschutzvereine. Kommt, laßt uns einen Blumenschutzverein gründen! Wer muthwillig Blumen vernichtet, frevelt, auch in der Maske des sinnigen Blumenfreundes, an einem köstlichen Gute, das die große Wohlthäterin Natur allen Menschen geschenkt hat.

Zinnowitz.

Justizrath Dr. Erich Sello.

Justiz in Japan.

Es war ein paar Wochen vor dem Tode des großen Arztes, vor Mirandas geheimnisvollem Tode, dessen Ursache die offizielle Wissenschaft noch immer nicht aufgeklärt hat. Vielleicht starb Dr. Miranda nur, um zu protestiren, um zu beweisen, daß die Allopathie ihn rettungslos zu Grunde gerichtet habe. Damals also vernahm ich aus dem eigenen Munde des Gelehrten, wie er einst die Jura mit der Medizin vertauscht hatte und dennoch dem Schicksal, verkannt zu werden, auch auf diesem Weg nicht entronnen war. Ich kann die Geschichte, da ich sie nicht aufgeschrieben habe, nur so wiedergeben, wie sie in meinem Gedächtniß lebt. Sollten die Japaner begründeten Einspruch erheben, so bin ich bereit, mich selbst zu berichtigen.

Dr. de Miranda trank während seiner letzten Lebenswochen ausschließlich reinen Genever. Er trank ihn aus kleinen Schnapsgläsern, er trank ihn als Grog, als Lobby, mit und ohne Citronenscheiben, durch Liqueur leicht gefärbt und aromatisirt; er erfand sogar neue Genevermischungen, wahre Virtuosenstücke im Reich des Abendtrunkes. Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß Miranda als Trinker eben so bedeutend war wie als Gelehrter. Eine von ihm ersonnene Mischung, klarer Genever mit ein paar Tropfen grüner Pfeffermünzessenz, zauberte allein schon durch ihren Duft Silber von marmornen Palasttreppen hervor, über die singende Jungfrauen langsam herniederglitten, ganz langsam, mit Rosen und Heliotrop im Arm. Eine andere Mischung, Genever mit Kirsch, schuf in der Schneewüste, beim Heulen des Nordwindes, am dunstigen Kachelofen die süße Vision blühender Kirschbäume, deren Knospengewirr leise die zarten Schultern nackter, mit Fliegen und weißwolligen Sämmlein im Grase gelagerter Frühlingsnympfen streichelt. Dabei hatte der große Doktor der vieredigen grünen Flasche ewige Lobselndhaft geschworen; nicht minder der braunen, der irdenen und dem gläsernen Krug von altniederländischer Form. Er konnte diese Flaschenart nicht leiden; eben so wenig wie den Brauch, wonach der holländische Destillateur die Nationalgetränke etikettirt. Aus altem Kristall ließ er geschliffene Flacons anfertigen, die einen mächtigen Bauch und einen schlanken Hals haben mußten. Hielt er solches Gefäß hoch und sah darin die Flüssigkeit hellgelb wie einen Sonnenstrahl, der in ein Goldfischglas fällt, so war ihm, als ließe er den Kohnmoor erglänzen. Nicht wie in irgend einer Kneipe wurde bei ihm Schnaps getrunken, auch nicht wie beim Nachmittagsbesuch in einer Provinzpatrizierfamilie: wie ein Symbol wurde das edle Raß dargereicht. Und der große Gelehrte, der vielleicht ein verkannter Dichter war, erfand für die Perle der Niederlande die süßesten Namen. Weg mit den veralteten, prosaischen Bezeichnungen! Miranda nannte seinen Trank Gwendoline, Selysette, Gladis, Heloise, Euphrosyne, Caecilia, Corbella; Jungfrauenamen verlieh er ihm, die mystisch klangen und nach Wundern rochen wie der Göttertrank selbst. „Der Niederländer“, sagte er und füllte dabei mein Glas, „verkennt sein Nationalgetränk und erniedrigt es durch häßliche, grobe Namen. An Ambrosia soll es uns erinnern. Wie herrlich, wenn das blasse Gelb bebend die Zunge streichelt! Aus jedem Glas erblüht neue Liebe und mit der Hingabe wächst die Begierde.“ Und er leerte mit einem Zug eine Gwendoline, füllte den Kelch dann mit dem flüßigen Aroma einer Selysette,

küßte Gladiz, die Schlange, Stättliche, nahm daranf Deloise, die stets Getreue, zu sich und griff endlich nach Cordelia, der Verkannten, Wahrhaftigen. Als sie im Kristallglas erglänzte, begann er seine Geschichte.

„Ich war damals in Tokio. In Europa verwechselte man Japan noch mit China; aber in dem bewundernswürdigen japanischen Volk war schon die Sehnsucht nach abendländischer Bildung und Schönheit erwacht. Auch der Wunsch, die Grundbegriffe des europäischen Rechtes sich anzueignen. Nur von unserer Medizin — der Schulmedizin, versteht sich! — wollten sie nichts wissen. Sagte ich nicht, daß es ein ungemein intelligentes Volk ist? Die Japaner hielten an der guten Vätersitte fest, den Arzt nur für ihre gesunden Tage zu bezahlen und ihm jede Stunde, die sie krank zubringen mußten, vom Honorar abzuziehen. Die Folge war, daß die medizinische Fakultät, statt der Apotheken, in Tokio Badeanstalten einrichtete, für gutes Trinkwasser sorgte und auf die Sauberkeit der Kanäle und Grachten achtete. Dadurch hob sie den Gesundheitszustand der Stadt; man sah selten einen Kranken und ich fand als Arzt kaum Beschäftigung. Doch die japanische Regierung wußte mein Genie zu würdigen: sie stellte mich an die Spitze der Justizverwaltung und trug mir auf, die Rechtszustände zu bessern. Die waren chinesischem Muster nachgebildet und schrien einfach zum Himmel. Das Kriminalgericht arbeitete noch leidlich; war ein Verbrechen begangen und der Thäter nicht zu fassen, so wurden die ihm Verwandten arretirt, Frau oder Braut, Vater oder Mutter, Schwestern oder Brüder, Vettern oder Basen, und in Haft gehalten, bis der Missethäter sich stellte. Kam er nicht, so nahm man auch noch seine Freunde und Bekannten beim Tragen, — Jeden, den man in irgend welcher Beziehung zu ihm vermuthete. Dieses System wirkte abschreckend und gab dem Staate die Möglichkeit, sich aller Leute zu entledigen, denen er verbrecherische Neigungen zutraute; und es erschwerte dem Missethäter die Flucht wesentlich, weil es durch Haftandrohung die ganze Sippe und Bekanntenschaar des Verbrechers in Privatdetektives umwandelte. Kein Wunder, daß die Kriminalstatistik niedrige Ziffern zeigte und die leeren Zellen des einzigen Gefängnisses der Hauptstadt als Asyl für Obdachlose benutzt werden konnten.

Traurig aber wars um das Civilrecht bestellt. Wer sich irgendwie beschwert fühlte, konnte nicht etwa mit seinen Beweisurkunden schnurstracks zu einem Richter gehen und bitten, im Kreuzverhör persönlich wider die Gegenpartei seine Sache vertreten zu dürfen. Nein: er mußte sich an eine Mandarinenklasse wenden, deren Vertreter Pu-To-Shi hießen und vom Kläger schon fürs bloße Anhören ihrer Sache hoch zu bezahlen waren. Einen von der selben Sorte hatte auch der Beklagte zu wählen und zu bezahlen: und nun stritten nicht mehr die Parteien selbst, sondern ihre Pu-To-Shis gegen einander. Und da diese Herren je nach der Dauer des Rechtsstreites honortirt wurden, hatten sie, trotzdem sie gegnerische Parteien vertraten, das gemeinsame Interesse, den Streit so lange wie möglich hinzuziehen; und dieses Interesse war natürlich stärker als jedes andere.

Die Pu-To-Shis bildeten eine Gilde. Die Rechtsfucher boten ihnen eine willkommene Einnahmequelle; genau war vorgeschrieben, was für das Schreiben, was für die Beantwortung eines Briefes zu zahlen sei, wie viel für eine Unterredung mit dem Mandanten, mit der Gegenpartei, für den Empfang und die Abstattung eines Besuchs. Eine persönliche Auseinandersetzung vermieden die

Pu-Lo-Shis so lange wie möglich. Sie begannen den Streit auf dem Papier. Jedes Papier hatte einen anderen Namen und jedes kostete Schreibe- und Stempelgeld; die Unterschrift wurde durch eine dritte Person beschafft, den Pi-Ram-Schi. Die Richter bekamen diese Papiere und lasen sie mehr oder minder aufmerksam durch; den Rechtsjünger sahen sie nicht. Mit Psychologie war nichts anzufangen; der Richter hatte nur aufs Papier zu gucken. Endlich erschienen dann die beiden Pu-Lo-Shis und platzbirten gegen einander. Nun fällte der Richter den Spruch. Wer den Prozeß verlor, konnte ihn sofort wieder beginnen, wenn er Zeit, Geld und Geduld genug hatte, um für das Wiederaufnahmeverfahren abermals einen Pu-Lo-Schi zu bezahlen. That er's, so durfte er ziemlich sicher sein, daß die zweite Entscheidung der ersten schroff widersprechen werde.

Ehe ich an meinen Reformplan ging, las ich die Akten von ungefähr fünfhundert Eivilprozessen gewissenhaft durch. Bald merkte ich, daß hier oft ein Glückszufall, noch öfter der größere Reichtum, nur nie das lautere Recht den Ausschlag gab. Ich rieth, vor Eröffnung des Verfahrens die Parteien persönlich in den Gerichtssaal zu laden und erst, wenn die Sache dort unter dem frischen Eindruck lebendiger Menschen geprüft sei, die Bestallung von Anwälten und den Beginn des schriftlichen Verfahrens zu gestatten. Dieser Rath wurde, als unpraktisch, abgewiesen. Woher, hieß es, sollten so überbürdete Richter dann wohl die Zeit zur Wahrung familiärer Interessen nehmen? Ich rieth ferner, mit Gefängnißstrafe Leben zu bedrohen, der erweislich in böser Absicht einen Prozeß beginnt, vielleicht, um durch irgend eine Lücke des Gesetzes zu schlüpfen. Wieder abgewiesen. Wovon sollten die Pu-Lo-Shis dann wohl leben? Mein dritter Vorschlag, sie nach dem selben Modus zu honoriren wie die Aerzte, sie also nur für die Prozesse zu bezahlen, die sie durch Ueberredung oder durch gütliche Vereinbarung verhütet hätten, fand noch weniger Beifall. Dann, sagte man, läme es überhaupt zu keinem Prozeß mehr und die Richter würden brotlos.

Nun wußte ich keinen Rath mehr und klagte dem Mikado mein Leid. Der lächelte schlaun und sagte, meine Reformpläne schienen ihm vortrefflich, würden aber erst durchbringen, wenn sie Etwas vorschlugen, das den Pu-Lo-Shis höheren Vortheil verhiesse als die geltende Prozeßordnung; jeden anderen Plan würden sie, denen die schlechte, langiam arbeitende Rechtsmaschine reichen Gewinn bringe, sicher zu vereiteln wissen. Da kam mir ein neuer Gedanke. Eine Prozeßbörse schwebte mir vor. Auf diese Börse geht Jeder, der einen Rechtsstreit hat, und verkauft seine Chancen dem Meistbietenden. Dieser Vorschlag wurde für eine Probezeit von sechs Monaten angenommen; und ich darf behaupten, daß er in der bürgerlichen Rechtspflege Japans eine ungeheure Umwälzung bewirkt hat. Käufer waren Rechtskundige aller Art, Advokaten, pensionirte Richter oder Leute, die sich irgendwie einmal mit dem Jus abgegeben hatten. Bald tauchten Prozeßmakler auf und ein Prozeßhandelsverein entstand, der täglich einen Kurszettel ausgab. Da waren sämmtliche Prozeßchancen des Tages nebst der allgemeinen Tendenz notirt. Für die Anwälte wars eine köstliche Zeit.

Ich will Ihnen ein Beispiel vorkühren. Nehmen wir an, Ihr Grundstück werde von einem breiten Graben bewässert, den Ihr Nachbar eines Tages austrocknen läßt. Sie sind dadurch natürlich geschädigt, sind aufs Trockene gesetzt und bringen Ihren Grabenprozeß an die Börse. Sachverständige prüfen dort die Akten, berechnen

die Gewinnchancen und kaufen Ihnen den Schadensersatzanspruch, wenn er haltbar scheint, gleich an Ort und Stelle ab. Wird die Sache von den Börsentüchtigen als wichtig angesehen, so bekommen Sie für die Abtretung Ihres Anspruches vielleicht eine Summe, die den Schaden doppelt und dreifach ersetzt. Der Käufer verläßt sich eben auf seine glatte Zunge oder auf eine große Zeitung. Die wird die märchenhafte Bonität der Forderung dann so lange rühmen, bis ein harmloser Provinziale, der seinen Sparpfennig an der Prozeßbörse hecken lassen will, auf das Geschrei hereinfällt und dem ersten Käufer noch viel mehr bezahlt, als Sie erhalten haben. Merkt der zweite Käufer später, daß er übertölpelt wurde, so muß er einen noch Dümmeren suchen oder die Forderung mit Verlust verkaufen, um die Sache endlich loszu sein. Auf diese Weise gingen die Forderungen von Hand zu Hand und es läme niemals zu einem Prozeß. Sie könnten auch, nach allerlei Preisschwankungen, eine vor Monaten vielleicht theuer verkaufte Ersatzforderung in Baifsezeiten zu einem Spottpreis wiedererwerben.

Nur einen Fehler hatte mein System: es ermöglichte einen schwindelhaften Handel. Man that bald, als führe man Prozesse, die man in der Wirklichkeit gar nicht führte; nur auf die Chancenberechnung von Gewinn und Verlust kam es an. A. stellt sich meinerwegen, als müsse er einen Prozeß gegen B. führen, der sich, trotzdem er noch minderjährig war, für mündig ausgegeben und von A. ein Darlehen erhalten hat, das nun aus einer Erbschaftsmasse zurückgezahlt werden soll. Das Darlehen ist in der Wirklichkeit nie gegeben, eine Erbschaft weder angetreten noch zu erwarten. Man spekulirt nur. Die Forderung kommt an die Börse. Je nach dem Rath der Juristen wird darauf geboten. Zuerst kauft C. sie, dann D.; und so weiter. Manchmal kommt gar nicht zum Prozeß und der letzte Erwerber bleibt mit seiner werthlosen Forderung sitzen. Dieser Schwindelprozeßhandel nahm so zu, daß eine Kommission gewählt wurde, um dem Unwesen zu steuern. Sie ließ nach langwieriger Berathung den folgenden Beschluß ergehen: Jedes Prozeßstück, das an die Börse gebracht wird, muß das Datum des Verfalltages tragen. Ist dieser Tag da, so entscheidet die Kommission, wer den Prozeß gewonnen, wer verloren hat. Der Verlierer hat dem letzten Besitzer der Prozeßhandelsantheile den Schaden zu ersetzen und die Gerichtskosten zu vergüten.

Ich war glücklich über diesen Verlauf der Dinge und hat den Mikado, nicht etwa einzugreifen. Dazu hatte ich guten Grund. Die Rechtspflege war nun einmal, unter Zustimmung der Pu-To-Schis, zu einem Hazardspiel geworden. Das sah nun Jeder. Jetzt konnte ich mit meinem großen Reformplan hervortreten, der alles Alte, Bewährte, sorgsam beibehielt und nur die überflüssigen Pu-To-Schis und sonstige Mittelpersonen abschaffte. Ich gab Tokio die kaiserliche Roulette für bürgerliche Rechtspflege. Wer einen Prozeß begann, ging mit seinem Gegner ins Justizgebäude, wo die Richter vor einer großen Roulette saßen. Sie waren wie Croupiers gekleidet und ließen sich von den beiden Parteien zunächst Farbe und Einsatz nennen. Dann wurde gedreht, Rouge oder Noir gewann und der Gewinner bekam vom Gerichtshof den Einsatz. Natürlich rastete die um ihre Melkkuh gebachten Pu-To-Schis. Aber ich hatte die öffentliche Meinung für mich. Die sah sehr bald ein, daß man an der Prozeßroulette schnell und billig zu seinem „Recht“ kam und daß sich gegen früher der Zustand sicher nicht zum Nachtheil der Rechtsucher geändert hatte. Früher gewann der Miether des ge-

schicktesten, also auch theuersten Pu-To-Schi den Prozeß; jetzt laus nur darauf an, die richtige Farbe zu treffen. Und früher dauerte ein Civilprozeß Monate, oft Jahre lang, während sich jetzt das Schickal eines Menschen im Buchstabenfenn des Wortes im Handumdrehen entschied "

Ich fragte, ob er sich seiner Reform lange gefreut habe. Der große Arzt goß sich die letzte Euphrosyne ein, die in dem Kristallfalsch funkelte wie ein goldenes Abendwölkchen am Horizont. Er läßte das Glas, schüttelte den Kopf und sprach: „Die Pu-To-Schis sind mächtig im Lande des Mikado. Sie behaupteten, das Hazardspiel sei unsittlich und deshalb von Staates wegen zu verboten. Nach drei Monaten wurde die alte Civilprozeßordnung wieder eingeführt und ich vom Mikado aus dem Lande der Träume und der Geißas verbannt . . . Es ist eben immer die alte Geschichte. Mag es sich um Jura oder um Medizin handeln: kein Sterblicher, nicht einmal ein Genie meines Schlages vermag auf die Dauer gegen den Strom zu schwimmen . . . Na, trink mal aus, mein Junge, trink!“ Und der große Trinkkünstler füllte die feingeschliffenen Gläser.

Amsterdam.

Bernard Canter.



Durch!

Dehre Dich, Hundsfott, der Kampf bricht an!
 „Ziehe vom Leder, steh Deinen Mann;
 Denke jetzt nicht an heimliche Dinge,
 Decke Dich gegen die bligende Klinge
 Oder Dich trifft, der Ehre blos,
 Der Todesstoß!“

So ruft das Leben. Nun wohl; heran,
 Schaar der Feinde, hier Euer Mann!
 Sollt mich nicht sehn in Noth verzagen,
 Will es mit Tod und Teufel wagen
 Für meine Fahne im Lebenskrieg;
 Durch Kampf zum Sieg!

Ob Ihr auch hitzig mir zugeseht,
 Habe erworben zuguterleht
 Doch Vertrauen zu meiner Klinge
 Und den Trost, mit dem ich erzwinde
 Mir zum Glücke den eigenen Pfad
 Durch markige That.

Drum, meine Seele, im Lebenskampf
 Mitten in Qualm und Koffegekampf
 Laß Dir nimmer den Sternenglauben,
 Nie die helle Begeisterung rauben;
 Kämpfe Dich durch ohne Raß und Ruh
 Dem Siege zu!



Fritz Bley.

Selbstanzeigen.

Tropenkoller. Ein Kolonialroman. Richard Sattler in Braunschweig.

Ich bekenne ganz offen, daß mein Buch ein Tendenzroman ist, mit dem ganz bestimmten Zweck, eine Krankheit, die sich immer mehr auszubreiten droht, psychologisch zu erklären. Man hörte in den letzten Jahren bald von da, bald von dort, aus den verschiedenen Kolonien aller Nationen von den unglaublichsten Grausamkeiten. Immer, wenn eine solche Nachricht nach Europa kam, ging ein Schrei der Entrüstung durch das Publikum. Aber das selbe Publikum beruhigte sich auch immer ziemlich rasch wieder, sobald nur der „Verbrecher“ seine Strafe erhalten hatte. Mir fiel bei Alledem nur eine merkwürdige Erscheinung auf, ein Unterschied zwischen diesen afrikanischen Verbrechern und denen, die wir bei uns zu sehen gewohnt sind. Mir fiel auf, daß unser Kaufbold, unser Lotschläger, unser Mörder — wenn er nicht auf Staub ausgeht — doch meist in einem Affekt handelt, während der Tropenkollerige mit Vorbedacht, mit scheinbar kühler Berechnung vorgeht und häufig sogar seine Grausamkeiten unter dem Deckmantel des Rechtes in Form einer Bestrafung begeht. Und dann fiel mir noch ein Unterschied auf. Während nämlich die Masse der Kaufbolde, der Lotschläger, der Mörder sich meist aus den untersten Schichten des Volkes rekrutirt, in denen Unbildung, Gemüthlosigkeit, Rohheit und Alkoholismus jedenfalls zu den häufigeren Erscheinungen gehören, rekrutiren sich die vom Tropenkoller Befallenen zu einem großen Theil aus Kaufleuten, Beamten, Offizieren, also aus den höheren Ständen. Bei flüchtiger Betrachtung könnte man nun meinen, daß es sich hier um besondere Verbrechernaturen handelt, die es ja zweifellos in den höheren Ständen eben so giebt wie in den niederen. Aber bei genauerem Zusehen konnte diese Auffassung doch nicht Stand halten. Denn — so sagte ich mir — alle diese Leute sind ja doch erst in verhältnismäßig reiferen Jahren nach Afrika gekommen. Sie haben, als Kaufleute, Beamte, Offiziere, in der Heimath ihre Laufbahn begonnen, und wenn bei ihnen eine besondere verbrecherische Veranlagung vorhanden gewesen wäre, so hätte sie sich doch schon in der Heimath, wenn auch nur durch Kleinigkeiten, zeigen müssen. Wäre Das aber der Fall gewesen, dann hätte man gerade solche Leute nicht auf immerhin verantwortungsvolle Posten gestellt. Wenn aber keine besondere verbrecherische Veranlagung vorhanden war, so entstand die Frage, wie es möglich ist, daß Leute von guter Erziehung und guter Familie, Leute, die im gesellschaftlichen Verkehr mit Damen, älteren Frauen und jungen Mädchen, in Berührung kamen und zu Haus in ihrem Beruf ihre Pflicht und Schuldigkeit thaten, — daß solche Leute, aus ihrer Heimath nach Afrika versetzt, nun plötzlich Grausamkeiten, Rohheiten und Bestialitäten begehen, wie sie nicht einmal den Bagabunden, Strolchen und Verbrechern unserer Heimath in den Sinn kommen.

Um diese Frage zu beantworten, muß man meiner Meinung nach von dem speziellen Fall des Tropenkollers absehen und die menschliche Natur als Ganzes betrachten. Ich glaube, daß die Grausamkeit — richtiger gesagt: die Freude an der Grausamkeit — eine allgemeine Eigenschaft ist, die in uns Kulturmenschen nur durch die Erziehung allmählich unterdrückt wird. Dazu kommt noch Etwas: Herrschsucht. Man schaue sich doch nur ein Kind an, das noch nicht „er-

zogen“, noch nicht von seinen Erziehern bezwungen ist. Die sichtbarste Eigenschaft eines solchen Kindes ist immer Ungehorsam. Ungehorsam ist doch aber schließlich nichts Anderes als der Wunsch, keinen Herrn über sich zu haben, das Verlangen nach Macht über sich selbst; und von da bis zu dem Verlangen nach Macht über Andere, bis zur Herrschsucht, ist gewiß nur ein Schritt. Dieses Verlangen wird eben durch Erziehung und Kultur unterdrückt, bringt aber gewiß immer wieder durch und muß immer von Neuem entweder durch Andere oder von innen heraus unterdrückt werden. Da ist es nun ganz natürlich, daß ein Mensch, je weiter er sich von unserem System des Zwanges entfernt, je freier er wird und je größer seine Machtvollkommenheit scheinbar ist, auch um so weniger Veranlassung haben wird, seinen Wunsch nach Macht, seine Herrschsucht zu zügeln. Das trifft besonders auf die Leute zu, die in die Kolonien gehen. Sie entfernen sich aus ihrer gewohnten Umgebung, sind von allen Einwirkungen der Kultur abgeschnitten und gebieten plötzlich einer fremden Rasse, die dem stolzen, überfeinerten Europäer vielleicht noch geringer an Werth scheint, als sie in Wirklichkeit ist, und die ihn oft durch ein demüthiges, fast kriecherisches Wesen in dem Glauben an seine unumschränkte Macht noch bestärkt.

Wenn ich nun zu behaupten scheine, daß zum Tropenkoller eine besondere Voranlage nicht gehört, so könnte man mir freilich mit vollem Recht einwerfen, daß ja doch thatsächlich nur ein verhältnißmäßig kleiner Prozentsatz der in den Tropen lebenden Europäer wirklich vom Tropenkoller befallen wird. Ich gebe auch zu, daß eine Voranlage nothwendig ist. Doch glaube ich, daß diese Voranlage nicht nur mit dem Wunsch nach Macht, nicht nur mit Herrschsucht, nicht einmal nur mit absoluter Roheit und Grausamkeit Etwas zu thun hat, sondern ich glaube, daß diese Voranlage in erster Linie auf einer sexuellen Pervertität beruht. Ich glaube, daß Jeder, absolut Jeder, der in die Tropen kommt, in höherem oder geringerem Grade dem Wunsch nach Macht, der Herrschsucht ausgesetzt sein wird; ich glaube aber, daß diese Herrschsucht den Tropenkoller nur in Denen bewirken wird, die zu sexueller Pervertität veranlagt sind. Richtiger: ich glaube, daß nur die Menschen im Stande sein werden, ihren Wunsch nach Macht, ihre Herrschsucht erfolgreich zu bekämpfen und zu unterdrücken, die nicht sexuell pervers veranlagt sind.

Diese Anlage zur sexuellen Pervertität ist nun allerdings nicht immer oder fast nie dem ersten Blick erkennbar; sie ist aber viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich glaubt. Eine mir befreundete Dame erklärte bei der Schlangenfütterung, als sie das Kaninchen in Todeszuckungen sah, ein „angenehmes Gruseln“ zu empfinden. Das selbe angenehme Gruseln empfinden die Spanier bei ihren Stierkämpfen. Nur Wenige wissen aber, daß dieser Nervenzug in letzter Linie identisch oder doch eng verwandt mit sexuellen Regungen ist. Ein zum Sadismus veranlagter Mensch ahnt von solcher Veranlagung oft selbst nichts. Nun sieht aber dieser Mann in den Tropen eine Auspeitschung, die er bisher nur aus Büchern gekannt hat: und zum ersten Male verdichtet sich das „angenehme Gruseln“ zu einem wirklich ins Bewußtsein tretenden sexuellen Genuß. Von diesem Augenblick an ist er seinem Schicksal verfallen. War er zuerst nur aufgeregt, wenn er eine Roheit mit ansah, so begehrt er nun selbst die Roheiten, um sich aufzuregen. Je mehr Gelegenheit er dazu hat, um so leichter wird sich diese Krank-

heit entwickeln; und wenn es auch an solchen Gelegenheiten, wie der Fall mit den Kindern des Bankdirektors Koch zeigt, sogar in unserem lieben Europa nicht fehlt, so bietet sie sich doch in den Tropen, fern von der Kultur, fern von der brengenden, doch immer eine gewisse Aufsicht über den Gesellschaft wesentlich öfter.

Welche praktischen Schlussfolgerungen nun aus dieser Erkenntnis zu ziehen sind: Das zu beurtheilen, überlasse ich Anderen. Vielleicht irre ich. Jedenfalls ist das Thema für alle Kolonien besitzenden Völker so wichtig, daß ich schon zufrieden sein dürfte, wenn ich mit meinem Roman und diesem Nachwort auch nur ein Weniges zur Klärung beizutragen vermöchte.

Wien.

Henry Wendon.



Der russisch-japanische Krieg und Solowjew's „Kurze Erzählung über den Antichristen“. Saarbachs News Exchange, Mainz und Leipzig. 1,60 Mark.

Meine Schrift zerfällt in zwei verschiedene Theile, von denen nur der erste, „Der russisch-japanische Krieg“, aus meinem eigenen Hirn hervorgegangen ist. Beim zweiten Theil ist meine Arbeit nur die des Uebersetzers. Über diesen zweiten Theil, diese „kurze Erzählung über den Antichristen“, deren Verfasser der jetzt schon verstorbene Dichter-Philosoph Wladimir Solowjew ist, betrachte ich als den allerwichtigsten und lehrreichsten Theil meiner Schrift und freue mich, das interessanteste Werk des russischen, in Deutschland noch gar nicht bekannten Denkers ins Deutsche überetzt zu haben. In Deutschland würde Solowjew großen Anklang finden und neuen Stoff zum Streit und zur Versöhnung moderner Denkströmungen bieten, wenn seine gedankenreichen Werke, die jetzt in acht Bänden in Rußland gesammelt erschienen sind, ins Deutsche überetzt wären. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1900 erfolgte, ließ Solowjew sein letztes Werk erscheinen: „Drei Gespräche über den Krieg, Fortschritt und Ende der Weltgeschichte, mit kurzer Erzählung über den Antichristen“. In der Form eines Meinungs-austausches, der den Dialogen Platos ähnelt, läßt er die ethischen Auffassungen und Werthschätzungen zum Ausdruck kommen. Der Hauptstreitpunkt ist der Krieg. Einer der Mitsprechenden, ein Fürst, vertritt die Ansicht Tolstois, daß der Krieg von allen ethischen und religiösen Standpunkten aus verwerflich ist. Der zweite, ein General, und der dritte, ein Herr „unbestimmten Alters und unbestimmter sozialer Lage“, sind anderer Meinung. Der Dritte trägt die „kurze Erzählung über den Antichristen“ vor, um zu beweisen, daß der Prozeß der Weltgeschichte mit Krieg begonnen hat und mit Krieg enden wird. Den Krieg beim Abschluß der Weltgeschichte stellte sich Solowjew in der Art eines gewaltigen Zusammenstoßes zwischen der mongolischen und der europäischen Welt vor. Diesem letzten Werk Solowjew's habe ich nur die „kurze Erzählung über den Antichristen“ entnommen, weil in ihr der russisch-japanische Krieg als Anfang des großen Zusammenstoßes vorgeahnt ist. Mit meinem eigenen Aufsatz verfolge ich nur einen Zweck: den, mit realpolitischen Gründen und Möglichkeiten zu begründen, was von Solowjew nur dichterisch oder prophetisch angedeutet war.

Nikolaus Melnikow.



Sommernachtstraum.

Wenn ich der Sultan oder gar der Papst wäre, wüßte ich mir was Besseres, als bei der Hitze, die uns in diesem Juli beschieden war, im Wildbirkiosl auf den Teppichen herumzulauern oder im Vatikan frommen Pilgern den Segen zu spenden. Und wenn ich jüngerer Partner von Mendelssohn & Co. wäre oder den rühmlich bekannten Namen des Rittmeisters Eugen Landau trüge, würde ich sicher nicht mittags, im heißesten Sonnenbrand, die Berliner Börse aufsuchen. Doch der Geschmack ist eben verschieden; eine ewige Wahrheit, die jeden Streit überflüssig macht. Thatsache ist, daß bis zum Ende der vorletzten Juliwoche weder Mendelssohn der Jüngere noch Eugen Landau das Bedürfnis zu empfinden schien, der Backstube, in der allmorgendlich die Kurse bereitet werden, zu entfliehen; und ihre vergnügte Miene ließ erkennen, daß ihnen der Börsenbesuch auch bei hohem und höchstem Thermometerstand kein Opfer ist. Vielleicht hat ein moderner Arzt, der von Babeluren nicht viel hält, ihnen diesen Aufenthalt statt der Reise nach Marienbad verordnet. Die weißen Weinkleider des Herrn von Mendelssohn und die mäßige Dikt des Herrn Landau würden in einem böhmischen Bad jedenfalls weniger auffallen als in der Burgstraße. Einerlei: die Zurückgebliebenen wissen diesmal wenigstens, warum sie noch in Berlin schweben. Saison morte? Die Börse ist ungemein lebendig. Schon die Hibernia-Hausse konnte einen ganzen Haufen Toter zum Leben erwecken. Und auch sonst fehlte es den Nerven nicht an mehr oder minder angenehmem Nitzel. Außer der Hibernia-Bewegung, dem Leitmotiv der sommerlichen Extravorstellung, hatten wir bisher schon — und noch ist kaum die Hälfte der Ferien vorüber — die Affaire De Hesselte und die Affaire der „Malakka“, also einen deutschen Finanzskandal mit Flucht und Staatsanwalt und eine internationale Verwicklung mit Noten und Interpellation. Dabei kam der Kurs der englischen Konsols ins Wanken wie eine Blausade, die, um dem Sturm trohen zu können, eine ganze Ladung alkoholischen Muthes zu sich genommen hätte. Für den knappen Raum zweier Hochsommerwochen konnte Das jedem Anspruch genügen.

Nummer Eins: De Hesselte in Aachen. Seit dem Fall Terllinden waren Jahre verstrichen; man durfte deshalb, ohne Provinziale genannt zu werden, die aachener Neueinstudirung mit vollkommen neuer Ausstattung als Premiere gelten lassen. Der Fall De Hesselte wurde denn auch, obwohl sich um eine relativ kleine Beträgerei handelt, als Spektakelstück hingenommen. Wer wagt, in dieser Jahreszeit mehr zu fordern? Man konnte rügen, warnen, lehren, trauern (daß es so weit gekommen), frohlocken (daß es nicht noch weiter gekommen war); man konnte höchst moralisch sein. Leider waren die Hauptpastoren, die bei solcher Gelegenheit die Menge mit guter Lehre und harter Bußpredigt zu erbauen pflegen, gerade auf Urlaub gegangen. Unser Glück war also nicht vollkommen. Zimmerhin waren die *dii minorum gentium*, die sich auf die leeren Kanzeln geschwungen hatten, redlich bemüht, die Lücke nach besten Kräften auszufüllen; und so erhielten wir manchen schulmeisterlichen und manchen erbaulichen Rath. Rathschläge, aber keinen Vorschlag; den Muth, ein radikales Mittel zu empfehlen, hatte Niemand. Da im aachener Fall De Hesselte wieder einmal der Aufsichtsrath durch Reichthum gesündigt hatte, konnte man vorschlagen, das Institut des Aufsichtsrathes ganz

abzuschaffen und die Kontrolle der Aktiengesellschaften künftig einem gut bezahlten, von Revisoren unterstützten Fachmann zu überlassen. Vielleicht fürchteten die Leute, denen solche Gedanken durch den Kopf gingen, als unheilbar geisteskrank nach Dalldorf eingeliefert zu werden; noch immer, trotz allen Blamagen der letzten Jahre, glaubt ja die Menge in blinder Zuversicht an die Wirksamkeit des Aufsichtsrathes, der doch nur in recht seltenen Fällen eine ernst zu nehmende Aufsicht führt. Und wer vermöchte unter dem Hundstern alte Vorurtheile zu entwurzeln und die Menschen zu überzeugen, daß bei einem schlechten Direktor der ehrlichste Aufsichtsrath eben so wenig nützen, wie ein schlechter Aufsichtsrath bei einem guten Direktor Schaden kann? Natürlich nahm sich auch Niemand die Mühe, bei diesem Anlaß vom Wesen geschäftlichen Betruges eine ausreichende Definition zu geben. Was ist im geschäftlichen Leben, namentlich im Bereich der Finanz denn Betrug? Alles, Ihr Herren, wobei man erwischt wird. Alles, was es auch sein mag. Aber nichts Anderes, wie schlimm es auch sein mag. Aber man wird im Sommer doch nicht alle ethischen Winterbegriffe, bei denen sich so mollig lebt, durch Skeptizismus zerbeizen lassen. Drum bleibt es dabei: Herr De Hessele war von vorn herein ein raffinirter Betrüger, dessen Jugend die Graubärte der Banken blendete und bewog, ihm sein ledernes Handwerk zu vergolden; gegen solche Teufelskerle ist kein Kraut gewachsen. Ein prächtiger Stoff für ein Schauersstück: der in der Diebesherberge aufgewachsene Schurke im Frack, der sich unter die ahnungslosen Biederländer schleicht und da seine Giftsaat austreut. Wenn De Hessele gefaßt werden sollte, wird er hart bestraft werden, vielleicht sogar die Ehrenrechte verlieren. Denn beim Kommerzienrath Schulz wars, Bauer, bekanntlich ganz was Anderes. Und doch war Hesselles größtes Verbrechen, daß ers zum Krach kommen ließ. Das verzeiht ihm der Schaaffhausensche Bankverein nie und nimmer. Wenn der Häutefabrikant den Skandal vermieden hätte, wäre über die Sache zu reden gewesen. Warum stets den Staatsanwalt bemühen? Wenn die Konkordiatkütte der Firma Cossen in Bendorf vom Syndikat Ausfuhrvergütungen für Roheisen bezieht, das angeblich ins Ausland gegangen, tatsächlich aber im Inland geblieben ist, so erleidigt sich solche „Inkorrektheit“ ohne hochnothpeinlichen Prozeß auf dem stilleren Weg eines Vertragspönales. Der öffentliche Ankläger ist im Allgemeinen bei dem geschädigten Theil nicht viel beliebter als bei dem Objekt heiligen Prokuratorenzornes. Schön und erfreulich bleibt der aachener Fall trotz Alledem. Er gab Stoff zu zahllosen Artikeln und bewahrte die deutsche Welt vor der üblichen Julilangeweile.

Nummer Zwei war hochpolitisch. Ein seltenes Vergnügen. Die Börsen sind so lange schon nicht mehr gewöhnt, dem Schritt der Weltgeschichte als Resonanzboden zu dienen, daß sie kaum noch neugierig auf das Werden politischer Ereignisse blicken. Was nützt alle Voraussicht, wozu helfen die besten Informationen, wenn man riskirt, selbst bei unzweideutigen Vorgängen das Gegenteil Dessen zu thun, was dann der Markt unternimmt? Ob Port Arthur fällt oder nicht fällt: wenn der Gewährsmann nicht gleich auch zu sagen vermag, ob die russischen Werthe mitfallen werden — was noch gar nicht ausgemacht ist —, so ist die ganze Weisheit dem Börslaner keinen Schuß Pulver werth. Die Malakka-Affaire brachte endlich wieder einmal ein Bißchen Spannung. Haber zwischen England und Rußland: Das wäre ein Bißchen gewesen. In perverber Lust

leckten manch' Baissiers schon die Lippen. Es wäre zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein. Und der Kohlenaktienrummel war doch von geringerer Wirkung.

Nummer Drei. Noch wird weitergekauft. Hibernia-Aktien hatten Montag schon den Kurs von 220 überschritten. Der Schaaffhausensche Bankverein, der sich nicht berufen fühlt, einen Theil seiner flüssigen Mittel dadurch zu binden, daß er den abgestürzten Hessele-Aktionären wieder auf die Beine hilft und die Aktien zurücknimmt, die er ihnen einst preisend mit viel schönen Reden empfahl, stand der allirten Dresdenerin bei ihren mysteriösen Hibernia-Käufen natürlich treu zur Seite. Dennoch durfte man ohne Bedenken der Versicherung seiner Börsenvertreter glauben, sie wählten selbst nicht, was vorgeht. Sie wollten zwar so thun, als wählten sie trotzdem; aber diese Pose überzeugte mich nicht. Herr Konsul Gutmann ist nicht der Mann leichtsinniger Vertraulichkeit. Auch darin strebt er dem großen Muster Bismarcks nach, dem er sich gern vergleichen läßt. Wahrscheinlich wußte außer ihm, der in Karlsbad auf der Lauer lag, von den figure heads des dresdener Concerns Niemand Bescheid. Um so geiler war die Börse; sie blähte die Nüstern und witterte doch immer noch nicht, was da werden wolle. Wird die Verstaatlichung oder ein gewaltiger Trust der deutschen Bergwerke vorbereitet? Wer mit Röntgenstrahlen in die Psyche des Konsuls Gutmann hineinleuchten könnte! Leider fehlt noch der dazu nöthige Apparat; also mußte man andere Mittl I versuchen. Ein Börsenblatt, das von einer geschickten Feder bedient wird, erhielt den Auftrag, alle — auch die entferntesten — Möglichkeiten zu erörtern, um Herrn Gutmann das große Geheimniß zu entlocken, und, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, jede der diskutirten Möglichkeiten auch gleich in Grund und Boden zu schreiben. Die Würmer aus der Nase ziehen. Und den Leuten kräftig in die dunkle Suppe spucken. Ein Auftrag, der einem geärgerten Konkurrenten der dresdener Gruppe wohl zuzutrauen wäre. Erfolg hat der papierne Feldzug bisher aber nicht gehabt. Schließlich kam nur eine Kapitalserhöhung der Hibernia heraus. Am Ende hat Herr Gutmann gar die ganze Börse gefoppt und hinter dem Mysterienspiel steckte nur eine gewöhnliche Spekulation. Das wäre der passendste Schluß eines Sommernachtstraumes. Die Börse hätte dann ihr aufregendes Vergnügen gehabt, behielte diesen Sommer in angenehmer Erinnerung und könnte im Herbst, wenn das ernsthafteste Geschäft wieder anfängt, sich mit der Gewißheit trösten, daß die Welt noch genau auf dem selben Fleck steht wie vor dem Beginn der Toten Saison, die anno 1904 so viel warmes Leben heuchelte. Doch kann es auch anders kommen. So unwahrscheinlich schon vor dem Dementi das Gerücht von dem Riesenrust klang — dem die Einigung kaum geringere Schwierigkeiten bereiten würde als die Finanzierung: — die Verstaatlichung der Montanindustrie ist durchaus nicht undenkbar. Wurmt Krankheit, Stilllegung minder einträglicher Zechen, gelsenkirchener Typhus, Arbeiterunruhen: diese und ähnliche Erscheinungen könnten eine vorausschauende Regierung wohl zu dem Entschluß treiben, auf diesem wichtigsten Gebiet mit der Privatwirtschaft aufzudämmen. Und Herr Möller könnte mit Herrn Arnhold über den Preis einig geworden sein. Könnte. Ist aber der Glaube, unsere liebe, bequeme Regierung plane eine große Aktion, nicht auch nur die Ausgeburt eines Sommernachtstraumes?

Dis.



Notizbuch.

Slupia, ein Dorf im posenschen Kreis Rawitsch, wurde am neunten Juli von einer Feuersbrunst heimgesucht. Da die Flammen schon in den Morgenstunden die Telegraphen- und Telephonleitung zerstört hatten, kam erst mittags zureichende Hilfe; und da war nicht mehr viel zu retten. Siebenzig Gebäude, Kinder, Schweine, Geflügel, fast die ganze bewegliche Habe der Dorfbewohner verbrannt. Im „Geselligen“ las ich darüber: „Auf freiem Feld kampiren mehrere hundert Menschen, die nun obdachlos sind. Fast Niemand ist mit Haus, Hof und Mobiliar versichert, so daß die Leute mit ihrer Familie vor dem Ruin stehen. Alt und Jung ist kopflos. Alles jammert, betet, schreit. Herzhafte und entschlossene Männer stehen heute am Schutthaufen ihrer Scholle und weinen wie Kinder. Da auch sämmtliche Lebensmittel ein Raub der Flammen wurden, ist die Noth doppelt groß.“ Durch das eifrige Bemühen des Landrathes ist sie wohl ein Wenig gelindert worden. Doch die Unglücklichen hatten von einer höheren Instanz Trost und Hilfe erwartet; von der höchsten im Land: vom König. In dem selben graudenger Blatte, dem ich die Schilderung des Glücksentnahm, wurde gefragt: „Haben denn die verantwortlichen Rathgeber Seiner Majestät keine so scharf ausgeprägte Vorstellung von dem Umfang und Inhalt ihres Pflichtkreises, daß sie klar ermessen können, wie wichtig, wie nothwendig es für einen König und Landesvater ist, in den Stand gesetzt zu sein, schnell und ausreichend sich über Nothzustände im eigenen Land zu unterrichten?“ An Kalesund und Wjstiten wurde erinnert; noch an einen dritten Brand, den des Bajars in der Rue Jean Goujon, konnte erinnert werden. Für Kalesund wurde Ballins Hamburg-Amerika-Linie und der Lloyd mobil gemacht, der Kaiser gab zehntausend Mark und bald waren für die Abgebrannten so große Summen, so riesige Vorräthe zusammengebracht, daß die Kalesunder den Segen kaum noch zu bergen wußten und zu faulenzten, zu hadern anfangen. Den russischen Grenzstädten Wjstiten suchte der Kaiser, der in Rominten von dem Brand gebrüt hatte, selbst auf; ritt in der Uniform seines wiborger Grenadierregimentes auf den Markt und sprach zu den Einwohnern, Polen und Juden, die ein Ukas des Tsprawnik versammelt hatte: der Zar habe von ihrem Unglück gehört, lasse ihnen sein „herzliches Mitgefühl aussprechen“ und sende, „als Zeichen seiner landesväterlichen Fürsorge“, fünftausend Rubel. „Ihr seht hieraus, wie das Auge Eures erhabenen Landesvaters bis an die Grenzstädte seines großen Reiches reicht und wie sein gütiges, warmes Herz für seine noch so entfernten Unterthanen sich ägt.“ So sprach Wilhelm der Zweite; und hatte das Geld gleich mitgebracht. Auch nach Paris, wo von einem Nothstande doch nie die Rede sein konnte, sandte er sofort zehntausend Francs. Und Slupia, das dem König von Preußen doch näher liegt als Kalesund, Wjstiten und die Goujonstraße? Nichts; keine Depesche, kein Geld. Um die Gemüther zu schwichtigen, wird auf die Thatsache hingewiesen, daß der Kaiser an der norwegischen Küste ist. Stimmt. Auf Reisen ist er ja aber nicht ganz selten; und wir möchten doch hoffen, daß er auch dann erfährt, was in der Heimath geschieht. Ist eine schnelle und zuverlässige Information des Königs unter den jetzigen Verhältnissen nicht möglich, da n sollte man daran denken, nach österreichischem Muster die Stellung eines Ministers a latere zu schaffen, der den Monarchen immer begleitet und während der Reisezeit für alles Thun und Unterlassen des Herrn die politische Verantwortung trägt. Das wäre ein Besten für den lebenswürdigen Plauderer, der zu sagen pflegt, er sei nur der Manager Seiner

Majestät, hindere aber mehr, als die Mörgler ahnen. Der hätte gewiß auch das Telegramm an die Wiborger verhindert. Doch jetzt brauchen wir zunächst ein Beileidszeichen für die Leute von Slupia, die auch gern den Beweis haben möchten, daß „das Auge ihres erhabenen Landesvaters bis an die Grenzstädte seines Reiches reicht.“

Der alte Paul Krüger ist gestorben. Noch einmal vernahmen wir, er sei, als Mensch und als Staatsmann, eine flecklose Idealgestalt gewesen. Einer, der ihn während des Burenkrieges in der Nähe sah, der österreichische Abgeordnete Graf Alalbert Sternberg, sagte in der wiener „Wage“: „Krüger war nie etwas Anderes als ein Bauer, der die normale Bauernschlauheit in höherem Grade besaß und alle guten und schlechten Eigenschaften der deutschen und französischen Bauern hatte. Als Staatsmann war er schwach. Ich muß ihn unwillkürlich mit Stein vergleichen, der kein Bur im wahren Sinn des Wortes ist, aber ein glänzender Staatsmann. Krüger vertrat keine Opposition und keine Belehrung, Er glich einem Granitblock und jede Diplomatie war ihm fremd. Sein System war ein System der größten Korruption und des weitestgehenden Nepotismus. Wie gewisse Großbauern in der Gemeinde und im Bezirk wirtschafteten, so wirtschaftete er in Transvaal. Alle Staatsfarmen wurden an Verwandte und nahe Anhänger vertheilt, fünfundsiebenzig Söhne, Enkel und Verwandte waren in Staatsstellen untergebracht. Mit Konzessionen und ähnlichen Regierungbegünstigungen wurde von Kindern und Enkeln ein schwunghafter Handel getrieben. Die Unzufriedenheit darüber war im Lande so groß, daß mir von allen Seiten gesagt wurde, nach dem Ende des Krieges würde Krüger nicht wieder zum Präsidenten gewählt werden. Der Kandidat war Wollmarans. Aber abgesehen von dieser Schwäche, die ja eine allgemeine Bauernschwäche ist, war Krüger ein ganzer Mann, einer von denen, wie die Völker sie brauchen.“ Der so sprach, war kein Feind, war ein Bewunderer Krügers. Von den Deutschen, die am Baal große Profite suchten und fanden, hörten wir immer, an jedem Geschäft, das man mit der Regierung machen wolle, an jedem Bahnbau, jeder Konzession müsse Ohm Paul Etwas verdienen; sonst werde nichts aus der Sache. Wir wollen dem Greis keinen Stein ins Grab nachwerfen, ihn aber auch nicht in den Rang der Nationalhelden erhöhen. Und uns nicht vor schwagen lassen, Bismarck habe in Krüger seinen Meister erkannt. Der fromme Paulus war eine Persönlichkeit und ein ganzer Kerl. Aber er hat als Staatschef zu viel Geld verdient — wie viel mag er hinterlassen haben? — und seine einzige staatsmännische Aktion großen Stiles bestand in dem heroischen, aber unklugen Versuch, mit seinen paar Buren das britische Weltreich, das größte, das die Erde je sah, zu bestiegen.

Herr Dr. med. et phil. Willy Hellpach schreibt mir aus Karlsruhe: „In seinem vortrefflichen Aufsatz über Pierlegaard hat Herr Karl Jentsch, den ich in der doppelten Eigenschaft als landeshuter Landsmann und grundgescheiten Kopf verehere, der Auffassung Ausdruck gegeben, Nietzsche sei am Inhalt seines Denkens wahnsinnig geworden. Leider scheint dieser früher landläufige Irrthum auch durch die von Moebius herausgegebene und sein interpretirte Krankengeschichte Nietzsches nicht beseitigt worden zu sein; denn ich begegne ihm auf Schritt und Tritt. Dem gegenüber sei nun hervorgehoben, daß die klinische Zerrtheitkunde heute, bei allen sonstigen Meinungsverschiedenheiten der einzelnen Forscher, die Möglichkeit einer Herleitung progressiv destruirender Psychosen aus dem Inhalt seelischer Erlebnisse ein-

müthig ablehnt; auch für gewisse paranoische Zustände macht, so viel ich sehe, nur Professor Freud in Wien eine Ausnahme von diesem allgemeinen Urtheil. Gar nun für die *dementia paralytica*, die Gehirnerweichung der Laiensprache, ist solche Ableitung wirklich nicht diskutabel; und an Paralyse ist Nietzsche zu Grunde gegangen. Moebius fährt, mit der überwältigenden Mehrzahl der Irren- und Nervenärzte, die Paralyse (analog der *Tabes*) auf eine früher überstandene luetische Durchseuchung zurück, die bei Nietzsche ins Jahr 1866 zu setzen sein soll. Aber auch die wenigen Aerzte, die Alkoholismus, Ueberarbeitung, Erkältung und Aehnliches als Ursachen von Paralyse (und *Tabes*) festhalten, würden niemals annehmen, daß der intellektuelle Inhalt einer Denkarbeit zur Paralyse führen könne; höchstens die Intenstivität solcher Arbeit. Vielleicht helfen diese Zeilen dazu, dem chronischen Irrthum wieder ein Stück Boden abzugraben. Eine gewisse Sorte unwissender, aber der Phrase desto mächtigerer Literaten wird sich ja den Glauben nicht nehmen lassen; einen Mann wie Karl Jentsch aber würde die Schrift von Moebius („Das Pathologische bei Nietzsche“) sicher von seiner irrthümlichen Ansicht abbringen.“

* * *

Die Kirchenbauvereine sind nicht ganz so hartbödig wie der Berliner Presseklub: sie haben den Erben der Pommernbank zurückgezahlt, was sie von den Herren Schulz und Romeid erhalten hatten. Fast Alles. Die hübsche Summe von 175 000 Mark. Herr Justus Bubbe, Schulzens Nachfolger, konnte noch 60 000 Mark mehr haben, wollte sie aber nicht, weil er in den Büchern nicht den Beweis dafür fände, daß auch um diesen Betrag „die Pommernbank geschädigt worden ist.“ Er müßte Justifimus heißen. Daß auch die 60 000 Mark von Schulz gezahlt worden sind, ist durch die beeidete Zeugenaussage des Freiherrn von Mirbach festgestellt; übrigens ist die Lage für den Kommerzienrathstitel, den Schulz, gegen den Willen der Kaufmannschaftsvorstände, ja auch erhielt. Und die 327 858 Mark, deren Empfang der Oberhofmeister durch Quittung bestätigt, von denen er aber „nicht einen Pfennig erhoben“ hat? Vom Erbhoden verschwunden. In einem sehr nett für die Oeffentlichkeit arrangirten Briefwechsel fragt Herr Bubbe den „hochverehrten Herrn Oberhofmeister“, ob Seine Excellenz wisse oder vermüthe, „von wem und für welche Personen oder Zwecke dieses Geld erhoben sein könnte.“ Und der Hochverehrte antwortet flink, ihm sei „von dem Verbleib der Summen nicht das Geringste bekannt.“ Spurlos verschwunden. Vor Gericht hielt Niemand für nöthig, nach solcher Bagatelle zu fragen. Wenns nun zu einem neuen Verfahren käme, würden wir sicher hören, Herr Behnken, der frühere Direktor der Immobilienverkehrsbank, habe, als er nach England floh, die dreihunderttausend Mark mitgenommen. Dann wäre endlich ein Sündenbock gefunden und die liebe Seele hätte Ruhe. Schade, daß der allgerichtigste Hypothekendirektor den Kirchengründer nicht gefragt hat, auf wessen Veranlassung er den Empfang der Summe bescheinigt habe, von der er keinen Pfennig erhielt. Die Quittung, sprach er als Zeuge, „sollte dazu dienen, das Konto aufzulösen.“ Sonderbar. Sollte das geheimnißvolle Konto K aufgelöst werden, so mußte man den zu erhebenden Betrag, 325 000 Mark plus Zinsen, an Schulz und Romeid oder an die Pommernbank zurückzahlen oder zurückbuchen. Und sollte dann noch quittirt werden, so war nicht von Mirbach, sondern von der Pommernbank oder deren Direktoren eine Quittung über den Empfang der Summe zu geben. Denn Mirbachs Quittung konnte nicht zur Auflösung, sondern nur zur Bestätigung des Kontos dienen. Statt sich, als

Empfänger und Disponent, die Rückzahlung des ihm angewiesenen Betrages bescheinigen zu lassen, bescheinigte er durch seine Unterschrift, das Geld empfangen zu haben. Räthsel. Daß die Bertheibiger diese Erklärung passiren ließen, konnte man verstehen; daß der Gerichtshof sie hinnahm, zeigt, wie hilflos unsere Kriminalisten sind, wenn sie über die einfachsten Handelsvorgänge judizieren sollen.

Und nun ist die Komödie aus? Keine Frage mehr nach dem tariffirten Handel mit Titeln und Orden? Nach der im Auftrag des Oberhofmeisters von den Provinzialbehörden besorgten Mosaiksammlung? Keine Neugier, endlich die Summen kennen zu lernen, die der reiche Freiherr von Mirbach selbst seinen Kirchenbauvereinen „gestiftet“ hat? Nicht einmal der Wunsch, zu erfahren, wie es kam, daß die üble Mädlerei, von der Tausende wußten, so lange verborgen blieb? Die Antwort auf diese letzte Frage könnte manchem „Organ der öffentlichen Meinung“ lästig werden. Denn der Freiherr war ein mächtiger Mann und hatte die Hand über gar viele Blätter. Er wußte, wie man auf Journalisten wirkt. Herr Dr. Veitpaizer hat neulich erzählt, ein Kanzleibeamter Mirbachs habe ihn besucht und im Namen Seiner Excellenz gebeten, den Spielhagenbanker im Kleinen Journal Angriffe zu ersparen. Offenbar gehörten solche Botengänge zu den Amtspflichten der im Kabinet der Kaiserin angestellten Beamten. In anderen Fällen bemühte der Freiherr sich selbst. Vor mir liegt ein Brief, der unter dem gedruckten Kopfvermerk „Kabinet Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ die Weisung trägt: „Streng vertraulich!“ Er ist an Redakteure berliner Zeitungen gerichtet und soll für den Organisten der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche Propaganda machen. Ich lasse die Mittheilungen über die Privatverhältnisse des Musikers weg und gebe nur den Schluß des Briefes: „Euer Hochwohlgeboren bitte ich, gütigst dafür Sorge tragen zu wollen, daß in Ihr Blatt nicht etwa aus anderen, namentlich übelwollenden Blättern Notizen über den Organisten entnommen, daß derartige Notizen mit Stillschweigen übergangen werden und gelegentlich ein freundliches Wort über den Mann, seine Anstellung und über die Verwendung seiner hervorragenden Kraft bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gesagt wird. In Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster Freiherr von Mirbach.“ Vielleicht kam die Intervention aus einem guten Menschengefühl; vielleicht half sie einem Würdigen. Dennoch wäre sie tabelnswerth, wie all die vielen Versuche des betriebamen, von den Hofleuten als Glockenangust bespöttelten Mannes, für seine Privatzwede die Resportbeamten arbeiten zu lassen und sub auspiciis der höchsten Dame im Reich für seine wunderjamem Pläne und Pländchen Stimmung zu machen.

Vor acht Wochen kam aus Südwestafrika eine Deputation deutscher Männer übers Meer, um dem Deutschen Kaiser ihr Leid, die Noth ihrer durch den Hexeroaufstand heimlos gewordenen Landsleute zu klagen. Empfang und Bescheidung der Deputation hätte ein knappes Halbständchen erfordert. Vor und während der Kieler Woche, die so vielen Amerikanern Besuche und Audienzen bescherte, war, so lasen wir, dazu nicht Zeit; nach der Kieler Woche, wie es scheint, auch nicht. Am letzten Mittag betraten die Männer deutschen Boden. Ihren Kaiser haben sie noch nicht gesehen.



Berlin, den 6. August 1904.

Plehwe.

Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe, der im Zarenreich sechsundzwanzig Monate lang Minister des Innern war, ist in Petersburg durch eine Dynamitbombe getötet worden. Er hatte solches Ende gefürchtet und, um ihm zu entweichen, den Schein der Lächerlichkeit nicht gescheut. Die Kutsche, in der er fuhr, war gepanzert und von einer Schutzmannschaft umzingelt; Radfahrer, Reiter, manchmal ein Automobil: vorn, hinten, rechts und links eine lebende Hecke. Und zwischen Revolvern und Säbeln, dem Blick unerreichbar, kauerte hinter den kleinen Fenstern der rollenden Festung der stämmige Mann mit der früh verwitternden Fassade eines Riesen und dem Otternauge im Kopf eines schönen Jaguars. So zeigte, so verbarg Seine Hohe Excellenz sich dem rechtgläubigen Volk. In den Ministerialbureaux wurde er ausgelacht, wurde, wenn kein Lauscher in der Nähe war, spöttisch gefragt, ob der Tyrannenspieler sich denn nicht schäme, seine Furchtsamkeit am hellen Tag durch die Straßen zu fahren. Nein. Er schämte sich nicht. Wie Philipp der Sechste, der gekrönte, bei Grech schmählich geschlagene Tropf, hielt auch dieser Heldenposeur sich für den von der allweisen Vorsehung zum Retter des Vaterlandes auserwählten Mann; die Panzerplatten schützten la fortune de la Russie. Jeder sollte sehen, daß im weiten Reussenreich kein Anderer so gefährdet, gefürchtet ist wie Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe. Warum? Weil Keiner mit so eifernder Treue dem Selbstherrscher dient. Das mußte auf den Kaiser wirken. Wirkte auch; Nikolais irritabler Sinn war von solcher Umgebung gerührt. Nützen konnte der Apparat freilich nicht. Wer be-

reit ist, sein Leben zu opfern, kann aus der dichtesten Leibwache Sinen reißen und auf den dunklen Weg mitnehmen. Hundertmal ward erwiesen, daß weder uniformirte noch geheime Schutzmannschaft einen vom Fanatismus Bedrohten schirmt; tausendmal, seit Harmodios und Aristogeiton den Peisistratiden trafen. Doch sollte Plehwe etwa aus der Geschichte lernen?

Wer Solches forderte, hat das Wesen des Mannes nie erkannt. Wenn drüben, den lieben Englein und bösen Teufeln zu Erbauung und Kurzweil, Zeitungen gehalten werden, wird Plehwe sich seiner Metrologe freuen. Er hats erreicht. Er wird fast überall wie ein reaktionäres Genie behandelt. Wie eine starke Persönlichkeit, der die Malteser der liberalen Presse in schönem Zorn die Posafrage ins Grab nachheulen: „Sie wollten, allein in ganz Europa, sich dem Rade des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam in vollem Laufe rollt, entgegenwerfen? Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?“ An Katkow wird erinnert, Pobedonozzew als Schreckgespenst beschworen und schließlich gesagt, Mord bleibe zwar Mord, aber am Warschauer Bahnhof sei ein Geßler, ein Erzfeind freier Menschenwürde, gerichtet worden. Das klingt pompös. Nur ist's erst ein Jahr her, seit die Hehren schauernd ihr Haupt verhüllten, weil muthige serbische Patrioten den gemeingefährlichen Paralytiker Alexander und seine Meze geschlachtet hatten. Und wenn morgen der Massenmörder Abd ul Hamid in seinem Blut schwämme, würden sie fromm die grause Gewißheit beflennen, daß die Mordsucht in Europa endemisch geworden sei. Ein Bischen Aufrichtigkeit könnte nicht schaden. Plehwe galt — ohne triftigen Grund, wie seine Feinde selbst zugaben — als Anstifter und Begünstiger der bessarabischen Judenverfolgung; und da in einem großen Theil der englischen, deutschen, amerikanischen Presse die Stimmung von Söhnen Israels gemacht wird, wurde der „Schlächter von Kischenew“ wie weiland Herr Paman gehaßt. Das ist menschlich. Ein ehrenwerthes Stammesgefühl mußte sich empört gegen die Barbarenwuth aufbäumen, die ohnmächtigen jüdischen Wuchertern, jüdischen Bettlern die blutende Haut vom Gedärm riß. Nur soll man sich zu dem gerechten Judenressentiment offen bekennen, es nicht in der Flickenhülle schäbig gewordener Humanität ins deutsche Nest schmuggeln und für die Herzenssache der gesammten Menschheit ausgeben. Plehwe hat den Tod verdient, weil er des Judenmordes dringend verdächtig war; alle anderen Gräu wären ihm, wie Kobespierre, Crispi, Alexander Obrenowitsch, den Panomisten, dem Sultan, verziehen worden. Muß jüdische Hysterie aber das Zufallsgeköpf kaiserlicher Laune in einen slavischen Machiavell umfälschen, den Dugendprokurator ins Gigantenmaß recken? Auch Ahasvers Günstling

war ein kleiner, des Nachruhmes unwerther Mann; und nur das enge Hirn eines Kellerfanatikers kann danach streben, den Todestag Plehwe's durch ein zweites Purim, ein neues Hamansfest, im Kalender verewigt zu sehen.

Vor hundert Jahren hatte Rußland einen Reichshistoriographen, der Karamsin hieß und der wachsenden Panславistengemeinde die Bibel gab. Dieser orenburger Asiat, den Speranskis's Modespielderei ärgerte, schrieb, von Verfassungsfiktionen, von der allergeringsten Einschränkung der Selbstherrlichkeit dürfe einstweilen nicht die Rede sein, und warnte, in einem Volk von Analphabeten künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte schlummern könnten; nur in schleuniger Rückkehr zur nationalen Ueberlieferung sah er das Heil. Hätte Plehwe auch nur ein Fränkchen solchen Gefühls gehabt: man müßte den Hut vor ihm ziehen. In den Nekrologen der Hasser ähnelt er einem Karamsin, erinnert er beinahe an die geniale Uskanierin, die im Klima des Russenislams so rasch heimisch ward. In der gemeinen Wirklichkeit sah er ganz anders aus. Nichts von dem Temperament, der leidenschaftlichen Ueberzeugung Katkows, von der starken Intelligenz Pobedonoszew's, die alles erreichbare Wissen umfassen will, um es als nichtigen, dem Frommen abscheulichen Tand zu verschreiben. Plehwe hat nie eine Sache gewollt; immer nur sich, seine carrière. Nicht einmal im Traum kam ihm der Gedanke an die einzige ernsthafteste Revolution, die in Rußland möglich scheint: die slavische Jacquerie, den Aufstand der dumpfen Masse gegen die dünne Front der westwärts schielenden Intellektuellen. Das hätte ihm gar nicht gepaßt. Er übertyrannete den Tyrannen, griff unftet hierhin und dorthin, fränkte und hegte Finen und Polen, Armenier und Juden, kürzte Professoren und Studenten, Bauern und Fabrikarbeitern das Bischen Lebensrecht und ließ kein Tadelswörtchen eines Zeitungschreibers ans Licht. Aber er wollte beliebt sein, Rühmliches über sich lesen und zitterte vor dem Fluch der Unpopularität. Gab sich für einen philosophischen Kopf, einen Hegelianer der alten Staatsschule, aus und hatte stets Muße, wenn er hoffen durfte, einen Journalisten, vielleicht gar einen aus Paris oder London, zu einem Lobliedchen beschwagen zu können. Kein Reaktionär, sondern ein Streber. Woran er glaube, mußte Niemand genau; kaum, woher er eigentlich stamme. Pole oder Deutscher, Katholik, Calvinist, Orthodoxer? Jedensfalls kein reiner Russe; und ohne die in einer sauberen Kinderstube empfangene Tradition. Um so kräftiger mußte er, wenn er's zu Etwas bringen wollte, an seine Patriotenbrust schlagen, um so lauter den Segen ehrwürdiger Ueberlieferung preisen. Die Rolle des Liberalen hätte ihm mehr behagt. Da im Augenblick aber gerade eine eiserne Faust gesucht

wurde, mußte der Polenpflegling sich in die Zeit schicken, den starr Konser-
vationen spielen und die Riesenfassade dick mit Eisenfarbe anstreichen.

Die Berufspflicht hatte ihn an Gehorsam und zugleich an Härte ge-
wöhnt. Er war Staatsanwalt, hatte den Alltagsverbrechen und den Ver-
schwörungen der Nihilisten nachzuschmeffeln, mit listigen Advokaten um die
armen Sünder zu raufen, und machte seine Sache so gut, daß er unter dem
Heerdenvieh bald aufstieg. Die Nase eines Spürhundes und die flinke Zunge
Keines, der vor Nobels Thron um Gerechtigkeit fleht. Polizistentalent und
Beredsamkeit: so köstliche Gaben konnten nicht unbelohnt bleiben. Voris-
Melikow — Menschenkenntniß war nie die starke Seite der Liberalen — ließ
ihn zum Depa: tementchef im Ministerium des Innern ernennen. Jetzt hieß
es, vorsichtig sein, um jeden Preis sich auf der ersten Sprosse der Ehrenleiter
halten und, ohne den Neid böser Nachbarn zu wecken, sacht höher klettern.
Plehwe hats erreicht. Er stieß nirgends an, wurde nie lästig, war unter drei
Kaisern, drei scharf von einander geschiedenen Regierungssystemen immer mit
dem selben Eifer am Werk. Aus dem dunkelsten Schlupfwinkel scheuchte er die
Verdächtigen auf. Kein Strupel, kein Schwindelanfall schreckte sein robustes
Gewissen. Daß er seinen Pflegevater anschwärzen, den brieflichen Verkehr Voris-
Melikows, als der schwächliche Reformator in Ungnade gefallen war, über-
wachen mußte, war hart, aber nothwendig. So wurde er Wirklicher Geheimer
Rath, Staatssekretär für Finland und, als Sipjagin ermordet war, Minister
des Innern. Doch im neuen Würdenkleid lebte der alte Adam. Der Staatsan-
walt, der überall Verbrecher wittert, schnell jeden erwünschten Schuldbeweis zu
zimmern vermag und so abgehärtet ist, daß ihm die Wimper nicht zuckt, wenn
er zwischen Frühstück und Mittagessen sechs Menschen an den Galgen schießt ...
Der geistreiche General Fadejew pflegte zu sagen, ganz dumme Kerle gebe
es nicht; irgendwo sei Jeder zu gebrauchen. Plehwe war ein pfliffiger, schlag-
fertiger und gut aussehender Staatsanwalt, das Ideal einer Bütteljecke.
Wie, nach dem Worte des jungen Schiller, die Gottheit, so versteht sich manch-
mal aber auch ein Statthalter des Himmelskönigs übel auf seine Leute und
macht aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister.

Plehwe war ein spottschlechter Minister, zeigte sich im hohen Rang
wirklich als einen Dummkopf und wurde von den verständigen Leuten im
Zarenreich fast noch mehr verachtet als gehaßt. Dennoch brauchte der Klügel,
der ihn emporgebracht hatte, die Wahl des Werkzeuges nicht zu bereuen.
Frühling 1902. In Ostasien ist nichts Rechtes mehr zu verdienen, die Holz-
konzessionen am Yalu sind einstweilen nicht auszubeuten und Nikolaus scheint

entschlossen, vor der drohenden Grimasse der japanischen Affenhorde sänschtig zurückzuweichen. Kein Wunder: noch beherrscht Sergej Juljewitsch Witte den Sinn des Bescheidenen und hindert thörichte Abenteuer. Das darf nicht dauern. Die Kamarilla, zu der ein paar Großfürsten, Alexejew, Bezobrazow und Andere eiusdem farinae gehören, muß den Monarchen zunächst von dem Minister trennen, der, seit Lobanow tot ist, auch der internationalen Politik die Richtung weist. Das alte Spiel, das so oft den Kronenträgern verhängnißvoll ward, wird wieder begonnen. Ein Kaiser, zischelt's zum Thron hinan, darf sich nie dem Willen eines Sterblichen beugen. Ein von Gottes Gnade Gesalbter sieht weiter als andere Menschen. Nach einer Weile wirkt's. Der gutmüthige, schwächterne Zar, der seinem Volke das Beste ersehnt, fängt sich zu fühlen an und gleitet erst, taumelt dann in den Wahn, für den Bismarck das Spottwort fand, manche Monarchen bildeten sich allen Ernstes ein, in einem besondern Geheimrathsverhältniß zum lieben Herrgott zu stehen. Nun darf man gegen den Minister schon Etwas riskiren. Dieser Herr Witte thut, als sei er berufen, das Vermächtniß Alexanders des Dritten zu wahren. Dabei hat er keine Ahnung von Rußlands weltgeschichtlicher Mission und wagt, zu behaupten, auch wir seien dem Entwicklungsgesetz unterthan und müßten den Weg der Europäerkultur gehen, — wir, die doch von ganz anderer Art sind als das faule Gefindel im Westen. Was hat er denn gar so Ungeheures geleistet? Schulen gegründet. Mit Recht aber sprach die große Kaiserin einst: „Wenn unsere Bauern anfangen, Etwas zu lernen, werden sie mich bald von meinem Sitz jagen.“ Und sonst'r Ungesunde Industrie ins Land gebracht und unruhiges Proletariat gezüchtet. Eine zuverlässige Stütze der heiligen Autokratie ist der Mann sicher nicht. Strebt aber nach Allmacht im Reich und hält sich für unentbehrlich. Dieses Mittel versagt nie. Unentbehrlich darf sich in Monarchien Keiner dünken. Nikolaus verliert die Unbefangenheit, die er früher im Verkehr mit seinem Ältesten Minister hatte, und gewöhnt sich in den falschen, unköniglichen Stolz des Schwächlings, der sich von fremder Leistung verdunkelt fühlt. Er will seine Selbständigkeit zeigen, als Monomachos schalten: und sieht sich bei jedem Schritte doch gehemmt. Im ganzen Ministerrath ist kein tauglicher Handlanger. Der Hausmeier hält Alle in strenger Zucht. Da wird Plehwe empfohlen. Und nun hat der Sohn Alexanders den Mann, den er sich wünschte.

Die Gefahr des Asiatenkrieges war näher gerückt. Der weise Si-Hung-Tschang hatte sie vorausgesagt; als er zu den Krönungsfesten nach Rußland gekommen war, hatte er dem Finanzminister mit drängender Bärtlichkeit gerathen, die Bahn nur bis Wladiwostok zu bauen und sich nicht in den Süden

locken zu lassen; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. China wolle jede mögliche Erleichterung gewähren und werde, um den Russen einen Umweg von sechshundert Kilometern zu sparen, den Bau der mandschurischen Strecke Nerstjinsk-Tsitjikar-Wladiwostok erlauben. Nur ja nicht weiter südlich gehen! Witte hatte die Warnung beherzigt und immer die Räumung der Mandschurei empfohlen. Das hätte einen Strich durch die Rechnung der Kamarilla gemacht, die schon nach Korea lugte und auf neue profitliche Unternehmungen hoffte. Die Aufgabe, den Jaren für ihre Zwecke einzuspannen, war nicht ganz leicht; ein Trompetenstoß hätte den neurasthenischen Schwärmer aufgeschreckt. Man mußte es feiner anfangen. Was Witte will, hieß es, ist nicht falsch; nur ist es mit den Mitteln, die er vorschlägt, nicht zu erreichen. Solcher Finanzmensch versteht eben nichts von Taktik. Wer den Gelben nicht imponirt, ist verloren. Wenn wir uns heute fügsam zeigen, fordern sie morgen das Dreifache. Rein: auf den Tisch hauen, mit dem Schwert rasseln, die Makalendenbanden erinnern, daß sie mit dem Russenreich zu thun hat, vor dem der Erdfreis zittert. Dann giebt sie billig; wird sich hüten, mit uns anzubinden; hat nur, so lange wir uns ducken, ein großes Maul. Das war bis jetzt der Fehler. Allzu bescheiden. Der Weiße Zar muß stets zeigen, daß er auf dem Stuhl des Weltrichters sitzt. So klang die Pöckflöte. Und Nikolaus ließ sich einlassen. Er wollte den Frieden erhalten, glaubte, die Japaner würden allen Hohn, jede Schmälerung ihres Besitzes und ihrer Hoffnung ruhig hinnehmen, und verbot rechtzeitig Rüstung. Im Minister-rath hatte er ehrerbietigen Widerstand gefunden. Graf Lamsdorff und General Kuropatkin gingen mit Witte, dessen erstes und letztes Wort immer war: Wir müssen erfüllen, was wir versprochen haben. Plehwe kam als Vertrauensmann der Hofclique ins Amt und trat offen als Anwalt der Kamarilla auf. Des Kaisers Wille war ihm höchstes Gesetz; und oft war der Dummkopf schlau genug, schon den fernen Wunsch des Herrn zu errathen. Der Gossudar war zufrieden. Endlich hatte er einen Gehilfen, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte, der aus dem Advokatengezänk die Gabe rascher Replik mitbrachte und das Sachverständniß durch dreiste Schroffheit ersetzte.

In Rußland, wo nichts veröffentlicht werden darf, bleibt nichts verborgen. Auch die zwischen Witte und Plehwe in der Stille des Kronrathes gewechselten Worte sickerten schnell durch den Tshin und wurden von Mund zu Mund weiter getragen. Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandschurei sei zwecklos, Port Arthur für Rußland auf absehbare Zeit ohne Werth. Plehwe antwortete, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse, wenn er nicht furchtsam scheinen wolle, weiter schreiten. Witte rieth, den ganzen

Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zu überweisen, die auch das Heikelste ohne Lärm erledigen würden. Plehwe's Antwort war: „Durch seine Bayonnette, nicht durch Diplomatenkunst, ist Rußland geworden, was es ist.“ Der in die Politik verschlagene Staatsanwalt, dessen Diplomatie in der geschickten Benutzung von Spitzelzuträgereien bestand und dem die Neuffengeschichte ein versiegeltes Buch war, erdreistete sich, dem Colbert des Zarenreiches bei jeder erhaschbaren Gelegenheit über den Mund zu fahren. Und war auf solche Leistung höchst stolz, schwangte seine Rednertriumphe aus und ließ sich von den Abenteurern als Ketter des Vaterlandes feiern. Witte that, was die Selbstachtung gebot. Er sah den Krieg kommen, den dümmsten, den Rußland je geführt hat, wollte ihn nicht verantworten und bat um Entlassung. Vielleicht hoffte er, der Herr werde ihn halten; doch der Abschied wurde in Gnaden bewilligt. Der kühnste, an Erfolgen reichste Finanzminister der Romanows ging; und erlebt nun den traurigen Trost, daß Alles eintrifft, was er prophezeit hat. Der Krieg ist gekommen und hat Rußland so unvorbereitet gefunden, wie es nach dem Willen seines friedlichen Zaren sein mußte.

Plehwe blieb in der Gunst. Weil er bequem war und nicht mehr sein wollte als ein Werkzeug erhabenen Willens. Niemals hat er, wie einst Pobedonozzew und später Witte, Einfluß gehabt, nie die Richtung der Politik bestimmt. Dem kleinen Ehrgeiz genügte das schreckende Zeichen der Polizeimacht und die Möglichkeit, sich von Groll und Neid im Engsten zu entladen. Seine freile Unfähigkeit hätte vielleicht noch Jahre lang im Lande gehaust. Nun hat sein Kaiser selbst ihn in die Gruft getragen... Und natürlich hören wir wieder, Rußland stehe dicht vor einer Revolution. Wie oft vernahmen wir schon? Buturlin war schlimmer als Plehwe, die terroristische Propaganda unter dem zweiten Alexander, den die Gardeoffiziere, weil er die Uniformen so oft ändern ließ, den Militärschneider nannten, gefährlicher als unter seinem sanften Enkel. Adlerberg und Genossen, die vor vierzig Jahren gegen Suworow wühlten, weil er ihre unsauberen Schachergeschäfte hindern und sie zur Zahlung ihrer Wechselschulden zwingen wollte, waren nicht harmloser als Alcejew und seine Kumpane. Neu ist eigentlich nur, daß ein eitler Tölpel an eine so sichtbare Stelle geschoben werden konnte. Wenn Plehwe nicht entdeckt worden wäre, säße Herr Witte wahrscheinlich noch im Finanzministerium, Herr Kuropatkin irgendwo am Baltischen Meer, in der heißen Mandchurei kröchen die Maden nicht aus jung verwesenden Russenleibern und das Zarenreich brauchte uns nicht einen Handelsvertrag zu unterzeichnen, der ihm mindestens zehn Jahre lang das Leben vergällen wird. Als deutsche Patrioten müßet Ihr, liebe Herren, Plehwe's Tod, trotz Pischenew, aufrichtig betrauern.

Jüdische Unteroffiziere.*)

Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat sich neulich an eine der deutschen Heeresverwaltungen mit der Beschwerde darüber gewandt, daß Juden die Aufnahme in die Unteroffizierschulen verweigert werde. Die Abweisung sei von den militärischen Behörden mit der Thatsache begründet worden, daß der für die Aufnahme erforderliche Konfirmationschein — oder die Bescheinigung über den Empfang der ersten Kommunion — nicht vorgelegt werden konnte. Der Beschwerde wurde keine Folge gegeben, weil nach den amtlichen Feststellungen von den Unteroffizierschulen Niemand wegen Mangels eines der beiden erwähnten Schriftstücke zurückgewiesen worden sei. Dennoch bleibt die Thatsache der verweigerten Aufnahme bestehen; und den Sachkundigen kann es nicht schwer fallen, die wirklichen Gründe dieser Weigerung zu errathen.

Das Verlangen unserer jüdischen Mitbürger, daß auch ihren Söhnen die Laufbahn des deutschen Unteroffiziers nicht verschlossen werde, ist an sich durchaus berechtigt; und jeder gerecht Urtheilende muß verstehen, daß sie nach dieser Richtung energisch vorgehen. Haben sie nicht alle Pflichten des Staatsbürgers ohne Ausnahme zu erfüllen? Wie läßt sich da rechtfertigen, daß ihren Söhnen die vom Staat unterhaltenen Unteroffizierschulen verschlossen bleiben? Sieht es nicht fast aus, als seien sie Staatsbürger zweiter Klasse, deren Rechte den Pflichten nicht entsprechen? Theoretisch muß ohne Zweifel auch den jüdischen jungen Leuten der Eintritt in die Unteroffizierschulen gestattet werden. Aber wie selten decken sich Theorie und Praxis! Auch hier steht die Praxis im schroffsten Gegensatz zur Theorie. Die jungen Israeliten wollen durch den Besuch der Unteroffizierschulen die Qualifikation zum militärischen Vorgesetzten erreichen. Dagegen sprechen aber sehr vernehmlich die Rücksichten auf die Disziplin unseres Heeres.

*) Der Offizier, der hier das Wort nimmt, hat, wie er selbst in der „Zukunft“ erzählte, unter dem Pseudonym Freiherr von Gahlen eine Schrift veröffentlicht, die sich gegen allerlei Mißstände deutschen Heerwesens wandte und auch in der demokratischen Presse viel Beifall fand. Er ist also weder stockkonservativ noch ein blinder Anbeter aller geltenden Autorität. Daß er trotzdem, nach der Erfahrung eines Menschenalters, die Frage, ob Israeliten preussische Unteroffiziere werden können, verneinen muß, mag Manchen traurig dünken, sollte aber von Keinem überhört noch gar als ein Zeichen antisemitischer Gesinnung verspottet werden. Die Behörde ist einer klaren Antwort auf diese Frage oft ausgebogen. Hier ist sie rückhaltlos offen von einem Sachverständigen beantwortet. Vielleicht kommen aus anderer Erfahrung bald andere Stimmen, die sagen, die Disziplin sei in der deutschen Armee so fest, daß es nur eines Nachwortes bedürfe, um dem jüdischen Unteroffizier das dem Vorgesetzten unentbehrliche Ansehen zu sichern.

Der jüdische Soldat hat sich im Dienst durchaus nicht etwa als unzulänglich erwiesen. Eben so wenig kann ihm im Allgemeinen die Befähigung zum Vorgesetzten abgesprochen werden. In meiner — ein ganzes Menschenalter ausfallenden — Dienstzeit habe ich sehr viele Juden unter meinem Befehl gehabt. Wenige von ihnen ließen dienstlich zu wünschen übrig. Einzelne waren geradezu ideale Soldaten, die mich und auch andere Offiziere zu aufrichtiger Bewunderung hinarissen. Nur Voreingenommenheit kann daher die militärische Beanlagung der Juden leugnen. Unter den besten Truppenführern Bonapartes waren Juden. Ein Jude ist, wenn ich nicht irre, Kriegsminister des Königreiches Italien. Daran, daß sich trotzdem im deutschen Heer die Israeliten nicht als Vorgesetzte verwenden lassen, trägt das Widerstreben des christlichen Mannes die Schuld, einem Juden zu gehorchen. So fremd unserem einfachen Mann, wenn er nicht konfessionell oder religiös einseitig beeinflusst wurde, auch jede Gehässigkeit gegen Andersgläubige ist: gegen die Pflicht, jüdischen Vorgesetzten zu gehorchen, lehnt er sich innerlich auf. Ein jüdischer Soldat zeichnete sich im letzten Feldzug so aus, daß er in kürzester Zeit der Liebling aller Offiziere wurde und sie nicht eher ruhten, als bis sie seine Beförderung zum Unteroffizier durchgesetzt hatten. Raum war er es aber, als die Schwierigkeiten mit den Mannschaften begannen; und so taktvoll sich auch bei jeder Gelegenheit der junge Unteroffizier benahm: sehr bald mußten die Offiziere bereuen, daß sie seine Ernennung vorgeschlagen hatten. Denn sie konnten nicht verkennen, daß unter der Zugehörigkeit des Unteroffiziers zum Judenthum die Disziplin der Compagnie litt.

Die Staatsraison steht aber über der Theorie. Verlangt sie, daß Soldaten jüdischen Glaubens nicht in die Charge eines Unteroffiziers vorrücken, so muß dieser Forderung unter allen Umständen genügt werden, mag sich das Rechtsgefühl noch so sehr dagegen ansäuern. Die *salus publica* ist eben das höchste Gesetz. In Frankreich und Italien stellt sie auf konfessionellem und religiösem Gebiete an die Armee nicht so harte Forderungen wie bei uns; vielleicht, weil Franzosen und Italiener religiös weniger tief empfinden als wir Deutschen. So bedauerlich es ist: unsere jüdischen Mitbürger müssen der Eigenart des christlichen deutschen Soldaten Rechnung tragen und sich damit begnügen, den Rechtsanspruch ihrer Söhne theoretisch zu betonen. Das fordert übrigens auch ihr eigenes Interesse. Welche Befriedigung kann diesen Söhnen ein militärisches Amt gewähren, in dem sie stets auf dem Qui vivo leben, bei jeder Berührung mit ihren Untergebenen einen Konflikt fürchten müssen? Ich kann deshalb das Verfahren der militärischen Behörde nur billigen, die sich nicht zu entschließen vermag, das Heer und junge jüdische Leute ernstest Unzuträglichkeiten auszusetzen.

Weißer Hirsch.

Oberstlieutenant a. D. Karl von Wartenberg.



Hat Kant Hume widerlegt?

Was Grundproblem aller Erkenntniß heißt: Gibt es ein Kriterium der Wahrheit? Der radikale Skeptizismus aller Völker und Zeiten antwortet rund und entschieden: Nein! Versteht man unter bleibender Wahrheit ein Urtheil, das zu allen Zeiten und von allen denkenden Menschen ausnahmslos als gültig anerkannt werden muß, so giebt es keine Wahrheit. Denn alle Wahrheiten, die uns vom Anbeginn der menschlichen Kultur an als solche angepriesen worden sind, haben sachliche Kritiker und grundsätzliche Verneiner gefunden, die nicht aus Uebermuth oder Unverstand, sondern auf Grund ehrlicher Ueberzeugungen und unwiderleglich scheinender Beweisführungen die logische Unzulänglichkeit dieser „Wahrheiten“ aufdeckten. Gibt es aber keine unbedingte, für alle denkenden Menschen gültige Wahrheit, so bleibt für Jeden als letztes Wahrheitstümpfchen nur Das bestehen, was ihm in diesem Augenblick als wahr erscheint, zumal der nächste schon durch irgend eine neue Thatfache das zerbrechliche Rohr eines solchen Momentglaubens knicken kann. Fehlt uns der objektive Werthmaßstab (Kriterium) der Wahrheit, dann giebt es kein Wissen mehr, sondern nur noch ein Meinen, keine bestimmte Willensrichtung mehr, sondern nur noch Willkür und Laune.

Das letzte Wort des radikalen Skeptizismus kann nicht anders lauten als: Auflösung und Zerfegung; ein Zerflattern des Menschengeschlechtes in Atome. Dieser egocentrische Standpunkt, der sein wechselvolles jeweiliges „Ich“ zum einzigen Werthmaßstab erhebt, ist gleichbedeutend mit einem Atomismus im Psychologischen. Auf das Erkennen angewendet, heißt dieser Einzigkeitwahn des Ich: Solipismus (die Parikatur des Individualismus). Auf das Handeln übertragen, lautet die (von Stirner stammende) Formel: Mir geht nichts über mich. Der politische Ausdruck dieser Theorie heißt: Anarchismus. In der Metaphysik finden wir sie wieder als mechanisch-atomistischen Naturalismus. Der zusammenfassende Name für all diese Theilerscheinungen eines auf die Spitze getriebenen Schwahnes heißt: Nihilismus. Als erkenntnißtheoretisches Credo bedeutet er Selbstausslöschung und Bankrotklärung der menschlichen Vernunft und eben damit aller menschlichen Kulturwerthe. Ist alles Wissen nur Chimäre, so löst sich alles Können in eitel Dunst auf. Wozu Energien heraustreiben, dem Gestaltungstrieb nachgeben, Schöpferkraft entfalten, wenn der nächste Windstoß das lustige Kartenhaus meines Gebildes mühelos wegblasen kann? Gibt es weder Wahrheit noch Schönheit als bleibende Werthe: zu welchem Zweck noch weiterforschen oder gar weiterschaffen? Lieber auf der Bärenhaut faulenzgen und den Kadaver feist mästen, damit die braven Wärmer einst auf die Kosten kommen.

In Wirklichkeit ist es aber ein ewiger Irrthum der Individualisten, daß irgend ein Lebewesen, vollends irgend ein Mensch ein „Einzelner“ sei. Das isolirte Individuum ist eine Fiktion, wie das Atom in den Augen der heutigen Energetiker. In der Keimzelle, der Feder von uns sein Dasein dankt (oder auch nicht dankt), pulst das Leben unserer ganzen Vorfahrenkette, die uns in manchen Fällen mit köstlichem Angebinde bedenkt, in vielen anderen aber unser Lebensschiff mit fatalen Erbständen befrachtet. Ob's uns paßt oder nicht: Jeder trägt in seinem anatomischen Bau und in der Struktur der Zellbildung seines Centralnervensystems die abgekürzte Stammesgeschichte seiner Vorfahren zu Markt. Die Ontogenese recapitulirt, mit dem biogenetischen Gesetz Haedels zu sprechen, die Phylogenese. Und nicht nur rückwärts gesehen sind wir kein zufällig und planlos durch den Weltraum wirbelndes Atom, wie der Nihilismus will, sondern ein gesetzmäßig eingefügter Ring in unserer Vorfahrenkette. Das Selbe gilt auch vom Zusammenhang mit dem mitlebenden und dem auf uns folgenden Geschlecht. Mögen wir im Prinzip den Zusammenhang mit den Anderen tausendmal lenguen: „Die Natur ist immer stärker als ein Prinzip“, sagt Hume. Das wirkliche Leben, wo „sich hart im Raume die Sachen stoßen“, macht alle skeptisch-nihilistischen Bedenken zu Schanden. Oder wie Hume treffend gegen allen Skeptizismus bemerkt: „Alles menschliche Leben müßte zu Grunde gehen, sollten die skeptischen Prinzipien allgemein und beständig herrschen“ (Inquiry XII, 3).

Und so richtet denn der entschiedenste Nihilist, der ein objektives Kriterium der Wahrheit bestreitet, jede seiner Handlungen im bürgerlichen Leben genau so ein, als ob es eins gäbe, weil er nicht umhin kann, auf Schritt und Tritt praktisch zu bethätigen, was er theoretisch verneint. Biologisch gerichtete Denker werden daher sagen: Die Anerkennung und Befolgung eines Kriteriums der Wahrheit ist der Selbsterhaltung nützlich, besonders der Arterhaltung förderlich und deshalb muß selbst sein wildester Widersacher in der Praxis des Lebens das Knie vor ihm beugen. Der Imperativ der Natur lautet: Bei Strafe des Unterganges, der seelischen Entartung und der gesellschaftlichen Zerklüftung, die der Selbsterhaltung schädlich, der Arterhaltung vollends verhängnisvoll ist, habt Ihr Kriterien der Wahrheit, wenn auch nicht theoretisch anzuerkennen, so doch praktisch zu befolgen; sonst fallt Ihr in anarchische Wildheit, in den anthropophagen Urzustand zurück, dem Ihr dank solcher Wahrheitskriterien entronnen seid.

Müssen wir im Interesse der Selbst- und Arterhaltung Kriterien der Wahrheit aufstellen und befolgen, so sind drei Wege gangbar. Erstens: Begriff. Zweitens: Offenbarung. Drittens: Erfahrung. Den ersten Weg beschreiten die Rationalisten (Socrates, Plato, Descartes, Spinoza), den zweiten die Irrationalisten und Glaubensphilosophen (die Offenbarungsreligionen und ihre Ver-

theidiger), den dritten die Empiristen (Protagoras, Epikur, Stoa, der scholastische Nominalismus, Bacon, Hobbes, Locke).

Das Kriterium der Wahrheit heißt demnach bei Allen, die an das Dogma der Unfehlbarkeit des menschlichen Verstandes glauben: klare, deutliche Begriffe (*clara et distincto percipere*); also ist jeder Begriff wahr, der kein inneren Widerspruch enthält. In den drei monotheistischen Religionen dagegen ist wahr, was Gott durch sein offenbartes Wort am Sinai, in Bethlehem oder Mekka befohlen, durch den Mund seiner Propheten oder Stellvertreter auf Erden verkündet, in seinen drei Testamenten niedergelegt hat. Für die Empiriker endlich ist wahr nur, was der Mensch durch seine fünf Sinne erfährt. Die Begriffe sind ihm die komplizierten Zusammenfassungen sinnlicher Eindrücke. Ihre Beglaubigung reicht daher nur so weit, wie sie sich auf Grund ihrer aus der sinnlichen Erfahrung stammenden Empfindungselemente ausweisen können. Die Legitimation der Wahrheit heißt also weder Begriff noch Offenbarung, sondern: sinnlicher Eindruck („Impression“ bei Hume). Und selbst nach Kant sind zwar Anschauungen ohne Begriffe blind, aber auch Begriffe ohne Anschauungen leer. Daß also Erfahrung das entscheidende Kriterium der Wahrheit, insbesondere der erkennenden Vernunft sei, nicht der abstrakte Begriff und noch weniger die überfinitliche, also unkontrollierbare Offenbarung: darüber könnte sich Kant mit Hume zur Noth verständigen. Nur über den Begriff der Erfahrung selbst kommen sie nicht ins Reine. Hier trennen sich ihre Wege. Von hier, aber auch nur von hier aus kann das Problem mit Aussicht auf Erfolg angepackt werden: Hat Kant Hume widerlegt?*) Seit einem Jahrzehnt etwa vollzieht sich leise der Umschwung innerhalb unserer Erkenntnistheorie zu Gunsten Humes und auf Kosten Kants. Ich will gar nicht davon sprechen, daß wir im Empiroritzitizismus von Avernarius und seiner Schule, im Phänomenalismus Machs und seines großen Anhangs unter den philosophisch Gebildeten, endlich in der energetischen „Naturphilosophie“ Ostwalds und all der Mitarbeiter, die Ostwald in seinen „Annalen der Naturphilosophie“ (seit 1900) um sich gesammelt hat, Symptome eines sich herausbildenden Neu-Humismus vor uns haben. Die Zeugnisse dieser Hume-Partei, um die sich heute Alles schart, was vom deutschen Positivismus herkommt, will ich hier nicht anführen, da man sie als voreingenommene Partei-Aussagen beanstanden könnte. Deshalb seien einzelne Stimmen unverdächtiger, aber auch unverächtlicher Zeugen vernommen. Der tonangebende Psychologist unserer Tage, Theodor Lipps, sagt im „Vorwort“ zur Ueber-

*) Einer meiner Schüler, J. Mirkin, hat in seiner berner Dissertation, 1902 (vorher in Balthingers „Kantstudien“ erschienen), das selbe Problem von einer anderen Seite, der mathematischen, aus behandelt.

setzung von Humes „Treatise“ (Traktat über die menschliche Natur) schon im Jahre 1895: „Welcher der beiden Philosophen — Kant oder Hume — das Problem der Erkenntnis schärfer und tiefer gefaßt, wer von ihnen als der größere Entdecker auf diesem Gebiete zu gelten habe, von wem wir heute noch das Meiste lernen können: Das mag hier dahingestellt bleiben, obgleich ich meine, voraussetzen zu können, daß man in Zukunft hierüber anders urtheilen wird, als man jetzt noch, wohl gar mit dem Anspruch der Selbstverständlichkeit, darüber zu urtheilen gewohnt ist.“ Selbst Paulsen, der Kant enger an Plato heranrückt, um einen waschechten Metaphysiker aus ihm zu machen, dessen „Glaube an eine Art Präexistenz der Begriffe unerschütterter geblieben sei“, kann nicht umhin, den Prozeß Kant contra Hume an entscheidenden Stellen zu revidieren, wobei der Gerechtigkeitsinn des Historikers ihn nöthigt, Hume als durchaus ebenbürtigen Denker hinzustellen, den Kant keineswegs in allen Stücken überwunden habe. Während Paulsen an Kants berühmter Unterscheidung von „analytisch“ und „synthetisch“, vollends an dem ceterum censeo der kantischen Erkenntniskritik: „Sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ ernste und berechtigte Kritik übt, gesteht er freimüthig, daß Humes scharfe Unterscheidung von begrifflicher (mathematischer) Erkenntnis und der Erkenntnis von Thatsachen, wie sie Locke angedeutet, Leibniz in der Gegenüberstellung von *vérités éternelles* und *vérités de fait* weitergebildet habe, das Erkenntnisproblem erst recht eigentlich ergriffen und klar durchgeführt habe. „Kants Denken zeigt an diesem Punkte eine hohe Neigung, sich im Kreise zu drehen.“ Paulsen selbst steht hier Hume näher als Kant. Alois Riehl, einer unserer ersten Kantkenner, sagt in seiner „Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ über Hume: „Hume ist der Erste, der eine biologische Erkenntnistheorie begründet hat, indem er noch hinter die Vernunft zurückgreift auf Etwas, woraus diese selbst entsteht, wovon sie selbst getragen wird.“ Die Induktion Humes über Kausalität nennt Riehl einmal „vollständig und einen Zweifel an der Richtigkeit ihres Ergebnisses nicht möglich“. Mit großer Schärfe und Sicherheit hat endlich Windelband in seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ die Stellung Humes gewürdigt. Kants Kritik der reinen Vernunft entspringt der gegenseitigen Durchdringung von Leibniz und Hume. Heißt Skeptizismus Leugnung der Metaphysik, so war freilich Hume ein Skeptiker. Aber was hat Kant in den „Prolegomena“ und im letzten Theil der „Vernunftkritik“ Anderes gethan? Kant sagt in den „Prolegomena“ ausdrücklich: Mathematik besteht zu Recht. Weshalb? Nur, weil ihre synthetischen Urtheile a priori in den reinen Anschauungen von Raum und Zeit begründet sind. Giebt es etwas Aehnliches für die Metaphysik? Nein. Also besteht sie zu Unrecht. Diesen lapidaren Satz werden alle Interpretationskünste Paulsens zu Gunsten des Metaphysikers in

Kant nicht von der Stelle rücken. Metaphysik im alten Schulsinn des Wortes ist in den Augen Kants eben so wenig eine Wissenschaft wie in denen Humes. Aber Hume ist kein Skeptiker, wie Windelband glänzend zeigt, für die Mathematik, die er vom Standpunkte des Rationalismus betrachtet; er ist es eben so wenig im Gebiete der Wahrnehmungserkenntniß, die er sogar für so richtig und so zweifellos hält, daß man ihn einen Sensualisten nennen könnte. In Wirklichkeit ist also Hume nur Relativist oder Positivist, wie etwa Comte, Mill und die englisch-utilitarische Schule, und es ist keine Uebertreibung, wenn Windelband sagt: „Hume ist der wahre und einzige Vater des Positivismus.“ Unsere deutschen Positivisten von der Farbe eines Laas wie von der merkwürdigen Abschattung eines Dähning wissen so gut, was sie Hume schulden, wie der moderne Phänomenalismus von Mach und Ostwald. Nur die orthodoxen Kantianer halten noch an dem Vorurtheil fest, Hume sei Skeptiker gewesen und Kant habe diesen Skeptizismus endgiltig widerlegt.

Gegen dieses vom sensus communis der Gebildeten angenommene Urtheil, no dicam Vorurtheil, lege ich hier in aller Form Verwahrung ein. Ich gebe zu, daß Kant ein festeres Kriterium der Wahrheit gesucht hat als Hume, bestreite aber, daß er es wirklich gefunden hat. Daß die Erfahrung der letzte Ankergrund subjektiver Gewißheit sei, ist eine Voraussetzung, die Kant mit Hume theilt. Nur über den Begriff „Erfahrung“ können sie sich nicht einigen, besonders nicht über die zulässigen Schlüsse aus der Erfahrung; vielleicht deshalb nicht, weil Kant, wie Benno Erdmann in meinem „Archiv für Geschichte der Philosophie“ überzeugend nachgewiesen hat, kein Englisch verstand. Humes Erstlingwerk, den „Treatise on Human Nature“, hat Kant gar nicht kennen gelernt, da dieser Traktat 1790 in einer verflämmlerten Uebersetzung von Jakob, also zu einer Zeit erschien, als Kants drei Kritiken schon abgeschlossen waren und gedruckt vorlagen. Nur den „Inquiry“, den kürzeren unvollkommenen Auszug, den Hume aus seinem grundlegenden „Treatise“ gemacht hatte, weil das große Werk nach einem Andrud Humes von der Oeffentlichkeit als totgeborenes Kind behandelt wurde (it fell dead — born from the press) bekam Kant zu lesen; eben so die Essays, die Sulzer unter dem Titel „Vermischte Schriften“ in den Jahren 1754 bis 56 übersezt und veröffentlicht hat. Gar Manches von Dem, was Kant als seine Entdeckung preist, steht schon im „Treatise“, aber nicht im vorsichtigeren „Inquiry“. Die Untersuchung von Groos: „Hat Kant Humes Treatise gelesen?“ (Kantstudien) hat über diese Fraze nichts Entscheidendes vorgebracht, wohl aber zu ihrer Ueberprüfung beachtenswerthe Winke gegeben.

Die kantische Unterscheidung von „synthetisch“ und „analytisch“ — auf die sich Kant so viel zu Gute thut und die, wie Abides gezeigt hat, eine erst spät gefundene und nachträglich eingeschobene Kernfrage der Vernunft-

kritik bildet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? — diese Frage hat in Humes „Treatise“ schon eine Formel gefunden, die der kantischen ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Hume unterscheidet dort die drei Assoziationsprinzipien des Denkens, die eine psychologische Nothwendigkeit erzeugen, von den sieben Relationen (Ähnlichkeit, Identität, Continuität, Proportionen, Grade, Widerspruch und Kausalität), die eine logische Nothwendigkeit bedingen. Hier konnte Kant ein besseres und klareres erkenntnistheoretisches Modell finden, als seine halbcholastischen, selbst von Paulsen als fließend verworfenen Unterschiede von „synthetisch“ und „analytisch“ es waren. Treffender hatte schon Leibniz (in der erst 1840 von J. E. Erdmann veröffentlichten Monadologie) unterschieden zwischen *vérités éternelles* und *vérités de fait*. Schärfere noch hat Hume zwischen psychologischen Wahrheiten, die einem aus Assoziationen hervorgegangenen Anschauungs- oder psychologischen Zwang entsprungen sind, und einem aus Verhältniß- (Relation-) Begriffen sich zusammensetzenden logischen Denkwang unterschieden.

Heute erst versteht man die Fragestellung. In unserer Philosophie tobt ein Kampf zwischen dem sogenannten Psychologismus (Ripps), der Hume näher steht, und den reinen, zu Kant hinneigenden Logikern, die in Hufferl ihre scharfsinnigste Vertretung haben. Kant hat in diesem Punkt nicht etwa Hume überwunden, sondern, da er den „Treatise“ nicht gekannt hat, ihn nur verstümmelt, durch ein Gestrüpp von scholastischen Terminologien verdeckt, völlig verkannt. Die Fassung Humes: es giebt psychologische Wahrheiten, die einen Anschauungszwang begründen, und logische, die einen Denkwang in sich schließen, ist durchsichtiger und werthvoller als der kantische Schematismus, den Abides so vortrefflich in seiner ganzen Unhaltbarkeit aufgedeckt hat. Und Mirkin hat (in der angegebenen Schrift) gezeigt, daß man die kantischen Kategorien — die Cruz seiner Vernunftkritik — in den sieben Verhältnißbegriffen oder logischen Wahrheiten Humes mühelos wiederfinden kann.

Der Vorwurf Kants gegen Hume, seine Skepsis stelle selbst die Mathematik in Frage, ist ganz hinfällig. Mirkin hat zwei Stellen des „Treatise“ herangezogen, die deutlich beweisen, daß Kants Vorwurf nur den Inquiry, nicht den Treatise trifft. Hier sagt Hume selbst, daß zwar die abgeleiteten Sätze der Mathematik nur durch sinnliche Anschauung gewonnen werden können, also, mit Kant zu sprechen, synthetisch sind. Selbst die berühmte kantische Kritik der Existenzialsätze oder synthetische Urtheile, die durch das handfeste Beispiel Kants von den „gedachten hundert Thalern“ fast populär geworden ist, geht in ihren Grundzügen unmittelbar auf Hume, mittelbar auf Berkeley zurück. Die Zerstörung des Substanzbegriffes ist von diesen beiden Vorgängern viel gründlicher und radikaler besorgt worden als von Kant, der ihn auf Umwegen wieder einführt. „Der Begriff der Existenz“, sagt

Hume im Treatise, „ist vom Begriff eines Dinges nicht verschieden“. Die in den „Prolegomena“ und der zweiten Auflage der „Vernunftkritik“ wiederholte Behauptung Kants: „Hume schnitt vom Felde der Erkenntniß unbedachtsamer Weise eine ganze — und zwar die erheblichste — Provinz, nämlich reine Mathematik, ab, in der Einbildung, ihre Natur, um so zu reden: ihre Staatsverfassung, beruhe auf ganz anderen Prinzipien, nämlich auf dem Satze des Widerspruchs“, bricht historisch in sich zusammen, wenn man Humes „Treatise“ kennt. Eine Stelle im „Inquiry“ (Anfang des vierten Abschnittes) konnte Kant zu dieser mißverständlichen Auffassung verleiten; aber zwei Stellen des „Treatise“ hätten ihn von der völligen Grundlosigkeit seines Vorwurfs zu überzeugen vermocht.

Richtig ist, daß Kant überall, wo Hume zum Entstehen der „Synthese“ in der Erfahrung, also zur Zusammenfassung der gegebenen Vielheiten in die Einheit des Bewußtseinsaktes, nur die weichere Einbildungskraft verwendet, den härteren Verstand wirksam sein läßt. Richtig ist ferner, daß Kant überall, wo der behutsame Hume den Glauben („belief“) an die Außenwelt oder an die Geltung der sie gestaltenden Verstandeskategorien setzt, von nothwendigen, a priori vorhandenen Verstandesfunktionen spricht, die eine Erfahrung bedingen, sie überhaupt erst möglich machen. Das Kriterium aller theoretischen Wahrheit ist, wie wir schon wissen, für Beide die Erfahrung. Nur wird über die Grundlage aller Erfahrung zwischen ihren Anhängern bis auf den heutigen Tag gestritten. Für Hume, wie für die heutigen Psychologen und Phänomenalisten, heißt Erfahrung: Komplexe von Sinnesindrücken, die mit Hilfe verallgemeinerter Gewohnheit („general habit“) in der Anpassung des Ablaufes unserer Bewußtseinsphänomene an den Verlauf der Sinnesindrücke einen psychologischen Zwang auf uns ausüben. Das Produkt unserer Einbildungskraft, deren Funktion eben in der Zusammenfassung der mannichfachen Eindrücke zum Einheitakt, einem Duplikat der Ich-Einheit, besteht, ist ein Instinkt, der sich im Glauben an die Realität der Außenwelt äußert. Dieser Instinkt und dieser Glaube, wie sie die Einbildungskraft gewohnheitmäßig hervorbringen, genügen Hume. Nein, sagt Kant: Das nenne ich Skeptizismus. Solche Kriterien der Wahrheit, wie blinder Instinkt oder wankender Glaube, sind mir zu weichlich. Mein Wahrheitskriterium muß aus härterem Holz geschnitzt sein. Zwar nimmt auch Kant „die produktive Einbildungskraft“ an; ihre Funktion der Vereinheitlichung der „Synthese“ lehrt in Kants „transszendentaler Einheit der Apperzeption jenen stillschweigend mitgedachten „Ich“, das all unsere Vorstellungen later begleitet, wieder. Aber „Instinkt“, „Glaube“, „Einbildungskraft“ sind in den Augen des strengen Richters — man erinnere sich, daß Kant sich bei „Kritizismus“ wiederholt als Richteramt ausmalt — unzulängliche, skeptisch

weiche Instanzen zur Feststellung von Wahrheitkriterien. Formen des Anschauens (Raum und Zeit) und Formen des Denkens (Kategorien) treten an die Stelle von Einbildungskraft und Glaube.

Man muß bedenken, daß diese Divergenz zwischen Kant und Hume mehr auf eine Temperaments- als auf eine Konsequenzfrage hinausläuft. Der Charakter beider Philosophen bricht an dieser Stelle stärker durch als ihre Dialektik. Der esprit moqueur des Salonlöhnen Hume, der das Parfüm des englischen high-life und der pariser Enzyklopädistik eingeathmet, die einzelnen Kulturböller mit eigenem Auge gesehen und als Historiker die Relativität aller Erscheinungen zu bewertben verstanden hat, bescheidet sich bei relativen Wahrheitkriterien. Der im Pietismus erzogene Kant, der das Weichbild Königsbergs nicht verläßt, dessen Weltkenntniß nicht auf Reisen, sondern in der Studirstube aus Büchern gewonnen ist, will von solcher graziosen Biagsamkeit nichts wissen, sondern verlangt überall Absolutheit, Unterwerfung, unbedingten Gehorsam, Pflicht. „Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit“ heißen seine unerläßlichen Grundforderungen. Auf das Denken angewendet, heißt Das: Apriorität und Apodiktizität der Geltung. Auf den Willen übertragen: Kategorischer Imperativ. In die Gefühlswelt überfetzt: absichlose Zweckmäßigkeit und interesseloses Wohlgefallen. In ihren Forderungen an das Wahrheitkriterium spiegelt sich also die persönliche Psychologie der beiden größten Erkenntnistheoretiker, die das Menschengeschlecht hervorgebracht hat.

Und hier stoßen wir auf den Punkt, der uns das historische Problem Kant-Hume menschlich verständlich macht. Kant packt das Problem der Erfahrung von der logischen Seite: und deshalb hängen ihm heute die vorwiegend logisch gerichteten Denker an; Hume kommt von der psychologischen Seite an das Problem der Erfahrung: deshalb schaaren sich heute alle Psychologen und Phänomenalisten um ihn. Robert Reininger (Das Kausalproblem bei Hume und Kant) weist sehr glücklich darauf hin, daß sich beide Kausaltheorien zu einander verhalten wie — scholastisch gesprochen — der Realismus zum Nominalismus. Der bloße Sinnesindruck („Impression“) ist für Hume so wenig schon Erfahrung wie für Kant. Nicht Erfahrung selbst, sondern die Schlüsse aus der Erfahrung bilden das Problem. Erfahrung heißt vielmehr Zusammenfassung (Synthesis) dieser mannichfachen Eindrücke zur Einheit eines Bewußtseinsaktes. Woher stammt nun aber diese Synthesis, diese Funktion der Zusammenfassung? Aus zwei Quellen, sagt Hume; aus einer psychologischen, der Gewöhnung, die den gleichförmigen Verlauf des Naturlebens verallgemeinert, aus dem Glauben an die Wichtigkeit unserer eigenen psychologischen Instinkte und aus einer logischen Quelle, den Verhältnißbegriffen (Identität, Widerspruch u. s. w.), der Kategorie der Relation. Aus zwei Quellen, antwortet Kant: aus Sinnlichkeit und Verstand, die in

ihrer „tiefften“ Wurzel vielleicht identisch sein mögen. Damit die Synthesiß zu Stande kommt, fordert Hume Einbildungskraft und Glauben, Kant Sinnlichkeit und Verstand. Kant giebt zu, daß Hume das Kausalproblem richtig gestellt habe, daß nämlich logisch nicht abzusehen sei, „warum, wenn Etwas gesetzt ist, dadurch auch etwas Anderes nothwendig gesetzt sein müsse.“ Hume sieht in unserem Glauben an die Kausalität die Erwartung, daß alles künftige Geschehen dem vergangenen gleich sein werde. Hume fährt diesen Glauben der menschlichen Vernunft biologisch auf Gattungserfahrungen, auf vererbte Denkgewohnheiten, auf Instinkte zurück, die für das praktische Leben vollkommen ausreichen. Herbert Spencer hat im Anschluß an Darwin die biologischen Postulate Humes durch Einschaltung der Vererbung erworbener Eigenschaften, kurz, den Psychologismus konsequent zu Ende gedacht. Und verstehe ich Paulsen richtig, so steht er in der biologischen Ableitung der Begriffe Hume und Spencer näher als Kant.

Gegen Humes Relativirung der Kausalität bäumt sich aber der ganze Ordnungssinn Kants auf. Der Begriffsrealist erhebt sich gegen den Nominalisten Hume. Aus Impressionen allein wird noch keine Erfahrung; „es geht ein Urtheil voraus, ehe aus Wahrnehmung Erfahrung werden kann.“ Erfahrung ist nicht, wie Hume will, eine durch Einbildungskraft bewirkte Zusammensetzung der sinnlichen Eindrücke nach den Gesetzen der Assoziation oder nach der Kategorie der Relation (deren Mittelpunkt die Kausalität ist, neben der sich die übrigen „Kategorien“ Kants, mit Schopenhauer zu sprechen, wie blinde Fenster ausnehmen), sondern: Erfahrung ist schon Produkt des Denkens, „das Produkt des Denkens in der Anschauung“. Die Urtheilsfunktion oder der Verstand gehen jeder Erfahrung zeitlich und logisch voraus, bedingen und ermöglichen sie. Ohne Verstand keine Erfahrung. Hume dagegen würde sagen: Ohne Einbildungskraft keine Erfahrung. Hume stattet seine „Einbildungskraft“ mit der wichtigsten Funktion der Vereinheitlichung oder Synthesiß aus, die Kant erst für die logisch höchste Instanz, den Verstand, vorbehält. Simmel sagt in seinem „Kant“: „Was wir Form nennen, ist, auf die Funktion hin angesehen, die es verwirklicht, die Vereinheitlichung des Stoffes; sie ist die Ueberwindung des isolirten Fürsichseins seiner Theile.“ Und kurz vorher: „Die unlokalisirten Eindrucksatome müssen innerhalb unseres Bewußtseins zu räumlichen Gegenständen verbunden werden.“

Das eigentliche Kant-Hume-Problem, wie es heute noch alle denkenden Geister beschäftigt, heißt also: Wie entsteht die Einheit der Empfindungen aus der Vielheit der Eindrücke? Ist diese Synthese, wie Friedrich Albert Lange meint, das unableitbare Urphänomen des Bewußtseins?*) Ist es, mit

*) Ueber das ganze Thema vergleiche man meine Abhandlung „Der Neo-Idealismus unserer Tage“ („Sinn des Daseins“) Tübingen, Mohr, 1904.

Hume zu sprechen, ein Produkt der Gewohnheit, des Assoziationszwanges? Ist es, wie Spencer klar zu machen sucht, eine auf dem Wege biologischer Züchtung herausgebildete erbliche Anlage? Oder ist diese Synthese eine Schöpfung des „Verstandes“, wie Kant uns überzeugen möchte? Selbst Paulsen findet ja: „In der großen Auseinandersetzung mit Hume tritt der selbe rationalistische Habitus des kantischen Denkens, sein Glaube an eine Art von Präexistenz der Begriffe, sehr klar hervor.“ Wo hat denn, so möchten wir in aller Bescheidenheit die Kantianer fragen, dieser „Verstand“ gesteckt, bevor die erkaltete Rinde unseres Planeten ermüdet hat, daß Menschen existierten? Ferner: Wie steht es um die animalische Logik? Lokalisieren und temporisieren die Thiere nicht genau so wie wir Menschen? Sind also Raum und Zeit Anschauungsformen a priori nur für Menschen? Und seit wann? Hat auch schon der Anthropoide diese Anschauungsformen oder gar die Denkformen (Kategorien) besessen?

Hume hat den biologischen Gesichtspunkt für die Entstehung und Geltung unserer Vorstellungsbilde gewählt. Kant hat diesen einzig ans Ziel führenden Weg wieder verlassen. Der selbe Kant, der schon 1755 in seiner „Geschichte und Theorie des Himmels“ für das ganze Planetensystem strenge Regelmäßigkeit nach feststehenden Entwicklungsgesetzen gefordert und Laplace genial antezipiert hat, vergißt diese entwicklungsgeschichtliche Methode ganz, wo es sich um den inneren Kosmos, um die Entwicklungsgesetze des menschlichen Bewußtseins handelt. Fast scheint es, als ob die Formen der Anschauung in Raum und Zeit und die Funktionen der Vereinheitlichung (Synthesis) in den vier oder zwölf Kategorien mit einem Schlage da wären. Wir fragen nur: Haben auch Feuerländer und Eskimos oder hatten gar unsere anthropoiden Vorfahren alle verwickelten Verknüpfungformen, wie sie Kant in seiner Kategorientafel niedergelegt hat? Und umgekehrt: Haben Thiere etwa keine Anschauungsformen in Raum und Zeit und keine Verknüpfungformen oder Kategorien? Handeln Thiere nicht genau so wie Menschen nach dem Kausalgesetz? Wo liegt die Scheidewand zwischen Mensch und Thier? Seit wann ist diese seelische creatio ex nihilo von apriorischen Anschauungen und Denkformen den Menschen als Wiegeschenk verliehen worden? Etwa von Ewigkeit her? Aber nicht immer gab es Leben auf unserem Planeten! Die Präexistenz von Begriffen, an welcher der Rationalist Kant festhielt, will sich mit der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise, die uns seit Darwin und Spencer in Fleisch und Blut übergegangen ist, nicht vertragen. Da nun der Psychologismus Humes der Frage nach dem biologischen Werdegang unserer psychischen Funktionen tiefer auf den Grund gegangen ist als der Logiker Kant, der sie als fertig gegeben voraussetzt, steht Hume unseren heutigen Forschungsmethoden näher als Kant. Zu diesem Resultat gelangt auch Robert Reininger („Das Kausalproblem bei Hume und Kant“).

Von einer eigentlichen Widerlegung Humes durch Kant kann füglich nicht die Rede sein. Humes Ableitung ist eine biologisch-psychologische, die Kants eine abstrakt-logische. Hume bescheidet sich dabei, in der Synthese, diesem „Urphänomen“ der vereinheitlichenden Verknüpfung in unserem Bewußtsein, eine „aus der Gewohnheit entstandene psychische Nöthigung zu sehen, von einem Gegenstand zu einem anderen, der ihn gewöhnlich begleitet hat, und von dem Eindruck des einen zu einer lebhafteren Vorstellung des anderen überzugehen.“ Kant läßt alles Erkennen mit den Erfahrungen zwar anfangen, aber nicht aus ihnen entspringen. Er verlangt von unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht nur logische Geltung innerhalb unserer Bewußtseinsphäre, sondern ontologische Geltung extra mentem. An die Außenwelt soll man nicht nur mit Hume glauben, sondern ihr Vorhandensein als „Ding an sich“, das unser „Gemüth“ affizirt, als wissenschaftlich gesicherte, unumstößlich gefestete Thatsache gelten lassen; wobei ich im Vorübergehen feststellen will, daß Hume auch den kantischen Gedanken des „Ding an sich“ vorausgenommen hat. Im „Inquiry“, den Kant gelesen hat, sagt Hume: „Veraubt Ihr die Materie aller ihrer intelligibeln Qualitäten, so vernichtet Ihr sie gewissermaßen und laßt nur ein gewisses unbekanntes, unerklärliches Etwas als die Ursache unserer Vorstellungen zurück.“ Dieses „unbekannte, unerklärliche Etwas“, dem Lockes „things themselves“ vorangegangen war, ist das Modell von Kants Ding an sich; nur hat der geschmeidige Weltmann Hume „gar nicht der Mühe werth gefunden, dagegen zu streiten“, während der eigenwillige Begriffrealist Kant dieses „Etwas“ bitter ernst, ungeheuer feierlich nahm, so daß ihm Jacobi die berühmt gewordenen Worte entgegenhalten konnte: Ohne Ding an sich kommt man in Kants System nicht hinein, aber mit dem Ding an sich kann man unmöglich darin bleiben. Für Hume war eben das „Ich“ nur ein Bündel von Vorstellungen; für Kant hingegen ist es einheitlich und untheilbar.

Kant hat nach Alledem Hume nicht etwa widerlegt, sondern anfangs mächtige Anregungen von ihm erfahren, später aber, da der Begriffrealist in ihm sich stärker erwies als der rein empirische Erkenntnistheoretiker, die festen Erkenntnisprinzipien und Gesetze des Denkens der psychologisch-genetischen Methode Humes mit der Drohung entgegenhalten: Wenn Ihr die objektive Gültigkeit des Kausalgesetzes nicht zugebt, verfallt Ihr dem althergebrachten Skeptizismus und zersetzt alle Wissenschaft, auch die Mathematik. Die Gesetze des „Denkens“ sind für Hume anthropomorphe Umbildungen der Naturvorstellung, also biologische Vererbungszeugnisse der Anpassung durch die Gewohnheit; für Kant von vorn herein feststehende Vorbedingungen des gesammten Erkenntnisprozesses. Das ist aber keine Widerlegung, sondern nur eine Gegenbehauptung, der obendrein noch der Schimmelgeruch einer echt scholastischen *petitio principii* anhaftet.

Wie vor einem Menschenalter sich die Naturforscher, vornan Helmholtz und sein Lehrer Johannes Müller, erkenntnistheoretisch auf die Seite Kants schlugen, so bekennen sich die philosophirenden Geister unter ihnen (Stallo, Clifford, Mach, Ostwald) heute zu den Prinzipien Humes. Und die Praxis der naturwissenschaftlichen Methode scheint Hume in allen Stücken Recht zu geben. Logische Wahrheiten, die auf den Satz der Identität zurückgehen, sind, so hatte auch Hume gesagt, unumstößlich. Der Satz $2 + 2 = 4$ kann durch keine denkbare Thatsache, durch keinerlei neue Erfahrung jemals aufgehoben werden. Das Gegentheil ist also undenkbar. Denn in diesen analytischen Urtheilen lösen wir nur auf, was wir, mit Mill zu sprechen, vorher in diese Begriffe synthetisch selbst hineingelegt haben; und da ist es kein Wunder, daß wir Alles, wie in einer Sparbüchse, wieder finden, was wir oder die Gesamterfahrung unserer Vorfahren in diese Sparbüchse der Logik — Begriffe genannt — gesteckt haben. So lange wir es also mit logisch-mathematischen Wahrheiten, den verités éternelles Leibnizens zu thun haben, gelten unsere generalisirenden Urtheile (zum Beispiel: Alle Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei rechten Winkeln) nothwendig und allgemein. Da es in der „Natur“ weder Punkte noch Linien, weder Dreiecke noch Kreise, weder Sprach- noch Zahlzeichen giebt, so sind diese mathematisch-algebraischen Zeichen und Werthe unsere eigenen Gebilde, menschliche Schöpfungen, über die uns, weil sie von Menschen für Menschen zum Zweck von Orientirungsmaßstäben gebildet sind, unbedingte Hoheitsrechte zustehen. Deshalb können diese Sätze durch keinerlei neue Thatsachen umgestoßen oder aufgehoben werden.

Anderß stehts um die physikalischen und chemischen Theorien oder selbst Gesetze. Hier glaubte Kant, in seiner „Analytik“ durch seine Kategorien-tafel der „reinen Naturwissenschaft“ eben so sichere Fundamente verleihen zu können wie in seiner transszendentalen Aesthetik der reinen Mathematik. Nach seiner Ansicht gelten auch die Naturgesetze nothwendig und allgemein, weil wir uns nicht nach der Natur, sondern die Natur sich nach uns richtet, um Erfahrungsthatfache für uns werden zu können. Hier würde nun Hume antworten: Physik und Chemie haben nicht die selbe Sicherheit wie Mathematik, weil jene ihre Verallgemeinerungen auf Grund der Beobachtung der Außenwelt, also der sinnlichen Eindrücke, aussprechen, während diese ihre eigene Gesetzmäßigkeit und nur diese zum Inhalt hat. Was durch äußere Erfahrung festgestellt wird, ist immer nur ein Induktionschluß, eine empirische Regel (Empirem), die durch eine neue Thatsache, die sich dieser Regel nicht fügen will, täglich umgestoßen werden kann. Deshalb gelten mathematisch-analytische Gesetze unbedingte und ihr Gegentheil ist undenkbar, während empirisch-naturwissenschaftliche Gesetze (Gravitation, Erhaltung der Energie u. s. w.) nur unter Vorbehalt und auf Widerruf gelten. Die mathematischen

Gesetze sind apodiktische Aussagen („so muß es sein“), die physikalischen nur assertorische Sätze („so ist es“). Nothwendigkeit und strenge Allgemeingültigkeit komme daher nur der Mathematik, nicht den exakten oder beschreibenden Naturwissenschaften zu. Da alle Kausalität, wie Kant mit Hume übereinstimmend behauptet, synthetisch, also aus Erfahrung geschöpft ist, bleiben ihre Schlüsse an die Bedingung aller Erfahrung gebunden.

Wer hat nun vor dem Forum der strengen Wissenschaft Recht bekommen: Kant oder Hume? Als die physikalischen Entdeckungen jüngst rasch auf einander folgten (Röntgenstrahlen, N-Strahlen, Becquerel-Strahlen, Helium, Radium) und diese neuen Thatsachen sich theoretisch in die herrschende Atom- und Aethertheorie nicht einfügen wollten: was wurde von der Wissenschaft fallen gelassen? Die Thatsache oder das Gesetz? Das Radium oder der Aether? Kein Zweifel: die Thatsache gilt; und das „Gesetz“ muß sich der Thatsache beugen. Was folgt daraus? Jedes Naturgesetz gilt, weil auf Kausalität, also Erfahrung gebaut, bis auf Widerruf. Seine Geltung bleibt unangetastet, so lange das Naturgesetz mit den Thatsachen übereinstimmt, wird aber durchlöchert, sobald eine Thatsache ihm widerspricht. Was ist also das Kriterium der Wahrheit: Erfahrungsthatfache oder Begriff? Offenbar die Thatsache, die den Begriff umzustossen vermag, und nicht der „prädestinierte“ Begriff, den eine einzige ihm widersprechende Thatsache aufheben kann.

Kant hat Hume also in keinem Punkt widerlegt, sondern nur Humes Psychologismus und Positivismus den eigenen Logizismus und Idealismus als Behauptung, nicht als Beweis entgegengesetzt. Humes Psychologismus ist mit der heutigen Biologie verträglich, während Kants präexistenter Begriffsrealismus ihr ins Gesicht schlägt. Kant weist uns in die alte, von ihm selbst für überwunden erklärte Metaphysik zurück, während Hume den Weg der biologischen Erkenntnistheorie gezeigt hat, den wir zu wandeln haben, wenn wir nicht in einen dialektischen Krebsgang gerathen wollen. Kant steht auf dem Boden des mittelalterlichen Begriffsrealismus, während Hume die gute englische Tradition des Nominalismus nicht nur festhält, sondern dadurch zu höchster Entfaltung bringt, daß er selbst das Ich in ein Bündel von Vorstellungen auflöst. In der Frage der „Analytik“ endlich, wie reine Naturwissenschaft möglich sei, hat nicht Kant, sondern Hume das letzte Wort behalten. Und was bewirkt die Synthesis: die Einbildungskraft oder der Verstand? Auf diese Frage lautet die Antwort: Non liquet. Der Prozeß ist nicht zu Ende. Vielleicht kommt ein Vergleich zu Stande und wir entschließen uns, nicht mehr zu sagen: Kant oder Hume, sondern: Kant und Hume.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Das Zeitalter Schillers.

Das Zeitalter Schillers naht mit Riesenschritten und wir werden eines Tages mitten darin sein, ohne es recht zu wissen. Oft ist bezeugt worden, was die Bühne der Generation an Schiller gesündigt haben, die in glühender Begeisterung das Fest von 1859 gefeiert hatte. Und doch sind auch sie vielleicht nur Wegbereiter für die Wiederkehr. Ganz allmählich hat sich der Ton geändert, in dem öffentlich über Schiller gesprochen wird; ganz allmählich entsteht eine immer anwachsende Schillerliteratur diesseits und jenseits von Weimar. Weltrichs großes Werk geht der Vollendung entgegen. Bellermann, Wyhgram, Feinermann brachten volkstümliche Bücher über Schiller, die viel gelesen werden, und wenn wir heute noch Jemand gegen Schiller eifern hören, so kommt es uns fast wie eine Kuriosität vor. Und doch sollte gerade solcher Eifer lehren, wie lebendig Schiller ist. Unbeträchtliches bekämpft man nicht so.

Aber ist denn Schillers Zeitalter schon vorüber, daß ein neues anbrechen muß? Werden seine Stücke nicht gespielt, seine Balladen in den Schulen nicht gelernt? Gewiß. Und doch haben wir Alle das Gefühl gehabt, daß seine Gestalt, die doch mehr ist als die Summe seiner Werke, hinter andere zurückgetreten war. Die Gründe dafür brauchen heute nicht mehr erörtert zu werden. Rein Schelten, und sei es noch so gut gemeint, schafft die Thatsache aus der Welt, genau so wenig, wie irgend ein Widerspruch den eigenthümlich schönen Vorgang hindern kann, der sich in der deutschen Welt mit Schillers Erweckung zu vollziehen beginnt. Es ist lohnender, der Frage nachzudenken, was diese Entwicklung bedeuten kann, wo sie einsetzt und wohin man sie gelenkt wünscht.

Schillers Auferweckung beginnt meinem Gefühl nach nicht in der Poesie, sondern auf dem Gebiete der Weltbetrachtung. Wie große Züge zeigt sie, nach so viel Spezialisirung und Kabinetshistorie, uns bei den modernsten Historikern, bei Lamprecht und Dreyßig! Gewiß: Schiller mußte um 1800 politisch den europäischen Gesichtskreis haben. Er sah nur „zwei gewaltige Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz.“ Aber er prophezeite fast wörtlich, was Joseph Chamberlain heute wahrmachen will und vielleicht übermorgen wahr macht:

„Seine Handelsflotte streckt der Briten
Gierig wie Polypenarme aus
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eigenes Haus.“

Sein Feuergeist überflog die Schranken der Nationen, deren Ringen er erlebte, und tauchte „auf des Denkens freigegebenen Bahnen“ in den Kreis der ganzen Welt hinein. Er sah die Händel der nach unseren Begriffen damals so kleinen Welt mit dem Seherblick, der über Weltalter schweift. Wenn wir uns in ihn hineinfühlen, empfinden wir in künstlerischer Verklärung die selbe Sehnsucht, die Entwicklung fernster Völker bis zur Urzeit verfolgen zu können, die unsere Geschichtschreiber schmerzlich durchhebt und ihren Werken einen Charakter tiefer Resignation, selbstempfundener Unvollkommenheit giebt. Und wer hindert uns, in Vorgängen wie der Befruchtung unserer Kunst durch die japanische eine Wiederholung der ewigen Geschehnisse zu sehen, die Schillers Lied von Hesperiens Gefilden pries? Der selbe Dichter, der in der „Glocke“ ein letztes poetisches Bild

der Zeit gab, die Ludwig Richters Bilder festhalten, ist auch der Pathe ferner, auch uns noch ferner Stufen der Weltentwicklung.

Und er trifft die Sehnsucht unseres Geschlechtes noch an anderer Stelle. Wieder ist Kamprecht hier Kronzeuge. Wir Deutschen werden ja langsam wieder ein Kunstvolk und alles Neue, das wir in die Zeiten hineinlegen und darin wir neuer Weltanschauung zustreben, kommt von der Kunst. Hymnisch hat es Schiller der Nachwelt zugerufen:

„Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Bist eine Ilias des Schicksals Räthselfragen . . .“

Der Gelehrte, der Forscher, der von Allem am Ende nur die Theile in der Hand hat, läßt seine Wissenschaft zum Kunstwerk adeln, wenn er „auf einen Hügel mit Euch (den Künstlern) steigt

Und seinem Auge sich in mildem Abendschein
Das malerische Thal auf einmal zeigt.“

Die Idee, Kunst und Leben wieder zu vermählen, ist die Schillers, wie sie die des zwanzigsten Jahrhunderts ist.

Und noch von anderer Seite her — und von da vielleicht am Stärksten, weil am Sichtbarsten — wird Friedrich Schiller wieder unter uns treten: von der Bühne. Von ihm stammt ja das oft mißbrauchte Wort von den „Brettern, die die Welt bedeuten,“ und er wird uns seine Wahrheit, die heute fast ein Spott geworden ist, wieder ins Gewissen prägen. Die lyrisch und novellistisch so reiche, dramatisch so unendlich arme deutsche Gegenwart, die zuerst nach Ibsen rief und dann nach Hebbel schrie, ruft jetzt Schiller an die Stätte, die er einst so beherrschte, daß Goethe bekannte:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Ja, das Leben! Goethe wollen wir glauben. Und es ist gerade die Zeit der großen dramatischen Thätigkeit Schillers, in der er das Leben auf das breitere Gerüste zwang. Es liegt keine Abwendung von der Erfassung des Lebendigen in dem Bruch, der nach „Kabale und Liebe“, scharfer noch nach dem „Don Carlos“ einzutreten scheint. Schiller ist nur den Weg vom Naturalisten zum Stilisten gegangen, den jeder große deutsche Dramatiker vor ihm und nach ihm ging, Lessing so gut wie Goethe, Ludwig, der den vollen Kranz freilich nur berührte, so gut wie Hebbel, Kleist so gut wie der germanische Dramatiker Ibsen, der mit formlosen dramatischen Gedichten begann und dann noch in straffer Selbstsucht vom Naturalismus der „Gespenster“ zum stilistischen Idealismus des „Borkman“ aufstieg. Die einzige Ausnahme ist Grillparzer, der, von romanischen Einflüssen nicht frei, auf dem eben gedüngten Kampfsplatz Schillers und Goethes schon fertige Waffen fand und, ein glücklicher Erbe, die eigene Kraft gleich in das neue Gewand kleiden konnte. Das Leben in Schillers großen Tragoedien ist — wir lernens jetzt wieder empfinden — noch stärker als in seinen sprühenden Jugenddramen. Etwas Lebendigeres als die Reichstagszene des „Demetrius“ hat selbst Shakespeare in Caesars Ermordung nicht geschrieben und es ist ein ewig zu beklagender Schlag, daß dieses Drama so wenig vollendet ward wie Kleists in der Entwicklung parallel stehender „Robert Guiskard“.

Aber werden unsere Theater Schiller noch spielen können? Muß nicht

die überall ertönde Klage um den verlorenen klassischen Stil, für den ein einheitlicher neuer noch immer nicht gewonnen wurde, um so heftiger klingen, wenn Schiller wieder an die Pforten pocht? Nein. Schiller läßt sich denn doch noch anders spielen, als die pathetische Durchschnittsfertigkeit der letzten Jahre ihn abhaspelte. Wer wagt heute noch, uns eine posirende Johanna d'Arc zu zeigen, seit wir die holbe Zartheit dieser nervösen Natur erfahrt haben? Was läßt sich nicht durch gute Schauspieler und noch mehr durch gute Regisseure aus dem „Fiesko“ herausholen? Wie lockend muß die Aufgabe sein, Wallenstein noch anders zu charakterisiren als durch einen gewaltigen Hut, prachtvolle Stulpenhandschuhe und tiefsinnige Deklamation! Wir müssen eben das quellende Leben all dieser unsterblichen Gestalten herausholen und das mitschwingende Pathos von Schillers Seele doch lodern lassen. Unsere Bühnen haben sich einen Stil Hauptmann, einen Stil Maeterlinck, einen Stil Gorkij, sogar einen Stil Wilde angeeignet. Ist ein neuer Stil Schiller nicht auch einiger Tropfen werth, selbst wenn es da mehr Nüsse zu knacken giebt als in der „Salome“? Man muß Schiller einmal im Ausland gesehen haben, um seine Wirkung zu ermessen. Ich habe „Kabale und Liebe“ russisch in Kiew gesehen und das sehr gute, fast ganz russische Publikum folgte der Aufführung wie der eines neuen Sittens, ergriffen mitgehend und am Schluß begeistert.

Und Goethe? Ich höre schon lange die Frage mir entgegenkünnen. Wird Schillers aus vielen Symptomen erkennbares lebhaftes Hervortreten irgendwie auf Goethes Wertung bei uns wirken? Ich glaube und ich hoffe: Nein. Ich glaube und hoffe, daß wir schon jetzt als Kunstvoll weit genug sind, um die Geschmacklosigkeit der ewigen Abwägung endlich zu meiden. Goethe ist Goethe. Langsam, langsam steigen wir die Stufen in dem Wunderbau hinan, den er aufgeführt hat; und welches Geschlecht nach uns wird mit Wahrheit von sich sagen können, es stehe schon da, wo ihm erlaubt ist:

„Sich zu seligem Geschick
Dankend umzuarten“?

Schiller aber soll uns wieder Schiller werden, der, nach seines großen Landsmannes Mörike Wort, „ein überirdisch Feuer in alle Seelen schwang“, dessen Ablesfittiche ihr Rauschen wieder über dem deutschen Leben hören lassen sollen. Und die lächerliche Frage, wer von den beiden Riesen der „größere Dichter“ sei, lehre gerade Schiller uns zur verdienten Ruhe bestatten. Er zeigt ja gerade, was wir oft vergaßen, die Mannichfaltigkeit:

„Aber von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.“

Für unser Empfinden ist bezeichnend, daß jetzt, da sich erst leise regt, schon hier und da gefragt wird, wie Schillers Renaissance weiter wirken wird, ob sie nur ein letztes Ausleuchten oder ein Morgenroth noch unahnbarer Zukunft bedeute. Ein großer Dichter meinte neulich im Gespräch, Schillers Wiederkunft werde ein Abschluß, ein letzter Gruß sein. Das ist schwer zu widerlegen, schwer schon zu be'ämpfen. Da spricht nur das Herz, nur das eigene suchende Gefühl. Und da möchte man denn freilich wünschen, daß Schillers großer Freund Recht hat, wenn er das von dem früh Vollendeten ausstrahlende Licht unendlich nennt.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiro.



Bleichröder.

„Bleichkabinet eine Treppe“. So zu lesen auf einem kleinen, unscheinbaren Schild an der linken Seite eines altmodischen Hausportals in der Behrenstraße, gegenüber der gelben Verblendstein-Zwingburg der Deutschen Bank. Sonst nicht s; kein Name, kein Wort, das verräthe, wem dieses Haus gehört, welchen Zwecken es dient. Ringsum ist hier fast jedem Gebäude seine Bestimmung in mächtigen Lettern auf die Stirn geschrieben oder gemeißelt; dieses eine sagt uns keine Silbe. Nicht einmal eine Allegorie ist zu sehen, die doch wenigstens für gewesene Oberprimaner verständlich wäre. Kein Olympier, kein Halbgott ziert das Giebel, fällt eine Nische. Eine völlig glatte Fassade. Neugier beschleicht den unkundigen Wanderer. Allerlei Häuser schreien ihn an und betteln um seine Gunst: Bierpaläste und Banken, Ballettheater und Ballotale, Panoptikum zur Rechten, Panoptikum zur Linken. Nur das eine bleibt stumm. Wer mag hier thronen? Jedenfalls Einer, der unter seiner Würde findet, sich dem Passanten vorzustellen. Wer ist der Chef, der in dem Kabinet Rath hält und Beschlüsse sanktionirt? Jeder Berliner kennt das Haus, das Heim der hundertjährigen Firma S. Bleichröder. Samuel Bleichröder, der als kleiner Wechsel angefangen hatte, hinterließ sie als Bankier von Rang seinem Sohn Gerson, unter dessen Leitung sie in die Geschichte kam und mit ihrem Ruf die Welt erfüllte. Damals — kaum glaublich, daß es erst Jahrzehnte her ist —, als man in Preußen noch nicht Altä zu stiften brauchte um Kommerzienrath zu werden, war Gerson Bleichröder an Würden, Einfluß und Begabung der erste Mann der berliner Finanz. Mit einer Seelensstärke, die man in der Geschäftswelt kaum suchen würde, ertrug er das Mißgeschick, das ihn im besten Mannesalter des Auger Lichtes beraubt. Dieser Blinde sah auch nach dieser Heimtückung immer noch mehr als seine Fachgenossen mit ihren gesunden Augen. Zwanzig Jahre lang herrschte er als Blinder im Chefskabinet; und in dieser langen, bangen Zeit litt das Geschäft niemals unter dem tödlichen Mangel des Chefs. Gerson fand in sich selbst das Licht, das ihm die Sonne vorenthielt. Bismarck hatte nicht geirrt; wie so oft, war auch hier das Urtheil richtig, das er sich bei der ersten Begegnung über den Vierziger gebildet hatte. In Gerson Bleichröder hatte der Ministerpräsident die Potenz gefunden, die er brauchte, wenn seine großen Pläne nicht an materieller Unzulänglichkeit scheitern sollten, den schlauen Finanzdiplomaten, das geborene Genientalent. Mit Volt'e und Moan ist auch Gerson von Bleichröder auf die Nachwelt gekommen und der große Kanzler hat ihm stets sein Vertrauen bewahrt. Doch Bismarck würde sicher gern zugeben, daß weder diese Gunst noch der Glanz, den die Vertretung Rothchilds dem Hause verlieh, den Ruf der Firma und der Persönlichkeit Bleichröders geschaffen hat. Gerson blieb blieb bis ans Ende seiner Tage auf dem Posten; nie schien er ein schwächlicher Greis, immer war er die treibende Kraft der Firma und all ihrer Transaktionen. Die Fähigkeit, sich, wo es wollte, Geltung zu verschaffen, hat dem blinden Mann mit silberweißem Bart nie gefehlt. Als man ihn zur letzten Ruhe betete, verschwand nicht eine zeitgeschichtlich interessante, doch unmodern geordnete Gestalt, sondern ein aktiver General schied aus der spärlichen Reihe der Heerführer im Kommandobereich der berliner Hochfinanz. Vor elf Jahren ist er gestorben. Noch steht das Haus in der Behren-

straße; noch wird S. Bleichröders Firmenzeichnung in der ganzen Welt als prima angenommen; noch führen die Prospekte vieler festverzinslichen Papiere diesen Namen als Gewähr der Bonität. Alles Handeln ist noch immer so solid, wie es dem standing des Geschäftes entspricht. Die alte, bewährte Walze läuft nach alter Weise. Denn das Gesetz der Trägheit gilt auch für dieses Gebiet menschlicher Betätigung. Initiative aber, frische Kraft und junge Triebe sucht man vergebens; die Fähigkeit, sich der neueren Entwicklung der Finanzwirtschaft anzupassen, auf unbetretenem Pfad vorwärtszuschreiten, ist aus dem Chefbüreau des stummen Hauses in der Behrenstraße längst verschwunden. Die Firma hat nicht mehr den alten Klang. Als Gerson lebte, salutirte Jeder den Namen Bleichröder und das Auge wälte in Ehrfurcht auf den Briefen, die das Zeichen der Weltfirma trugen. Das ist vorbei. Wie Entweihung wirkt es, daß der Name, der einst den Gipfelpunkt deutscher Finanzklugheit bezeichnete, jetzt einen Betrieb deckt, der nur noch von den wohlthätigen Folgen vergangener Herrlichkeit zehrt. Die Firma hat den Nimbus, die alte Bedeutung verloren. Höchste Zeit, daß eine der großen Aktienbanken das Geschäft in sich aufnimmt und der Name Bleichröder endlich in den Historienbüchern der Heldengzeit zur wohlverdienten Ruhe kommt. Von Gersons Söhnen leben noch zwei; ein dritter wurde das Opfer seiner Sportneigung und starb auf einer Automobilsfahrt. Das Talent, die Tüchtigkeit und Fähigkeit des Alten hatte keiner der Drei geerbt. Keiner hätte dem Namen, den ihm die Geburt gab, Ruhm zu schaffen vermocht. Und auch die Vorsicht, die Gerson zeigte, als er seinen ältesten und treuesten Beamten die Möglichkeit gewährte, Theilhaber zu werden, hat nicht viel genützt. Diese bevorzugten Clerks von S. Bleichröder haben sich zwar übereifrig bemüht, die Manieren der Chefs einer Weltfirma anzunehmen — und nicht einmal darin brachten sie zu rechtem Erfolg —, sind aber die ängstlichen Subalternen geblieben, die als Werkzeuge werthvoll, doch zur Führung ungeeignet sind.

Dieser Firma S. Bleichröder von 1904, die nur noch ein Schatten der alten Firma ist, hat der preussische Handelsminister nun einen deutlichen Beweis seiner Geringschätzung gegeben. Als er die — hier schon vor vierzehn Tagen als wahrscheinlich angekündete — Verstaatlichung der „Hibernia“ beschloß, hat er Bleichröder einfach ignoriert, obwohl dieses Bankhaus, im Bunde mit der Berliner Handelsgesellschaft, in dem Unternehmen seit dessen Gründung dominiert. Ohne den Inhabern ein Wort zu sagen, hat er der Dresdener Bank heimlich die Aufgabe übertragen, die Verstaatlichung vorzubereiten. Daß Herr Gutmann einen Aufstrich, der ehrenvoll ist und reichen Gewinn bringt, gern übernahm, ist begreiflich. Grausam war aber, daß der Handelsminister Wolffs Telegraphenbureau als Sprachrohr wählte, um durch die Veröffentlichung des staatlichen Angebotes die alte Firma zu blamiren. W. T. B. ist, wie männiglich bekannt, eine Aktiengesellschaft, von der Bleichröder einen großen Posten Aktien besitzt. Ein bitteres Los, von den eigenen Kreaturen verhöhnt zu werden. Daß die selbe Regierung, die noch vor wenigen Monaten ausdrücklich vor dem Lande erklärte, sie denke nicht an neuen Zehnerwerb, ihre Hand nun zunächst nach der Hibernia ausstreckt, ist schon merkwürdig genug; fast noch mehr würdiger, daß sie die alte Firma dabei überging. Für das Prestige des Hauses Bleichröder eine schlimme Sache. Der Chef dieses Hauses konnte keinen vernünftigeren Entschluß fassen als den, unverdächtig zu bleiben und sich die Zustimmung zur Verstaatlichung weder abzwängen noch abzumischen zu lassen. D. S.

Zwei Briefe.

Herr Pfarrer Schowalter schreibt mir:

„Meine Skizze des bayerischen Liberalismus hat die Gemüther der Betroffenen in eine Erregung gebracht, die sich in den Debatten über den liberalen Wahlantrag im bayerischen Landtage Luft machte. Herr Dr. Casselmann warf die erste Lanze; er blieb innerhalb der Grenzen parlamentarischen Anstandes. Denn ein Vergleich mit Schippel, Göhre und ähnlichen Leuten von ‚eigenen Ansichten‘ ist keine Beleidigung; allerdings auch keine Widerlegung. Herr Wagner dagegen, der Vorsitzende der Fraktion, ging über die Grenzen des parlamentarisch Zulässigen hinaus. Die wiederholte Berufung seiner Gegner auf meine Kritik hat er mit den Worten zurückgewiesen: ‚Sie wissen ja selbst, wie man über Leute denkt, die ihr eigenes Nest beschützen.‘ Das ist nun wieder echt bayerisch-liberal. Ich lag niemals mit Herrn Wagner zusammen in dem selben Nest; würde mich auch schönstens dafür bedanken. Im Wahlkampf muß man in Bayern für die Liberalen stimmen, wenn man nicht roth oder schwarz wählen will; ich habe es niemals gethan, ohne zugleich dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß die Partei mit dem schönen Namen dieses Opfer durch eine Reform am Haupt und in der Fraktion lohnen möge, damit auch wirklich liberale Männer von einiger Urtheilsfähigkeit mit Begeisterung — statt, wie bisher, nur der Noth gehorchend — unter ihr Banner treten könnten. Liberaler Parteimann bin ich niemals gewesen; nur Casselmanns Zorn und Wagners Schimpfrede ermöglichten es der ‚Germania‘ und nach ihr der Kreuzzeitung, mich zum ‚Agitator der liberalen Partei‘, und Dr. Bichlers Organ, mich zu ‚einem der eifrigsten‘ unter ihnen zu machen. Aber selbst wenn ich Parteimitglied wäre, hätte ich mich doch damit — liberal ist ja der Name dieser Partei — nicht des Rechtes begeben, an ihren Führern Kritik zu üben. Die Führer sind ja nicht die Partei, sollten es wenigstens nicht sein; und was sie trifft, trifft nicht das ganze ‚Nest‘. Besonders dann nicht, wenn man, wie ich, dieser Partei zugesticht, daß, in ihren Reihen die Besten des Volkes stehen. Die Partei selbst kann sich auch durch die Kritisirung ihrer Führer gar nicht so ‚besudelt‘ fühlen, wenn, wie wir kürzlich erlebt haben, alte Vertrauensmänner, die sich die Fäße wund laufen, um einen Proselyten zu machen, in öffentlicher Versammlung sich darüber mit dem Ausruf trösten: ‚Wir sind, Gott sei Dank, nicht identisch mit unseren Führern; wir geben sie ruhig preis, alle bis zum letzten, und bleiben doch liberal.‘ Meine Kritik war nicht herber als dieser Ausbruch innerster Empfindung. Tausend Andere empfinden das Selbe und vergleichen es in sich oder sprechen davon nur in vertrautem Kreis. Doch ich will mich weder persönlich vor dem Herrn Wagner verantwortigen noch ihn bekehren. Das hieße, die persönliche Bedeutung dieses Herrn unterschätzen. Rein sachlich aber betrachtet, ist die Erwiderung dieses ‚Führers‘ der liberalen Fraktion der schlagendste Beweis für die Richtigkeit meiner Kritik und darum eine willkommene Ergänzung meines Artikels. Daß sie persönliche Fehde statt politischer Erziehung böten, warf ich den Mandataren der liberalen Partei vor. ‚Das sagt nun ein Liberaler‘, ruft der Sozialdemokrat Ehrhart im Landtag. Und der liberale Parteichef, der diesen Liberalen gar nicht zu kennen behauptet (obwohl die Fraktion die Idee zu ihrem Rehabilitationsversuch in der Wahlreformfrage wörtlich meiner Schrift entlehnt hat), geht mit keinem Wort auf die Grundlagen der Anklage ein, sondern verächtigt den Charakter des ihm unbekanntem Anklägers. Sehr einfach. Aber auch

liberal? Ja, eine Offenbarung der liberalen Gesinnung, wie sie in den berufenen, aber nicht auserwählten Vertretern der liberalen Partei lebt. Und die selben Herren eifern Jahr vor Jahr für die Befreiung des Landes von sozialdemokratischen und ultramontanen Lasterzungen und für reinliche politische Agitation. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis giebt dem öffentlichen Leben den Charakter der Unehrllichkeit und läßt es dem Wähler schließlich gleichgiltig erscheinen, ob die Welt liberal, ultramontan oder sozialdemokratisch betrogen wird. Der liberalen Fraktion aber muß als besondere Schuld gebucht werden, daß sie nicht einmal im Stande ist, diesen Widerspruch in ihrem eigenen Verhalten zu erkennen. Sie rühmt, wenn sie es braucht, die Männer in der sozialdemokratischen Partei, die eine ‚eigene Meinung‘ haben, und gründet darauf ihre Hoffnungen für die Zukunft. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo sie ähnliche Anwendungen unter ihrer Gefolgschaft entdeckt, appellirt sie an den Parteisanatismus, der durch Leute mit eigener Meinung ‚sein Nest beschmutzt‘ fählt. Hier offenbaren also die Herren, wie sie heimlich über Leute denken, die sie öffentlich loben. Theoretisch wissen und lehren sie, daß eine wirksame Reform getragen sein muß von Gliedern des Standes, der Gruppe oder der Richtung, der die Reform nützen soll, — von innen, nicht von außen geht hier die Entwicklung; im eigenen Fall aber verlangen sie, daß wenigstens in den Reihen der Partei die Kritik schweige und dem Dogma von der sichtbaren oder zur Schau getragenen Einheit der Partei das Opfer politischer Einsicht willig gebracht werde. Nach ihrer Tradition war Luther ein Befreier seines Volkes; nach der Art, wie sie in eigener Sache sich vertheidigen, war er ein Mensch, der ‚sein eigenes Nest beschmutzt hat‘. Genau so lehrt der Ultramontanismus. Der Liberalismus aber behauptet, das feste Volkswort gegen ihn zu bilden. Armsätlicher Rhetoren-Liberalismus!

Als Symptom nur ist die Kritik des liberalen Parteichefs bemerkenswerth. Die Sache selbst aber, die in solchen Symptomen sich verräth, zeigt sich deutlicher, wenn man beachtet, wie dieser Liberalismus im Falle Eras gerade für die Mißachtung der parlamentarischen Autorität eingetreten ist; wie er im Fall Aschheim gejubelt hat, als das Mißtrauensvotum der Kammer nicht beachtet wurde; wie er spöttisch die Nase rümpft, wenn man im Centrumslager die Abgeordneten des Volkes eo ipso als Honoratioren aufführt. Die Kinder ihres Vaters zerstreuen das größte Werk, das ihr Vater geschaffen hat, das freie Volksparlament. Und doch wollen sie als legitim gelten. Ja, in den Münchener Neuesten Nachrichten werden hoch über das Volksparlament die ernannten Körperschaften gestellt, wie das preußische Herrenhaus, die Würde und Wissen repräsentirten, eben weil sie nicht aus allgemeiner Wahl hervorgingen. Dabei bleibt man entschieden liberal. Im Prinzip. Aber Leidenschaft bringt diese Leute stets aus dem Konzept. Und eben darum sind sie nicht Führer im politischen Leben und nicht dazu geeignet. Mehr habe ich auch nicht gesagt.

Wer noch einen Beweis für diese Behauptung braucht, betrachte den neuesten Fall Heim. Endlich glaubt man, gefunden zu haben, was diese agitatorische Kraft lähmen kann. Eine der ehrenhaftesten Studentenkorporationen soll ihn für dauernd unfähig zur Satisfaktion erklärt und damit für das öffentliche Leben totgemacht haben. Der dieses Gerücht aufbrachte, war ein Corpsbursche; und für Corpsburschen sind alle anderen ‚ehrenhaften‘ Verbindungen offiziell und offiziös nur ‚Blasen‘. Aber davon abgesehen: welcher vernünftige Mensch wüßte nicht, wie leicht im Berkehr Erwachener die Gründe wiegen, die oft eine studentische Korporation zu Berufs- und In-

famieerklärungen bewegen? Rechnete man nicht damit, so müßten die studentischen Ehrengerichte polizeilich überwacht werden. Auf alle Fälle ist es bürgerlich-liberale Moral, den Werth eines Lebens aus dem Thun und Lassen des reifen Mannes, nicht aus den Jugendbeseiten der Flegeljahre zu bestimmen. Handelt sich aber um einen Gegner, so vergißt man alle liberalen Grundsätze. Kommt nicht gesagt sein soll, daß andere Parteien besser wären; nur fällt dieser Zwiespalt zwischen Grundsatz und Ausführung bei der liberalen Partei mehr ins Auge, weil ihr Name anspruchsvoller ist und ihr Programm einen höheren Flug nimmt. Mir ist das Material zu der Anklage gegen Dr. Heim schon lange unterbreitet worden; ich habe es zurückgewiesen und die Leute bedauert, die den Nothstab des Couleurstudenten für den Werthmesser sittlicher Arbeit leistung halten. Politische Kinder mögen sich solch-Kavetäten leisten. Und als politische Kinder haben sich in diesem Fall, wie in hundert anderen Fällen, die bayerisch-liberalen Rhetoren und Skriptoren erwiesen.“

Herr Silbergleit schreibt mir:

„Als Sie neulich über das Drama ‚Rose Bernd‘ sprachen, warfen Sie Herrn Hauptmann vor, daß kriminalistisch in diesem Stück Alles, jedes Detail, falsch, völlig unmöglich sei. Im Großen und Ganzen haben Sie, sehr geehrter Herr, damit gewiß Recht; nicht ganz so in jeder kleinsten Einzelheit. Wenn Sie das ‚Nothwehrecht‘ Streckmanns ganz und gar negiren, weil er es mit einem ‚armseligen Schwächling‘ zu thun gehabt habe, so kann ich Ihnen darin nicht vollkommen beistimmen. Denn August Reil ist ihm, wenn auch mit einem ‚dürren Arm‘, an die Gurgel gekommen, einen sehr empfindlichen Körpertheil, dem auch ein Buchbinder gefährlich werden kann, namentlich, wenn er, durch arge Beschimpfung seiner Braut, so sehr gereizt ist, daß er — des Kleistertopfes und der Gibeonsgesinnung vergeßend — überhaupt zur thätlichen Offensive schreitet. Sollte Dem gegenüber etwa Streckmann ruhig abwarten, bis der nicht so sehr seltene Sieg des Schwachen ihm den locus minoris resistentiae zerbröckelte? Und übrigens darf im Gebiete des deutschen Strafrechtes auch ein beleidigter Bräutigam dem Beleidiger nicht an die Gurgel oder sonstwohin fahren; jüngst ist ja ein Vater, weil er einen jungen Burschen, der ihm die kleine Tochter nothzüchtigen wollte, auf frischer That durchprügelte, unter Genehmigung des Reichsgerichtes wegen Körperverletzung bestraft worden. Richtig ist, daß Streckmann gegen die Privatklage des alten Bernd, einen besseren Stand‘ gehabt hätte, weil er für seine inkriminirte Aeußerung, daß Rose ‚a Gestecke‘ habe, ihren Geliebten Flamm vorladen und überhaupt den Beweis der Wahrheit antreten konnte. Daß er trotzdem wegen formaler Beleidigung verurtheilt worden wäre, wird gerade Ihnen nicht unbekannt sein. Der Vorwurf, ‚a Gestecke‘ zu haben, gilt in Schlesien als sehr arge Beschimpfung; und nach § 192 St. G. B. schließt der Beweis der Wahrheit die Bestrafung nicht aus, wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Behauptung oder aus den Umständen, unter denen sie geschah, hervorgeht. Vielleicht überschätzen Sie in prozessualer Hinsicht auch die Bestrafungen, die Streckmann vor dem § 177 St. G. B. (Nothzucht) hegen mußte. Rose hat ihm zwar ziemlich detaillirt die Schilderung der Nothzuchthandlung ins Gesicht gebrüllt. Aber was ist damit bewiesen? Sie war selbst zu ihm in die Stube gekommen, war ein wehrhaftes Fräulein, das ‚a Müllerknecht ei de Presse geschlagen‘ hatte, und ihre Glaubwürdigkeit stand nach landläufiger Richtererschätzung tief unter Pari;

denn sie war ein bis in die Knochen unmoralisches Frauenzimmer. Völlig unmöglich — darin haben Sie unzweifelhaft Recht — war, daß Streckmann als Angeschuldigter be-
 eidet werden konnte; nicht minder unmöglich und völlig falsch, daß Rose, nachdem Stamm
 und Streckmann beschworen hatten, mit ihr geschlechtlich verkehrt zu haben, über diesen
 Punkt ein Eid abverlangt wurde. Kein Richter Deutschlands, nicht einmal ein kom-
 missarisch wirkender Referendar, hätte eine solche Vereidigung vorgenommen. Völlig
 falsch und unmöglich war auch, daß der alte Bernd die Privatklage für seine schon
 zweiundzwanzigjährige Tochter anstrengen konnte. Und nun lassen Sie mich zu dem
 Hauptzweck meines Schreibens kommen. Mit Ihrer juristischen Würdigung des Dra-
 mas haben Sie nämlich, sehr geehrter Herr Harden, wieder einmal eine ‚große Frage‘
 angeschnitten, nämlich die Frage: ob den Dichtern und insbesondere den Dramatikern
 denn so ohne Weiteres gestattet sein kann, mit Gesetz und Recht ganz nach ihrem
 Belieben zu schalten und zu walten. Ließe Jemand in einem Stück ein Zebra eine
 Pflanze sein, dann könnte er Schönes erleben; aber auf dem juristischen Gebiete darf
 er uns ungestraft und ungestört Ähnliches bieten. Von all diesen Vergehungen und
 Unzulänglichkeiten wendet sich der juristisch gebildete Gast mit Grausen ab; die fast
 lückenlose Unkenntniß, die er da findet, bringt ihn oft beinahe um die Freude an
 künstlerischem Spiel. Das gilt für uns wie für das Ausland, für die Großen wie
 für die Kleinen. Ich will mit dem Allergrößten anfangen. Im ‚Kaufmann von
 Venedig‘ hören wir von einem Vertrag oder Schuldchein, nach dem der Schuldner,
 wenn er bei Verfall nicht zahlt, ein Pfund seines Fleisches hergeben soll. Das war
 doch aber ein von vorn herein nichtiges Abkommen, nichtig, weil contra bonos mores,
 und richtig nicht erst seit dem Codex Justinianous, sondern schon seit beinahe der
 Zeit der Zwölf Tafeln, nichtig auch nach den leges barbarorum, nach den Gesetzen
 Albions wie Venedigs, ja, nichtig selbstverständlich auch nach dem Talmud. Und der
 kluge, geschäftskundige und im Gesetz erfahrene Geldmann Shylock, der, einst als
 armer Boyer in die Lagunenstadt eingewandert, Zehne auf Zehne mühsam und
 zäh, unter tausend unfählichen Demüthigungen und Entbehrungen, gehäuft hat, er
 sollte seine unbeschnittenen Goldstücke gegen solchen nichtigen ‚Schein‘, nicht werth
 des Papierfehens, gegen solchen toigeborenen Vertrag hergegeben haben? Credat
 Judaeus Appella, würde Horaz sagen. Kein Konkurrenteneid und kein Rassenhaß —
 den übrigens venezianische Juden des Mittelalters eben so wenig kannten, wie ihn
 berlinische Juden unserer Tage kennen — hätte dem Vater Jessilas diesen Vertrag,
 der von Anfang an nur ein großes Loch war, annehmbar gemacht. Und gar das Ur-
 theil! Das Pfund Fleisch soll er bekommen, darf aber keinen Tropfen Blut beim
 Ausschneiden vergießen. So blind ist nur die Themis der Poeten. Das ist ja ge-
 rade so, wie wenn mir das Recht zustände, ein fremdes Grundstück beliebig zu be-
 treten, ich aber strafbar würde, sobald ich in dem weichen Erdreich eine Fußspur zu-
 rücksetze. Das ist shakespeareische Juristerei, freilich gemildert und verklärt durch das
 Walten eines ewig siegreichen Genius. Und wie fein ist, daß der Mund, der dem
 Shylock das unerhörte Urtheil fällt, der eines schönen und verliebten Mädchens ist!
 Ein anderes Bild. Gustav Freytags ‚Soll und Haben‘, der Standard-Roman, der
 das Volk bei der Arbeit aufsuchte und fand. Hippus, der verkommene Advokat, lehrt
 da in düsterem Bersteck bei viel Schnaps und wenig Gemüth Bettel Thig Verträge
 machen und Reverse ausschreiben, die den Schuldner zu nichts verpflichten, die Er-
 füllung, der von ihm übernommenen Verbindlichkeiten lediglich in sein, des Schuld-

ners, Belieben stellen sollen. Solche Verträge und Reverse giebt es aber in der Wirklichkeit nicht; die Erfüllung der Verbindlichkeit kann nie in das Belieben des Schuldners gestellt sein. Ueberhaupt sind die in der Literatur so viel benutzten juristischen Schliche spitzfindiger Advokaten auch im Leben nur *fable convenue*; diese Fabel entstand aus der Furcht vor den bolognoiser *Doctores juris* und lebte schon in der Zeit Berlichingens. Von Freitag zu Vindaus, 'Gräfin Lea'. Da handelt's sich um die Frage der 'Ebenbürtigkeit'. Schon von vorn herein übersieht der Autor völlig den wichtigen Unterschied zwischen altem und neuem, hohem und niederem Adel; nur der hohe Adel kennt und verlangt ja Ebenbürtigkeit. Der Anwalt der Gräfin plaidirt, um die Ebenbürtigkeit des früheren Fräuleins Lea Brendel zu beweisen, für das Wort: 'Edel sei der Mensch, hilfreich und gut'; als ob diese Maxime mit der Ebenbürtigkeit Etwas zu thun hätte. Römischer Advokat, merkwürdiger Gerichtshof, der solches Plaidoyer, ohne es zu unterbrechen, anhört. Man kann noch so viele fragwürdige Wechsel verarmter Edelleute hinter dem Rücken des Vaters einlösen oder verbrennen; ein Weib kann so edel wie Debora, so hilfreich wie die Heilige Barbara und so gütig wie Genoveva sein: für die Ebenbürtigkeit wird dadurch nicht das Geringste bewiesen. Ein letztes Beispiel. In einem Theaterstück, das vor einigen Jahren ganze Thränenströme hervorlockte, wird ein liebevolles Fräulein wegen Kindesmordes zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt. Es mußte Zuchthaus sein, es mußten auch zwanzig Jahre sein: die Sache wollte es. Auf Kindesmord steht nun allerdings Zuchthaus, aber das Höchstmah beträgt fünfzehn Jahre und noch nie, so lange Kindesmord verübt wird, ist auf dieses höchste Strafmaß erkannt worden. Sind gar mildernde Umstände vorhanden, so giebt es überhaupt nur Gefängniß. In unserem Trauerspiel — daher die Thränen! — waren alle nur denkbaren mildernden Umstände liebevoll und wunderbar vereint. Die Unglückliche war jung, unerfahren, edel, hilfreich und gut, Beute eines perfiden Verführers, arm, verlassen und ganz ohne gynäkologische Kenntnisse und Künste; dennoch ließ ihr geistiger Vater sie zwanzig Jahre lang im Zuchthause schmachten. Wie Recht haben Sie Alledem gegenüber, wenn Sie schreiben: 'Wer seinen Vandsleuten eine Kriminalgeschichte aus der Heimath erzählen will, muß das Strafrecht und die Strafprozeßordnung des Landes kennen', und wenn Sie verlangen, daß, 'wo des Bestalters Ziel in den Niederungen des Alltagslebens liegt, wo wir den ängstenden Drang spüren, im Kleinsten der Wirklichkeit nachzustümpfern, nicht jeder Schritt uns die Erkenntniß bringen darf, daß unser Leben, unser Rechtszustand ganz anders ist, als er auf der Bühne dargestellt wird.' Wie es mit unserem Leben und unserem Rechtszustand nun gar erst in den Lustspielen aussieht, davon wollen wir lieber schweigen. Da wimmelt es von juristischen Unmöglichkeiten aller Art; unter der leichten Hülle des Scherzes leisten da vollendete Gentlemen und Ladies Handlungen, von denen der Autor sich nicht einmal träumen läßt, daß sie nichts Anderes sind als landläufiger Betrug, gewöhnlicher Diebstahl, regelrechte Unterschlagung, Unterdrückung und Fälschung von Urkunden, — ungefähr Alles, was das Strafgesetz verpönt. Es wäre wirklich sehr schön, wenn Ihr Wort uns eine Besserung dieses von Vielen als lästig empfundenen Zustandes brächte."



Hibernia.

Heruhvoll wälzt sich in der Thiergartenstraße ein Mann auf heißem Lager. Die Julinacht ist schwül und es dämmt noch nicht. Auch nicht im Hirn des Langan, Hageren, der unter dem spärlichen Schädel schmuck der Malcontenten den buschigen Schnauzbart des Allüberwinders (oder Wachtmeisters) trägt. Kein Schlaf und kein Einsinn. Zum Verzweifeln. Bald — am zehnten August — vierundsechzig Jahre alt; und nichts für die Unsterblichkeit gethan. Nichts; trotzdem er schon vierzig Monate Excellenz heißt, also verpflichtet wäre, über den Troß hinweg himmelan zu ragen. Die boshafte Bande zählt ihn noch immer zum Durchschnitt. Die Zeitungsschreiber: natürlich; bis die Gesellschaft sich zur Anerkennung echten Verdienstes bequem! Und hatte doch gejubelt, als Sankt Hinzpeters Schlüssel dem Brackweder Theodor Möller das Gnadenpfortlein aufthat. Endlich ein Mann aus dem praktischen Leben; kein Bureaukrat. Nicht die Sorte Bresfeld, die von den Lebensbedingungen modernen Gewerbes keine Ahnung hat und den Handel ein nothwendiges Uebel zu nennen pflegt. Aber auch nicht die Sorte Berlepsch, die sozialfüstelnd um den rauchenden Schornstein schleicht und auf anderer Leute Kosten — Schwiegerpapa Tiele. Winkler braucht's, der arme Megalherr, nicht gerade zu sein — die Menschheit beglückt. Ein im gewerblichen Kampf Ergrauter, der weiß, wo den Produzenten, den Händler der Schuh drückt; ein richtiger Großindustrieller. Na, na, sagten die Westfalen; Großindustrieller ist ein Bischen viel. Da denkt man so ungefähr an Thyssen, Haniel und Stinnes. Der Kupferhammer des guten Möller ist eine Klitsche, nicht der Rede werth. Und Theodor selbst? Kein Göttergeschenk. Ein Industrieller von rechter Lage hätte was Besseres gewußt, als in den neunziger Jahren des Aufschwunges in den Fraktionen des Land- und Reichstages herumzufragen. Immerhin können wir uns gratuliren. Gegen Bresfelds Ahnungslosigkeit und Unfleiß ist's eine Errungenschaft. Hat doch schon mal eine Maschine und einen leibhaftigen Arbeiter gesehen und weiß, was Report, Corner, Arbitrage ist. Man muß Gott für Alles danken. Ein Stärkerer hätte sich für das Ministermetier nicht hergegeben; höchstens ein übers Normalmaß Eitler, der dann vielleicht tolle Dummheiten gemacht hätte... Reibisches Pack, denkt Theodor; dreht die vom Schweiß feucht gewordene Bettdecke um und blickt im Dunkel auf sein Leben zurück. Das Leben eines Gerechten. Lehrjahre bei Voermann. Dann in England umgequackt. Untauglich fürs Militär. Mit dem Bruder die übliche Kesselschmiede gegründet. Später die vom Vater ererbte Gerberei übernommen. In's Bank-

und Versicherungswesen hineingerochen. Alles kennen gelernt. Doch nie nur an den Profit gedacht; immer ans Gemeinwohl. *Salus publica suprema lex*. Ueberall dabei. Handelskammer, Bezirksseisenbahnrat, sozialpolitische Vereine, Parlament. Geschrieben und geredet, was das Zeug hält. Arbeiterschutz, Handelsverträge, Wirtschaftlicher Ausschuß. Muster thätigen Altruismus. Auch war sein Verdienst nicht im Stillen geblieben. Seit 1892 Kommerzienrath (ohne die sechzig Bräunlinge, die in Berlin so oft als Taxe gefordert werden) und acht Jahre danach Geheimer. Ein hübscher Anfang; der dennoch das Kommende nicht ahnen ließ. Minister für Handel und Gewerbe! Ein Bürgerlicher, ein Kesselschmid und Gerber ohne Bureaudressur. In Preußen! War nicht Bismarck auch, vor ein paar Jahren noch, Handelsminister? Eigentlich hätte der Lange Möller allen Grund, glücklich zu sein.

Der Lange Möller ... Das ist's. Den Spitznamen wurde er nicht mehr los. Klingt leise komisch und kann doch, da das Wort vom Allerhöchsten stammt, nicht als unzulässig zurückgewiesen werden. Kein Zweifel: die Leute nehmen ihn nicht ganz ernst. Bei den Beamten fings an. Die schmunzelten submissiv, wenn er nicht gleich wußte, auf welche Stelle des Aktenpapiere er seinen Namen setzen solle, und von den Ressortgeschäften, die vor seiner Zeit lagen, keinen blauen Dunst hatte. Doch nicht so leicht, sollte das Schmunzeln jagen, sich in unserem Apparat zurechtzufinden. Denen würde ers zeigen. Aber auch in der Fraktion benahmen die alten nationalliberalen Freunde sich manchmal kurios. Thaten, als müsse er liberale Politik machen, den Kanal aus der Erde zaubern, mit Podbielski und Hammerstein abfahren wie der Teufel mit 'ner armen Seele und Bülow die Länderei mit dem Centrum verbieten. Und wenn er in der Sitzung ihnen die Schwierigkeit seiner Lage schilderte und fast Entschuldigung von der Sünde erbat, jemals Minister geworden zu sein, dann sah er namentlich auf den Gesichtern der Aelteren, der Hammacher, Hobrecht und Konsorten, ein eckiges Mitleid. Und er giebt sich doch, weiß Gott, Mühe genug; reist, bei Kälte und Hitze, in Preußen umher, preist den Kaiser, den wirtschaftlichen Frieden, die Harmonie der Interessen, den lieben Gott, der keinen Deutschen verläßt, den Segen der Selbsthilfe und die stets wache Fürsorge des Staates; redet von guten und schlechten Jahren, tröstet und warnt und verspricht, daß es sicher naß wird, wenns erst zu regnen anfängt. Redet so viel, daß die Kollegen schon spize Bemerkungen über seine Miththeilbarkeit machen und Einer die spöttische Variante aufgebracht hat, das Wandern sei des Möllers Lust. Am Schlimmsten sind aber die Zunftgenossen von ehedem. Keine Spur von Respekt. Wenn er den Kneifer aufsetzt und eben

so feier- wie väterlich von seinen Erfahrungen als Industrieller und Kaufmann spricht, schütteln sie die Köpfe. Einer von der röthesten Erde hats ihm mal ins Gesicht gesagt: „Wenn Sie den richtigen Spiritus für die Sache hätten, wäre aus Ihrem Kupferhämmerchen was Anderes geworden und Sie hätten in den vierzig Bombenjahren, die Sie nun schon mitlaufen, irgend Etwas geleistet, das sich sehen lassen kann. Wer's in dieser Zeit fabelhafter Entwicklung nicht konnte, lernt's nie. Daß Sie uns nicht imponiren, darf Sie also nicht wundern, Excellenz.“ Ein Krakehler, der nie nach dem Gemeinwohl gefragt, sondern einfach die Millionen zusammengeharkt hat. Aber so geht es nicht weiter. Man hat auch seinen Ehrgeiz. Drei Jahre und etliche Monde schon Minister; und das Prestige, wenn mans bei Licht besieht, ziemlich beschädigt. Jetzt ist zum Nachdenken Zeit. Der Kaiser ist schon auf der Rückreise. Nächstens wird die neue Dienstwohnung fertig und die Excellenz braucht nicht mehr aus dem Thiergarten täglich ins Bureau zu wandern. Jetzt nur noch einen guten Einfall. Eine That, die aus dem Buch deutscher Geschichte nie wieder zu tilgen ist. Wer weiß? Vielleicht fände man selbst bei dieser Hitze dann ruhigen Schlaf.

Herr Möller dreht das elektrische Nachtlämpchen auf und greift, um von lästiger Selbstquälerei loszukommen, nach den Abendblättern. Krieg, Mirbach, Reisepläne Seiner Majestät, Mord, Südwestafrika, Handelsverträge. „Graf Bülow wird...“ Natürlich. Der hats bequem. Immer genannt; selbst in Norderney obenauf. Wird von den Handelsverträgen auch wieder das Fett für sich abschöpfen. Als obs in Preußen keinen Handelsminister, im Auswärtigen Amt keine handelspolitische Abtheilung gäbe. Das wird eine Zeit neuer Aergernisse. Oeffentlich und privatim wird man wieder zu hören kriegen, ob mit den Handelsverträgen denn der Handelsminister gar nichts zu thun habe. Fehlt gerade noch. Was man gegen die Wurmkrankheit, für bessere Arbeiterklosets, gegen den Plan, schlecht rentirende Zechen eingehen zu lassen, gethan hat, wird ja nicht anerkannt. Noch weniger die verdammte schwere Arbeit, die hinter den Coulißen zu leisten war, um der Industrie die Agrarierforderungen annehmbar zu machen. Alles nichts Glänzendes. Und ohne Glanz geht's nicht weiter. Sonst wärs vernünftiger gewesen, am Ursprung der Lutter zu bleiben. Wie sieht's denn eigentlich da unten aus? Den Eisenleuten wird der Vertrag mit Rußland das Leben erleichtern. Von einer besonders günstigen Kohlenkonjunktur ist noch nichts zu merken. Harpener, Königsborn, Gelsenkirchen, Hibernia: überall schwache Monatsbilanzen. Die Verlängerung des Kohlen Syndikates wirkt eben noch nicht. Wenn das Syndikat, das über die Hälfte des deutschen Brennstoffes verfügt, erst

die Preise diktiert, werden wir andere Ausweise sehen. Jetzt könnte man kaufen; ehe es zu spät, zu theuer wird. Könnte? Sollte! Müßte! Die Sommerstille zu heimlicher Vorbereitung benutzen und dann ordentlich zugreifen. Das wäre die That aller Thaten. Wäre Unsterblichkeit. Der Handelsminister hat zwar vor ein paar Monaten erst erklärt, Preußen denke nicht an den Erwerb neuer Bechen; doch welcher bedeutende Staatsmann ließ sich je auf frühere Aussprüche festnageln? Mit den Umständen ändern sich auch die Meinungen; und nur Thoren lernen aus den Ereignissen nichts. Jetzt oder nie. Wenn Möller zum Immediatvortrag kommt (unwahrscheinlich, aber denkbar), kann er sagen, unter dem glorreichen Szepter der Hohenzollern sei eine neue sozialpolitische That gelungen. Marktstein. Musterbetrieb. Sichere Versorgung der Marine im Kriegsfall. Unabhängigkeit der Staatsbahnen von der Kartellbiktatur. Die preußische Regierung kann künftig die Preisbildung beeinflussen und für Recht und Billigkeit eintreten. Die großen Grundsätze vom Februar 1890. Das Gemeinwohl. Und so weiter. Auch im Parlament giebt's Stoff zu schönen Reden. Mißstände der Privatwirthschaft; gelsenkirchener Wassertyphus; wir wollen keine Entwicklung ins ungesund Amerikanische. Die Konservativen werden Beifall klatschen, weil sie sich freuen, wenn den Schlotbaronen und Bankkönigen ein Profit aus den Zähnen gerissen wird. Das Centrum ist stolz auf seine sozialreformatorischen Leistungen und wird sich nicht schwierig zeigen. Und die Nationalliberalen werden sich nicht von dem Parteigenossen trennen, der den ersten Schritt zur Verstaatlichung des Bergbaues wagt; werden sich rühmen, daß er aus ihrem Kreis kam. Ueberhaupt wird man in Deutschland dann endlich erkennen, was man an dem schlichten Bürger aus Brackwede hat. Daß er ein Staatsmann großen Stils ist. Mehr als Maybach. Der modernste Minister (Rheinbaben wird vor Neid plagen). Ein schöpferischer Geist, dessen Auge ferne Nothwendigkeiten ermißt. Allen wird das Lächeln vergehen. Und das Wort vom Langen Möller wird ein Bonmot von vorgestern sein; oder ein Ausdruck der Zärtlichkeit für eine wahrhaft populäre Gestalt. Ward Bonaparte nicht der kleine Korporal genannt? Bismarck nicht an den drei Regendenhaaren gezupft? . Alle Flammen aufgedreht, trotz der Hitze; und im Nachthemd, mit dem Sneifer, schnell vor den Spiegel!

*

Spaß oder Ernst? Ungefähr so muß der Gedanke, mitten im Revue des zu neuer Macht erstarkten Kohlsyndikates für den preußischen Staat einen großen Bergwerksbesitz zu erwerben, im Hirn des Handelsministers entstanden sein. Ob der Gedanke klug, zeitgemäß, sozial ist: diese Frage brauu

uns heute noch nicht zu beschäftigen. Preußen hat in Oberschlesien, an der Saar, im Harz ansehnliche Kohlengruben; fünfzehn Prozent der Gesamtförderung kommen aus Staatschächten, und wenn der Staat, der alljährlich rund sieben Millionen Tonnen Kohle verbraucht, auch im Ruhrkohlenbecken das Montangewerbe selbst treiben will, so ist dagegen nichts Prinzipielles einzuwenden. Unerhört aber und unersehnt ist die Methode, die Herr Möller angewandt hat, um seinen Plan durchzusetzen. Ehrgeiz, übereifrige Sucht, seinen vom Ruhm bisher verschmähten Namen an eine Großthat zu knüpfen, muß ihm den Blick getrübt haben. Nur ein Mann, der im Bann einer alles ruhige Walten des Menschenverstandes dominirenden Zwangsvorstellung steht, konnte den Weg wählen, den der Handelsminister beschritten hat.

Er will die Bergwerksgesellschaft Sibëria kaufen, die drittgrößte im Ruhrrevier; und verheimlichte diese Absicht der Verwaltung und den beiden Bankinstituten, die seit der Geburt der Sibëria dem Unternehmen verbunden sind: der Firma S. Bleichröder und der Berliner Handelsgesellschaft. Niemand erfährt ein Sterbenswörtchen von dem Plan. Niemand? Doch: Einer ist auserwählt. Herr Konsul Eugen Gutmann, Direktor der Dresdener Bank, wird eingeweiht. Warum gerade er, der mit der Sibëria nichts zu thun hat? Mysterium. Nur Vermuthungen sind möglich. Vor vierzehn Tagen schon, als das große Geheimniß noch nicht entschleiert war, wurde hier daran erinnert, daß zu Möllers Intimen Herr Eduard Arnhold gehört. Inhaber der Kohlenfirma Caesar Wollheim, die sich mit Emanuel (Fritz) Friedländer & Co. in den Großhandel theilt. Ein Wohlthäter feinsten Stils, ein Maccenas, der im Stillen manchem darbedenden Talent vorwärts geholfen hat; und ein sehr geschickter Kaufmann. Den der sichere Instinkt aber plötzlich zu verlassen scheint, wenn er über seinen Geschäftsbezirk hinausgreift. Daß er seinen Namen unter ein Injunctat setzte, in dem das von einem berliner Stadtverordneten über die Große Berliner Straßenbahn gefällte Urtheil bekämpft werden sollte, bewies einen argen Mangel an Augenmaß. Und wenn er in Sachen Sibëria den Minister berathen hat, war er klug genug, nicht klug zu sein. Wahrscheinlich klingts. Herr Arnhold sitzt im Aufsichtsrath der Dresdener Bank und kann zu Freund Möller wohl gesprochen haben: Das macht Ihnen Gutmann besser als jeder Andere. Ohne solche Intervention wäre die Wahl des Agenten unerklärlich. Herr Gutmann (in dessen Zügen Lenbach, als er ihn malte, Etwas von einem auf schlechte Wege gerathenen Bismarck entdeckte) ist nicht beliebt und war in seinem geschäftlichen Handeln nie besonders wählerisch; selbst die paar Leute, die ihn noch für ein Finanz-

genie halten, finden ihn allzu spekulativ und wild, zu sehr Bankdirektor aus der alten Romanschule. Die Sache wäre, auch wenn Herr Schwabach oder Herr Fürstenberg sie gemacht hätte, nicht anodin geworden. Immerhin waren sie die Hauptinteressenten, vertraten die breite Schicht der alten Aktienbesitzer und durften nicht übergangen werden. Oder mußte es just ein Konsul sein, auf daß er dafür Sorge, *ne quid res publica detrimenti capiat*?

Dann hat der Konsul die Hoffnung, die auf ihn gesetzt war, nicht erfüllt. Die von Möller & Gutmann begonnene Aktion hat der *res publica* geschadet; denn sie hat das Ansehen der Staatsregierung, das schon vorher keinen Riesenschatten warf, noch beträchtlich geschmälert. Aber sie brachte Erfsatz: den Zweiflern gab sie den Glauben zurück, daß auch bei den mobilsten Kapitalisten noch Tugend wohnt, und lehrte uns erkennen, daß in den Bankbureaux nicht nur Profitwütheriche hausen, sondern auch Ritter, denen nicht, wie weiland Herrn Vejsapjan, jeder Geschäftsgewinn lieblich duftet.

Herr Gutmann hat alle Hibernia-Aktien, die er bekommen konnte, aufgekauft. Niemand wußte, zu welchem Zweck. Sommerspekulation? Nahe Verwirklichung des alten Märchentraumes vom Riesentrugbündniß zwischen Eisen und Kohle? Oder haben gar die Russen etwa ein paar Millionen Tonnen zu nie erlangtem Preis gekauft? Warum nicht? Da nicht einmal dem Geflüster widersprochen wird, Herr Ballin habe die Aufgabe übernommen, das Baltische Geschwader von der Nordsee bis zum Gelben Meer mit Kohle zu versorgen, schien Alles möglich. Der Kurs der Hibernia-Aktien stieg von 200 auf 230; im Juli, nach einem ungünstigen Monatsausweis. Der von der Dresdener Bank erworbene Posten wurde schon auf ungefähr fünfzehn Millionen geschätzt. Die Verwaltung konnte dem Spiel nicht länger müßig zusehen. Der Aufsichtsrath erklärte, Fusionen, Ankäufe von Zechen und Kuzen seien nicht geplant, und beantragte, um die Gesellschaft vor Ueberrumpelung und Majorisirung zu schützen, eine Kapitalserhöhung also die Ausgabe neuer Aktien, auf die den alten Aktionären aber kein Bezugsrecht gewährt werden solle. Dieser Schreckschuß verfehlte die Wirkung nicht. Herr Gutmann eilte herbei und suchte die Interessenten in ein Bündniß zu locken. Das wurde, mit allen Details, bald danach an der Börse erzählt; und hinzugefügt, der Werber sei überall rauh abgemiesen worden. Hört und staunt: Die Direktoren großer Bankhäuser haben einen sicheren Gewinn von Hunderttausenden verschmäht, weil sie die Sache zu skandalös, den Vertrauensbruch unentschuldigbar fanden. Und nun mußte der Fuchs aus dem Bau; denn das Geheimniß war vier, fünf Männern enthüllt und würde bald le *secret de Polichinelle*

fein. Dienstag: Antrag auf Kapitalserhöhung. Mittwoch: Versuche, in der Behrenstraße Profitgenossen zu werben. Donnerstag: offiziöse Ankündigung, daß der Staat die Hibernia zum Kurs von ungefähr 240 kaufen will. Offenbar war der Konsul zum Minister gelaufen und hatte ihm bewiesen, daß er nicht eine Stunde mehr zögern dürfe. Sensation; an den nächsten beiden Tagen stiegen die Aktien auf 250. Jetzt verstand man, warum Herr Möller sich an einen dem Unternehmen Fremden gewandt hatte. Der Handelsgesellschaft und den Firmen S. Bleichröder und E. G. Trinkauf durfte er nicht zumuthen, ihren Kunden wesentlich den Kursgewinn zu kürzen. Aber er hat nicht nur geduldet, sondern durch seinen Auftrag erst ermöglicht, daß den ahnungslosen Aktionären ihr Besitz zu wesentlich niedrigerem Kurs, als er dem Angebot entspricht, von einem Wissenden abgenommen wurde. Er hat bewirkt, daß die Dresdener Bank, wenn das Spiel gelingt, vier bis fünf Millionen verdient und höhere Dividende bewilligen kann als sämtliche Konkurrenten. Und er ist Minister für Handel und Gewerbe und hat dafür zu sorgen, daß im Geschäftsleben Treue und Glaube nicht enttäuscht, der Schwache vom Starken nicht übervorthelt wird.

*

Vielleicht wird nichts aus dem Plan. Für absehbare Zeit sicher nicht, wenn die Kapitalserhöhung durchgeht. Das scheint freilich zweifelhaft. Noch zweifelhafter aber, ob Herr Eugenius Gutmann bis zum Tage der entscheidenden Generalversammlung über die Mehrheit der Aktien gebieten wird. Da nur eine Dreiviertelmehrheit die Auflösung beschließen kann, braucht die Opposition noch nicht einmal ein Drittel aller stimmfähigen Aktien, um Möller & Gutmann mit einer Schlappe heimzuschicken. Und zur Opposition gehören nicht nur Vorstand und Aufsichtsrath der Hibernia, die finden, der Kaufvertrag entspreche nicht der Rentabilität des Unternehmens und „gewähre für die Aufgabe der Zukunftsaussichten keine Gegenleistung“. Die ganze Haute Banque wehrt sich in einmüthiger Empörung gegen die unheimlich heimliche Wädlerei und hält zu Bleichröder und Fürstenberg. Und auch in Rheinland-Westfalen waffnet sich der Widerstand gegen den ersten Versuch einer Fiskalisierung und gegen die Art, wie er vorbereitet wurde. Die Entscheidung hängt von den Aktionären ab, die von beiden Gruppen zum Kampf aufgerufen, von beiden gebeten werden, ihre Vertretung getrost dem rühmlich bekannten Mandatar anzuvertrauen. Wenn die Aktionäre, namentlich die großen, kaltblütig bleiben und nicht fürchten, die Ablehnung der staatlichen Offerte könne sie für die Dauer um den Ertrag der jetzt bewirkten Kurssteigerung bringen, dann hat Eugen, der edle Ritter, mehr versprochen, als er zu halten vermag.

Welche Gruppe schließlich im Kampf siegen und wie die Haute Banque sich fortan zu dem Konsul Gutmann stellen wird: diese Fragen brauchen den Zuschauer nicht zu erregen. Ein Wörtlein unwilligen Staunens über das Verhalten des Handelsministers wird aber auch diesem Neutralen gestattet sein. Wenn Herr Möller ein Bergwerk verstaatlichen will, hat er sein Preisangebot öffentlich zu machen und darüber zu wachen, daß die Gelegenheit nicht zu Spekulationen benützt, Niemand benachtheiligt und keinem Mitwisser die Möglichkeit verschafft wird, seine bessere Kenntniß auf Kosten anderer Deutschen auszumünzen. Nach keiner Seite darf ein Druck geübt werden, sagte Bismarck, als er die Verstaatlichung der Eisenbahnen empfahl. Und welcher Lärm tobte damals durchs Land! Jetzt ist in der großen berliner Presse noch kein unjanftes Wort gegen Herrn Möller gesagt worden; trotzdem er auf dem Wege zu einer sozialpolitischen That zunächst einer Bank Millionengewinne zugeschanzt und den Besitz der Aktionäre geschmälert hat, die gerechten Anspruch auf volle Ausnutzung der Konjunktur hatten und, als sie zu 200, 210, 220 verkauften, nicht ahnen konnten, daß der Staat bereit sei, mindestens 240 zu zahlen. Kein hartes Wort. Hat der große Brackweder endlich das Ziel seiner stolzen Träume erreicht? Oder ist Herr Gutmann wenigstens bei den hauptstädtischen Fabrikanten der öffentlichen Meinung doch beliebter, als man bisher annahm? Beide schwelgen, wie berichtet wird, schon im Hochgefühl sicheren Triumphes. Zu Journalisten, die Inspiration bei ihm suchten, soll Herr Möller gesagt haben, er sehe in der Hibernia-Aktion die größte That seines amtlichen Wirkens. Im Ernst. Doch er könnte sich täuschen. Hinter der Front der Gruppe, die den Kampf aufgenommen hat, sind Großmächte thätig. Schon wird in der rheinischen Centrumpresse gefragt, ob die Kurstreiberei nöthig war und das Kaufangebot nicht viel bessere Ausichten hatte, als die Aktien zu 200 notirt wurden. Der Landtag könnte einen Strich durch die feine Rechnung des brackweder Titanen machen. Wemns überhaupt so weit kommt . . . Neugierig wartet Mancher auf das Urtheil der Staatsregierung. Soll sie im Parlament erst an die Zeit Guizots erinnert werden, an das système corrupteur des cumulards und an den berüchtigten Schlachtruf: Enrichissez-vous? Haben die Minister Posadowsky und Rheinbaben, die auf ihre Reputation als Wirthschaftspolitiker halten, das Thun und Unterlassen ihres Kollegen aus der Thiergartenstraße gebilligt? Oder ist Herr Theodor Möller auf eigene Gefahr dem Trugbild eines Julikönigthumes nachgeeilt, als er im Hochsommer den großen Frostspanner, *Hibernia defoliaria* L., haschen wollte, und wird er zugleich mit seiner Dienstwohnung fertig sein?



Berlin, den 13. August 1904.

Hibernia im Sommer.

Theodor Möller besinnt nicht mehr in der Thiergartenstraße die Unsterblichkeit sichernde That. Verschollen? Noch nicht; dem Himmel sei Dank. Wie Antaeus, der Libher, sucht Braackwebes größter Sohn auf dem trauten Boden der Heimath neue Kraft. In Düsseldorf ward er zwischen Rembrandt und Rodin erblickt; kam aber wohl nicht, um die Ausstellung zu sehen, sondern, um alten Montanfreunden den Spiegelschrein seines Herzens zu öffnen. Von ihm selbst sollten sie vernehmen, wie guters mit ihnen meine: der Lockung des Bösen würden sie dann widerstehen. Nur Mißverständnisse sperrten den Weg zum Frieden. Wer denkt denn daran, den Bergbau im Ruhrbezirk zu verstaatlichen? Er nicht; wenn man ihm aber das Leben zu sauer macht, kommt vielleicht eine neue Excellenz, die Schlimmeres trachtet. Er will nur eine Beche anständig bezahlen. Hibernia. Wars nöthig, darüber mehr zu reden, zu schreiben, als Caesar und Agricola, Strabon und Ptolemaeus über die alte Ivernia, die Ferne des Aristoteles, je berichtet haben? Zu thun, als müsse eine Partei rheinischer Homerulers auch diese Hibernia, wie die O'Connells und Barnells, vor dem fremden Eroberer schützen? Niemand bedroht Eure unterirdische Allgewalt, edle Herren. Wir wünschen in Bescheidenheit nur ein Plätzchen an der Sonne des Syndikates; und ich biete, in Preußens Namen, einen guten Preis... Düsseldorf hat sich sehr verändert. Sogar in der Ausstellung sieht man nicht mehr die lieben schlechten Bilder, die vor zehn, vor sechs Jahren noch den Deutschen anheimelten; und staunend hört der revenant, daß die Jury dem im weiten Rheinland berühmten Herrn Peter Janssen zwei Bilder

abgelehnt hat, — einem Professor und Akademiedirektor, der die Ruhmeshalle im preussischen Zeughaus zieren durfte. Die Wurzeln der Auctorität sind zerrissen. Kein Wunder, daß diese ehrfurchtlose Zeit auch an dem Wort eines Ministers zu zweifeln wagt. Ueberall mürrische Mienen und frostige Höflichkeit. „Das thut ein Kind der Brackweder Senne uns an, ein Westfale und Industrieller! Hibernia ist nicht nur ein Anfang, ein erster Versuch, dem, wenn er glückt, die Verstaatlichung des ganzen niederrheinisch-westfälischen Bergbaues folgen soll? Wers glaubt! Feierlich haben Sie vor ein paar Monaten im Landtag erklärt, Preußen denke nicht an den Erwerb neuer Zechen. Warum nun Hibernia? Etwa, um im Kohlenyndikat Unterstand zu finden? Sie konnten im vorigen Jahr ja hinein und wollten nicht. Nein: wir kriechen nicht auf den Keim. Auch auf den Schaaffhausenschen Bankverein haben wir uns, wie auf Sie, fest verlassen; und kaum naht der Versucher und zeigt Goldene Berge: da läßt flugs uns der kölner Freund, der dem Rheinland Alles zu danken hat, schmählich im Stich. Zu den Kälbern, die selbst ihre Metzger wählen, gehören wir nicht. Alles in Liebe und Güte, Excellenz; aber Ihr Gericht schmeckt nicht leder.“ Theodor hatte sich anders geträumt. Einen Blick noch zu den Fenstern des Breidenbacher Hofes hinauf, dessen Saal die Generalversammlung der Hibernia herbergen soll; und weiter: vom Rhein an die Ruhr.

Das Echo seiner Werke geleitet ihn hin. Und hatte er in der Senffstadt bang des Herkules gedacht, der den langen Antaeus besiegte, so möchte er nun einer der von Pan zur Wuth gestachelten Hirten sein, die den Leib der böotischen Nymphe in Fegen rissen. Denn unhold empfängt und verfolgt ihn von allen Seiten der Widerhall. In Essen, lieft er, hat der Vorstand des Vereins für die bergbaulichen Interessen des dortmunder Bezirkes getagt und eine Resolution angenommen, die im Ton bitteren Grolls die energische Abwehr des Verstaatlichungsplanes empfiehlt. In Düsseldorf — ein Glück, daß er nicht in Hörweite blieb! — hat die Nordwestgruppe des Vereins deutscher Eisenindustriellen in der selben Tonart dem Handelsminister den Text gelesen; und der Geheimrath Karl Vueg, der dieser Versammlung vorsah, gehört zum Aufsichtsrath des Schaaffhausenschen Bankvereins. Wird auch dieser Vueg von der Pfründe scheiden, wie der sanfte Heinrich von Daniels Gnade der wegen der Hibernia-Aktion nicht ferner mehr zu den (recht anständig soldeien) Kontrolleuren des Gutmannconcerns gezählt werden wollte? I Grund, auf den wir bauten, wankt und die festesten Stützen der Hoffnungen brechen. Schmieding, der voll und ganz liberale Landgerichtsrath Schmiedi ruft mit rauher Stimme, die Industrie bedanke sich für den Idealzustan-

der im Saarrevier herrscht und mit dem der Minister jetzt auch Rheinland-Westfalen beglücken möchte; das Syndikat sei als Preisdiktator noch immer ein milderer Herr als der Bergfiskus, der an der Saar, weil ihn kein Konkurrent unterbieten könne, sich die Kohle über Gebühr bezahlen lasse. Ueberall die selbe Weise. Ist das Jahrhundert dem Ideal Möllers wirklich nicht reif? Fehlt seiner Kindheit das Verständniß für die That aller Thaten? Tröste Dich, arg Verkannter! Stets war es schwer, der blinden Menschheit das Heil zu bringen. Hödur lernt niemals sehen. Kehre zu Vohmann heim! Dir ist Alles verziehen.

... Zwischen Vogenlampen flackert ein offenes Küböllicht. Wetteröfen und Flügelräder ventiliren die Grube. Anemometer berechnen die Sauerstoffmenge. Da wird das Wasser gewälgt, dort ein Hebel der Reilfangvorrichtung in Stand gebracht. In den Rollen gleitet das Hauswerk bis zur Förderstrecke hinab, Schlepper schieben die Hunde bis an den nächsten Berg, Körbe fahren auf und nieder, Häuer, Füller, Wagenstößer, Schürer, Verloader sind in eifriger Arbeit und die Steiger spähen in alle Winkel. Von den Sohlen bis zum Haldensturz ein wimmelndes Leben. Schwärzliche Mittel, Schachtküte aus schwarzem Filz, Kniebügel und Fahrshurz aus schwarzem Leder. Gestern wie heute; und übers Jahr noch genau wie zu Großvaters Zeit. Keiner fragt, wer morgen hier gebieten wird. Was liegt den Hörigen in ihrer schwarzen Tiefe daran? Besser wirds gewiß nicht, wenn der Staat ihre Knochen miethet. Der ist ein harter Herr, schnüffelt Euch in die Mauslöcher und schreibt — an der Saar hat sichs neulich wieder gezeigt — sogar vor, wen Ihr wählen und welche Zeitung Ihr lesen sollt. Laßt kommen, was kommen muß. Nos numerus sumus et fruges consumere nati. Wollen schon froh sein, wenn uns die dürstige Frucht nicht ganz verdorrt und für die Brut Futter da ist. Besitzwechsel kann uns nicht schrecken, doch uns auch keine Hoffnung einflößen. Mag denn Alles beim Alten bleiben. Was über unseren Köpfen auch an Thorheit und Tollheit geleistet, an Verletzung alter Rechtsitte geplant werde: wir werden es büßen. Keiner kennt hier den Horaz, doch Jeder hat die Wahrheit des Wortes empfunden: Plectuntur Achivi.

Ueber Tag wüthen die Könige. Seit der Entschluß des Handelsministers, die Bergwerksgesellschaft Hibernia zu kaufen, bekannt ward, ist ein Krieg entbrannt. Ein richtiger, von schlauen Strategen geleiteter Krieg, in dem jedes wirkfame Mittel angewandt und keine erdenkliche List verschmäht wird. Sämmtliche Generalstabsgebäude münden in die berliner Behrenstraße; Schauplay der Hauptschlachten ist der Börseusaal. Da die Professoren auf der Ferienreise sind, blieb die theoretische Begründung, die sonst Feld-

zügen vorherzugehen pflegt, uns diesmal in Gnaden erspart. Wir hörten nicht, daß die Verstaatlichung nöthig ist, weil die Grubenbesitzer, um konkurrenzfähig zu bleiben, Raubbau treiben, die schwächeren Flöze zu Bruch bauen und den natürlichen Kohlenreichtum Preußens dadurch nach und nach mindern müssen. Daß ein Grubenmonopol des Staates vor Verschleuderung des nationalen Kohlenschazes schützen, die Ausbeutung schwacher Flöze ermöglichen und den Arbeitern dennoch bessere Lebensbedingungen gewähren könne. Hörten auch nicht die Antwort der Gegenpartei: der Staat unterliege, wie die Privatunternehmer, dem Zwange der Konkurrenz; er werde, ohne nach der Belästigung des Arbeiters zu fragen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer bohren und dem Schacht abgewinnen, was irgend herauszuholen sei; der fiskalische Bergbau habe bisher noch stets weniger geleistet als der private; und sicher sei, daß die königliche Behörde nicht über so tüchtige Kräfte verfüge wie die Industrie. Schweigen ringsum. Keine doktrinaire Anklage, keine beflissene Vertheidigung der Syndikatspolitik, deren kluge Mäßigung selbst Schmoller, das Haupt der Kathedersozialisten, gelobt hat. Weder sozialpolitisches Geseleu, das den Brotgeber Fiskus als Spender reinsten Segens anpreist, noch der alte Manchesterjammer, das arme Kapital müsse ins Ausland flüchten, wenn ihm der Heimathstaat die am Reichlichsten lohnende Arbeit entwinde. Nicht einmal die Frage, was nach der Verstaatlichung denn aus dem Elend unserer Konjoks werden solle. Der große Praktiker Theodor Möller verschmäht graue Theorien und ließ selbst die der Ministerialinstanz fügsamen Professoren unbehelligt ans Meer, in die Berge reisen. Der Sieg war ihm ja sicher, so sicher, wie einst dem Heladenadmiral Alexejew; bis der Krieg begann. Und dann verließ er, auch wie Nikolais Statthalter in Ostasien, den Kampfplatz und bemühte sich hinter der Front Bundesgenossen zu werben. Er konnte gehen. In der Rauchstraße saß Herr Eugen Gutmann, in der Regentenstraße Herr Eduard Arnhold: Die würden die Sache schon machen; und im Rheinrevier war er rascher zu erreichen als der Yamagata des Feindes, Herr Fürstenberg, der, statt am umdrängten Börsentisch der Handelsgesellschaft zu thronen, in Sankt Moritz Höhenluft athmet, Verdauungschäden reparirt und die Verschleimung wegspült.

Unsere modernen Finanzkriege sind nie ausführlich beschrieben worden. Wenn zwei Niggerstämme raufen, schickt Gordon Bennett, vielleicht auch Augustus Scherl einen Botschafter hin und wir erfahren aus theuren Telegrammen, wies in den Lagern aussieht, welche Horde besser bewaffnet ist und welcher im Buschkrieg Mike sich lächelnd zuneigt. Aus dem Kampfgebiete, das sich vor unserem Auge dehnt, erfahren wir beinahe nichts und

müssen mühsällig selbst uns die Notizen von fern her zusammenschleppen. Für diese Kriegsberichterstattung fehlt's an Tradition und Routine. Auch ist die berliner Händlerpresse am Ausgang des Kohlenkampfes nicht stark interessiert. Als die Verstaatlichung der Eisenbahnen geplant war, gieng gegen Bismarck und gegen Maybach, der sich erdreistet hatte, die Börse einem Giftbaum zu vergleichen. Die *belua multorum capitum*, die Eisenbahnaktien im Schrank hatte, und die Schaar der Privatbahnbeamten spornte heulend die Zeitungschreiber zu wilder Fehde. Die Montanindustrie hat ihre wichtigen Organe nicht in Berlin; und den Großbanken fehlt, seit der Bettelsack der Nationalzeitung nicht mehr gefüllt wird, ein weithin tönendes Sprachrohr. Ueber den vaticanisch-französischen Zank und die Reform des Strafgesetzes, über Tibet und die Ordnung des Serbenpeters wurden Leitartikel geschrieben; kein einziger, Wochen lang, über den Kohlenkrieg. Im Handelstheil fühle Neutralität, fast überall mit merkwürdigem Wohlwollen für die Dresdener Bank, die den Plan der Verstaatlichung begünstigt. Die Sache ließ sich zu einer Riesensensation machen. Angeborene Vornehmheit hielt die berliner Presse von so ekkem Versuch fern; sie wartet lieber mit der Geduld des Weisen auf den nächsten Lustmord. Und doch handelt sich hier um einen ungemein interessanten Vorgang, eine Kraftprobe von dauernder Bedeutung und einen Beitrag zur Psychologie des Kapitalismus, wie er so sichtbar nicht oft geboten ward. Ein Generalstabswerk über den Krieg ist nicht zu erwarten. Doch was irgendwie sicher zu ermitteln ist, muß für die Kriegsberichte kommender Tage gesammelt werden.

Der preußische Handelsminister hat an den Direktor der Dresdener Bank geschrieben, er wolle die Bergwerksgesellschaft Hibernia zum Kurs von ungefähr 244 für den Staat erwerben, wenn Herr Gutmann ihm durch geräuschlose Aktienkäufe die Mehrheit in der Generalversammlung sichere. In dem Augenblick, wo Herr Möller sich an diese Offerte gebunden hatte, konnte jeder Aktionär der Hibernia für hundert Mark Nominale zweihundertvierundvierzig Mark verlangen. Doch erfuhr ers nicht und war, da der Kurs knapp an 200 reichte, sehr zufrieden, wenn er seine Stücke zu 205, 210, 215 los schlagen konnte. Der Aufträger wußte, daß der Beauftragte die Waare so billig wie irgend möglich erhandeln, den Aktionären also den Kursgewinn kürzen werde, auf den die Konjunktur ihnen gerechten Anspruch gab. Thut nichts; wenn die Staatsraison es gebietet, darf auch gegen Treue und Glauben gesündigt, unter ministerieller Patronanz der Schwache vom Starken überlistet werden. Herr Gutmann kauft, was zu haben ist; kauft mit so zähem Eifer, daß die der Hibernia verbündeten Finanzmächte, die Berliner Handelsgesellschaft

und die Firma S. Bleichröder, unruhig werden. Möllers Vertrauensmann schweigt wie das Grab; selbst den Nächsten entschleierte er nicht das Geheimniß. Das fordert die Taktik, fordert namentlich auch die Rücksicht auf den Schaaffhausenschen Bankverein, den diese Transaktion bei der rheinisch-westfälischen Industrie um seinen alten Ruf bringen könnte und der deshalb vor ein fait accompli gestellt werden muß. Nach Allem, was wir offiziell und offiziöls erfahren haben, müssen wir annehmen, daß Herr Gutmann das Tiefengeschäft unternommen hat, ohne seinem Aufsichtsrath und dem des kölnischen Bundesgenossen den Sachverhalt zu enthüllen. Diese Heimlichkeit, deren Spur in den Büchern Samuelis lange sichtbar bleiben wird, trug ihm zunächst eine kleine Schlappe ein. Die Finanzgruppe der Hibernia wollte, um die Bergwerksgesellschaft vor Majorisirung zu schützen, eine Erhöhung des Aktienkapitals (ohne Bezugsrecht der alten Aktionäre) beantragen und suchte ihren Aktienbesitz für den Tag der Abstimmung durch Reportirung zu stärken. Um das Terrain zu sondiren, fragten die Leiter der Berliner Handelsgesellschaft in aller Freundschaft auch die Dresdener Bank, ob sie für den Monat August mit ihnen ein Reportgeschäft in Hibernia machen wolle. Der Börsenvertreter wußte nichts von Gutmanns dunklen Plänen und hatte gegen den Vorschlag deshalb nichts einzuwenden. In der zum siebenundzwanzigsten August einberufenen Generalversammlung, auf deren Tagesordnung die Verstaatlichung und die Kapitalserhöhung steht, kann die Handelsgesellschaft also mit den Aktien der Dresdener Bank gegen deren Wünsche stimmen. Ein Torpedoangriff in stiller Nacht. Für die nächste Stunde mußte man nun die Kriegserklärung erwarten.

Sie kam. Die Verwaltung der Hibernia veröffentlichte den Antrag auf Kapitalserhöhung, der den Feind endlich aus der Nebelwand locken mußte. Ging der Antrag durch, dann konnte der Minister seinen Plan einsargen. Höchste Zeit, daß der Konsul Gutmann selbst auf das Schlachtfeld schritt. Er wollte großmüthig sein, die Beute mit den Gränden der Bankwelt theilen, wurde aber, manchmal nach taktischem Geplänkel, das ihn redseliger stimmen sollte, schroff abgewiesen, überall, und mußte bittere Worte hören. Nun war das Staatsgeheimniß nicht länger zu wahren. Die Offerte wurde veröffentlicht; und bald danach tauchte die ragende Gestalt Theodors Möller im frühlichen Messegetümmel der Stadt des Malkastens und des Mostrichs auf.

Wie im Asiatenkrieg, ward auf beiden Seiten zunächst mit bewundernswerther Bravour gefochten; und wie dort, kann auch hier erst die Zeit lehren, n Siegler bleibt. Der angegriffenen Gesellschaft haben sämmtliche Großban sich verbündet und ihre Kundschaft durch Kundschreiben aufgefordert, geg

die Verstaatlichung zu stimmen. Wohl nicht nur, weil sie der Dresdenerin den Millionengewinn nicht gönnen, sondern, weil die Art des Geschäftsabschlusses, die dem Louisphilippismus entlehnte Methode sie ärgert. Die ist, nach dem Wort des ersten Korintherbriefes, den Juden ein *κατάρα*, den Griechen ausbündige Thorheit. Auch hatte die ganze Großindustrie des Westens, Kohle, Eisen, Stahl, sich heftig gegen die Fiskalisierung erklärt und diesen Mächtigen will kein Bankdirektor sich verfeinden. Die Herren Arnhold und Gutmann kämpfen im Getümmel allein, haben an der neutralen Presse aber eine gute Brustwehr, finden auch ein paar Lanzenknechte, die gerade unbeschäftigt sind und die Lohnkonjunktur ausnützen möchten, und werden von den Ministerialen mit Munition versorgt. Die erste Schlacht ist nicht mehr zu gewinnen: für den siebenundzwanzigsten August haben die Fürstenbergischen längst so viele Stimmen, daß Möllers Plan, wenns zur Entscheidung käme, abgelehnt würde. Also neue Kolonnen formiren und inzwischen versuchen, ob die Hauptmacht des Feindes nicht auch ohne Kanonendonner und Bayonnetteangriff zum Weichen zu bringen ist. Börsencourier, Kleines Journal und andere bewährte Mannschaft wird mobil gemacht; eine „führende Persönlichkeit des Kohlen Großhandels“ (die mit Vornamen Eduard heißt) läßt sich fürs Tageblatt interviewen. Und immer vernehmen wir die selbe Melodie. Was wollt Ihr eigentlich? Wozu der Lärm? Statt neue Schächte anzulegen, das Kohlenangebot zu mehren und einen Preiskampf gegen das Syndikat zu beginnen, kauft der Staat ein Bergwerk, sicher nur eins; auf unser großes, für Festtage aufgespartes Ehrenwort: kein Mensch wünscht neue Verstaatlichungen. In dem selben Augenblick wird gemeldet, der Staat habe sich das Vorkaufsrecht auf seinem Montanbesitz benachbarte Grubengesichert. Unangenehm; doch giebt's noch stärkere Beschwörung. Wir (nämlich Möller, Arnhold & Gutmann) wollen gewiß nicht drohen; läßt das Syndikat aber nicht mit sich reden, dann wird's ihm wider unseren Wunsch übel ergehen. Dann kommt ein Kartellgesetz, an dem es keine Freude erleben, das die den Ringen feindsälige öffentliche Meinung aber billigen wird. Bisher haben wir (diesmal nur Möller; Plural der Majestät) Euch geschirmt, die Hehl, Oriola, Münch-Ferber beschwichtigt, die große Enquete zu Eurem Besten gewendet. Doch seid Ihr jetzt nicht willig. Ihr werdet's sein. Wart immer weise und müßt ja erkennen, daß Euer Widerstand nutzlos wäre. Wir (alle Drei) haben jetzt schon zwanzig Millionen Hibernia, werden noch mehr bekommen, können der störrigen Verwaltung also unseren Willen aufzwingen. Wir ändern das Gesellschaftstatut, fordern neue Aufsichtsrathsitze und hindern durch Klänke so lange die gesunde Entwicklung des Unternehmens, bis Ihr würd

leid und froh, endlich Frieden zu haben. Besinnt Euch: und Ihr meidet jeden Konflikt... Drohung und Lockung; beide Mittel ohne die allergeringste Schüchternheit angewandt. Welcher Strategie mag diese Taktik empfohlen haben? Sie sollte die eigentliche Möllerei kritischen Blicken entziehen und das liebe Publikum in den Wahn verleiten, der Kampf tobe zwischen dem allgerechten Staat und dem skrupellos Gewinn suchenden Syndikat. Vergebens. Die Drohung empörte, die Lockung wurde verlacht. Immer fester schlossen sich drüben die Glieder. Die Syndikatsleiter, die der Minister in ihrer Heimath durch freundlichen Zuspruch zu kirren hoffte, kamen vom Rhein nach Berlin, stählten den Muth der Frontkämpfer und beschloßen einstimmig, mit aller Kraft den Widerstand zu organisiren. Haben sie, wie behauptet wurde, fürs Syndikat selbst etliche Millionen Hibernia gekauft? Jedenfalls stieg der Kurs bis zum Anfang der zweiten Augustwoche auf 257; und da dem skeptischen Volk der Börser bewiesen werden mußte, daß dieser Kurs nicht von eigensinniger Herrenlaune diktiert sei, sondern dem inneren Werth solch, Aktien entsprechen, wurden schnell auch die anderen Kohlenpapiere in lange nicht mehr erkletterte Höhen gewirbelt. Verluste sind für die Hibernia-Besitzer wenigstens nicht zu fürchten; denn beide Gruppen haben das selbe Interesse: den Kurs zu halten. Fünf, sechs Millionen sind der Dresdener Bank als Gewinn ziemlich sicher. Treue hat hienieden noch stets ihren Mann genährt.

Das Marktgefecht dauert fort; und trotz der unvorsichtigen Renommisterei der Angreifer kann heute noch Niemand sagen, ob die Gegner des Fiskus in Düsseldorf nicht sogar die absolute Mehrheit haben werden. Freut Herr Möller sich seines Werkes, der Arbeit seiner berliner Freunde? Schon läßt er verbreiten, sein Plan sei vom ganzen Staatsministerium, vom König selbst, auf Bülow's Empfehlung, gebilligt worden. Möglich; aber auch die skandalöse Thorheit der Ausführung? Haben alle preußischen Minister dieser Mächerei zugestimmt, die einer durch Privatfreundschaft in Gunst gebrachten Bank einen Millionenprofit gewährt und legitime Besitzrechte mit den Schrecknissen künftiger Gesetzgebung bedroht? Auch nur geahnt, daß Möllers Mitwisser ihre bessere Kenntniß auf Kosten anderer, nicht eingeweihter Deutschen ausmünzen sollten? Dann wären Panamiten, wären Orientminister, die, wenn sich gerade so trifft, selbst ein Millionchen in die Tasche stecken, für das Land, das sie dulden muß, ein geringeres Uebel als für Preußen solche redliche Blindheit.

... Unter Tag flackert im Ruhrkohlenbecken ein offenes Rüböllicht. Zwei graue Bergmänner stecken die Köpfe mit den ruhigen Filzdeckeln zusammen. „In der Zeitung stehts. Muß wohl seine Wichtigkeit haben. Warum unser Wert jetzt wohl dreißig Millionen mehr werth ist als im Juni?“

Die religiöse Frage in Italien.

Am Mai 1875 hielt mein verehrter Meister, der Historiker Senator Villari, in unserem Parlament über die Beziehungen von Staat und Kirche eine seiner berühmtesten Reden. „Bekennen wir die Macht und den Einfluß der Priester nicht! Das Volk bedarf der Religion; und weil wir ihm nie ein Wort über die ihm unentbehrliche Religion zu sagen wissen, weil es unserem Nationalismus, unserem Skeptizismus nicht traut, darum hört das Volk auf die Stimme des Priesters und läßt sich von ihm leiten. Unser Skeptizismus stärkt die Macht des Klerus. Wenn es uns nicht gelingt, den Glauben zu stützen, den wahrhaft religiösen Bedürfnissen des Volkes Nahrung zu schaffen, dann wird eintreffen, was mir die drohendste Gefahr unserer Zukunft scheint: unser Unglaube und unser Indifferentismus wird eine Nation von Voltairianern und Klerikalen schaffen.“ Wohl war es eine heißende Antwort, als der Unterrichtsminister Bonghi dem ernststen Mahnruf des Redners die Frage entgegenwarf: „Woran g'laubt denn der Herr Villari?“ Und wie eine gelinde Abkühlung mußte es wirken, als der damalige Ministerpräsident Minghetti, der Schwiegervater des jetzigen deutschen Reichskanzlers, bemerkte: „Wenn ich die Geschichte Italiens studire, finde ich auf jeder Seite die Thatfache verzeichnet, daß unser Volk sich nie für religiöse Angelegenheiten leidenschaftlich zu erregen vermochte. Von den Tagen der Römer bis in unsere Zeit ist von religiöser Leidenschaft nichts zu entdecken.“ Richtig ist; aber auch, daß seit den Tagen der Reformation Italien niemals eine Zeit erlebt hat, wo so viel über kirchliche und religiöse Dinge geschrieben und gesprochen wurde wie in den letzten Jahrzehnten.

Das eigentliche Wesen unserer religiösen Frage könnte nur nach eingehendem Studium der Geschichte Italiens erklärt werden. Hätte die italienische Umwälzung ein halbes Jahrhundert gedauert, so hätte sie sicherlich, ohne fremder Hilfe zu bedürfen, durch alle Unglückschläge, Opfer, Niederlagen und Siege hindurch, eine neue Generation geschaffen; die für eine edle Sache erlittenen Schmerzen geben einem Volk die beste sittliche Erziehung. Doch unseren Patriotismus förderten diplomatische Kombinationen, fremde Hilfe und ein Glück, dessen Gunst wir in ganz kurzer Zeit, nach verhältnißmäßig kleinen Opfern, die so ersehnte politische Unabhängigkeit und Einheit zu danken hatten. Und die alte Generation stand vor der ungeheuren Aufgabe, in diese neue Form hinein eine neue Gesellschaft zu schaffen. Erzogen zu höchster, allzu hoher Schätzung der Formen, gezwungen zu einer politischen Umwälzung, ehe eine soziale Urgestaltung möglich geworden war, zur Einführung neuer Institutionen, ehe sie als ein notwendiges Ergebnis der nationalen Thätigkeit ersehen konnten, waren wir in solcher Lage genöthigt,

auch der religiösen Frage, die so eng mit dem innersten Leben der Völker verknüpft ist, eine Antwort zu suchen. Daher unsere Unsicherheit und die nicht geringere unserer deutschen Freunde, die allzu häufig bei ihrem Urtheil über Italien vergessen, daß auch in dieser Beziehung ihre Lage von unserer wesentlich verschieden ist.

Der deutsche Protestantismus blickt auf Italien heute wie auf ein Land, das sich unerwartet schnell seiner Einwirkung erschlossen hat; und in gewissem Sinn hat er dazu das vollste Recht. Ganz Italien, das Italien wenigstens, von dem wir in den Zeitungen lesen, bewegt sich jetzt in protestantischen Stimmungen: es protestirt wider die tausend Sünden des Papstthumes und will die Fabelwelt der römischen Kirche nicht mehr als unmittelbare Wirklichkeit oder gar als die Macht hinnehmen, die in Gegenwart und Zukunft, auf der Erde und im Himmel über uns herrschen soll. Die Gebrechen, an denen das gesammte Kirchen- und Glaubenswesen des Landes krankt, sind kein Geheimniß mehr und die Kritik dieser Gebrechen wird von den Alpen bis zum Lilybaeon mit einer Schroffheit geübt, die hinter den ersten Sturm- und Drangzeiten der deutschen Reformation kaum zurückbleibt. Und — was wichtiger ist — zu dem Geist der Kritik und der freien Untersuchung, der das moderne Italien wie die ganze moderne Welt beherrscht, kommen andere bedeutsame Anzeichen.

Während in Deutschland durch die wissenschaftlichen Kreise vielfach, im Augenblick wenigstens, eine der Religion feindliche Strömung geht, die zwar auch bei uns zu fühlen ist und besonders von den Renegaten der Kirche genährt wird, leben in Italien doch tüchtige Vorkämpfer freier Wissenschaft, unter den Philosophen namentlich die Hegelianer, die das Wesen der Religion tiefer würdigen und für allgemeine religiöse Wiederbelebung mit einem Ernst eintreten, wie ihn Fichte und Schleiermacher am Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigten. Diese Männer appelliren an das Gewissen, das die beiden Mächte, die hier Jahrhunderte lang das Szepter führten, Hierarchie und Humanität, die eine mit ihrer schlaffen oder starren kirchlichen Praxis, die andere mit ihrer leichtfertigen Spötereie, wie um die Wette einschläfert. Von der erstarrten Kirchensagung, doch auch von der kühlen Skepsis rufen sie ihre Volksgenossen zur Wiederbesinnung auf die verlorenen oder verklümmerten idealen Güter, die religiösen wie die weltlichen, zurück; und der verhängnißvolle, ihnen selbst fast unheilbar scheinende Riß zwischen Welt und Kirche treibt sie sogar, bei allem lebhaften Nationalgefühl, zu ei gewissen Sympathie mit Religionsformen, die auf völlig fremdem Boden wachsen sind, auf diesem Boden aber am Meisten dazu beigetragen haben, i Gewissen zu wecken. Ein Beispiel ist der englische Methodismus. Die Forscher von denen ich sprach, vergessen bei solchem Blick in die Ferne, daß eben die

Formen, in der Nähe betrachtet, auch wieder einen Theil der Gebrechen an sich tragen, die man der Heimathkirche so streng vorwirft, und daß ihnen, wenn sie in diese Heimath, auf den Boden des vorwiegenden Sinnenlebens und der sinnlichen Vermittelung aller Geistesdinge verpflanzt würden, jede Bedingung eines natürlichen Gedeihens, jede Möglichkeit, sich ins große Volksganze einzuleben, fehlen müßte.

Diese Bedenken werden noch zu begründen sein. Einstweilen dürfen wir uns der Thatsache freuen, daß die Schranken des nationalen Vorurtheils zwischen Nord und Süd gefallen sind und die Früchte der Geistesarbeit des protestantischen Nordens hier in Italien genossen und verwertht werden, — nicht wie fremde Einfuhrartikel, gegen die man immer noch auf der Hut sein müßte, sondern wie ein Gemeingut des Menschengeschlechtes, das haben und drüben im Dienst der selben großen Aufgabe steht. Italien hat sein eigenes reiches Geistesertheil, den Gesammt'ertrag der antiken und christlich-mittelalterlichen Bildung, an die germanischen Völker abgegeben; jetzt wird ihm mit Zins und Zinseszins heimgezahlt. Die beiden großen, lange getrennten Stämme der Germanen und Romanen leben nun in der selben Bildungssphäre. Wer hätte nicht in Deutschland, wenigstens unter denen, die der Kulturkampf nicht allzu sehr erhitzt hat, mit Freude das Buch Minghettis über Staat und Kirche und ähnliche Schriften Bonghis begrüßt? Wer blickte nicht in Italien mit dem Stolz eines Mannes, der die heimischen Größen richtig gewürdigt sieht, auf Ranke und seine Geschichte der Päpste, auf Gregorovius und seine Geschichte Roms, auf Neumonts Lorenzo von Medici, auf Hases so wahr wie fein und holdselig gezeichnete Heiligenbilder? Oder — da diese Werke im Aether rein historischer Schilderung schweben und mit den Streitfragen der Gegenwart nichts zu thun haben — wer von uns freute sich nicht des Interesses, das Männer wie Heinrich von Treitschke, Wilhelm Lang, Otto Speyer für die Kämpfe und Kämpfer des jungen Königreiches Italien zeigten? Und wenn protestantisch-theologische Bücher, in deutscher Sprache geschrieben, hier einen Leserkreis finden könnten: wer unter den gebildeten, von Vorurtheil freien Italienern hätte nicht, ohne jede Schadenfreude gegenüber dem heimischen Klerus, seine rein geistige, auf lauterer Wahrheit gegründete Lust an Hases Handbuch der protestantischen Polemik?

Jeder Deutsche weiß, welche politischen Sympathien Italien seit 1866 und noch länger für Deutschland hegt; dazu gesellt sich die Anziehung, die der gemeinsame kirchliche oder kirchenpolitische Befreiungs'ampf erzeugt hat; und wer darin und in dem neuerwachten Bildungs- und Wissensdrang unseres Volkes eine siegreiche Protestantisirung Italiens sehen will, wird kaum einem wesentlichen Widerspruch gegen diese Auffassung begegnen. Ganz anders muß aber das Urtheil lauten, sobald man diesem allgemeinen Begriff die

konfessionelle Propaganda des Protestantismus als Inhalt geben will. Wer darüber Aufschluß, freilich den Aufschluß der Parteisprecher, nicht des unbefangenen Historikers, begehrt, braucht nur nach den vielen in Deutschland verbreiteten Flugschriften über die Fortschritte des Protestantismus in Italien zu greifen. Er findet darin eine Darstellung der Erfolge, die das Werk der Evangelisation auf diesem cisalpinischen Boden seit der Gründung des italienischen Königreiches errungen hat; aber welche halb unschuldigen, halb sträflichen Selbsttäuschungen laufen da mit unter! Da wird eine Fraktion oder werden ein paar Fraktionen der großen christlichen Kirche als die, ideal wenigstens, allein berechtigten verkündet, — genau nach dem Muster der römischen Kirche. Die stolze *ecclesia extra quam nulla salus* wird nicht nur mit ihrer alten Annahmung, sondern mit Sach und Pack vor die Thür gewiesen und an ihr Recht, das Recht der Vielen gegen die Wenigen, weiter gar nicht gedacht. Man glaubt, in den Brochuren, die von den neuentstandenen evangelischen Gemeinden in Italien reden, eine fortgesetzte Heiligenlegende vor sich zu haben: so gottselig klingt Alles, nachdem erst über die Gräuelpredigten unter Herbeirufung von Freund und Feind Gericht gehalten worden ist. Wohl werden die Spaltungen der kleinen italienischen Kirchen getadelt; unerwähnt aber bleibt ihr Grundgebrechen, die Unterschätzung des Gegners und die Ueberschätzung der eigenen, im Verhältniß zu dem weiten Missionsgebiet recht geringen Kraft. Dagegen werden die Leistungen protestantischer Geistlichen gerühmt, deren rein religiöser Werth, wie der Unbefangene zugeben muß, kaum über den Mittelgehalt römisch-katholischer Predigt hinausgeht.

Wie aber steht es nun um die Reform der Kirche? Das freigewordene Volk muß durch moralisch-religiöse Wiedererhebung, durch Kräftigung seines freien Gewissens doch die Kraft zur Selbstregierung erlangen. Ob es dahin kommen wird? Viele, durchaus nicht nur übelwollende Zuschauer bezweifeln es heute wieder, wie sie es Jahrhunderte lang bezweifelt haben. Und wenn die Kirche des Landes nicht fähig ist, uns an dieses große Ziel zu helfen, oder wenn sie die Mitwirkung grundsätzlich versagt, weil sie der Freiheit, der Grundlage des ganzen modernen Staates, abhold ist: sollen da nicht die anderen Kirchen, wie die großen Reformatoren Germaniens und des Westens sie unter tausend Kämpfen erzogen haben, von fern und nah zur Hülfeleistung herbeieilen? Sollen wir, ehe wir zu ihnen Vertrauen fassen, erst fragen, ob sie in allen Stücken unsere Meinungen theilen? Sicher nicht. Wer auf theologischem Gebiet unser Gegner oder durch eine weite Kluft der Meinung von uns geschieden ist, aber ein treues Herz hat und mit seiner Rede andere Herzen zu ergreifen vermag, Der wird auch bei uns dankbare Liebe finden.

Ich darf vielleicht einen Augenblick von mir selbst und meinen persönlichen Eindrücken und Neigungen sprechen. Mir liegt die lutherische Kirche

mit ihrer dogmatischen Gebundenheit fern; aber ich möchte dem heimgegangenen Savazzi, diesem Mann ohne Furcht und Tadel, der Jahre lang für die Wiedung evangelischen Sinnes und die Gründung evangelischer Anstalten keine Anstrengung scheute, im Geiste die Hand drücken, ihm von Herzensgrund für die Tapferkeit danken, mit der er den Besen seiner außerordentlichen Beredsamkeit führte, um die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft seines Vaterlandes vom Unrath zu säubern; ich möchte den edlen De Sanctis für seine stillere, friedlichere Wirksamkeit loben, lauter als für all seine Kontroverschriften oder seinen gewaltigen Brief an Pius den Neunten; denn sie bieten nur Nachklänge des Reformationzeitalters und der dazumal herrschenden, nun aber überwundenen Meinungen und Stimmungen. Doch diese Männer und ihre Geistesgenossen haben es bis jetzt nicht über eine Sektengewirkung hinausgebracht und werden, nach menschlicher Voraussicht, auch in Zukunft nicht weiter kommen, weil sie zu wenig im Element ihrer Zeit und ihres Volkes leben, von der Art dieses Volkes zu wenig in sich haben, zu wenig Fleisch von seinem Fleisch sind, wie Luther es für die Deutschen, Zwingli und Calvin für die schweizerischen und romanischen Stämme waren. Der Protestantismus findet in Italien noch heute die selben Hindernisse wie zu Luthers Zeit; denn diese Hindernisse wurzeln in der Natur unseres Volkes.

Die romanischen Völker, namentlich die Italiener, waren stets in ihrer ganzen Art, die moralischen Begriffe, das Leben und seine Schicksale, das Göttliche und Geistige aufzufassen, nicht sowohl „Christen“ im höchsten und wahrsten Sinn des Wortes als „römische Katholiken“; sie bleiben heute noch so, wie sie der Charakter und die Ueberlieferung ihrer ganzen Geschichte gebildet hat, aus denen das Papstthum hervorging, die Institution, die wiederum dazu beitrug, diese Völker in ihrem Urcharakter zu bestärken. Der vereinsamende Individualismus, das auf sich selbst gestellte, nach innen gelehrte Gedankenleben, aus dem der Protestantismus die Freiheit des persönlichen Gewissens schöpft und jeden Mittler zwischen dem des Heiles Bedürftigen und Gott ablehnt, die Wollust, die der Mensch empfindet, der sich allein auf der schwindelnden Höhe der menschlichen Probleme bewegt, Alles, was auf die Puritaner und Pietisten einen so mächtigen Reiz äbt, widerstrebt der unmittelbaren, mittheilsamen und phantasiereichen Gefühlsweise der Italiener, ihrem Bedürfnis, einander ihre Seele und ihre Gefühle zu enthüllen, gemeinsam und öffentlich, mit lauter Stimme, in den Straßen und auf überfüllten Plätzen, in dem vollen und warmen Licht der süblichen Sonne ihre Gedanken und Gefühle zu pflegen. Damit nun dieses echt romanische und italienische Bedürfnis der Geselligkeit auch in der Religion Befriedigung finde, genügt es nicht, daß, wie in der evangelischen Kirche, das Wort Gottes, wenn nicht durch die Zustimmung, wenigstens durch die freie Erörterung

der Gläubigen bekräftigt werde. Die persönliche Ueberzeugung befriedigt den süßlichen Gläubigen nicht: er verlangt die laute und öffentliche Uebereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen und ihre gemeinsame Rundgebung in der mächtigen, althergebrachten Einheit der Kirche, im feierlichen Schauspiel des kirchlichen Symbols, im Gepräng der Feste und Riten. Bei seinem künstlerischen Charakter kann das italienische Volk die sittlichen Wahrheiten ohne sinnliche Vermittelung nicht lebhaft erfassen. Das strenge Christenthum der ersten apostolischen Generationen, zu dem Luther zurückkehren wollte, der heilige, geistige Wahn, die heroische Spannung und Konzentration des ganzen menschlichen Geistes in eine einzige Idee, die ihn aus sich selbst, über die Natur und das Leben hinwegrafft, setzt im Innern des Menschen einen Zustand erhabener Zerrüttung voraus, der in schroffstem Gegensatz zu der Harmonie aller geistigen Fähigkeiten, zu der Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Genossen und der schönen Natur steht, wie sie aus der Blüthezeit der italienischen Kunst und Geschichte zu uns spricht.

Die Religion der Italiener hat sich seit dem Mittelalter immer mehr veräußerlicht und verweltlicht; sie hat sich von der mystischen und innigen Geistigkeit der ersten christlichen Gemeinden entfernt, um wieder zu werden, was sie wohl im Grunde stets für die Italiener, vielleicht in Etrurien und jedenfalls in Rom war: die feierlichste und ansehnlichste unter den öffentlichen Ceremonien, die auch am Meisten Würde und rituellen Pomp erforderte. Der alte Römer setzte die Moralität hauptsächlich in den Anstand, in die äußere Zier, durch die sich die Tugend der öffentlichen Bewunderung darbietet. Auch die Religion, das wichtigste soziale Gesetz, forderte von ihm die formelle und öffentliche Erfüllung der vaterländischen Gebräuche. So, glaube ich, kommt es — kein Historiker hat jemals darauf hingewiesen —, daß die Religion noch heute bei den Italienern, besonders im Volk, zunächst eine rituelle, äußerliche Befolgung der kirchlichen Vorschriften ist und viel größeren Werth auf die Werke und deren öffentliche Erfüllung durch das Priesteramt legt als auf die Innigkeit des persönlichen Glaubens, der nur aus dem Herzen spricht und sich selbst genügt.

Der Protestantismus findet in Italien eine ähnliche Gesellschaft wie in den Tagen der Reformation. Dem katholischen Gläubigen ist er zu häßl., der Mehrzahl der Gebildeten und Freigeister zu beschränkt, Jenen Rege diesen ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharrten in der Kirche, Denker im Unglauben. Entweder versinkt Italien in die Sklaverei des P-
thums oder es erhebt sich über alle positiven Bekenntnisse hinweg. In Religion kennt es eben so wenig wie in der Politik die goldene Mitte; Vernunft bleibt entweder ganz Meisterin oder wird ganz Skavin. A ganze italienische Leben wird durch diesen tiefen Abstand zwischen den ge^h

beten, skeptischen Ständen und dem unwissenden, verachteten Volke charakterisirt; dort ein fast heidnischer Aberglaube, der in einem schlecht begründeten Verdienst das Heil sieht, hier die Abwendung von aller Religion. Jede starke reformatorische Bewegung müßte einen volkstümlichen Charakter tragen; doch die gebildeten Italiener, die Leiter unserer Kirchenpolitik, Männer wie Cavour, Bonghi, Minghetti, hatten und haben zur naiven Masse des Volkes fast gar kein inneres Verhältniß. Die beiden Schichten kennen einander nicht. Luther fühlte mit dem gemeinen Mann, Cavour vermochte es nicht. Für den eigentlichen Kern der Volksseele, die Mystik in ihren verschiedenen Aeußerungen, besaß Cavour wenig und Luther sehr viel Verstandniß. Wer von der Betrachtung der schmerzlichen, deutsch-gewissenhaften Seelenkämpfe Luthers kommt, staunt, wenn er sieht, daß Cavour Manches in seinen Denkschriften über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche nur *τομναστικῶς*, als zur bloßen Uebung und ohne eine eigene innere Ueberzeugung, behauptete. Cavour ist Weltmann, Luther Volksmann. Daß in Cavour der Verstand überwog, hat auf die ganze Bewegung, die er einleitete, fortgewirkt. Dieser Weltbürger und Experimentalpolitiker konnte der Menge italienischer Katholiken nie so nah kommen wie Luther seinen Deutschen, zu denen er innerlich gehörte. Und darin sind Beide typische Vertreter ihrer Nation. Wie bei den Gebildeten überhaupt, tritt besonders bei den italienischen Protestanten diese Abgeschlossenheit von der Masse des Volkes deutlich hervor. Ihnen ist die Vereinigung des religiösen mit dem politischen Programm, die in der Reformation und in Savonarolas Versuch wirksam war, nicht gelungen; der mystische Patriotismus fehlt ihnen ganz. Sie halten ihr Ziel fern von jedem praktischen und sozialen Interesse. Ihr Werk ist eine Jakobsleiter, die in den Wolken schwebt und jede Berührung mit der Erde verloren hat. Sie reden nur vom Himmel. Italien kann diese Sprache nicht mehr verstehen.

So bleibt dem italienischen Protestantismus nur eine gewisse Zahl zarter Seelen, die vor dem Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Gewissen zurückschrecken, sich von dem alten Aberglauben verletzt fühlen und vor der bloßen Philosophie fürchten. Literaten zum großen Theil, Redner, Leute, die, mit historischen Studien geistig genährt, sich von der plötzlichen Entdeckung des Evangeliums ungefähr so begeistert fühlen wie von der Auffindung eines Manuskriptes in den Ruinen von Herculaneum. Sie zeigen ihre Entdeckung dem Volk; doch das Volk bleibt gleichgiltig. Und so wird in Italien geschehen, was wir bei verschiedenen Nationen werden sehen, die sich aus Trägheit an ein versinkendes Pharisäerthum halten und dabei nicht genug Reinheit besitzen, um daran glauben, nicht genug Glauben, um es reformiren, nicht genug Geistesstärke, um es entbehren zu können.

Mailand.

Paolo Zendrini.



Hamburger Rauchfleisch in Jena.

Das Haus Frommann und seine Freunde: wer denkt dabei nicht an die Helmsättel idealer Geselligkeit, an den klassischen Kreis bedeutender Menschen? Als der Treuesten Einer verkehrte da Johann Diederich Gries, der treffliche Uebersetzer des Tasso, Ariost und Calderon. Er war in Hamburg geboren und starb dort, hat aber die längste Zeit sei: es Lebens in Jena zugebracht. Die Familie Frommann hatte es ihm angethan, der hochgeachtete Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann und seine Frau Johanna,^{*)} das älteste Kind des Magisters Wesselhäft, Konrektors am Johanneum zu Hamburg, und der Tochter des dortigen Buchhändlers Bohn. Ihr Haus war der geistige Mittelpunkt. Hier trat Gries in nahe Verbindung mit Goethe und Schiller, Herder und Herbart, Fichte und Hufeland, Schelling und Schlegel, Wieland und Knebel, Steffens und Tieck. Der Fortzug vieler guten Bekannten, der Tod des lieben Ehepaars Frommann, Goethes Heimgang und der bringende Wunsch seiner hamburger Verwandten veranlaßten schließlich den alternden Dichter-Dolmetscher, in die Vaterstadt heimzukehren, wo er, von treuen Händen gepflegt, bis zu seinem am neunten Februar 1842 erfolgten Ende gelebt hat.

Wie die meisten Hamburger, war auch Hofrath Dr. jur. Gries ein Feinschmecker, der Delikatessen und einen edlen Tropfen zu schätzen wußte. Sein Bruder Johannes, Syndikus von Hamburg und Bund:stagsgesandter, hatte ihm manchem leckere Speisen und köstliche Weine nach Jena geschickt. Da lud denn der Junggeselle sich Gäste zu äppigem Schmaus, wobei Gesang und froher Becherklang, auch zum Schluß eine Partie P'ombre oder Whist nicht fehlten. Solche Sendungen hatten in Jena, wo eine einfache Küche üblich war, sich stets ungeheilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Gern gedachte Gries nun in Hamburg der Begeisterung und Dankbarkeit, womit die kulinarischen Gaben begrüßt zu werden pflegten, und er entsann sich, daß das berühmte Hamburger Rauchfleisch dem Gaumen der jenaer Freunde und Freundinnen ganz besonders mundete. Einst war die Frage erörtert worden, ob es kalt oder warm verpeißt werden müsse, und Gries hatte mit dem folgendem Sprüchlein den Streit entschieden:

Rindsjung' ist niemals warm ein guter Schmecker,
Doch kalt geworden, ist sie brav und leder.

Seine Beziehungen zu Jena wurden durch die jüngere Generation der Familie Frommann aufrecht erhalten, den Sohn Fritz und seine Frau Wilhelmine, die nach dem Vorbild ihrer verstorbenen Eltern in dem alten Haus gern Gäste bei sich saßen. So sandte Gries, wie schon früher, auch zu Neujahr 1840 ein mächtiges Stück Rauchfleisch, zu dessen feierlicher Verteilung Frommanns alte und neue Freunde baten. Da erschienen denn der Minister Anton von Biegefar, Kommissar für Universitätangelegenheiten, Besitzer des Rittergutes Drafordorf; Prorektor Geheimrath Karl Ernst Schmid, Staatsrechtslehrer; Geheimrath Hofrath Dietrich Georg Rieser, Mediziner und Zoologe; Oberappellation-

^{*)} Näheres über sie bietet mein Buch „Bei Goethe zu Gaste“ (Leipzig, Georg Wigand), das auch die Bildnisse der Beiden, ihrer Tochter Alwina Frommann, ihrer Adoptivtochter Minchen Herzlieb nach Originalaquarellen zeigt.

rath Karl Wilhelm Walch; Hofrath Friedrich Christoph Dahlmann, der bekannte Geschichtschreiber; Geheimer Hofrath Friedrich Sigismund Voigt, Direktor des Botanischen Gartens; Kirchenrath Friedrich Heinrich Christian Schwarz, der Pädagoge; Hofrath Friedrich Gottlob Schulze, Direktor des Landwirthschaftlichen Lehrinstitutes; Kirchenrath Karl August Hase, der berühmte Theologe; Hofrath Karl Wilhelm Götting, Klassischer Philologe; Hofrath Emil Fuschte, Physologe; Hofrath Heinrich Wilhelm Ferdinand Wackenrober, Pharmacologe; Gustav Asverus, Professor des römischen Rechts; Stadtrichter Karl Christian Lebrecht Lindig, Hofadvokat und Stadtschultheiß; Professor Hermann Brockhaus, Orientalist, Sohn des Begründers der leipziger Welisirina, und Professor Christoph Martin, der Kriminalist. Alle zum Genuß des Hamburger Rauchfleischs Geladenen schrieben nun, dem aufmunternden Beispiel des Gastgebers Fritz Frommann und seiner Gattin folgend, ein mehr oder minder ausführliches, persönliche Erlebnisse, eigene Anschauungen oder gelehrte Bestrebungen berührendes Dankeswort nieder, worauf Gries jedem Einzelnen in Versen, frisch vom Herzen, erwiderte. Diese sinn- und beziehungsreichen Schriftstücke sind uns erhalten und gewähren interessante Einblicke in die Ideen- und Gefühlswelt hervorragender Menschen. Aus dem im Original mir vorliegenden Sammelbrief gebe ich die folgenden Proben:

Verehrter Freund!

Jena, 20. Januar 1840.

Um das von Ihnen gütigst gespendete vortreffliche Rauchfleisch hat sich gestern eine ehlustige Gesellschaft versammelt, wie Figara zeigt (folgen die Namen), und demselben nach besten Kräften zugesprochen, ohne jedoch den Fleischkoloß, hinter dem sich meine Wenigkeit schier verlor, gänzlich bezwingen zu können. Die Gefühle, Erinnerungen und Gedanken, welche dabei in uns geweckt wurden, werden unsere werthen Gäste nach der Reihe Ihnen selbst mittheilen, daher ich mich, nachdem ich als Wirth und Ceremonienmeister hierdurch den Sprechsaal eröffnet, in den Hintergrund zurückziehe.

Treu und dankbar Ihr

Fr. F. Frommann.

Theuerster Freund!

Wenn Sie gleich den Unterzeichneten nicht mit Unrecht, aber doch ohne seine Schuld, in manchen Abschnitten Ihres hiesigen Lebens zu den wohlbekannten biden Freunden gerechnet haben, so können Sie doch versichert sein, daß Sie in meinem Herzen immer einen der ersten Plätze behaupten. Unsere täglichen Beschäftigungen und Gewohnheiten führten uns hier nicht so oft zusammen, als es mir Freude gemacht haben würde, zumal seitdem mir die Veränderung meiner Verhältnisse die Nothwendigkeit auflegte, die Abendstunden im Hause zuzubringen; aber dennoch versichere ich, daß Ihre Entfernung von uns auch bei mir eine große Lücke zurückgelassen hat. Mit großer Freude habe ich von Herrn Frommann gehört, daß es Ihnen körperlich so wohl geht, als, wie man in bekannten Fällen von Mutter und Kind sagt, „die Umstände gestatten“; Umstände, die bei uns, die wir nun nach und nach in das erste Glied einrücken, sich freilich nicht mehr ändern können. Je dünner nun die Reihen der Altersgenossen werden, desto mehr sollten die noch übrigen sich an einander schließen; und da gehören wir Beide sehr nahe zusammen, da Sie nur um drei Monate vortheilhafter stehen als ich. Rufen Sie mir aber nicht etwa zu, wie der große Cujas den Herren

von Toulouse: frustra absentem requiritis quem praesentem neglexistis. Denn das Letztere kann ich doch nicht zugestehen, weder der That noch am Allerwenigsten der Gesinnung nach. Noch größer würde meine Freude sein, wenn ich mich einmal in Person von Ihrem Wohlsein überzeugen könnte; aber Das gehört nun schon zu den Wünschen, die sich nicht bis zu Hoffnungen erheben können, weil ich schwerlich noch nach Hamburg noch Hamburg zu mir kommen wird. Nehmen Sie daher aus der Ferne den aufrichtigsten und herzlichsten Händedruck eines Mannes, der Ihnen stets mit der innigsten Hochachtung und Liebe zugethan war und ist, verbunden mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen, und gönnen Sie auch mir ein Plätzchen in Ihrem wohlwollenden Andenken.

Schmid.

Verehrtester Freund!

Daß Sie auch in der Ferne noch fortfahren, Ihre und des frommannischen Hauses Freunde alljährlich durch treffliches Rauchfleisch zu erfreuen, ohne, leider, selbst an dem fröhlichen Mahl theilnehmen zu können, zu welchem es Veranlassung giebt, ist unter Ihren vortrefflichen Maximen und Gewohnheiten eine, die ich nicht genug preisen kann. Höchst erfreulich war mir daher der von unserem Freunde und gütigen Wirth veranlaßte und von seinen Gästen mit lebhafter Zustimmung gefaßte Beschluß, Ihnen gemeinschaftlich, aber Jeder für sich und nicht Einer für Alle, unseren warmgefühlten Dank und aufrichtige Ergebenheit schriftlich auszusprechen. Indem ich mich zu diesem Behuf anschickte, den Platz zwischen meinen beiden Tischnachbarn auf diesem Papier wieder einzunehmen, konnte ich nicht umhin, ein Wenig in das Konzept meines Herrn Vorgängers zu spielen, und da fand ich das Beste, was ich sagen konnte und wollte, schon auf dem Papier. Es bleibt mir deshalb nichts übrig, als nur mit wenigen Worten auch für meinen Theil Ihnen für das am vergangenen Sonntag genossene Vergnügen meinen besten Dank zu sagen und unter den aufrichtigsten Wünschen für Ihr fortbauernendes Wohlergehen Sie zu bitten, mich in freundlichem Andenken zu behalten. Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit für immer Ihr Diener und Freund Walsh.

P. P.

Bekanntlich liegt jeder organischen Vereinigung eine Idee zu Grunde. Und so waren denn Sie, verehrtester Freund, am letzten Sonntag die lebendige Idee unseres Mahles, bei welchem, da nach der Naturphilosophie einem Idealen auch jedesmal ein Reales als Pol gegenüber stehen muß, das Rauchfleisch füglich diesen Pol repräsentiren konnte. Da nun aber eine Idee, nach gleichem Gesetze, lebendig fortzündet, so wirkte auch Ihr Andenken, als ich vom heiteren Mahl nach Hause kam, auf die Meinigen; und sie tragen mir, insbesondere meine Frau, die schönsten Grüße an Sie auf. Sie sagten mir einmal: „I wer die Sicht habe, sie nimmer wieder los würde“; ich kann aber versichern, ich sie jetzt völlig los bin, wenn sie nicht, „dem Weilchen gleich, das . . .“, wo steckt; wünsche Ihnen aber dennoch gleiche Aussicht auf Verborgenheit. Ich bald Physik und Chemie den Weg zwischen hier und Hamburg bis auf vier- zwanzig Stunden vermindert haben werden, sehen wir uns auch gewiß einmal wieder; bis dahin wünsche wiederholt bestes Wohlsein. Ihr Fr. C. Bo

„O allerbesten Klumpen Fleisch und wackerster an Gemüthe,
Der Du dem Staat ein Hort erscheinst und Allen uns, den Bürgern!“

Kristophanes.

Die Ideenzünderei geht immer weiter, wie Sie sehen, und hat sogar in den alten Kristophanes rückwärts eingeschlagen, aus welchem ich Ihnen, trefflichster Freund und Uebersetzer, diese Zeilen übersezt habe, damit Sie sehen, daß Sie zu dem Fleischgeschenk förmlich prädestinirt sind und deshalb um so weniger jemals aufhören dürfen, jedes Neujahr „dem Staat ein Hort zu erscheinen“. Glauben Sie aber nicht, daß ich etwa bloß beim Rauchfleisch an Sie dächte: im Gegentheil wird Ihr Fernsein von mir nicht allein, sondern von uns Allen schmerzhaft empfunden! Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken. C. Stütling.

Die Gefühle der Verehrung, freundschaftlichen Ergebenheit und Dankbarkeit, welche meine Herren Vorgänger ausgesprochen haben, erfüllen auch mich und mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, Dies eigenhändig zu versichern. Als Freund einer vorwärtsschreitenden Oekonomie sage ich Ihnen aber noch besonders dafür Dank, daß Sie zu deren Vervollkommenheit so zweckmäßig hinarbeiten. Die thüringische Zunge ist gewöhnlich befriedigt, wenn die Kinnladen nach langer, mühsamer Arbeit aus den harten Muskeln ausgemergelter Käse oder abgetriebener Ochsen eine kraftlose Feuchtigkeit ausgequetscht haben, und sehnt sich nicht nach Besserem. Daher setzen die hiesigen Landwirthe bequem ihre mageren Bestien ab und darnieder liegt die edle Kunst der Viehmast. Jene Sehnsucht zu wecken, diese Kunst zu heben: dazu ist nichts geeigneter als das Ideal, welches Sie von Jahr zu Jahr in Jena aufstellen. Die Küche unseres Freundes Frommann, von Ihnen erkoren, das „allernobelste“ Produkt der nordischen Oekonomie aufzutischen, braucht seine Buchhandlung nicht darum zu beneiden, daß sie die edelsten der Früchte, welche Sie im Süden pflücken, zu vertheilen hat. Mit den aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohlbefinden und mit der Bitte um Erhaltung Ihres wohlwollenden Andenkens der Ihrige Schulze.

Mein verehrtester Freund!

An dem köstlichen Schmaus, den das Rauchfleisch von großem Renomme, so weit meine jenatische Erinnerung zurückreicht, alljährlich veranlaßt und die freundliche Güte unseres bewährten Freundes und seiner wirthschaftlichen Gemahlin ausrichtet, fehle auch ich als alter Theilnehmer und rüstiger Mitesser nicht in der Reihe. Sehen Sie sich doch einmal das Kontexte der Tafel an: und sicher werden Sie auch ohne meine ausdrückliche Bemerkung zu der Uebersetzung kommen, daß Ihre alten Bekannten in alter Weise munter waren und Ihrer gedachten mit der Anhänglichkeit, auf welche Sie ein so großes Recht haben. Wäre Sprichwörtern noch zu trauen, gewiß, die Ohren hätten Ihnen am neunzehnten Januar klingen müssen, als schlug der Tambour einen Wirbel ohne Ende. Indessen wollen wirs uns ausgebeten haben, daß Sie nicht etwa meinen, es sei unser Gedenken Ihrer erst durch das Achtel oder Viertel eines Ochsen, das, wie ich sehe, jeder meiner Vormänner nach seiner Weise deutet und das ich, mit Verlaub, für den ausgezeichnetsten, von Osmozom durchdrungenen, folglich schwachhaftesten thierischen Faserstoff erkläre, vermittelt worden. O nein, werthester Freund: Ihre Abwesenheit von Jena empfanden alle Ihre hiesigen

Freunde, auch diejenigen, die sich ehemals den Vorwurf der Vernachlässigung verdienter- oder unverdientermaßen je zuweilen zuzogen. Wenn wir aber lauter, lebhafter, mit Cheers Ihrer gedenken, sei es beim letzten Einrippen eines alten freud- oder leidvollen Jahres, sei es bei dem Opferrauch eines mächtigen Fleischstückes, sei es bei anderen Gelegenheiten, die uns die Lücke, die Sie gelassen, zeigen: wer möchte uns darum tabeln? Gar gern hören wir alsdann die eingelaufenen Berichte über Ihr Wohlergehen und wünschen von Herzen, niemals andere vernehmen zu müssen. Mir scheint es auch eben so natürlich wie billig und recht, daß die Königin der Hansa ihre schützende Kraft und belebende Macht ausübe auf ihren Angehörigen und wiedergewonnenen Insassen. Und sie möge sie bewahren fortan und in gleichem Grade, in welchem ihre Anziehungskraft stark und nachhaltig ist; in Bezug auf mich nach zehn Jahren noch völlig ungeschwächt. Weiden Sie die Augen und stärken Sie den Geist jemals an dem herrlichen Strom, der Pulseader der stolzen, glorreichen Hammonia, so erinnern Sie sich, daß er Tropfen enthalte aus dem armsüßigen, fischlosen Fluß, der einst Ihren Born erregte, der aber auch „das Paradies berührt“, an welchem alte, Ihnen treugesinnte Freunde wohnen und unter diesen Ihr H. Wackeroder.

In der obigen Tafelrunde finden Sie, Hochverehrter, auch meinen Namen. Ich war nicht so glücklich, zu der selben Zeit mit Ihnen dem lieben Jena anzugehören. Nichtedestoweniger verehrte ich Sie schon längst, als noch Weimar mein Forum war, zwar nicht wegen des vortrefflichen Ochsenfleischs, welches Ihre Freunde zusammengeführt hat, sondern wegen Ihrer süßen Verse. Doch jetzt, im Entzücken der frohen Tischgesellschaft, muß ich mit Ihnen in Tassos „Befreytem Jerusalem“ singen:

„Und oft ist in dieser Welt voll Wanzen
Beständigkeit im Wechsel der Gedanken!“

Ich muß Sie auch loben wegen des allernobelsten Klumpen. Wer ich bin, Das, möchte ich, ließen Sie sich gelegentlich von dem vortrefflichen Senator Lorenz Meyer in Hamburg erzählen, der ohnehin noch nicht weiß, daß ich meinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegt habe. Er wird sich gern der Reise nach Sachsen und Böhmen erinnern, welche ich vor zehn Jahren mit ihm gemacht habe, gern an die Tage denken, die er in meinem Hause in Weimar verlebte. Nehmen Sie mich, Ihren Verehrer, gütig unter die Zahl Ihrer Freunde auf und zugleich die Wünsche für die Fortdauer der vortrefflichsten allernobelsten Klumpen. Lindig, Großherzoglicher Stadtrichter zu Jena.

Zu den Ihnen, verehrter Herr, persönlich Unbekannten, die Ihre schöne Gabe bei dem gastlichen Mahl versammelte, gehört auch der Unterzeichnete. Aber mit nicht minder warmer Wärme als meine Vorgänger sende ich Ihnen die besten Wünsche für Ihr dauerndes Wohlergehen. Hermann Brockhaus.

Da sehn Sie den Lauf der Welt! Wenn Einer der heperischen Sängers in so klarer heimischer Sprache mit uns redet, als wär' er alt geworden am Hofe Karl Augusts, oder wenn eins Ihrer heiteren und innigen Lieber Einem in die Hände und ins Herz fällt, so denken wir wohl: Wie mag unserem guten Gries jetzt am Alsterbassin ergehen? Und wünschen ihm still eine frohe Stunde. Aber zum Schreiben kommt's doch erst, wenn solch ein Stück Urfleisch in die Universität hineinfällt und Gefühle zu Thaten erhebt. Dafür sei Ihnen ge-

wünscht, mein verehrter Freund, daß diese Welt, wie sie nun einmal ist, auch fortan Ihnen schmecke mit ihrem Fleisch und Ihrem Geist; wir wollens uns mit-schmecken lassen.

Karl Hase.

Einst, als noch zwei Schwerter die Welt und die Völker regirten,

Aber das geistliche doch fraß viel weltliches Gut,

Hieß es gar oft, einen guten Magen habe die Kirche,

Darum, daß sie so wohl zu verdauen verstand.

Jetzt nun haben die Dinge sich völlig verkehrt und dennoch

Muß der Arme mit Ernst denken auf Magen und Mund.

Denn viel Böses giebt's zu verschlucken; es wär' ihr zu wünschen

Schier ein Magen, wie der Vogel Strauß ihn besitz.

Zweifach gepriesen drum sollst Du mir sein, der so treffliche Gabe

Reichlich zum traulichen Mahl uns aus der Ferne gesandt.

Denn daß der Pastor sie mit den Freunden zusammen verzehrte —

Schon als Hammonias Kind hast Du es sicher gewollt.

Aber freilich: viel lieber ist mir, wenn in Freundes Gedächtniß

Auch nur ein kleiner Platz neben den Andern mir bleibt.

Daß er mir werde, darum will von Herzen gebeten ich haben.

Meister der Kunst! Verzeihst denn auch den holprigen Vers.

F. Ch. Schwarz.

An dem Festmahle theilzunehmen, hatte ich, als ein Ihnen persönlich ganz Unbekannter, zwar keinen Beruf, aber als ein Mann, der mit Brüdern und Schwestern, mit Frau und Kindern sich von je her an Ihren Werken erfreut hat, darf ich mich in die Reihe der Ihnen dankbar Ergebenen stellen. F. Dahlmann.

„Vierzig Jahre sind verfloßen, seit ich dem edlen Sänger, dem geliebten Freunde näher trat; welch weites Feld der freudigsten, der schmerzlichen Erinnerung; der Freudenthränen viele, der Schmerzenthänen mancher! Er blieb sich gleich und treu blieb ich ihm zugethan. Das ist der vielen Jahre hoher Werth, ein lichter Strahl für eine Ewigkeit! Drum sitz' ich hier nicht unverdient im heitren Kreise, den wir dem würdigen Sohn des unvergänglich hochgeschätzten Vaters danken und der den hiedern treuen Sinn des theuren Sängers hoch zu ehren weiß.“ So dacht' ich bei dem frohen Mahl und stillere Betrachtung zog mich in die weite Ferne. Nun tret' ich zu Dir, in der alten und der neuen Freunde Kreise, der Letzte in der Reihe, doch nicht der Letzte in Gesinnung und dem freudigen Hoffen, Du werdest ihm nicht fremder werden und gern bewahren, gern erkennen, was sich durch vierzig Jahre hat bewährt. A. von Biegsar.

Sehr gern, verehrter Freund, ergreife ich die Feder, um die Reihe der Zuschriften Deiner, die Sie durch Ihr Geschenk erfreut haben, zu schließen; besonders, da ich doppelt Ursache habe, Ihnen zu danken. Denn wenn man sich schon freut, einen Lederbissen zu genießen, so ist die Freude, Andere einen solchen bei sich genießen zu lassen, doch noch viel größer, und diese empfinde ich nie mehr, als wenn Ihre und unsere Freunde sich zum Verzehren des Rauchfleisches bei uns versammeln, wo der gute Appetit, den sie mitbringen, auch auf ihre heitere Laune überzugehen scheint. Die größte Freude wäre es mir freilich, Sie selbst wieder unter ihnen zu sehen; doch wenn dazu auch keine Aussicht ist, so hoffe ich doch, daß Fritz sein Versprechen erfüllt und mich einmal nach Ham-

burg führt, was bedeutend an Interesse für mich gewonnen hat, seit es einen so lieben, alten Freund in seinen Mauern birgt. Bis dahin erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung und seien Sie überzeugt, daß mit Verehrung und Liebe Ihrer gedenkt Ihre
 Wilhelmine Frommann.

Auch aus dem „gehorsamsten Antwortschreiben“, das Ories am zehnten März 1840 aus Hamburg schickte, will ich Einiges mittheilen.

Nach Standesgebühr verehrte Herrn,
 Die Jenas Ruhm von nah und fern
 Herangelockt und versammelt allhie:
 Erlauchter Rurator der Akademie!
 Proreector Magnifico zur Zeit!
 Hochwürdige Herren der Geistlichkeit!
 Hofräthe, geheim und öffentlich!
 Auch Professoren, ordentlich
 Und außerordentlich sogar,
 Hier Alle gesellt in würdiger Schaar!
 Gehorsamst Unterzeichneter weiß nicht zu bleiben
 Vor Dankbarkeit für jenes Schreiben,
 Womit Hochdieselben mich so beehrt,
 Wie selten es Menschen widerfährt.
 Es soll, unerreichbar dem Zeitenstrom,
 Bei meinem Doktor- und Hofraths-Diplom
 Bewahrt auf ewige Jahre sein,
 Bis die zweite Sündfluth bricht herein.

Auch genügt es nicht, daß ich in folle
 Den Herrn hier meinen Dank nur zolle;
 Zu jedem Einzelnen, wie sich gebührt,
 Sei dieser Dankzoll abgeführt:
 Doch Ordnung ist immer gut, gewiß!
 Drum folg' ich ganz dem trefflichen Riß,
 Der, höchst instruktiv, mir zeigt anjezt,
 Wie sich die werthesten Gäste gesetzt.
 Ich fange zur Linken von oben an
 Und steige zur Rechten von unten hinan.

Herrn Geheimen Rath Schmid, Proreector Magnificus.

Zuerst dank ich Magnifico
 Und bin gewiß von Herzen froh,
 Daß Selbiger mich hat wollen beehren
 Und helfen das Rauchfleisch mit verzehren,
 Auch daß Er nicht gebraucht drei Treppen
 Zu diesem Zweck sich hinaufzuschleppen;
 Denn leider muß ich selbst gestehn,
 Es ist nicht leicht, so hoch zu gehn.
 Zwar, wie ich als Fuchs nach Jena kam,
 Im Richter'schen Hause die Wohnung nahm,
 Da ward's mir nicht im Mindesten schwer,
 Drei Treppen zu steigen und wohl noch mehr.

Wer denkt im zwanzigsten Jahre daran,
 Daß ein fünfundsiebigstes folgen kann?
 Allein nach vieler Jahre Verlauf
 Kommt ich selbst nur noch mit Mühe hinauf;
 Wie konnt' ich es da den Freunden verdenken —
 Den fetten zumal —, sich einzuschränken
 Mit ihren angenehmen Besuchen?
 Oft mußt' ich ja auch auf die magern fluchen!

Herrn Geheimen Hofrath Voigt.

Obwohl Ihr, vielgeehrter Voigt,
 So hoch mit lähnem Schwunge flogt,
 Daß ich mit meinen matten Schwingen
 Nur kaum vermag Euch nachzubringen,
 So muß ich dennoch nach, — ich muß,
 Und werd' ich auch zum Narus.
 Ihr sagt, das Rauchfleisch sei real;
 Mir aber scheint's ein Ideal,
 Wie es der Kunst in seltenen Fällen
 Gelingt, anschaulich darzustellen.
 Ein jütischer Dohs von echtem Schrot,
 Ein künstlich geheizter hamburger Schlot,
 Die brachten, in innigster Vereinung,
 Solch seltenes Ideal zur Erscheinung.
 Real ist zwar das Fleisch allein;
 Doch bringt der edle Rauch hinein,
 Da wird gar bald, man weiß nicht wie,
 Der niedre Stoff zur Poesie,
 Entzündet Dichter und Philosophen,
 Den zu Ideen und Den zu Strophen,
 Und bricht in helle Flammen aus.
 Viel tausend Grüße noch zu Haus!

Herrn Hofrath Schulze.

Wir haben mit großer Freude vernommen,
 Freund Schulze sei wieder nach Jena gekommen;
 Woraus denn klar genug erhellt,
 Es giebt nur ein Jena in der Welt.
 Selbst von den fetten pommerschen Küsten
 Und ihren himmlischen Gänsebrüsten
 Kamt Ihr zurück zum Saalestrand,
 Wo man Vergleichen nie noch fand.
 Fortschreiten wird nun die Oekonomie;
 Beredelt nur erst das liebe Vieh
 Und bringt den Bauern die Lehre bei,
 Daß Kuhfleisch schlecht zu essen sei,

Damit sie nicht sagen zu ihren Råhen:
 „Willst Du alte Bestie nicht mehr ziehen,
 So soll der hungrige Dursch Dich fressen!“
 (Bei Professoren sagt man essen.)
 Und bringt Ihr nun am Saalestrande
 Solch einen „nobelsten Klumpen“ zu Stande,
 Wie ich gesandt als Musterprobe,
 Dann schallt die Welt von Eurem Lobe,
 Dann ruft Professor und Student:
 „Dem Edlen setzt ein Monument,
 Der uns erlöst vom Fleisch der Råhe!“
 O schöne, reich vergoltne Måhe!

Herrn Hofrath Btting.

Und nun erscheint Herr Hofrath Btting
 Von Alters her bekannt als Sptting,
 Der, weil er nicht gern den Anlaß verliert,
 Den Aristophanes selber citirt,
 Um uns mit attischem Salz zu reiben.
 Wir könnten wohl auch Vergleichen verschreiben;
 Jedoch da uns zu Ohren gekommen,
 Ihr wollt zu der Wissenschaft Nuß und Frommen,
 Wie Dsried Mller und Friedrich Thiersch
 (Ich mein' es sicher nicht satirisch)
 Eine Reise machen nach Griechenland,
 Durchstbernd hellenischen Schutt und Sand,
 So wollen wir Euch die Lust nicht verbittern
 Und bringen ein höflich Citat aus den „Rittern“:
 „Auf, gehe mit Heil und das Werk fhr' aus,
 Wie es wünscht mein Herz; und behüte Dich Zeus,
 Obwaller des Markts! Und wann Du gesiegt,
 Dann wieder von dort umkehrend zu uns
 Schreitt' her in der Krånze Belastung!“
 Doch sagt uns nach vollbrachter Måhe,
 Wie Euch geschmeckt die Spartanische Bråhe.

Herrn Professor Martin.

Wohl hab' ich von Freund Martinus Auren
 Auch hier zu Lande klare Spuren;
 Man lobt mir seinen sichern Blick,
 Sein gründliches Wissen, sein praktisch Geschick.
 Doch könnt Ihr auch machen, daß Rahme gehen?
 Daß Taube hören und verstehen?
 Ja, könntet Ihr solch ein Wunderstck,
 Ich kehrte morgen nach Jena zurück.
 Nur Eins ist, das mir widersteht:
 Homöopathische Diät.

Herrn Professor Brodhaus.

Der Herr Professor vom Sanfkrit
 Ist auch von diesem Fleische mit?
 Er ist wohl keiner der Orthodoxen,
 Sonst ist er gewiß kein Fleisch vom Ochsen;
 Denn vor viel tausend Jahren schon
 Verbot es Bramas Religion.
 Welch ein Triumph für Hamburgs Rauchfleisch:
 Die Hindus selbst genießen auch Fleisch!

Herrn Kirchenrath Hase.

Jawohl ist Das der Lauf der Welt!
 Der Eine steigt, der Andre fällt,
 Es steigen die Jungen, es sinken die Alten;
 So warb's seit Ollims Zeit gehalten.
 Schon ist — wie die Hallische Zeitung verräth —
 Mein Lasso et cetera Antiquität.
 Drum werd' ich wohl ein hof . . fender Rath
 Bleiben, bis sich mein Ende naht.
 Doch wen läbingische Musen gewiegt,
 Der weiß, wo Harum rerum liegt.

Herr Kirchenrath Schwarz.

Die Kirche — hört' ich vormals sagen —
 Kann ungerechtes Gut vertragen;
 Viel mehr gerechtes, so wie dies,
 Das ich nach Jena wandern ließ.
 Dazu — ich bin zum Eib erbötig —
 Ist jaft kein Straußenmagen nöthig;
 Muß doch die Aermste jezt — o Graun! —
 Den ganzen Strauß fogar verbau'n.

Wohl hab' ich, als ichs dargebracht,
 Des wadern Suprintendenten gedacht;
 Er ist in Hamburg wohlbekannt
 Und manches Herz ihm zugewandt.
 Züngst ist er mir im Traum erschienen
 Als Hauptpastor zu Sankt Katharinen,
 Nachdem der Wolf hinausgejagt,
 Der unsern Schafen schlecht behagt.
 Ich hoff's noch wachend zu erleben;
 Da soll es mehr als Rauchfleisch geben.

Herrn Hofrath Dahlmann.

Den edlen Geschichtschreiber der Dänen
 Geh' ich mit Freuden unter Jenen,
 Die unsrer alten Freunde Zahl
 Sich zugesellt beim traulichen Mahl.

Zwar bin ich als echtes Hamburgerkind
 Den Dänen nicht allzu günstig gesinnt;
 Sie haben zu oft uns molestirt,
 Bis wir das hungrige Maul geschmiert,
 Auch haben sie uns recht nachbarhaft
 Die Franzosen zur Stadt hereingeschafft.
 Doch sei auch ihr Gutes nicht verkannt:
 Wenn Jütland uns nicht den Dänen gesandt,
 So konnten wir ihn einbalsamiren
 Und nicht die Freunde in Jena traktiren.

Herrn Geheimen Hofrath Kieser.

Wir haben in achtundzwanzig Jahren
 Gar Mancherlei zusammen erfahren;
 Doch Eins besonders ist mir geblieben
 Tief ins Gedächtniß eingeschrieben:
 Wie damals Eure Behendigkeit
 Mich von dem verruchten Franzosen befreit,
 Der mir, von Nordgier angehezt,
 Das Bayonnett auf die Brust gesetzt,
 Weil ich sein Qui vive nicht vernommen.
 Da wäre die Taubheit schlecht mir bekommen,
 Da wars mit dem Verschwachen aus,
 Kejn Rauchfleisch sandt' ich mehr zum Schmaus,
 Wenn Ihr nicht kamt zur rechten Zeit;
 Das dank' ich Euch in Ewigkeit.

Herrn Präsidenten von Biegefar.

Zuletzt, der Letzte nicht, erscheint
 Biegefar hier, der edle Freund,
 Der, wie auch manches Lustrum schwand,
 Mir immer treu zur Seite stand.
 Ja, unsre Freundschaft — dem Erhalter
 Sei Dank! — hat schon ihr Schwabenalter
 Gelebt und überlebt sogar;
 So lebe sie noch manches Jahr!
 O wonnigliche Jugendzeit,
 Wie liegst Du hinter uns so weit,
 Da wir, noch Weid' in Jünglingsjahren,
 In Drakendorf so fröhlich waren!
 Bald trat der Ernst ins Leben ein;
 Der Feinde dichtgebrängte Reihn
 Durchbraukten unser liebes Thal
 Und nach der Freude kam die Qual,
 Dann füh te von dem ih:uren Ort
 Mich Trennung mehr als einmal fort;

Und immer dennoch kehrt' ich wieder
 Und fand den Freund stets treu und bieder.
 Nun giebt's wohl keine Wiederkehr:
 Mit fünfundsechzig reißt sich schwer.
 Doch darauf, Freund, nimm meine Hand:
 Am Elbe- wie am Saale-Strand
 Bleibt, als ein heiliges Vermächtniß,
 Tief eingeprägt in mein Gedächtniß
 Die schöne drakenbo.fer Zeit,
 Biegt sie auch hinter uns so weit!

Nachdem ich so dem edeln Kreise
 Der Gäste gedankt nach schuldiger Weise,
 Allen zugleich und Jedem allein,
 Muß auch gedankt dem Wirth'e sein.
 Denn Er und seine liebe Frau
 (Betrachten wir den Fall genau),
 Die machten erst die Sache gut.
 Was war der Stoff? „Geronnenes Blut“.
 Ihr Alle hättet mich ausgelacht,
 Hätt' ich es roh zur Tafel gebracht;
 Erst durch die künstliche Zubereitung,
 Nach der Frau Wirthin weiser Leitung,
 Vermahlte sich dem Stoffe die Form
 Und gab dem Geschmack die sichere Norm.
 Und was wohl würde der „nobelste Klumpen“
 Von Fleisch ohn' einen lächtigen Lumpen
 Des allernobelsten Trankes sein?
 Den schafft der wackre Wirth' herein.
 Schon steigt mir aus dem grünen Glase
 Ein Duft von Steinberg in die Nase.
 Ja: Das ist echter deutscher Wein;
 O sei gesegnet, Vater Rhein!
 Füllt denn noch einmal, tapfre Becher,
 Füllt bis zum letzten Rand den Becher,
 Hebt hoch gen Himmel ihn empor
 Und leert auf Jenas ewgen Flor
 Und seiner Söhne Heil ihn aus!
 Hoch leb' auch dieses edle Haus!

So lange die Universität Jena blüht, der die goldene Zeit eines Goethe den hellsten Glanz verlieh, so lange dort die Erinnerung an die klassische Literatur-epoche lebendig bleibt, wird das Haus Frommann genannt werden; und wenn von seinen Freunden die Rede ist, nennt Jeder zuerst den Namen Johann Diederich Gries.

Greifswald.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedert.



Möller & Gutmann.

Ich möchte wissen, ob Herr Konsul Gutmann jetzt ruhig schläft. Wenn seine Hibernia-Aktion nun mißglückt? Der Handelsminister hats leicht. Stechen die Dornen allzu spitzig ins Fleisch, so windet er sich aus ihnen eine Dalderkrone, präsentiert sich in diesem Schmuck der schaulustigen Menge und schluchzt: Seht: mein großer Plan ist am Widerstande des Syndikates gescheitert! War ich nun auf der rechten Spur, als ich dem Staat eine führende Stimme im Syndikat erlitten wollte? Ja oder nein? Ich habe meine Schuldigkeit gethan, thut Ihr die Eure! . . Der Freiherr von Zeblich hat, um Herrn Möller Hilfe zu bringen, nach dieser Richtung schon eine reconnaissance en force unternommen; im „Tag“ drohte er, falls die Aktionäre die Verstaatlichung der „Hibernia“ ablehnten, werde man mit einem Gesetz gegen die Syndikatsmacht vorgehen. Die Firma Bleichröder kann sich jetzt leichter trösten: was ihr durch das W. L. B. angethan ward, hat der „Tag“ der Berliner Handelsgesellschaft zugefügt. Denn daß die Handelsgesellschaft an den Unternehmungen des Herrn Scherl kapitalistisch theilhaftig ist, weiß in der Burgstraße Jeder; und man konnte nun spöttisch auf die Thatsache hinweisen, daß Herr Fürstenberg auch seinen Wolff gefunden habe. Nicht zum ersten Male. Der Vokalanzeiger hat ja gegen das von der Handelsgesellschaft protegirte Königreich der Obreno- und Karageorgewitsch einen Feldzug geführt, der sich freilich, man weiß nicht, warum, ganz plötzlich in Wohlgefallen aufgelöst hat. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Doch für Bleichröder bleibt ein Trost, socios habuisse malorum. Das Kohlsyndikat scheint übrigens geneigt, der Versuchung zu erliegen, und bereit, sich wirklich zu rüsten, als gelte es, einen ernstern Strauß zu bestehen. Schlechter könnte es seiner Sache nicht dienen. Will es etwa Herrn Möller den Gefallen thun, die ursprüngliche Intorrektheit des Ministers, die in ein ganz anderes Kapitel gehört, mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken und selbst an dem plumpen Mandoeer mitzuwirken, bei dem nativen Leuten Sand in die Augen gestreut werden soll? Das Syndikat sollte sich vorsichtig zurückhalten, statt voreilig zu remonstriren. Der Berliner Handelsgesellschaft erweist es mit dem übereilten Protest kaum einen Gefallen. Wozu sich aufregen? Nimmt die Generalversammlung der Hibernia die Verstaatlichung an, so bleibt dem Syndikat noch Zeit genug, von seinem Bestätigung- und Ablehnungsrecht Gebrauch zu machen. Da aber, wie es scheint, das Projekt schon von der Aktionärversammlung bestattet werden wird, so wäre ein unerbetener Widerspruch des Syndikates gewiß nicht klug. Jetzt wird Herr Möller, den das Syndikat mit seinem unzeitgemäßen Geschnatter auf eine gute Idee gebracht hat, freilich nicht so leicht locker lassen. Wahrscheinlich will er ja noch recht lange Minister bleiben. Dann wird er sagen, gegen ihn wüthe das Syndikat, vor dessen finsternem Trachten er das deutsche Volk rechtzeitig gewarnt habe. Seine Leute sagens schon jetzt; und doch wäre Möllers Plan auf den selben Widerstand gestoßen, wenn wir kein Kohlsyndikat hätten. Nützen wird der langen Excellenz diese Taktik ja kaum; aber immerhin ist's eine Pose, in der man sich vor den Harmlosen zeigen kann. Und der Handelsminister kann darauf pochen, daß sein Plänchen den Staat bisher weder einen rothen Heller gekostet noch mit irgend welcher Verpflichtung belastet hat.

Für Herrn Konsul Gutmann liegt die Sache anders. Seine Lauf wird

vielleicht nicht nur an ihrer Reputation, sondern, was ihm wohl schmerzlicher wäre, auch an ihrem Vermögen Einbuße erleiden. Vollen zwanzig Millionen Mark Nominale soll der Concern Dresden-Schaaffhausen aufgekauft haben, seit er den Auftrag erhielt, die Verstaatlichung der Hibernia vorzubereiten. Von diesen Aktien ist natürlich kein einziges Stück an die Kundenschaft gekommen; denn es handelte sich um die Sicherung der nöthigen Stimmenzahl, um die Eroberung der Macht, die dann gegen etwas mehr als dreißig Silberlinge verschachert werden soll. Zwanzig Millionen Mark Nominale bedeuten bei einem Durchschnittskurs von nur 210 eine Ausgabe von 42 bis 43 Millionen Mark. Wurde die Verstaatlichung erreicht, dann brauchte man sich keine Sorge darüber zu machen, daß eine so ansehnliche Summe für ein Weilchen flüssig gemacht worden war. Nach kurzer Frist wurde die erhandelte Waare ja vom Staat mit barem Gelde bezahlt und außerdem blieb noch ein fettes Profitchen von mehr denn alltäglichen Proportionen hängen. Woher aber wird Herr Gutmann diese 43 Millionen nehmen, falls das Geschick ihn verurtheilen sollte, auf seinen Hibernia-Aktien sitzen zu bleiben? In der Dezemberbilanz der Dresdener Bank vom Jahr 1903 war der Effektenbestand mit 38, in der des Schaaffhausenschen Bankvereins mit kaum 33 Millionen Mark beziffert; macht zusammen 71 Millionen. Um weit mehr als die Hälfte würden nun plötzlich diese Effektenkonti in der nächsten Bilanz anwachsen, wenn die verstaatlichten Banken ihre Hibernia-Aktien unter allen Umständen, ob mit oder ohne Verstaatlichung, behalten wollten. Der Concern rühmte sich ja des Entschlusses, beim Scheitern des Verstaatlichungsplanes erst recht jedes Stück zu ergattern, das auf den Markt käme. Im Verhältniß zum Kapital der beiden Banken würde der bisher erworbene Bestand an Hibernia-Aktien, wenn er mit 20 Millionen ungefähr richtig veranschlagt ist, sich so vertheilen, daß auf die Dresdener Bank rund 13 Millionen Nominale, bei einem durchschnittlichen Einkaufskurs von 210 also eine Ausgabe von etwa 28 Millionen Mark entfielen. 28 Millionen Mark! Aus der letzten Kapitalserhöhung, zu der die Aufnahme der Genossenschaftsbank und des Hauses Erlanger den Anlaß bot, flossen der Dresdener Bank im Ganzen $6\frac{1}{2}$ Millionen Mark bares Geld zu (denn der Agiogewinn von 36 Prozent mußte, nach dem Gesetz, für Reserven verwendet werden). Die Differenz zwischen $6\frac{1}{2}$ und 28 Millionen ist auch für Großbanken nicht unbeträchtlich; und bei aller Hochachtung vor dem Genius des Herrn Gutmann möchte ich bezweifeln, daß er sich diese Summe, um sie in Aktien festzulegen, so beschaffen kann, daß man der Bilanz äußerlich nichts von solcher Nachenschaft anmerkt.

Neben die 28 Hibernia-Millionen möge man rasch noch ein paar Ziffern stellen, die ein Bild der Situation geben. Das Aktienkapital der Dresdener Bank beträgt 160 Millionen: Hibernia-Bestand ein Sechstel davon; die Reserven betragen $36\frac{1}{2}$ Millionen: Hibernia-Bestand mehr als drei Viertel davon; Depositen (nach dem Stande am vorigen Jahreschluß) 108 Millionen: Hibernia-Bestand über ein Viertel davon. Was soll daraus werden? Bei anderen Effektenposten sagt sich der Aktionär, daß sie bei günstiger Gelegenheit abgestoßen werden und daß zwischen Bilanz- und Realisierungskurs obendrein gewöhnlich eine angenehme Marge ist. Wie aber stehts mit dem Hibernia-Vorrath? Entweder bleibt Herr Gutmann trotz und liefert kein einziges Stück aus: dann ist die ganze Einkaufssumme gebunden und, wenn der Verkauf doch etwa noch nöthig wird, ein

Kurssturz und fühlbarer Verlust möglich. Ober Herr Gutmann thut Wasser in seinen Wein und läßt die Aktien fahren. Das würde aber nicht lange Geheimniß bleiben und den Kurs mit nicht minderer Gewalt niederdrücken. Eine dritte Möglichkeit wäre, daß Herr Gutmann andere Effekten der Dresdener Bank verkauft, um sich Luft zu machen; unbemerkt und ohne üble Folgen bliebe auch dieses Manöver nicht. Für die Aktionäre der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins ist, wie man sieht, also auf keinem der drei Wege, die Herr Gutmann beschreiten kann, viel zu holen. Ich glaube, daß der Konsul nie im Leben lieber die Hand zur Versöhnung mit der Stadt Berlin ausgestreckt, nie sich so bereit gezeigt hätte wie jetzt, über den Ablösungskurs der Aktien der Großen Berliner Straßenbahn mit sich reden zu lassen. Das aber ist der Fluch der bösen That. Die Feinde der Straßenbahn in der Stadtverwaltung — das Urtheil des Landgerichtes in Sachen Straßenbahn wider Hochbahn hat den Mitleidbegnern ja neue Hoffnung gemacht — werden sich der Aussicht auf ein geschäftliches Riesenfiasko der Dresdener Bank um so mehr freuen, als Herr Arnhold persönlich daran Theil hat. Die selben Ursachen, die den Straßenbahnherrschern zur Milde rathen, steigern den Trost der im Rothen Haus Thronenden. Nur ein Thor wird nach den krausen Erlebnissen und Ueberraschungen der letzten Wochen noch Lust zu Prophezetungen haben. Ich möchte wissenlich keiner sein und begnüge mich deshalb mit der Feststellung, daß Herr Gutmann in äbler Lage ist. Wir wollen abwarten, ob und wie er sich aus dieser Schlinge herausarbeiten wird. Schlau genug hat er sich oft ja bewährt. Vorläufig zeigt er das Bild eines Menschen, der seine Beute mit den Zähnen festhält, weil ihm die Hände gebunden sind. Seine Verfolger sind ihm auf den Fersen, er ringt nach Luft, kann aber den Mund nicht öffnen: sonst entfällt ihm der Fang.

Die Kollegen sehen es mitleidlosen Herzens. Wenn die Bankdirektoren nur könnten, wie sie möchten! Seit sie auf der Schulbank ihre Hosen durchwekzen, haben die ergauten Pierden unserer Hochfinanz nicht so elementare Empfindungen im Busen gehegt wie jetzt, da der Kollege Gutmann mit dem Lehrer gemeinsame Sache gegen sie macht. Das große Publikum, dem die Einsicht in das intime Leben dieser Schicht bisher versagt war, wird nun plötzlich in die Interna eingeweiht und merkt, mit freudigem Staunen, daß die Männer, deren Namen es stets mit tiefster Ehrfurcht nannte, weil es sie keiner persönlichen Regung, sondern nur geschäftlicher Erwägungen größtes Stiles für sähig hielt, ganz wie andere Sterbliche denken und handeln, wählen und hassen, Neid und Schadenfreude fühlen. Diese Enthüllung ist dem Ansehen der Hochfinanz nicht günstig. Den Bankdirektor umstrahlte bisher, wie den Diplomaten, der Nimbus geheimnißvoller Größe. Jetzt sind dem man in the street die Augen aufgegangen. So ist Das? Darin besteht die ganze Geheimkunst? Na, dann kann ich ja auch mitreden. Und er redet wacker mit und ärgert keine Minute nach seinen schlichten Begriffen von fairness mit starkem Nachdruck und mit der rasch gelegten Miene des vollkommenen Sachverständigen Herrn Gutmann für den allein schuldigen Theil bei der reinlichen Scheidung zu erklären, die zwischen dem dresdener Concern und sämtlichen übrigen Banken vollzogen hat. Von diesem moralischen Matel kann weder Herr Möller noch irgend ein Wohlgeruch Arabiens die Dresdener Bank je wieder befreien. Wenn die Pei-

staatlichung — eine Karität in diesem Sommer allgemeiner Dürre — zu Wasser wird, hat Herr Gutmann zum Schaden und Boycott auch noch den Spott. Er hatte gehofft, die Deutsche Bank überflügeln und an der Spitze einer Streitmacht verbündeter Truppen das Bollwerk stürmen zu können, auf dessen Wällen Gwinner und Steinthal das Erbe Georgs von Siemens verteidigten. Nun steht ihm eine Phalanx unter Karl Fürstenberg, dem Rauhen, Unbeugsamen, gegenüber und die Parole lautet: Pardon wird nicht gegeben! Dieser Karl, den er nie liebte, fängt an, ihm fürchterlich zu werden. Die Deutsche Bank aber ist nicht aufzufinden. Mantjowitz auf Urlaub, Gwinner in Homburg, Steinthal schweigsam. Fürstenberg und Rathenau holten für sie die Kaskanten aus dem Feuer. Das ist der Humor davon; doch die Energie dieser Herren wird auch ihrer Handelsgesellschaft nützen. Der Deutschen Bank ist's neulich mit Herrn Eugen Landau und der Berliner Bank ja ähnlich ergangen wie Herrn Möller mit Eugen Gutmann und der Hibernia. Nur war Gwinner klüger als die preussische Regierung: er verzichtete, bevor noch die eigentlichen Schwierigkeiten begannen, auf das Geschäft. Der Dresdener Bank bleibt auch nicht einmal der Trost, durch heißere Liebe der Börsengilde für die Abneigung der Bankwelt entschädigt zu werden. Wie könnte die Börse sich für ein Institut, für einen Mann erwärmen, der ihr um des eigenen Vorteils willen hinterrücks eins der wenigen Mon'anpapiere rauben wollte, die überhaupt noch im freien Verkehr gehandelt werden? Inzueinem haben sämtliche Großbanken schon seit Jahren mit Hilfe des fe begünstigenden Börsengesetzes — das sie zu bekämpfen heucheln — der Börse das Geschäft entzogen; den brutalsten Handstreich gegen das Burgstrassenhaus hat aber die Dresdenerin unternommen. Solche Ueberraschungen hatte kein Jobber sich gewünscht.

Doch die Börse hat in den Hundstagen eine wilde Hauffe erl:br. Ist sie dadurch nicht entschädigt? Die Kurse flogen nur so; in solcher Zeit wird sonst schon ein Prozentchen beschwagt: jetzt fing unter fünf Prozent gar nichts erst an. Doch die Börse hat von diesen nervösen Sprüngen nur wenig Nutzen gehabt. Sie kamen viel zu rasch und unvermittelt. Die schönsten Steigerungen, die in kurzen Stunden die Arbeit von Monaten vernichteten, wurden an wenige Abschlüsse verschwendet. Zu verdienen war fast nichts, zu verlieren viel. Und auch für die Volkswirtschaft wird bei Alledem nichts herauskommen. Dem Verstaatlichungsplan fehlt jede sozialpolitische Bedeutung und Preußen wird keinen Grund zur Wehklage haben, wenn ihm die Hibernia entgeht. Das Kohlen Syndikat wird auch dann keine Extravaganzen wagen; läßt es sich aber wider Erwarten dazu verleiten, so hat die preussische Regierung noch genug Möglichkeiten der Abwehr. Schließlich wäre noch an die Beamten der Hibernia zu denken, die aber auch wohl nicht nach der Seligkeit lechzen werden, ins magere Staatsbudget zu gelangen. Ceterum conseo: Wenn die Leistungsfähigkeit der Männer, die uns mit den Fusionen beglückten, nach ihrer Hibernia That zu beurtheilen wäre, dann müßte man wünschen, daß nie durch eine künstliche Blähung der Wahn erzeugt worden wäre, der Herrn Gutmann trieb, den Machiavelli der deutschen Finanz zu spielen. Macht schon der Hauptfusionarius solche Chorherren: was soll dann aus den Fusionen werden, wenn die Epigonen dieses Geschlechtes regiren? Dis.



Notizbuch.

Im letzten Juliheft hatte Herr Dr. Hellpach die Schrift des leipziger Neurologen Dr. Paul Julius Möbius, „Das Pathologische bei Nietzsche“, rühmend erwähnt und daran erinnert, daß Möbius die Möglichkeit angedeutet habe, Nietsches Krankheit könne die Folge luettischer Verfeuchung gewesen sein. Frau Elisabeth Förster-Nietsche hat nun die Aufnahme der folgenden Erklärung erbeten:

„Zu meinem schmerzlichen Erstaunen sehe ich aus einer Notiz des Herrn Dr. med. et phil. Willy Hellpach, daß es Menschen giebt — allerdings Menschen, die wohl nie einen Hauch von Nietsches Geist verspürt haben —, die das Buch des Dr. Möbius über Friedrich Nietzsche, eine fein interpretirte Krankheitsgeschichte' nennen. Dieses Nachwerk ist bereits vom Dr. Raoul Richter mit vornehmer und zarter Empfindung streng und überzeugend zurückgewiesen worden, so daß ich es nicht für nöthig hielt, mich damit zu befassen. Aber angesichts der Notiz des Herrn Willy Hellpach erkläre ich, daß die ganze vom Herrn Dr. Möbius geschilderte Krankheitsgeschichte auf vollständiger Unwahrheit und Erfindung beruht. Aus welchem Morast von Haß und Neid er die Behauptung einer luettischen Durchfeuchung und Erkrankung Friedrich Nietsches im Jahre 1866 bezogen hat, wollen wir hier unerörtert lassen; jedenfalls hat er nicht den geringsten Versuch gemacht, die Wahrheit irgendwie festzustellen. Er hat nicht einen einzigen der Freunde Nietsches, die damals täglich und stündlich mit ihm zusammen waren und Alle die Wahrheit bezeugen konnten, darüber interpellirt. Herr Dr. Möbius hat gewagt, ohne irgendwelche gewissenhafte Prüfung mit dieser Verleumdung eines der reinsten und edelsten Leben zu beschmutzen, weil er glaubte, daß nur eine Schwester, eine schwache Frau den theuren Verstorbenen vertheidigen konnte. Aber es leben noch einige von seinen Freunden, die Alle bezeugen werden oder erzeugt haben, daß Friedrich Nietzsche ein Leben der reinsten und strengsten Sitten gelebt hat. Will man das Buch des Herrn Dr. Möbius kurz charakterisiren, so kann man es mit dem folgenden Citat aus den Papieren meines Bruders: „Différence engendre haine: die Gemeinheit mancher Natur spritzt plöblich wie schmutziges Wasser hervor, wenn irgend ein heiliges Gefäß, irgend eine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, ein Mysterium mit den Zeichen des großen Schicksals vorübergetragen wird.“ Der Anstand gebot, diese kränkende Erklärung den Angegriffenen vorzulegen. Herr Dr. Möbius wollte, vermuthlich, um nicht die Pflicht zur Discretion zu verletzten, nicht antworten. Er schrieb mir nur: „Sie haben, hochgeehrter Herr Harden, die Güte gehabt, die etwas unfreundliche Erklärung der Frau Förster gegen mich mir vor der Veröffentlichung zuzuschicken. Ich will darauf nichts erwidern, bitte nur die Theilnehmenden, mein Buch über Nietzsche aufmerksam zu lesen.“ Der Nervenarzt Herr Dr. Hellpach schrieb mir aus Karlsruhe: „Frau Förster-Nietsche wird sich hoffentlich selbst nicht dem Glauben hingeben, daß mit ihrer in maßloser Beschimpfung sich ergehenden Zuschrift die Frage nach dem Ursprung der Geisteskrankheit Nietsches für den Psychiater erledigt sei. Ihre Behauptung, Möbius habe die Krankengeschichte erfunden, kann sich unmöglich auf die von Möbius benutzten Akten der Universitätsklinik in Jena beziehen; eigentlich überhaupt nur auf das Ereigniß von 1866. Sollte der leipziger Neurologe in diesem Punkt geirrt haben, Frau Förster also Recht behalten, so wäre damit eine höchst interessante Situation geschaffen: dann nämlich wäre der Fall Nietzsche ein Beweis gegen die Ansicht, die die

paralytische Demenz als eine ‚metasyphilitische‘ Erkrankung auffaßt. Wie ich schon in meiner ersten Zuschrift bemerkte, wird diese — in Deutschland zuerst von Wilhelm Erb mit Nachdruck propagirte — Meinung heute von der überwiegenden Mehrheit aller Psychiater und Neurologen verfochten. Ich vermuthete, daß diese Herren ihre Meinung kaum revidiren dürften, wenn nicht Frau Förster (oder einer der von ihr erwähnten Freunde Nießches) die bündigsten Beweise für ihre oder wider die Behauptung des Dr. Möbius bringt. Auch die Autorität des Privatdozenten der Philosophie Dr. Raoul Richter möchte am Ende ohne solche Beweise den Nerven- und Irrenärzten nicht genügen. Ueber den Werth der von Möbius veröffentlichten Krankengeschichte muß ich mir mein selbständiges Urtheil wahren; denn ich glaube, es auf diesem Gebiet an Sachverständniß mit der Schwester Nießches sowohl wie mit Herrn Dr. Richter aufnehmen zu können. Uebrigens würde ein Blick in die psychiatrisch-neurologischen Zeitschriften Frau Förster belehren, daß es unter meinen Fachgenossen noch mehr ‚Menschen‘ giebt, die diese Pathographie mit Anerkennung beurtheilt haben. Aber die Beschimpfungen, die Frau Förster gegen Möbius schleudert, lassen mich vermuthen, daß sie nicht einmal für nöthig erachtet hat, seine Schrift in extenso zu lesen.“

Ich möchte ein paar Worte hinzufügen. Zunächst: die von Möbius vor zwei Jahren veröffentlichte Schrift ist ganz sicher kein „Nachwerk“, sondern eine ernste wissenschaftliche Arbeit, mit der jeder Freund und jeder Feind Nießches sich „befassen“ muß; vielleicht die beste pathologische Studie, die Herr Dr. Möbius bisher gelungen ist. Der Beschuldigung, er habe „erfunden“, die Unwahrheit gesagt, leichtfertig gehandelt, fehlt jeder Versuch einer Begründung. Ins Vorwort schrieb Möbius die Sätze: „Ein sachverständiges Gutachten kann nicht die Pietät im Sinn der Familie zum Führer nehmen. Ich habe mich bestrebt, nicht vom Pfade der Wahrheit abzuweichen und doch so wenig wie möglich zu verletzen. Auf jeden Fall thut es mir leid, wenn ich Das und Jenes sagen muß, was Anderen unangenehm ist, am Meisten natürlich der Frau Dr. Förster gegenüber, die mir, als ich sie besuchte, freundlich entgegengekommen ist und mich zu den nöthigen Nachforschungen ermächtigt hat. Vielleicht gereicht es ihr zum Trost, daß gerade durch meine Darstellung die den Nahestehenden besonders peinliche Vermuthung, Nießches Krankheit sei nur die Steigerung seiner Eigenthümlichkeit, beseitigt wird. Die Schwester hat uns zuerst gesagt, daß Nießche an Progressiver Paralyse litt; weil diese eine exogene Krankheit ist, wird das Ceiden von außen kommenden Unglück, für das die Natur des Kranken nichts kann . . . So viel ich konnte, habe ich mündliche Erläuterungen eingezogen; und ich bin den Herren, die mich gütig unterstützt haben, herzlich dankbar. Es liegt in der Natur der Angelegenheit, daß ich nicht alle Namen nennen kann; auch Das erschwert mir die Aufgabe, denn ich muß vom Leser verlangen, daß er mir manchmal ohne Citat glaube . . . Manches, das jetzt besser nicht ausgesprochen wird, kann vielleicht später veröffentlicht werden.“ Herr Dr. Möbius wußte also von der Krankengeschichte mehr, als er mitgetheilt hat; und wir dürfen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß zu den Männern, von denen er Auskunft erbat, Herr Professor Binswanger gehörte. Wenn dieser Psychiater, der Nießche behandelt hat, von der Pflicht, das Berufsgeheimniß des Arztes zu wahren, entbunden würde und erklärte, die Vermuthung des Dr. Möbius sei falsch und der Student Nießche nie luetisch infizirt gewesen, dann wäre dieser Punkt aufgeklärt und bewiesen, was größtliche Scheltrede niemals beweisen kann. Ueber Nießches vita sexualis kann auch der beste Freund

uns nichts Genaueres sagen; der Lyriker der Abstraktion ließ gewiß Keinen in sein Geschlechtsleben blicken. Deussen meinte, von Nietzsche gelte das Wort: *Mulierom numquam attingit*. Darauf erwidert Möbius: „Man kann zugeben, daß Nietzsche bis 1866 jede bedenkliche Verführung vermieden habe; es ist aber von vorn herein höchst unwahrscheinlich, daß es immer so geblieben sei. Nietzsche spricht ja selbst so oft von seiner gefährlichen Neugier: und nun sollen wir glauben, daß sie vor der interessantesten Angelegenheit Halt gemacht habe. Die Lust hätte er überwinden können, die Mißbegierde nicht. Er selbst nennt die Virginität eine Blasse, unproduktive Halb-tugend. Wir sind aber nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen. Gewährsmänner, deren Name freilich nicht genannt werden soll, erklären, daß Nietzsche schon in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und daß er später von Zeit zu Zeit mit den Personen, die nun einmal sich den männlichen Bedürfnissen zur Verfügung stellen, Beziehungen gehabt habe. Von Liebe kann man dabei freilich nicht sprechen; es handelt sich nur um ein Mittel zur Entleerung.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wir wissen mit Bestimmtheit, daß bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist. Ich glaube, seine ererbte Migräne ist durch die Wirkung des die Paralyse verursachenden Giftes verschlimmert worden“. Dem Damengefühl der zärtlichen Schwester ist Manches nachzusehen; gegen die sorgsam erwogene Diagnose eines ernststen Gelehrten sollte aber auch sie mit besseren Waffen kämpfen als mit dem Vorwurf, er habe erfunden und gelogen, sei von Neid, Haß und Gemeinheit geleitet worden. Frau Förster ist eine Dame von nicht gewöhnlichem Geiste; doch auf dem Gebiet, wo sie gegen Möbius so rauh losfährt, hat sie selbst schon geirrt. Als sie vor vier Jahren in der „Zukunft“ über die Krankheit ihres Bruders sprach — deren Ursache sie in mangelhafter Ernährung und im Mißbrauch von Chloralhydrat fand —, wehrte sie sich heftig gegen die Annahme einer erbten Psychose und sagte: „Wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien“. Das war nicht ganz richtig. Der Vater hatte Jahre lang an kleinen epileptischen Anfällen gelitten und in der Familie der Mutter scheint ein psychopathisches Element wirksam gewesen zu sein. Möbius berichtet: „Ein mir bekannter Herr hat dem Vormund Nietzsches, dem Rechtsanwalt Dächsel in Sangerhausen, im Herbst 1867 von den literarischen Erfolgen seines Mündels erzählt und der Vormund hat erwidert, diese Frühreise erfreue ihn nicht, denn er kenne die Familie zu genau und müsse fürchten, Nietzsche werde einmal im Irrenhaus enden.“ Frau Förster dürfte aber auch nicht glauben, das Bild ihres genialen Bruders werde durch die Feststellung „beschmutzt“, daß er als junger Student das Unglück gehabt habe, syphilitisch angesteckt zu werden. Hat nicht gerade er das asketische Ideal mit dem schürstern Hohn beschmetzt? Und wo Affekt nicht erstrebt, nicht einmal postuliert wird, ist eine luetische Erkrankung ein Unglück, doch keine Folge eines Vergehens gegen die Sittlichkeit. Nietzsche bliebe für jeden Verständigen einer der „reinsten und edelsten“ Menschen, auch wenn kein Zweifel mehr die Thatsache verdunkelte, daß er an Lues gelitten hat. Seit den Tagen Puttens — den Zwingli darum nicht weniger liebte — ist das Leben manches werthvollen, manches edlen Menschen durch diese Seuche vergiftet worden. Ob auch Nietzsches? Noch wissen wirs nicht. Möbius giebt uns eine wahrscheinliche Hypothese, nicht absolute Gewißheit. Wenn wir die aber eines Tages bekämen: würde die Schwester dann nicht das über den Bruder gefällte Eventualurtheil bebauern? Auch Goethe darf sich, trotzdem er nicht keusch gelebt hat, am Ende noch in die Reihe der Edlen und Reinen wagen. Frau Förster denkt

nicht immer menschlich, ist durchaus nicht immer von der ihrem Bruder so verhassten Moralinensäure frei; und sieht den großen Friedrich manchmal zu klein, zu sehr als Privatbesitz ihres Familiengefühls. Dieser Bruder gehört nicht mehr ihr allein; und weil er der Menschheit gehört — und gehören wollte —, ist's auch erlaubt, ist's sogar geboten, sein Menschliches zu seziren. Ohne Schonung, ohne Antennenpietät; Sachverständniß nur und Gewissenhaftigkeit dürfen wir fordern. Warum der Genius Nietzsche versuchte, ob er den Keim des Leidens seit der Geburt in sich trug oder von außen empfang: Das ist eine Frage von solcher Bedeutung, daß dem Versuch, ihr die Antwort zu finden, keine jüngerliche Empfindsamkeit Schranken setzen darf. Merkwürdig, wie schwer — Bayreuth und Weimar lehren es uns wieder erkennen — selbst begabte Frauen auf die Legendenbildung verzichten und wie rasch sie ungerecht werden, wenn die Möglichkeit droht, die Gestalt des Geliebten könne nicht ganz so, wie ihre Zärtlichkeit sie sah, auf die Nachwelt kommen. Oder ist's nicht ungerecht, daß Frau Förster gegen den Neurologen Möbius Herrn Dr. Richter citirt, einen Privatdozenten, der im eben abgelaufenen Sommersemester in Leipzig ein Kollegium über „philosophische Grundfragen im Anschluß an die Lecture ausgewählter Kapitel aus Schopenhauers Schriften“ las, also nicht das geringste Recht hätte, in den Grundfragen ärztlicher Wissenschaft und Kunst sich für sachverständig auszugeben? Nicht ungerecht, daß sie Jedem, der die Schrift des Dr. Möbius schätzt, kurzweg Gefühl und Verständniß für den Geist Nietzsches abspricht? Auch mir gefällt in dem kleinen Buch Vieles nicht, auch ich sehe Nietzsche anders, als ihn der leipziger Doktor sieht, und möchte zu jeder Seite, die den nach Erkenntniß Ringenden und den Künstler behandelt, Handglossen machen. Doch Möbius gehört nicht zu den Philistern, die dem Kleinfieger nachgreinen; er fühlt Nietzsches Genie, bewundert die Größe des Mannes und ist selbst nur nicht musisch genug gestimmt, um ihn nach Artistenart würdigen zu können. Ganz unhaltbar ist die Anklage, er habe „nicht den geringsten Versuch gemacht, die Wahrheit irgendwie festzustellen.“ Jede Möglichkeit solcher Feststellung ist mit gewissenhaftester Akribie ausgenützt; und so ist aus der Krankengeschichte ein Bild geworden, das, als ein Versuch, die Psychopathie einer hohen Seele, eines leidenschaftlichen Geistes aus den Schleimern zu schälen, unter allen Umständen Anerkennung verdient. Weigern werden sie ihm nur Leute, denen diese Schleier eine großgejartete, dem Wesen Nietzsches ferne Legende schätzen. Die Wuth solcher Widersacher hat Herr Dr. Möbius vorausgesehen; drum gab er seiner Studie als Motto das Wort Zarathustras: „Werdet hart!“

* * *

Konrad Graf von Preysing-Richtenegg-Moos: so hieß ein Mann, den das Gerücht uns lange als Ministerpräsidenten des nächsten Regenten von Bayern kündete. Ein selbständiger Mann, der sich die Blickweite nicht durch Scheuklappen kürzen ließ. Kammerer des Hauses Wittelsbach und nicht im Thorensinn Partikularist; frommer Katholik, im Reichstag Mitglied der Centrumsfraktion und dennoch unbefangen genug, um Bismarcks Größe zu bewundern. Er starb, ehe die Bayern den Schmerz erlebten, ihren greisen Musterregenten ins Grab sinken zu sehen. Aber der Fink hat Samen. In der Kammer der bayerischen Reichsräthe hat Konrads Sohn in der vorigen Woche zweimal gesprochen. Gegen die Centrumsdemagogie, deren Wünschen die Regierung, nach der Ansicht des Grafen, sich allzu fügsam beuge. Ob sein Urtheil gerecht war, kann ich nicht entscheiden; ist mir zunächst auch gleichgiltig. Ohne Verständigung mit dem Centrum — dessen sozialpolitische Verdienste und taktische Klugheit die von Lamiliberalen ge-

machte öffentliche Meinung gern todschweigen möchte — läßt Bayern sich nicht regiren; und Prinz Sulpold hat oft bewiesen, daß er für die Politik, die unsere Presse „ultramontan“ zu nennen pflegt, nicht zu haben ist. Dem jungen Grafen steckt vielleicht noch der Junker im Leib; er fühlt sich als den durch mit ihm geborenes Recht privilegierten Berater der Krone Bayern und ärgert sich, daß irgend ein hergelaufener Lehrer oder Schreiber die Minister unfreundlich bereden darf. Thut nichts; er hat den Ton einer Persönlichkeit. Was er sagt, klingt anders als die Rederei der fraktionell gebrillten Duzendhirschen; und die Art, wie er sagt, erinnert leise, ganz leise an den jungen Bismarck, den Don Quixote des Vereinigten Landtages. Wächst da endlich wieder, endlich im deutschen Adel ein politisches Talent? Konrads Sohn hat mit seiner ersten Rede dem Empfinden Tausender, die gut mittelsächsisch sind, die Zunge gelöst. Der Freiherr von Bobewill mag sich wahren; er hat jetzt einen Censor. Wir aber wollen aus dem Namen Preysing, der schon vergessen war, wieder einprägen und hoffen, daß sein junger Träger bald in den Reichstag kommt. Wir können ihn brauchen.

Noch ein anderer Edelmann darf diesmal Erwähnung fordern: Fürst Friedrich Wilhelm zu Hsenburg und Wädingen in Wächtersbach. Keine Alltagsdurchlaucht. Besitzer einer seit drei Vierteljahrhunderten bestehenden Steingutfabrik, die fast sechshundert Menschen beschäftigt und um die der Fürst sich wirklich ernsthaft kümmert. Nach einem langen, nun beendeten Strike hat er neulich zu den Arbeitern seines Betriebes gesprochen. Gegen die Sozialdemokratie natürlich (ohne Schroffheit übrigens), doch auch gegen die Staatsregierung, die „den hiesigen Verhältnissen wenig Interesse zeige“. Ueberhaupt sehr verständig. Er könne die während des Ausstandes eingestellten Arbeiter nicht wieder entlassen, habe aber neue Arbeitsplätze geschaffen und hoffe, bald Alle, die den Lohnkampf mitgemacht haben, wieder um sich zu sehen. Schlicht, menschlich, gescheit. Die hochwohlwollende Regierung in Kassel hat dem Kriegerverein der Wächtersbacher verboten, unter der alten Fahne zu marschieren, und der Fürst hat sich vergebens um die Aufhebung des Verbotes bemüht. Gut, sagt er: dann löst sich der Kriegerverein eben auf; „unsere Arbeiter sind an Zahl reich genug, um sich eigene Vereine gründen zu können“. Solchen Ton hören wir selten; und sollten ihn nie überhören. Bei dem lange verrufenen Namen Hsenburg braucht der Deutsche nun nicht mehr an die bösen Tage des Rheinbundes zu denken.

Eine Frau hat die ärztliche Staatsprüfung bestanden. Darf sie nun einer Wächnerin Geburtshilfe leisten? Sicher, meint einfacher Menschenverstand stinl: diese Ärztin hat doch höhere Kenntnisse als eine Hebamme, hat den Beweis erbracht, daß sie von der Gynäkologie mehr versteht als die Durchschnittswehmutter. Nein, antwortet das Oberlandesgericht in München: die Ärztin ist nicht als Hebamme approbirt und darf sich, da die Gewerbeordnung als Geburtshelferinnen nur Hebammen kennt, nicht an die Wochenstubenarbeit wagen. Ist dieser danielische Spruch nicht zum Entzücken gar? Nicht fast so modern wie der, dessen Sojakims Susanna sich freute?

Im „Vorwärts“ ist eine Kabinettsordre des Kaisers veröffentlicht worden, die am ersten Dezember 1903 an das Generalkommando des sechzehnten Armeecorps erging und den Richtern des Lieutenants Bille das „ernste Mißfallen“ des Kriegsherrn aussprach, weil sie in dem Skandalprozeß die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen,

also „nicht verstanden hätten, die Interessen ihres Standes besser zu wahren“. Gegen diese Ordre ist nichts einzuwenden. Der Kaiser hat nach dem Gesetz das Recht, den Militärgerichten vorzuschreiben, unter welchen Umständen sie die Oeffentlichkeit ausschließen sollen. Er hat von diesem Recht Gebrauch gemacht und den Ausschluß für alle Fälle befohlen, deren öffentliche Verhandlung geeignet wäre, die Disziplin, das Ansehen der Kommandogewalt und der Heereseinrichtungen zu gefährden und das Ehrgefühl des Offizierstandes zu verletzen. Wenn je einer, war der Fall Bülse dazu geeignet. Kein bürgerliches Gericht hätte die öffentliche Erörterung der forbacher Ehestandale freiwillig zugelassen. Daß der Antrag des Staatsanwaltes, die Oeffentlichkeit auszuschließen, abgelehnt wurde, war ein unbegreiflicher Fehler. Dem Angeklagten, der den Wahrheitbeweis gar nicht führen wollte, konnte es nicht nützen. Den Hauptzeugen, deren Soldatenziftenz durch die Treulosigkeit ihres spekulativen Kameraden vernichtet wurde, brachte die Oeffentlichkeit der Verhandlung obendrein noch Schmach und zum beträchtlichen Theil unverbildeten Schimpf. Und was im Ausland seitdem deutschen Offizieren nachgesagt wird, braucht nicht wiederholt zu werden. Jeder Kriegsherr hätte das Verfahren des Gerichtes getadelt. Die Publikation des Erlasses konnte also nicht überraschen. Interessant ist nur die Erinnerung an die seltsame Thatsache, daß zehn Tage nach der Absendung der Ordre, die allen „Offizieren, Sanitätsoffizieren, Kriegsgerichtsräthen der Armee in vertraulicher Weise zur Kenntniß zu bringen“ war, Graf Bülow im Reichstag sagte: „Die rückhaltlose Aufdeckung solcher Vorgänge ist nützlich; nicht nur, weil in der Oeffentlichkeit ein heilsames Korrektiv liegt, sondern auch, weil es ein gutes Zeichen für eine Institution ist, wenn nichts verleiastert und vertuscht wird. Das ist in diesem Fall nicht geschehen.“ Was dem Kaiser schädlich scheint, findet der Reichskanzler also nützlich; und was der Kaiser für nöthig hält, dünkt den Kanzler das Zeichen krankhafter Schwäche. Thut nichts: unser Bernhard wird sich im Reichstag schon herausreden.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig Holstein hat an den Geheimrath Justus Budde, den Pfandbriefsteller für gequälte Herzen, ein Sendschreiben erlassen, das durch scharfe Rückhaltlosigkeit auffallen mußte. Er habe das Geld nicht bekommen, über das Mirbachs Kindergemüth den Herren Schulz und Romeid eine Quittung gab, habe immer die Sammeltaktik des Oberhofmeisters getadelt und die Verbindung mit der Pommernbank unpassend gefunden. Das erklärt der Bruder der Kaiserin öffentlich. Nicht ganz so sichtbar werden wohl die Versuche sein, diese That an dem Bühnen zu rächen. Noch ein anderer Schwager des Kaisers wurde in diesen Tagen oft genannt. Prinz Friedrich Leopold von Preußen soll, auf Befehl des Kaisers, nach Ostasien ins russische Hauptquartier abreisen. Der Befehl kam unerwartet und wird in Olinde keine allzu frohe Ueberraschung erregt haben. Prinz Friedrich Leopold, der Sohn des einzigen Hohenzollern, der seit Fritzens Tagen ein starkes Feldherrntalent gezeigt hat, muß nicht als besonders tüchtiger Soldat gelten. Er war Führer einer Division, erhielt aber — ein Prinz von Preußen! — nicht die Qualifikation zum Kommandirenden General und mußte sich mit der Ehre begnügen, Chef eines Ulanenregimentes zu sein. Und nun ist gerade er außersehen, die Operationen Kuropatkins in der Nähe zu betrachten. Ein Vergnügen ist's sicher nicht; und der stille Herr, dem man allerlei Wunderlichkeiten nachsagt, bliebe gewiß lieber in seinem Parl. Von Vater scheint er nicht viel im Blut zu haben; auch seine Ehemahl hätte dem Nothen Prinzen nicht behagt. Am

dreihundzwanzigsten März 1880 schrieb Friedrich Karl an den General von Bretschman: „Die Verlobung des Prinzen Wilhelm erfüllt Niemanden mit Freude; solche Verbindungen befestigen die Throne nicht“. Ein paar Jahre danach vermählte auch sein Sohn sich einer Augustenburgerin, der Schwester der Kaiserin. Daß der Verkehr der durch Geburt und Heirath Verwandten nicht sehr innig ist und vor Kurzem erst wieder die Frage, wie die Kinder des Prinzen zu erziehen seien, zu Mißhelligkeiten geführt hat, ist bekannt. Und jetzt soll der Prinz in die schöne Gegend von Mufden. Der Zweck dieser Expedition ist nicht leicht erkennbar. Militärisch Sachverständige sind vom deutschen Generalstab längst auf den Kriegsschauplatz geschickt; daß Friedrich Leopold nicht für einen großen Strategen gehalten wird, beweist seine Karriere; und solche Prinzenreise muß hollisch viel Geld kosten. Sehr schön, wenn wir's haben. Doch leben sogar in der Armee Menschen, die meinen, nützlicher hätte der Entschluß gewirkt, einen Prinzen von Preußen auf den uns in jedem Sinn näheren Schauplatz des — kaum noch beachteten — Hererokrieges zu schicken.

Wie fast alle Großen der norddeutschen Erde, hat auch Herr von Mirbach den Vokalanzeiger zum Moniteur seines Ruhmes erklärt. Da läßt er verkünden, „daß der Schmutz, mit dem er in der Oeffentlichkeit beworfen wird, ihn nicht zu erreichen vermag.“ Das Wort eines wahrhaft Frommen. Wenn Jemand gewagt hätte, den unsterblichen Oberhofmeister „mit Schmutz zu bewerfen“, wäre die Staatsanwaltschaft schnell mobil geworden. Dem Herrn, der von seinem Wirken keine geringe Meinung hat, wurden nur Thatfachen vorgehalten; und keine davon ist bisher widerlegt. Auch die Notabeln, die mit leerer Rede für ihn zeugen, müssen bekennen: „Die Einzelheiten seiner Sammelthätigkeit sind uns nicht vollständig bekannt und daher von uns nicht zu vertreten.“ Mühte dann durchaus geredet werden? Um diese Sammelthätigkeit handelt sich's ja; und uns sind, trotzdem wir nicht in den von Seiner Excellenz beglückten Vereinen sitzen, so viele Einzelheiten dieses Betriebes bekannt, daß wir das Recht haben, ein Urtheil darauf zu gründen. Wir kennen Fälle, in denen für Kirchenbaugelber Auszeichnungen versprochen und verliehen worden sind; wenn Mirbach's Patrone solche Fälle nicht kennen, sollten sie schweigen, bis der Thatbestand ihnen von Kundigen aufgeklärt ist. Der gute Freiherr hat vergessen, daß sein Gott nicht in Tempeln wohnen will, die von unreinen Händen erbaut sind. Nicht darauf kommt an, ob er wirklich, wie jetzt glaubhaft behauptet wird, einem früher seiner Pflegschaft anvertrauten Prinzen zu Sayn-Wittgenstein die Standeserhöhung der nicht ebenbürtigen Braut zugesagt habe, sondern auf ein häßliches System, das er eingeführt und Jahre lang durchgeführt hat. Doch wie es scheint, wird über diese Dinge leider ja noch ausführlich zu reden sein. Lehrreich war ein Blick in die Liste der Notabeln, die für die verfolgte Unschuld den Leumundszeugeneid leisten wollten. Bankdirektoren, die nicht die Mühe, Oberhosprediger, die nicht die Fähigkeit hatten, die Finanzgeschäfte des erfahrenen Freiherrn zu kontroliren. Ein Reinigungsversuch mit untauglichen Mitteln. Nett war, daß auch der Name des Herrn Rudolf Koch unter dem Attest stand. Dieser Personaliendirektor der Deutschen Bank hat im Prozeß Dippold beschworen, daß seine Arbeit ihm nicht die Möglichkeit läßt, sich um die Erziehung seiner Kinder zu kümmern. Verdient er nicht eine Bürgerkrone, da er trotz 'em Zeit fand, dem Kirchengründer Herz und Nieren zu prüfen?

Verausgeber und verantwortlicher Redakteur: W. Garben in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von Albert Damde in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 20. August 1904.

Der Zarewitsch.

Reife verrieselt der letzte Springquell im Park. Von der Terrasse her hallen noch Tritte, von Marly und Monplaisir kommt manchmal ein Zischen, ein Brasseln und das matte Echo scheuer Bewunderung, die den Leuchtkugeln und Feuergarben himmelan folgt. Ein Hornsignal, sanft wie die Mahnung sehnächtiger Mutterliebe: und ringsum wirds still. Hastige Schritte, eine Degenscheide klirrt gegen das Parkthor; dann ächzt der Schlüssel im Schloß. Für die nächsten zwölf Stunden ruht nun der Dienst; zwölf Stunden lang findet keine Unheilstpost ein Spältchen, durch das sie in den Sommerpalast schlüpfen kann. Noch dunkelt es nicht; doch in Peterhof stockt jedes Lebensgeräusch. Schon ward der Wasserkunst Schweigen geboten. Jetzt wagt auch kein Kämmerling, kein Gärtner sich mehr in die müde Blumenpracht hinaus. Weit in der Runde ist allen Thurmuhren die Zunge gefesselt, allen Wächtern jede widerhallende Bewegung bei strenger Strafe verboten. So still ist's, daß man den Meerbusen athmen, das Wasser die Marmorstufen bespülen hört. So still muß es sein. Ein von Wehen erschöpfter Leib lechzt nach Ruhe; und kein Laut darf den Schlummer des Kindes stören, an dessen dünnem Lebensfädchen die Hoffnung einer leidvollen Menschheit hängt. Da liegt es. Roth und runzlig zwischen schneeweißer Seide und milchfarbigen Spitzen. Ueber dem Kopfende des kleinen Bettes brennt vor einem Heiligenbild ein Lämpchen; das einzige Licht in dem hohen, luftigen Gemach. Auf bloßen Füßen huscht die Ninne noch hin und her. Sie ist hier schon heimisch und läßt sich von all der Pracht nicht einschüchtern. Als das Würmchen so jämmerlich weinte, sang sie ihm die Nieder

vom Bruder, der die Schwester verkaufte, und von Baba-Jaga, der schlimmen Hexe, die einen Kupfermörser als Kutsche, eine Keule als Peitsche benutzt, wenn sie den Menschenknochenzaun ihres Hauses hinter sich lassen will. Das Gesumm hatte den Kleinen beruhigt; er nahm die Brust und schlief im Saugen ein. Schnell noch das Nöthigste für die Nacht vorbereitet und dann ins Bett. Da ist's weich und warm; und so warm doch nicht wie zu Haus, wo sie sich gern in die Ecke pferchte, um dem Mann Platz zu machen. Später werden sie anders haben. Einftweilen träumt sie süß und segnet im Traum ihr Geschick das unter Tausenden sie zur Nährerin eines künftigen Kaisers erwählt hat.

Eine behutsame Hand öffnet sacht die gepolsterte Thür. Der Vater schleicht ans Bett seines Knaben. Die Angst trieb ihn her; das Kind hatte gar so spitz und weßl ausgesehen; fast greisenhaft. Wenn ers nicht behielte, der glücklichen Mutter, dem abergläubigen Volk sagen müßte: Eure Hoffnung starb in den Windeln! Die Aerzte nannten seine Sorge grundlos; der Großfürst sei kerngesund. Aber die Nerven kommen nicht zur Ruhe... Ein heißer Tag. Vom Morgen bis zum Abend traurige Botschaft. Neue Leichen, neue Niederlagen im fernen Osten; die Flotte fast völlig vernichtet, die als unüberwindlich gerühmte Festung bald wohl vom Feind erstürmt. Weinake ist's schon gewiß, daß der Krieg im nächsten Jahr von vorn anfangen muß. Daheim im weiten Lande Noth, Unzufriedenheit, blutiger Frevel und dumpfer Groll. Mitleidlos, mit kaum verborgener Schadenfreude, blickt Europa auf das Schauspiel. Das ist die Frucht zehnjähriger Arbeit im Dienst eines Volkes; der ganzen Menschheit. Hier, am Bettchen dieses Kindes, ist Friede. Seine Geburt war ein Sonnenstrahl in finsterner Nacht und hundert Millionen bekümmert Menschen grüßten es jauchzend, wie einen Bringer himmlischen Trostes. Wer weiß, wie lange Nikolajs Schläfe die schwere Mühe des Monomachen noch trägt? Uralte Weissagung kündet ihm frühen Tod. Jetzt hat die Kraft seiner Lenden einen Erben gezeugt. Im Dunkel beugt der Vater sich zärtlich über den Sohn und lauscht auf die Zahl der Pulsschläge. Hegen will er ihn, mit allen Tugenden rüsten und im Scheiden dann, mit letztem Athem, der undankbaren Menge zuhauchen: Diesen schenkte ich Euch! Ein großer Zar soll er werden, Wohlstand des Reiches mehren, die Grenzen erweitern und doch niemals zwingen sein, Menschenblut zu verspritzen. Nach der Mutter ward er Alex genannt. Werde stark und mild, Alexej Nikolajewitsch, ein Mensch und ein Christ im Gewand höchster Macht. Laß Dich stets von der Stimme Dein Gewissens leiten, nie von eitler Gier nach dem Beifall der blinden Maf und bleibe Dein Leben lang des Namens würdig, den Peters Vater tru

„Und Peters Sohn.“

Ein Niese spricht's. Dem schwächtigen Kaiser sitzt er gegenüber; zwischen Beiden das Knäblein im Bett. Und dem Vater, der staunend aufgehört hat, ist's, als hätte er hundertmal schon dieses durchfurchte Antlitz geschaut.

„Woher kommst Du mir?“

„Aus dem Höhlenkloster in Kiew. Kennst Du mich nicht? Hast Du nie von dem Elias gehört, dem Muromer, der die Tataren schlug? Kennst mich ganz gewiß. Wie jeder Russe. Wenn gebundene Kräfte sich nach Befreiung sehnen, rufen sie den Ilja, den lahmen Tölpel, der gehen und kämpfen lernte. Und dießmal ist er dem Ruf gefolgt. Denn die Noth ist groß; und Zeit, daß die Toten reden. Noch einmal: Alexej hieß Peters Sohn.“

„Ein schlechter Sohn, dem der Vater das Erbrecht entziehen mußte. Warum an ihn hier erinnern? Nur ein Zar Alexej hat über die Reußen geherrscht. Der zweite Romanow, der bis zum Dnjpr und bis zum Amur vorrückte, dem Reich das Gesetzbuch gab und dem Handel den Weg nach China und Persien bahnte. Ein Wohlthäter seinem Volk und seinem Sohn der beste Vater.“

„Und doch that der Sohn nichts, was dem Vater gefallen hätte, und trieb's auf seine Weise nicht besser als Alexej Petrowitsch. Warum ich an Den hier erinnere? Dieses Schloß hat er freilich nicht mehr bewohnt; der Franzosenbau entstand erst, als Peter, den Ihr den Großen nennt, ihn gemordet hatte. Aber er war der letzte Großfürst, der als Thronfolger geboren wurde, hieß Alexej und war ein echter Altrusse. Daß er dem Kerker entfloh, war nach dem Recht ungezähmter Menschen kein Verbrechen; auch dem Wilden aber Sünde, daß der Vater ihn peitschen, foltern, zu Tod martern ließ. Sünde wider den Heiligen Geist. So war Euer Größter. Selbst im eigenen Haus mußte er jeden widerstrebenden Willen brechen. Wie ein Ding, ein Werkzeug zu vernichten, den Gottes Gnade dem Volk aufbewahrte. Sich verzieh er Alles, Anderen nichts. Nur er wußte, was dem Lande frommt. Den Männern den Bart, den Frauen den Schleier vom Gesicht; der Kasan war nicht mehr erlaubt. Alexej Michailowitsch, der auch schon den Fremden zu eilig nachlief, hatte noch das heilige Kleid der alten Zaren getragen; Peter zog den Soldatenrock an. Die Vergangenheit sollte tot sein, Alles vergessen, was die Spur der Mongolenknechtschaft zeigte. Als hätte der Herrgott nicht auch diese Prüfung mit weiser Absicht über unsre Ahnen verhängt. Mütterchen Moskau gefällt dem im Kreml Geborenen nicht; die Nawa muß der Wolga verbunden, am Finischen Busen eine neue Hauptstadt geschaffen werden. Weh dem Kinde, das seine Eltern verleugnet! Der Himmel lasse Dich's nicht erleben, Väterchen Nikolaj. Und was sah ich

seitdem! Vier Bühlerinnen, zwei Kinder, zwei Tolle auf Kuriks Thron; das Reich muß warten, bis eine Deutsche kommt, ihm aufhilft und alle Russen beschämt. Und dieses Volk hat wirklich gewartet, in unverdrossener Geduld, vorher und nachher. Alle Schwankungen und Launen ertragen. Alexander, Nikolaus, — und immer so fort. Das Elend endete nicht. Kein guter Herr brachte das Glück; bis auf diesen Tag keiner. Und die Hoffnung erlahmte dennoch nicht und empfing jeden Erben der alten Krone mit neuem Jubel“.

„Du redest, wie Dus verstehst. Wie all die Unklugen, die glauben, nur guter Wille sei nöthig, um dieses Volk glücklich zu machen. Wohl hat es sich oft höchsten Glückes würdig gezeigt. Tutschew sprach wahr, als er das christlichste aller Völker nannte, weil es Alles gern opfert, auf Alles freudig verzichte. Schmal aber und steil ist der Weg zum Glück; wie könnten hundert- unddreißig Millionen Menschen ihn gemeinsam beschreiten? Nicht ohne Grund hast Du getabelt, daß Peter sich von der Vergangenheit schied. Soll ich seinen Fehler, als Schwächerer und in gefährlicherer Zeit, jetzt wiederholen und Freiheiten gewähren, die unter Hunderttausenden nicht Einer nützlich werthen kann? Eben so gut könnte ich dem Kindlein hier ein scharfes Schwert in die Hand geben; keinen Feind: nur sich selbst würde es verwunden.“

„Wer sprach von Freiheiten? Ich bin in meiner Gruft nicht zum westländischen Narren geworden. Der Russe will einen Herrn; heute noch wie in der Warägerzeit, wie in den Tagen, da er den Romanows die Krone bot. Sehr gering scheint mir, was äußere Freiheit vermag; nicht einmal das Leben der Mächtigen kann sie schützen. Nur — Furcht lernte ich nie — Achtung vor dem Menschen wird von Euch gefordert. Darum nannte ich Peters Sohn. Der starb, weil der Vater in ihm nicht den Menschen achtete. Und so ist's geblieben. Immer den Willen brechen. Zerstriemt, an den Galgen oder lebend ins Grab. Der russische Mensch gilt Euch nicht mehr als ein Hund.“

„Daß ich Dich anhöre, könnte Dich schon widerlegen. Doch was wißt Ihr von unserem Leid, unseren Sorgen bei Tag und Nacht? Nur den Glanz seht Ihr und seid geblendet; beneidet uns gar. Wir sind die Prasser, die Tyrannen, die das Volk knechten, um nur ja kein Stückchen ihrer Macht hingeben zu müssen. Jauchzend gäbe ich sie, die ganze Macht, und flöhe in stillen Glück, in die Sicherheit einer umfriedeten Hütte. Was aber würde aus dem Reich? Zerfallen würde es, des fremden Eroberers Beute werden; und die Stämme würden in wilder Wuth einander zerfleischen, der Moskowiter den Finen, der Kleinrusse den Polen. Das zu verhüten, bin ich bestellt. Gott hat mir ein hohes Amt anvertraut und ich gliche dem ungetreuen Haushalter, wenn ich es wegwürfe, um mir behagliche Ruhe zu schaffen.“

„Wärst, weil Du Größeres zu verwalten hast, noch viel ärger als er. Doch — verzeih, Gossudar — Du bist noch immer nicht in meinen Gedanken. Ich sah die Bauern aufstehen, die Defabristen, Nihilisten, und wie sie sich sonst nennen mochten, stille Seelen aufrütteln und hörte Kinder in bunten Röcken wüthend nach einer Konstitution rufen, die sie für die gute Frau ihres Großfürsten Konstantin hielten. Das ist's nicht. Mir wäre Zwan schon der Schreckliche, weil er die Druckpresse nach Moskau gebracht hat. Denn von diesem Teufels-Tram stammen all diese Schmerzen. Was uns Europa vorwirft, berührt mich nicht. Wüßte, daß Keiner hinhorchte. Wenn ich Europäer sein wollte, müßte ich zu Peter halten. Der aber hat das Unheil angerichtet. Hat. Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen. Das habt Ihr oft vergessen. Seit der Wilde hier das Scheinwesen schuf, haben wir zwei Völker im Land: ein ganz kleines, das auf seine ‚Bildung‘ stolz ist und ‚Freiheiten‘ begehrt, und ein ungeheuer großes, das den Acker pflügt und zur Heiligen Mutter betet. Soll nun für die Wenigen oder für die Vielen regirt werden? Ich weiß wahrhaftig, daß Ihr's nicht leicht habt. Laßt Ihr den Finen alte Gerechtsame, dann murren die Petersburger: Warum sie und nicht wir? Und lockert Ihr die Zügel, dann schreit Alles, zufrieden könne man erst sein, wenn sie auf dem Boden nachschleifen. Gar nicht leicht. Eine gute Weile geht's auch noch; sah manchmal schon schlimmer aus. Ihre Könige morden sie ja auch draußen und Dein Thron steht fest. Nur, Väterchen: die Vielen haben kein Brot und Du schickst sie auf Dein Schlachtfeld. Das Land verhungert und Du opferst tausend Millionen für Deinen Krieg.“

„Meinen Krieg! Wolte ich nicht der ganzen Menschheit den Frieden sichern, war nicht bis zur letzten Minute mein Streben, den Krieg zu meiden? Ist's etwa meine Schuld, daß der Feind uns heimtückisch überfiel?“

„Ja, Väterchen Zar. Deine. Wenn ich Einem den Kittel nehme, wird er zornig; reiße ich ihm gar noch das Hemd vom Leib, dann schlägt er vielleicht um sich oder beschleicht in böser Absicht meinen Schlaf. Darüber dürfte ich mich nicht wundern, nicht klagen. So hast Du's mit den gelben Menschen gemacht. Ein Stück nach dem anderen ihnen genommen: und staunst nun und schillst sie, die sich ihrer Haut wehren. Konntest doch nicht verlangen, daß sie warteten, bis Du gerüstet und Ihrer Rache unerreichbar bist. Daß Du's nicht wolltest, nicht vorbedachtest, weiß ich, wissen Alle. Frage Dein Gewissen, ob Du dadurch entschuldigt bist. Gott, sagst Du, gab Dir ein Amt. Gab er Dir auch Unwissenheit, nahm er Dir Menschenschwachheit und gab die Schaar reiner Engel Dir zu Dienern? Nein. Und siehe, wie er auf seiner Höhe den Menschen achtet, wie lange er einen sündigen läßt, bis er ihn bricht. Ihr Herren

seid in Eurem Himmel nicht so geduldig. Auch wo Ihr geirrt habt, soll Euer Wille fortwirken und allmächtig ein ganzes Volk binden. Ihr seid nicht Götter; und solltet Euch deshalb nicht erst bemühen, Götter zu scheinen. Du hast es treu gemeint und Dich Jahre lang als guter Hirt reblich bemüht, Deiner Heerde vorwärts zu helfen. Oeffne nun Dein Auge. Die Waffe, mit der Du kämpfst, zerbricht beim ersten Streich. Das Volk hungert und zagt. Das Reich ist fast wieder so schlecht verwaltet wie unter dem Szepter leichtfertiger Dirnen. Ringsum lauert Haß. Keinen starken Freund hast Du und kein weiser Mann sitzt in Deinem Rath. Nichts blieb Dir als die unerschöpfte, unerschöpfliche Kraft Deines Volkes. Und wie schätze Du sie? Täglich hört mans. „Wir haben mehr Menschen und mehr Geld als der Feind, also müssen wir ihn schließlich besiegen; und kostet der Sieg dreihunderttausend Leben und dreitausend Millionen: wir könnens tragen“. Das heißt in meiner Sprache: Leib und Gut, Glück und Zukunft des Volkes sollen Deinen Irrthum bezahlen. Dennoch rügtest Du mein Wort, der russische Mensch gelte Euch nicht mehr als ein Hund. Weniger gilt er. Eine Hofmeute von bewährter Treue hättest Du nicht so leichten Herzens in den heißen Tod nach Asien geschickt.“

„Mein Volk denkt anders. Undankbare und Aufgestachelte sind darunter, Gottlose, die sich klüger wännen als den Gesalbten des Herrn. Doch der Sinn der Menge ist gut; auch in bösen Tagen. Was soll mir Dein dreistes Wort? In meinem Herzen übertönt es der Jubel, der dieses Kind an der Schwelle des Lebens grüßte. Da sprach Rußland zu seinem Zaren.“

„Wohl sprach es. Aber verstandest Du auch seine Rede? Nur halb schon Verzweifelte jauchzen so, wenn das Morgenroth einer neuen Hoffnung leuchtet. Hier liegt, zwischen uns, Rußlands Hoffnung. Du, armer Kaiser, bist keine mehr. Dich giebt man verloren. Oft war es so; und oft haben die Monomachen deshalb ihre Söhne gehaßt. Das Schicksal des Zarewitsch Alexej. Du aber bist nicht aus Peters Stoff. Nütze die Zeit! Noch blühest Du in Jugend und hast Jahre vor Dir, zu sühnen, auszujäten, zu pflanzen. Glaube nicht, daß ich Uralter Unbilliges heische. Der Krieg ist begonnen und muß so beendet werden, daß unsere Enkel nicht zu erröthen brauchen, wenn die Erinnerung einst an ihr Ohr schlägt. Kein Opfer ist jetzt zu schwer, kein Preis zu hoch. Nur präge aus diesem Erleben Dir unvergeßliche Lehre. Ein Heer, das zu Land und zu Wasser dem leisesten Winke gehorcht, das stärkste Heer auf dem Erdrund: Das war ja das Ziel; um diese Waffe zu schmieden, liehest Du die Massen in bitterster Noth, in trostloser Finsterniß. So muß es sein, hieß es; ein weiser Nachbarfürst, den seine Unterthanen den Erleuchteten nannten.

hat schon erkannt, daß ein allzu kluges Pferd den Reiter bald aus dem Sattel wirft. Siehst Du nun die Gewalt Deiner Waffe? Jahrhunderte lang wurde jeder aufrechte Wille ins Joch gebeugt oder niedergetreten; denn Einer nur hatte das Recht, zu wollen. Das Volk ist gut. Im Dorfschilte die Regierung, folgt dem Befehl aber mit einem munteren Soldatenlied auf der Lippe und läßt sich, wie zum Fest, an die Schlachtbank führen. Heute noch wäre es ein brauchbares Kriegswerkzeug in der Faust eines Peter. Wo ist er? Während Tausende auf glühendem Sand in Qualen röcheln, sitzt Peters Urenkel am Bett eines Knäbleins und sinnt über den Undank der Menschen. Womit hast Du ihren Dank denn verdient? Hast Du je ihrer wie eines Nächsten gedacht? Auch jetzt nur, im Uberschwang Deiner Freude an diesem Sohn, versucht, das graueste Elend zu lindern, in Kerker Nächte einen Strahl Deiner Gnade zu senden? Verne die Menschen achten, Nikolaj Alexandrowitsch! Als Deine Brüder, die Kinder des einen Vaters, und als die Mitschöpfer all Deines Glanzes. Dann wird Dir Alles gedeihen. Neue Moden sind nicht nöthig, sind nur von Uebel. Knüpfe da an, wo Peters Größenwahn den Faden zerriß. Die Gemeinde war in alter Zeit der Quell russischer Volkskraft. Das Geröll, das ihren Mund verstopft, mußte längst fortgeschafft werden. Sammle rasch die Häupter der Gemeinden um Dich und horche andächtig ihrer Rede; auch wenn sie Dir nicht gefällt. Dulde, daß sie reden; auch, daß sie lernen. Du brauchst helle Köpfe; denn nicht über Hirten, Jäger, Ackerbauer und abenteuernde Wanderer gebietest Du mehr und Dein Volk muß verhungern, wenn es im Dunkel bleibt. Und ewig währt keines Volkes Geduld. Aus meinen alten Augen blicke ich lange schon in die Welt. Alles ändert sich. Unser Boden selbst trägt jetzt anderes Gesträuch als in der Tatarenzeit. Sollte nur der russische Mensch sich nicht wandeln? Eisernen Riesen sehe ich ihn dienen, Hunderte unter einem Dach, mit den früher so plumpen Fingern feine Mädchen lenken: und Ihr haltet ihn, als wäre Ingermanland noch nicht von den Romanows erobert. Solcher Zucht ist er entwachsen. Hörst Du den Ruf des Herrn? Er hat die Lähmung gelöst und die ungelenteten Glieder des Langschläfers wollen sich regen. Gebt ihnen Raum; und gönne dem Ruhelosen, der wachen muß, bis diesem Christenvolk die Sonne aufgeht, gönne Ilija endlich den Grabesfrieden!"

... Finstere Nacht über Park und Palaß. Auch der Neußenherrscher hat die wunden Nerven, das von Trugbildern geängstete Haupt zur Ruhe gebettet. Nur Aljoscha ist wach und meldet unter Thränen sein kleines Menschenweh. Er braucht nicht lange zu weinen. Die derbe Bäuerin stülkt ihn, hält ihn in frische Decken und summt Rußlands Hoffnung wieder in Schlaf.

Ein Epigone.

Von Julius Grosse will ich reden. Von einem Dichter, der vor wenigen Jahren starb, den ältere Literaturgeschichten preisend erheben, den neuere mit einem freundlichen Seitenblick streifen, den künftige übergehen werden. Es würde sich vielleicht nicht lohnen, in das Leben und Streben dieses Mannes hineinzueuchten, wenn sich mit ihm zugleich nicht die ganze Generation entschleierte, der er angehörte und die für uns schon mehr und mehr historisch wird, ob auch einzelne ihrer Vertreter noch heute unter uns wandeln.

Julius Grosse hatte die Phantasie der Größe, aber nicht das Herz dazu und die Kraft. Die Phantasie hat ihm Vieles und Allzuvielles vorgegaukelt; sie hat ihn bis zuletzt in dem Glauben erhalten, daß man sein eigentliches Talent verkenne. Er war ein Philemon, doch er träumte Dynkens-träume; er saß in der Geißblattlaube, doch er fühlte sich berufen, feurige Gefährte zu lenken; er konnte sehr liebenswürdige und zarte Mädchenlieder dichten, doch er machte sich an einen Tiberius. Und daß man ihn den Dynkens, die feurigen Gefährte und den Tiberius nicht glaubte: Das war der Stachel in seiner Seele. Nun thut ihm längst auch Dies nicht mehr weh.

Wenn man sein Bild ansieht, das Wilhelm von Kaulbach gemalt hat, braucht es kaum noch besonderer Worte: man weiß sofort, wo Julius Grosse einzureihen ist. Junge Mädchen stellen sich ihren Lieblingspoeten etwa so vor. Ein edles griechisches Profil, idealer Blick, lange Wähne, sanfter Bart und Künstlertracht. Kaulbach mag gut geroffen haben. Und hält man das bekannteste Bild Geibels daneben, so erstaunt man über die Ähnlichkeit, ohne gerade sagen zu können, worin sie eigentlich liegt. Ueberhaupt ist es charakteristisch für die ältere Generation: neben der allgemeinen Familienähnlichkeit wird der naive Betrachter noch feststellen können, daß die Geibel, Grosse, Wilbrandt, Schad, Henze, Hamerling auf ihren Konterfeis von anno dazumal wie Maler aussehen. Sie schleppten den Künstler ewig mit dem Schlapphut und der genial geknoteten Kravatte mit sich herum, fühlten sich fast Alle nur in der Malerstadt München wohl und legten Werth darauf, sich schon äußerlich von der misora plebs der Nichtkünstler zu unterscheiden. Sie hatten in ihrer Kleidung und ihrer Dichtung einen gewissen schwungvollen Faltenwurf, und wenn es schon keine Toga war, so mußte es mindestens ein lässig zurückfallender Mantel sein, in dem sie sich für Mit- und Nachwelt malen ließen. Sie hatten ferner eine Unsumme von Talenten. Das poetische ragte nur aus einer Reihe anderer hervor. Besonders malten sie Alle. Die Scheffel, Keller, Roquette, Grosse, Fitger waren entweder auf der Kunstakademie gewesen oder dilettirten wenigstens mit dem Pinsel. Andere, wie Graf Schad, legten sich Gemäldegalerien an; minder Begünstigte schrieben Künstlerromane,

wie Wilbrandt, dessen Schauspiel „Die Maler“ noch heute manchmal auf der Bühne erscheint. Künstler spielten in den Dichtungen dieser älteren Generation die Hauptrolle. Das war ein Nachhall klassischer und romantischer Zeit. Das Land ihrer Sehnsucht war und blieb Italien. Keiner von ihnen, der nicht auf Goethes Spuren dorthin gezogen wäre. Viele — Paul Heyse voran — fanden dort eine zweite Heimath, aus der sie nun erst recht Hexameter, Sonette, Triolette, Terzinen, Ottaverimi mitbrachten.

Klassische Formenstrenge ist der Meisten sicheres Merkmal. Sie sind keine großen Persönlichkeiten, aber keine Formalisten; sie haben nicht Genie, aber Geschmac; nicht Leidenschaft, aber Jungkeit. Sie dichteten vielleicht zu sehr für die deutsche Literatur und sie dichteten stets nur im Künstlersammetjacket. Keiner wird ihnen eine gewisse reservirte Vornehmheit bestreiten, die auch den Menschen eigen war, aber das steife Ordensband ihrer Poetenwürde dämpfte zu oft den freien und vollen Herzschlag. In dem Bewußtsein ihrer Künstlerschaft verschmähten sie mehr oder weniger die Sprache des Alltages. Der Vers war ihnen natürlicher als die Prosa. Was von ihnen noch eine längere oder kürzere Zeit leben bleibt, ist manches schöne Gedicht. Wenn sie die Breiter beschritten, so griffen sie nach Stoffen, die ihrer sanften Vornehmheit nicht lagen. Ein Tiberius war durchaus Tradition; ein Nero durfte selten fehlen. Catilina, Macalba, Klythia (Ringg), Heliodor, Pisaner, Timandra (Schad), Brunhild, Sophonisbe (Geibel), Alkibiades, Hadrian, Meleager (Heyse), Demetrius, Alexander (Bodenstedt), Arria und Messalina, Priemhild, Gracchus, Nero (Wilbrandt), Ahasver (Hamering), Tiberius (Grotte), Nero (Greif): die Titel reden eine deutliche Sprache. Auch die germanische Sage und Geschichte tritt stark hervor. Walküren und Högnes letzte Heerfahrt, Unglinger, Nibelungen, Hohenstaufen: Alles ward behandelt. Und Alles, wie man wohl ohne Widerspruch behaupten darf, ergebnislos.

Julius Grotte war im Guten und Bösen ein Vertreter dieser Gruppe. Ihr Weg war sein Weg; ihre Vorzüge waren seine Vorzüge, ihre Fehler seine Fehler. Er hat die Kunstakademie besucht und in München seine Mannesjahre verlebt, er hat den Tiberius gedichtet und die italienische Reise gemacht, — er hat den Faltenwurf und die Vornehmheit. Aus dem bunten Wechsel seiner Lebensfahrten hebt sich nichts Großes und Entscheidendes heraus. Sie haben ihn wohl oft an hohen Bergen vorübergeführt, nie aber auf die Gipfel selbst hinauf. Sein Schicksal wollte, daß er den gewaltigsten Ereignissen immer aus einem entfernten Winkel zusehen mußte. Er kam niemals mitten in die Szene hinein, nicht als Mensch, nicht als Dichter. Denn er kam immer zu spät. Er hatte nie das Glück und auch nie den Muth, der Erste zu sein. Es langte höchstens zum Zweiten.

In seinen Lebenserinnerungen, die er „Ursachen und Wirkungen“ genannt

hat, suchte er nach den letzten Gründen dafür. Doch er nannte Symptome, statt das Hauptleiden zu nennen. Er meinte, er sei zu scheu gewesen, zu unpraktisch, nicht skrupellos genug, um sich vorzudrängen. Aber er war das Alles nicht nur, wie er glauben machen möchte, aus „Vornehmheit“: er war es, weil er zu energielos, zu wenig thatkräftig, zu unfrei in sich selbst, zu entschlußlos war. Die eigene innere Schwäche hat ihm die Gipfel versperrt, nichts Anderes.

Vielleicht lag viel an seiner Erziehung. Sein Vater war ein starr dogmatischer, strenger Priester, der auf der ganzen Familie förmlich lastete. Gefühlsäußerungen irgend welcher Art waren im Hause verpönt; Liebe und Leid verschloß Jedes in sich. Bei dem warmherzigen Kinde, das seit seiner Geburt schwächlich war, führte Das zu einer gewissen Versteinerung des Empfindungslebens, das sich nicht frei geben durfte. So schlugen alle Klammern nach innen; und bei der äußeren Hemmung jeder gesunden Gefühlsbethätigung entwickelte sich eine ungesunde innere Phantasiegluth, die nicht verleugnen konnte, daß sie unter dem schweren Druck der Unfreiheit entstanden war. Erst in der Todesstunde seines Vaters lernte der einundzwanzigjährige Große natürlich empfinden und weinen. Aber er war schon zu lange erzogen und zu stark gedrückt worden, um die Spuren davon jemals loswerden und die natürliche Schnellkraft entwickeln zu können. Sein ganzes Leben ist eine Kette ewiger Rathlosigkeit und Unentschlossenheit. Was hat er nicht gewollt! Er wollte ein großer Baumeister werden (denn er schwärmte, als merkwürdige Ausnahme unter den Dichtern, für Trigonometrie und Mathematik): da arbeitete er bei einem Feldmesser. Er wollte ein großer Maler werden: da bezog er die münchener Kunstakademie. Er träumte seinen Alexandrizug als Dichter: da wurde er Redakteur. Als Redakteur hat er hier und dort gelebt, am längsten im Kreis Heibels und Heybes in München, bis er 1870 als Generalsekretär der Schillerstiftung nach Weimar berufen ward.

Bevor er das Amt, das Dingelstedt und Gutzlow vor ihm verwaltest hatten, antrat, machte ihn ein Freund, Bernhard Scholz, der Gründer des Rheinischen Couriers, auf die Gefahren der Klosterstadt aufmerksam. „Die hohen Cypressen um die Fürstengruft der Olympier dort lassen kein neues Leben aufkommen“, sagte er. „Die Toten sind dort die ewig Lebenden und die heute Lebendigen sind dort die Toten. Es muß eine große Selbstverleugnung dazu gehören, dort zu leben und zu wirken, gleichsam als Gesp. nst. Du steigst damit in die Gruft hinunter.“ Große antwortete: „Ich muß es darauf ankommen lassen, ob man im Schatten der Cypressen existiren kann. Uebrigens glaube ich, Resignation oder Selbstverleugnung genug zu besitzen.“ Es war wirklich gleichgiltig, wohin er ging. Er hatte kein Talent zur Eins- und er hätte stets und überall Einen über sich gehabt. Ob es in Weimar

die Goethe-Schiller waren, die ihn erdrückten, oder in München die Geibel und Heise: Das machte wenig Unterschied. Nur in der Phantasie war er ja der kühne Alexander, der das blizende Schwert hob und den Gordischen Knoten zerschlug. In der Wirklichkeit versuchte er den Gordischen Knoten, dessen Lösung Herrschaft und Ruhm bedeutet, geduldig aufzulösen. So hat er, wie ein guter Beamter, über dreißig Jahre sein Amt getragen. Am neunten Mai 1902 ist er dann friedlich gestorben, auf der letzten Fahrt nach seinem Sehnsuchtslande Italien, in das er gerade noch einmal hineinschauen konnte.

Die Lebensschwäche, die der Dichter hinter großen Worten zu bergen suchte, die der Mensch, wie es heißt, oft hinter einer gewissen Schroffheit des Auftretens zu verstecken trachtete, läßt sich aus vielen direkten und indirekten Bekenntnissen ablesen. Der Sinn für die realen Mächte des Lebens, der so vielen vormärzlichen Deutschen abging, war auch bei Grose seltsam verkümmert. Als Kind erwischte er einst ein paar Banknoten und schnitt „Schnee“ daraus. Er meint selbst, Das weise bedeutungsvoll auf sein ganzes späteres Leben. Als Mann empörte er sich über Berthold Auerbach, weil dieser „kluge“ Dichter ihm — doch gewiß in bester Absicht — auf einem Spaziergange „ein Privatissimum über Gelderwerb“ hielt. Und aus den Lebenserinnerungen, die der angehende Greis geschrieben, sieht man mit Erstaunen, wie wenig Unterscheidungsvermögen er dafür besitzt, ob Etwas noch lebendig und wirksam oder längst tot und abgethan ist. Man fühlt deutlich, daß hier eine Persönlichkeit redet, die so typisch für eine vergangene oder vergehende Generation ist, daß sie den heute Lebenden in ihrem Denken, Fühlen und Handeln schon seltsam fremd erscheint und in jungen, rüstigen Tagen keinen rechten Platz mehr hat. Niemals hat Julius Grose die Welt genommen oder nehmen wollen, wie sie war. Er ließ nichts auf der Erde; er mußte es entweder zum Himmel tragen oder in die Hölle stoßen. Noch der Greis nannte die Mädchen, die er geliebt, nie mit ihrem richtigen oder einem unauffälligen fingierten Namen. Er nannte sie „Psyche“ oder „Schehezerade“. Aus Alledem spricht ein verfliegener Idealismus, der den festen Boden nie unter den Füßen behalten kann.

Alle Kraft nun, die, früh im Kern gebrochen, zu gering war, um That zu werden, ging in Träumen und Phantasien auf. Niemals ward dem Poeten selbst seine Schwäche deutlicher, als wenn er vor eine wichtige Entscheidung gestellt war. Dann litt er nach eigenem Geständniß an einer sanften Unentschiedenheit und Entschlußlosigkeit. Es ist natürlich, daß gerade dann auch die Phantasie am Stärksten arbeitete. Und Träume, die sich manchmal fast zum Räthsel des Zweiten Gesichtes steigerten, führten die Entscheidung schließlich herbei. Es fügt sich ganz in das Bild dieses etwas weltfremden, phantasievollen und willenschwachen Dichters ein, daß er einem

gewissen romantischen Aberglauben huldigte, daß Visionen ihn umgaukelten und Träume bestimmenden Einfluß auf seine Lebensführung gewannen. Mit Nahrung halb und halb mit verwundertem Bedauern folgt man seinen Berichten. Ein paar Monate vor der Erkrankung seines Vaters hat er einen Traum, der ihm das Begräbniß zeigt, so daß er in Thränen erwacht. Lange bevor er nach München kommt, schaut er die Stadt im Traum, erfährt im Traum, daß seine Künstlerpläne sich nicht erfüllen werden, sieht einen Luftballon schweben, der nach seiner Ankunft in München wirklich aufsteigt, und erblickt ein Gebäude, das ihm ein neues Ziel zu weisen scheint und das sich später als die Staatsbibliothek legitimirte. Gegenden und Menschen erkennt er wieder, die er, wie vor unendlichen Zeiten, schon einmal gesehen haben muß; sein eigenes Grab erblickt er und glaubt später, in Weimar, den Friedhof seines Traumes wiederzufinden. Er schaut im Traum seine Mutter mit fremdem, entstelltem Gesicht und erhält am Morgen die Nachricht, daß die alte Frau von den Schwarzen Blattern befallen ist. Er empfängt eines Tages einen unheimlichen Eindruck von der merkwürdig blutrothen Sonne und liest bald darauf, daß zu dieser Stunde die „Austria“ auf dem Atlantischen Ozean verbrannte. Er hat im April 1861 in den schwersten Stunden seines Lebens eine Vision, in der ihm ein freundliches Haus mit Mansarden und grünen Jalousieläden wie zum Trost erscheint. Neun Jahre später zieht er in dieses Haus ein: es war das Schillerhaus in Weimar. Namentlich diese letzte „Vorschau“ im Traum ist bezeichnend. Ein Anderer träumt von großen Siegen; Julius Groffe träumt und läßt sich trösten von einer sonnigen Kleinstadtwohnung. Er ist eben eine freundliche, friedsame Natur. Und nur, wo er dieses Freundliche und Friedsame zum Ausdruck bringt, hat er Lebendiges und Reines geschaffen. Man trifft es am Häufigsten in seinen Gedichten. Nur sie braucht man eigentlich zu lesen, daneben etwa noch die Lebenserinnerungen, um ihn vollständig kennen zu lernen. Die zahllosen übrigen Schriften bestätigen und verstärken nur die daraus gewonnenen Linien.

Paul Heyse, der sich oft als treuen Kameraden bewährte, that vor vielen Jahren das Beste aus Groffes Lyrik zu willkommenem Strauße zusammen. Wir glauben zwar nicht mehr, was er noch glaubte, daß Julius Groffe ein lyrischer Charakterkopf sei. Wir glauben es nicht, trotz vielen sehr liebenswürdigen und einzelnen vortrefflichen Gedichten, die der Band enthält. Wohl ist überall eine gewisse Eigenart zu spüren; aber sie ist niemals so frei und stark geworden, daß man vor einem Gedichte sofort „Groffe“ sagen könnte, wie man vor anderen etwa im Augenblick „Störm“ sagt. Sie war auch nicht stark und ausgeprägt genug, um Schüler und Nachahmer heranzuziehen zu können. So hat Julius Groffe wohl genug gute Lyrik geschaffen, um sich einen Namen zu erwerben, aber er war nicht genug lyrische Per-

fönlichkeit, um sich auch ein Publikum zu erobern und es kraftvoll festzuhalten. Auch der Lyriker wird deshalb in der Literaturgeschichte nur so lange leben, bis seine Zeit ferner gerückt ist und die alte Erscheinung eintritt, daß die kleineren Sterne ihr Licht an die größeren verlieren. Der Leuchtquell Groffe wird einst in dem stärkeren Leuchtquell Geibel untergehen. Noch aber glänzt und blüht Manches aus seiner Lyrik und unveraltet sind gerade die Gedichte, die einen volkstümlich-innigen, halb idyllischen Zug haben: schlichte Mädchenlieder voll sanfter Sehnsucht, Pagenlieder voll unerfüllter Träume, Stimmungsbilder, in denen die Stimmung eben in Bilder hineingebannt ist. Hierin giebt Groffe zum Theil sehr Schönes. Und Zweierlei verhilft ihm dazu.

Erstens ein durch seine malerischen Studien gebildetes Auge. Charakteristisch ist, daß nicht eine Liebe und Leidenschaft, ein Gefühl, ihn zu erstem poetischen Schaffen angeregt hat, sondern, nach eigenem Geständniß, eine schöne Landschaft, also ein Bild. So nimmt es nicht Wunder, daß er Einzelzüge von realistischer Bestimmtheit hat, daß er Landschaftsattribute verwendet, die sich durch Eigenheit von den damals üblichen Naturlichen sehr unterscheiden. Er selbst hat diese Einzelzüge gesehen und ausgewählt, er kommt durch sie zu einem plastischen Bilde, aus dem er oft zwingend dann die Stimmung entwickelt. Zweitens aber hatte er ein für lyrische Klangwirkungen fein durchgebildetes Ohr. Nicht ganz so gleichmäßig wie Geibel, nicht ganz so geschmeidig wie Heise, war er doch einer der stärksten und glänzendsten zeitgenössischen Formalisten, ein Dichter jener Form, die zwar auch mehr Goldgefäß war für edlen Inhalt als der den lebendigen Leib umschließende Kontur, die doch aber in solchem Grade nicht gelernt werden kann und nur dem Poeten zugänglich ist. Man findet da manche überraschende Feinheit. Er erreicht wundervolle Wirkungen durch eine geschickt, also diskret angewandte Alliteration; er liebt es ferner, im gleichen rhythmischen und strophischen Rahmen die Erwartung plötzlich zu durchkreuzen und die Zahl der Hebungen zu mehren oder zu mindern. Unwillkürlich denkt man an das unerreichte Wunder und Muster der Faustverse, die, wie alle Lyrik, laut gelesen, gehört werden wollen; denkt man daran, wie Goethe die Eintönigkeit und das Klappern zu vermeiden verstand, indem er bei durchgeführter rhythmischer Harmonie hier den Vers schwer, dort leicht füllte, hier einen kürzte und dort den anderen lang ausladen ließ, überraschend und bezwingend zugleich. Man kann nur schwer über dieses hohe Geheimniß der Form reden, das sich Denen, die nicht von Natur das Ohr dafür haben, nur eben in der ganz äußerlichen Ausprägung vorweisen läßt und das selbst Dichtern oft verschlossen ist. Große Feinhörigkeit ist da nöthig; und über diese Feinhörigkeit des Lyrikers hat Julius Groffe manchmal verfügt. Und auch er machte keine Ausnahme von der Regel, daß gerade die feinhörigsten Lyriker durchaus keine Musikfreunde.

sind. Trotz aller Sanftheit warf er seinem Lehrer das Notenheft vor die Füße und empfand die Musikstunde wie weiland Heinrich Heine, der doch gewiß eine klingende Melodienfülle mit sich herumtrug, als entfesselte Folter.

Das sind also die schönsten und echten Gedichte, in denen sich Auge und Ohr in der eben beschriebenen Weise bethätigen können. Die weitere Voraussetzung ist natürlich, daß sie einen freundlichen und friedlichen Charakter tragen, wie ihr Schöpfer selbst. Die reine Gefühlslirik scheidet bei einem Poeten, der Maler werden wollte und seine erste dichterische Anregung durch ein Naturbild empfing, aus, sie steht weit hinter der bildlichen, schildernden, stark mit epischen Bestandtheilen durchsetzten Lyrik zurück. So hat Grosse kaum ein besseres Gedicht geschrieben als den „Walbfrühlings Traum“. Es ist ziemlich lang; aber Grosse braucht eine gewisse Breite, um sich ganz geben zu können, während die eigentliche, die „lyrische Lyrik“ immer besser wird, je kürzer sie wird. So hat er ferner ein paar eigene Pagenlieder und süß schmachtende Romanzen gesungen; hat er zarte Verse den liebenden Mädchen in den Mund gelegt, in deren Seele er sich kraft seiner beweglichen Phantasie versetzen kann und deren sanfte, weiche Seele der seinen so gleicht. Dann gemahnt er wohl an Chamisso; und eins der berühmtesten Stücke aus „Frauenliebe und Leben“ hat er in seinem Emmachklus nur leise umgebildet: „Sonne, liebe Sonne, schienest nie so schön.“ Weiblichem Empfinden folgt er überhaupt gern. Seine Mädchen sind allerdings nie sonderlich blutvolle Geschöpfe; zum kleineren Theil nur sind es schelmische Dinger mit niedlichen weißen Händen, zum größeren aber sanfte Madonnen. Keine Eigenschaft wird so oft an ihnen hervorgehoben wie die Sanftheit. Sie sind oder sollen sein stille Hauslampen: „sein Friede“. Wohl dünken sie ihn „schön wie die Frühlingsnacht“, aber nicht deshalb liebt er sie, sondern, weil ihnen „die Seele im Auge ruht.“ In einem seiner schönsten Gedichte gesteht er der Geliebten, daß sie deshalb für ihn auch nicht altern könne. Er ist also gar kein Dichter der gluthvollen Liebe, der Leidenschaft. Er ist vielmehr der Dichter der Ehe, der Dichter einer gewissen geklärten Gattenliebe. Ja, er bringt es sogar fertig, die Gretchenragoedie in ein Ehe-Idyll zu verwandeln. Wenn Faust, träumt er behaglich in ein paar Versen, Gretchen geheirathet hätte, dann säßen sie jetzt in Ginster und Abendsonne im Burzgärtlein, der Zaubermantel könnte gerade ein schattiges Dach abgeben, der Fudel hätte einen Knochen vor und dürfte den Kinderwagen ziehen, Gretchen würde spinnen und Alles wäre lieb und gut; nur die böse Frau Marthe hätte der Teufel geholt. Wenn Grosse diese zart-freundschaftliche Liebe, in der sich möglichst nur die Seelen küssen, mit leiser Ueberschwänglichkeit feiert, dann ist er in seinem Element; und hier mag man ihm gern und ohne Zagen folgen.

Aber diesem Philemon, der seine Daucis weich und sanft besingen

kann, redet die Phantasie immer von Neuem vor, daß er „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, daß er ein Lyneus sei und nicht nur in der Hütte die Flöte zu blasen habe, sondern auch das Horn auf dem Thurme. Das ist der ewige Sehnsuchtzug der Schwachen nach der Kraft. Und so geht Julius Groffe aus dem Kreise, den er beherrscht, heraus. Er schmeltet Kriegslieder, er phantastirt sich in kühne und gewaltige Szenen und Stoffe hinein, er macht sich an den Tiberius. Alles mit der bloßen Phantasie, ganz ohne Leidenschaft, die ihm fehlt, ja, die er nicht einmal schätzt. „Schweig mir von Leidenschaft, sie ist nur Trug“, singt er in einem kleinen Epos. Dabei hat er den naiven Glauben, daß diese verachtete und ihm nicht gegebene Leidenschaft auf sein Kommando sich doch einstellen, sturmgewaltig einherbrausen und Alles hinreißen müsse. Oder er hält es gar mit der noch naiveren Anschauung, daß er sie nicht einmal nöthig habe, weil die Phantasie, die Wunderthäterin, sie ersetzen könne. Und die Phantasie hilft ihm auch, freilich auf ihre Art: er berauscht sich durch ihre Vermittelung, er bringt sich selber in Dampf und künstliche Siedehitze, er schleudert dann wirklich auch eine rasselnde Bilderpracht heraus und hallende Donnerworte. Je weniger hinlänglich das eigentliche Gefühl ist, um so mehr ballt sich Wortprunk, um so grobkörniger wird das Pathos. Ueberlaut blasen die Trompeten, — „doch es ist ein falsches Lied“. Und still wendet man sich von dem künstlichen Getöse ab, das die Phantasie auf Kosten der Schlichtheit und des Herzens in Szene gesetzt hat. Nicht Schöpferodem ist da einghaucht, sondern im Schweiß seines Angesichts hat der Dichter einen leeren Balg aufgepumpt. Nirgends zeigt sich der Mangel an Temperament, Leidenschaft, Männlichkeit deutlicher und peinlicher.

Schon in den idyllischen Gedichten kommt ja die innere Schwäche Groffes in tausend kleinen Zügen zum Vorschein. Da klagen die Mädchen alle bezeichnender Weise über des Mannes Schwächernheit. „Wären die Burschen nicht heute so feig“, jammert die Eine. Und die Andere muß selbst resolut werden und den Geliebten am Rockzipfel packen. „Kiß mich auf meinen rothen Mund“, bittet sie dabei; und als der Zaghafte es, natürlich wieder schwächern, thut, da seufzt die liebe Unschuld, die ein besseres Los verdient: „O Gott, wie bang! Noch einmal so lang!“ Nirgends ein feder Muth der Entschließung. All diese Helden, die Geist von Groffes Geist sind, haben Furcht, sich an ein Mädchen heranzuwagen, und wenn es endlich einen scheuen Fuß setzt — der Initiativantrag dazu ist meist von dem Femininum gestellt —, so halten sie die längsten Monologe über ihre Pflicht und bilden sich gleich immer ein, einer Mädchenbrust den Frieden geraubt zu haben. „Wer fände Muth, sich kühn ein ganzes Herz zu fassen?“ heißt es an einer Stelle in den Gedichten. An einer anderen: „Wer lehrt die Lippen schwächern

das erste Liebeswort?" An einer dritten: „Warum scheuchte mir die Macht Deines Blicks ein tief Bekenntniß?" In dem prächtigen Tristan-Cyklus fällt es auf, daß der Page gar nicht daran denkt, sich der Herrin, die auch ihn im Herzen trägt, zu offenbaren. Er hat nicht den Muth dazu und begnügt sich mit aufregenden Träumen.

Eben so scheu, schwachherzig und entschlußlos sind die unheldenhaften Helden seiner Epen. Die Coeurdame muß sich bei ihnen immer selbst ihr Recht schaffen. So nimmt das holbe Kennchen im „Volkslied“ ihren Erwin einfach beim Kopf. „Heut freilich“, fügt der Dichter hinzu, „verschwinden die Resoluten“. Und das gelungenste kleinere Epos, das Julius Große geschaffen, „Der graue Felter“, ist so recht für seine und seiner Personen Willens- und Lebensschwäche bezeichnend. Der Held, ein Kriegsheld dabei, würde jammern und die Flinte ins Korn werfen, wenn ihm nicht der Felter die Braut direkt ins Haus trüge. Zu jeder vernünftigen Handlung seines Herrn giebt er den Anstoß. Er führt die Begegnung mit der Geliebten herbei, er treibt durch eine vom Poeten hübsch erfundene Episode den Liebhaber dazu, um das Mädchen zu werben, er löst den Knoten. So geht es allen Helden Groesses: sie thun erst einen Schritt vorwärts, wenn sie einen Rippenstoß erhalten haben. Es sind schwache Seelen, denen der frische Muth zur That fehlt. Ihre Sehnsucht sucht sich also einen anderen Ausweg und findet ihn in Träumen und Phantasien. Aber da greift dann jäh die rauhe Wirklichkeit ein. Auf dem Jahrmart träumt sich der Dichter ins Morgenland, in die Wüste und an Heldengräber, bis der bunte Schimmer verfliegt und er in Nürnberg auf dem Volksfest steht, unter dem Feilichen der Landleute und dem Brüllen der Menageriebestien. Sein „Page Tristan“ treibt noch schlimmer, kämpft im Traum in glänzender Rüstung für die Geliebte, umarmt sie, — und bricht schließlich mit dem Bett durch. Er hat das Rissen umschlungen und mag sich nun schämen. Aber nicht, wie Heine, mit Wis und Ironie voltigirt Große über die Klust, die sich zwischen Ideal und Wirklichkeit aufthut: er versucht, sie mit einem etwas wehmüthigen Humor, mit Galgenhumor zu überbrücken. Und hier kommt er auch zu stärkerer Eigenwirkung, hier pfeift er eine eigene Note: denn sein Page leidet ja am gleichen Leiden wie er. Deshalb zählt auch der Tristan-Cyklus zum Besten was er schuf, und es ist schade, daß die Note nicht häufiger wiederkehrt.

Den indirekten Bekenntnissen aus den poetischen Schöpfungen mögen noch zwei direkte aus den Lebenserinnerungen folgen. Große gesteht b. an einer Stelle, daß sich bei ihm „der ästhetische Ekel allezeit mächtige erwiesen habe als „die sogenannte gesunde Sinnlichkeit.“ Und er beichtet „Erlebniß seiner Jugend, dessen Wiedergabe er so einleitet: „Ich weiß, Manche die ihre Lebenserinnerungen erzählen, halten es vielleicht für ihre Pflicht, o

Diskretion oder aus Bescheidenheit nicht Alles zu sagen. Mein Prinzip ist in erster Linie die Wahrheit. Welchen Werth sollte eine Autobiographie haben, wenn sie das Vertuschen, Schönfärben oder ängstliches Selbstverleugnen zuließe? Wenn das Lächerliche tötet, wie man sagt, ist das andere Wort eben so wahr: nihil humani a me alienum puto; und Der darf es am Ehesten wagen, der sich, wenn nicht des Leichtsinns, doch des sittlichen Verschuldens frei weiß.“ Die starke Introdution spannt. Was kommt nun? Was hat der junge Grosse gethan, daß es den Greis noch bedrückt, der seine Memoiren schreibt? Wird ein peinliches Kapitel sich entschleiern, wie manches Dichterleben es aufweist?

Dies aber geschah: ein siebenzehnjähriges Mädchen aus einer märkischen Kleinstadt war zu Besuch bei einer mit Grosses Eltern befreundeten Familie eingetroffen. Bei einem längeren Spaziergang, während die Angehörigen langsam vorausgingen, blieben die jungen Menschen zurück, und da die Jugend so schön und die Sommernacht so herrlich war, kam es, daß die herzige Kleinstädterin dem Studenten Julius Waldemar Grosse im Arm lag und sie einander küßten. Was weiter? Nichts. Aber dieser Grosse, der wohl nie recht jung gewesen ist, glaubte seitdem, einer Mädchenbrust den Frieden geraubt zu haben. Und wegen dieses Kusses, der dem Goldchen wahrscheinlich gut geschmeckt hat und eine liebe, fröhliche Lebenserinnerung geblieben ist, schämte und grämte er sich noch nach vierzig Jahren. Und noch der Greis beschwört sich, diesen Kuß in seinen Memoiren ja nicht zu vergessen, denn die Wahrheit ist sein Prinzip und auch der Leichtsinn muß gebucht werden. Und wegen dieses Kusses, den der Student einem Backfisch gegeben hat, ruft noch der Sechzigjährige: Nihil humani a me alienum puto!

In diesem Geschichtlein, für dessen Komik Grosse keinen Sinn hatte, das zum Lachen und zum Weinen ist, liegt ein ganzes Leben beschlossen. — ein so ganz anderes, als die nachfolgende Generation es gelebt hat. Und dieser selbe Dichter nimmt sich, ohne auch hierin die leise Komik zu spüren, den „Liberius“ vor. Dieser selbe Dichter glaubte sich berufen, das Hohelied vom Deutschen Reich und der neuen Zeit zu singen, das Bismarckwerk in der Dichtung, den großen Psalm der Kraft zu schaffen. In einem modernen Epos, im „Volksramslieb“, sollten die welt und kulturgeschichtlichen Großthaten etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre poetische Widerspiegelung erfahren und in der Verknüpfung mit dem Lebenslauf eines frei erfundenen Helden zur Einheit gezwungen werden. Was dabei herauskam, läßt sich denken. Kein einziger mitlebender Poet war im Stande, auch nur einen annähernd entsprechenden Ausdruck für die Großthaten zu finden, die sich unter Bismarck vor ihm abspielten: und da kommt der sanfte Grosse und nimmt sich nicht nur vor, Bismarck und dem neuen Reich gerecht zu

werden, — nein: auch alle sonstigen kulturellen Glanzleistungen der lept n fünfzig Jahre einzufangen. Er hat den gewaltigen Stoff denn auch glücklich in lyrisches Stückwerk zerblasen, das hilflos und ohnmächtig den Ereignissen nachastet, Lieder und poetische Szenen in den verschiedensten Formen mischt und bei mancher Schönheit im Einzelnen doch den geradezu ungehuerlichen Widerspruch zwischen Wollen und Können zeigt. Eiserne Fäuste gehört u dazu, das Reich zu errichten; nur ein Poet mit eisernen Fäusten, nicht ein sanfter Sänger von Mädchenliedern, vermag das Ringen und Leben der gewaltigen Zeit in ein Lied zu bannen.

Groffe wollte eben mehr sein, als er war. Wie nichts Irdisches so recht Das für ihn bleiben durfte, was es in Wirklichkeit darstellte, sondern von seiner Phantasie mit einem Rebel umgeben ward, daß es sich verklärte oder verzerrte, so sah er sich selbst, seine Gaben und seine Grenzen, auch nur undeutlich, in einer phantastischen Vergrößerung, die nun hinderte, daß sein eignes Wesen sich setzte und zu fester Ruhe gelangte. Die Phantasie, seine wunderthätige Führerin, war auch seine Jägerin und Todfeindin. Sie verrückte ihm das eigene Bild und das der Welt; sie nahm ihm jeden Maßstab und zeigte ihm alle Ziele gleich nah. Augenmaß, Sinn für Größenverhältnisse fehlten ihm völlig. Nichts Anderes hat Emanuel Geibel gemeint, wenn er urtheilt, die Phantasie verführe den Freund oft dazu, die Schönheitlinie zu überschreiten. Er durfte weniger liebenswürdig von dem starken Mißverhältniß zwischen eingebildeter und wirklicher Kraft reden. Die Götter hatten diesem Julius Groffe die feurigen Sonnenrosse der Phantasie zu herrlicher Fahrt gegeben, aber er war kein Helios, der die davonbraulenden mit starkem Griff bändigen konnte und in dessen Hand allein sie ein Segen gewesen wären. Sie brachen vielmehr auch ihm, dem zu schwachen Phaeton, aus der Bahn, wurden nicht im abgemessenen Verhältniß zur Erde gehalten und fuhren ihren Lenker nicht zu unsterblichem Leben, sondern in den Tod.

Das wollte Groffe nicht einsehen. Theoretisch hätte er Dies und Jenes vielleicht zugegeben; hätte vielleicht zugegeben, daß man selbst Etwas von eirem Liberius in sich haben müsse, um einen überzeugenden Liberius zu schaffen. Praktisch zog er die Ausanwendung nicht. Weil er kraft seiner Phantasie höchst farbige und theatralisch wirksame Szenen zu stellen vermochte, die Aufführung seiner Dramen deshalb auch fast immer einen gewissen Erfolg brachte, war ihm völlig unbegreiflich, daß ihn Niemand als Bühnendichter anerkennen wollte und sich die großen Theater ihm verschlossen. Am Liebsten hätte er — wie viele seiner Müsstrebenden, die stets vergeblich nach dem Lorbeer der Dramatiker griffen — an ein allgemeines Komplot geglaubt; drum suchte er nervös nach etwa vorhandenen Feinden, die sich an ihm rächen wollten. Da ferner diesem weltfremden und nur in seinen eignen Phantasien lebenden Mann der

Sinn für das noch Lebendige und Wirkende mangelte, erzählte er gern von eigenen und andern, längst vergessenen und vergessenswerthen Schöpfungsgen mit einem wichtigen und wunderlichen Eifer, der auch gar kein Verhältniß zu dem Gegenstande hielt. In diesen Fällen machen seine Erinnerungen einen recht peinlichen Eindruck.

Zieht man die Summe dieses Lebens, so kann man gewiß zu dem Diktum kommen, daß Julius Groffe sich den Dichtern zugeselle, die zu viele Talente und zu wenig Talent besaßen. Es ist gut, daß seine Lyrik da ist; nur sie legt heute noch schwachen Protest gegen dieses Urtheil ein. Er hat sich nach jeder Richtung hin versucht; er hat Gedichte und Epen, Romane und Novellen, Dramen und Kritiken, Satiren und Feuilletons geschrieben. Das Publikum konnte seine Produktion nicht mehr übersehen; es wußte nicht, was dieser Julius Groffe eigentlich war und woran es sich halten sollte. Er selbst versäumte, rechtzeitig einzulenken und mit vollem Nachdruck auf sein Verßbuch zu verweisen. Eine geschlossene Persönlichkeit war er nicht; da war es doppelt unklug, sich noch so zu zersplittern, statt wenigstens eine Spezialität herauszubilden. Deshalb gerieth er — besonders, seit die Jugend aufstand — immer mehr ins Hintertreffen. Er fühlte es selbst, aber er ließ nicht ab von dem Kampf um versagte Gipfel. Und immer wieder scheiterte sein lebenswürdiges Können, weil er das Ziel zu hoch gesucht hatte.

In ein paar Versen hat er einst sein Lebensideal ausgesprochen. Er wäre als Dichter glücklicher gewesen, wenn er nur dieses Ideal poetisch ausgemünzt hätte, statt immer darüber hinauszugreifen. Die Verse heißen:

„Bei goldnem Wein, auf grünen Aun
In schöne Frauenaugen schaun,
Auf blauer Meeresfluth entlang
Im Marktschiff fahren mit Gesang,
Der Welt entrückt auf Alp:nhöhn
Die Welt im Sonnenaufgang sehn,
Im alten Herzen ein holdes Bild,
Das ewig treu und ewig mild,
Ein sanfter Tod, wies Gott gefällt —
Wer weiß wohl Bessres auf der Welt!“

Aber auch hier habe ich zwei Zeilen aus der Mitte fortgelassen. Sie lauten:

„Auf feurigem Roß durch Haiden weit
Hinjagen nachts zur Sommerzeit.“

Denn Das ist wieder nur die Phantasie. Julius Groffe, der nur den Pegasus ritt, hätte sich in Wirklichkeit für das feurige Roß bedankt. Das ist die Phantasie, die den erfurter Geologensohn über das übliche Bürgerdasein hinausgeführt und ihn erst zum Dichter gemacht und die doch auch ihn wieder irrgeliehet, gequält und als Dichter vernichtet hat.

Schwedische Natur.

Ein Hochschwede, der nur im Nachtzug Schwedens südlichste Provinz durchreist hat, um nach dem Festlande von Europa hinaus zu kommen, und dann, nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland und Frankreich, einige Streifzüge im südlichen und westlichen Schonen unternimmt, wird anfangs mit Erstaunen bemerken, daß er nicht heimgekommen ist. Er ist ein paar Tage nordwärts gereist, durch die triviale Ackerbau Landschaft Norddeutschlands, hat vielleicht die Sanddüden von Brandenburg und das Flachland von Mecklenburg durchfahren, die deutsche Hafenstadt verlassen: und nach einer Tagerede auf dem Meer, immer nordwärts, landet er an einem lichten, offenen Strand, wo die gelbweißen Kalkblöcke eine „Schonung“ gegen die blauen Wellen des Sundes bilden.

Vom Strand aus, der den Eindruck einer französischen eher als einer deutschen Küste macht, erstreckt sich das Land einwärts in offenen Ebenen, bald flach wie ein Fußboden, bald sich in schöne Wogenlinien hüllend, wo die Acker sich wie wohlgekämmte Felle ausbreiten. Hier gedeiht der empfindliche Buchweizen auf ebenem Feld zwischen Kreide- und Flintballen und im Lehm knüpft die Kunkelrübe ihre zuckerhaltigen Wurzelknollen unter dem saftgrünen Kraut; dem Wegrand folgt die Wegwarte oder die wilde Cichorie und dem Bahndamm die exotische Hasenruthen aus dem goldblüthigen Geschlechte der südlichen Winterfamilie; der Rasenzaun wird von der Korbweide gebunden, deren grünlende Ruthen niemals Ruhe vor den Meereswinden bekommen; die Auffahrt zum Herrnschloß ist von der kanadischen oder Virginiapappel bewacht, einmal von der lombardischen. Eine völlig fremde Landschaft für den Hochschweden, der nie über die Heimath hinauskam; der weitgereiste glaubt sich in Nordfrankreich.

Wo die Ebene sich wieder gegen einen Berg Rücken lehnt, begegnet einem zuerst der schonische Hag, der seinem nördlichen Namensvetter so ungleich ist. Die Vorposten gegen den überall vordringenden Acker stellen die elegantesten Hartriegelsträucher, Weißdorn, Schlehen, Kornus, Wildapfel, Kreuzdorn und Faulbaum, Alle zusammengewebt von wildem Hopfen, Winden, Kaprifolium. Dringt man an einem Herbsttag in diesen Niederwald ein, wenn die Sonne sich gegen eben vom Regen begoffenes Laub bricht und die rothgelben Faltern des kleinen Wildapfels, die rosenrothen dreieckigen Hartriegelbeeren, die feuerrothen Früchte des Weißdornes und die thaublauen des Schlehenbusches beleuchtet, so staunt man über die Leppigkeit, die das Unterholz unter dem Schutz gewaltiger Eichen, Eschen und Birken zu entwickeln vermag; zugleich ist man entzückt von der feinen, lustigen Anmuth im Rhythmus der Zweige, in der ausgesuchten Zeichnung der Aeste und in der zierlichen Anordnung des Blattwerkes.

In dem feuchten Humus sind noch im Herbst Reste von südlichen Gräsern und Kräutern zu sehen, wie die Riesenrippe, die den Platz in einem Maubouquet verdient, und das Waldbriedgras, *Cordylis cava*, der Leckerstein, *Rumex sanguineus*, der Waldfauerampfer, *Gagea spathacea*, die Scheitfrühlingszwiebel, *Galeobdolon luteum*, die Goldnessel und die für den Buchenwald charakteristische *Circaea* mit dem rein parisischen Zunamen *Luteola*. Folgen wir dem kleinen Bach, der leise zwischen Baumwurzeln und Eichen dahin raschelt, so entdecken wir Nordbewohner bald den unermeßlichen Unter-

zwischen diesem selbstgefaßten Park und unserem steinigen Hag, wo zwischen moosigen Bergfingeln und Blöcken aus Graustein unter niemals reisenden Nadelbäumen und Wasserbirken der zusammengeschrumpfte Wachholder an der Seite von Haide und Preiselbeerfraut das Unterholz bildet, wo die Glockenblume und der Wachelweizen die kurzhaarigen Grasdecken zieren, die sich zwischen Baumwurzeln und Steinen ausbreiten können.

Wandern wir wiederum in die Ebene hinaus und ziehen landaufwärts, über Torfstühe, an Mergelgruben vorbei, nach lehmigen Stoppeldäckern, wo die Hänsehcerben Korn suchen, so schrecken wir vielleicht ein Volk Rebhühner auf, treffen möglicher Weise ein zurückgebliebenes Storchenpaar an, hören auch wohl das Gegacker streichender Wildschwäne: und sehen bald in der Ferne, wo die Ebene hinaufgetroffen ist, um eine Lehne am Bergfüßen zu suchen, eine Laubwerkkontur in schönen, wellenförmigen Linien, die für uns, die Kinder des Märstrandes, die gewohnt sind, den stacheligen Fichtenwaldhorizont zu sehen, lockt und stimmt wie dunkle Erinnerungen an die Märchenbücher, an das erste romantische Theaterstück unserer Jugend. Das ist der Buchenwald. Treten wir in die dunkelgrünen Gewölbe. Im Herbst spüren wir so recht das Behagen, frei und weit sehen zu können, fühlen den Vortheil, den Fuß auf glatten, ebenen Boden setzen zu dürfen; denn die Buche ist kein Freund vom Bergsteigen wie die Nadelbäume. Die schön gezeichneten Stämme, geschmeidiger als die der Eiche, sind mit einem lichtgrauen, manchmal matten Silberton gefärbt, auf den braungrüne Moose, graugrüne Flechten ihre kräftigen Pirsalstriche gesetzt haben. Weht es oben in den Kronen: unten ist ruhig; und die schwach klingenden, oft raselnden und flüsternden Klänge des harten Laubes sind zu heiterer Tonart gestimmt als die dünnsaftigen Aeolsharfen der melancholischen Nadelbäume. Doch jetzt ist der Buchenwald schwer, denn es ist Herbst und das Laub ist dick und dunkel geworden, der Regennebel ist vom Meer hereingedrungen und die Kräuter auf dem Boden sind längst durch den Mangel an Licht getödtet. Im Winter ist der Wald hell und die herrlichen Skelette zeigen in ihrer imponirenden Nacktheit das Geheimniß in den Proportionen der Stamm- und Zweigbildung, auf die ihre Schönheit zuletzt gebaut ist. Ist dann ein kalter, luftiger Tag, so wird man neue Töne im Buchenwald hören; wenn der Wind durch die entlaubten Zweige der Wipfel zieht, saust es wie im Takelwerk einer Fregatte, krachts in den gefrorenen Stämmen, im ganzen Wald umher. Das giebt den Kommentar zu den dem Nordbewohner unverständlichen horazischen *silvas laborant, den „arbeitenden Wäldern“*. Scheint die Sonne auf die bereiften jungen Buchenbüsche, die ihr goldgelbes Laub zum Schutz der Knospen behalten, ist ein leichtfüßiges Reh zwischen den Holzhausen zu sehen, schleicht ein Fuchs auf der Spur eines unvorsichtigen Winterhasen und schreit der bunte Eichelhäher, dann zeigt sich der Buchenwald in der dem Hochschweden liebsten Tracht. Das Auge des Südschweden hat am ersten Frühlingsgrün freilich die größte Freude.

Zurück in den Herbst! Wandern wir aus dem Wald heraus und nähern uns dem kleinen Binnensee, wo das Schloß liegt, so läuft der Weg unter Eichen, die hier, in dem tiefen Humus wurzelnd, höher schießen und weichlicher aussehen als unsere nördlichen; die sonnenscheingelbe, wohlbesandete Alee ist mit Linden eingeraht. Vereinzelte Hornbuchen, kleine, zierliche Bäume, noch mehr

Südländer als die Buche, breiten ihre lindendähnlichen Kronen aus, die das Laub der Ulme in Miniaturform und die Früchte des Horns tragen. Und sie folgen der hohen Gartenmauer noch bis ans Schloßthor, wo sie sich in die schönste und bildbarste aller Hecken verwandeln. Begegnen wir hier dem Gärtner und werden von ihm in den Lustgarten geführt, so müssen wir uns an den sachverständigen Führer halten, um uns in all den fremden Herrlichkeiten zurechtzufinden, die vortheilhaftes Erdreich, günstiges Klima und genügende Pflege hier hervorgezaubert haben. Die Zwergpalme und die Magnolie, der japanische Firnissbaum und der Tulpenbaum erinnern noch an den Herbst in den Villenparks Italiens. Dieser stattliche, eschendähnliche Baum mit den gepaarten fetten, blanken Blättern und den grünen, nach Salzsäure riechenden Früchten ist der königliche Walnussbaum, *Juglans regia*. Diese schwächtigen, lindendähnlichen Stämme mit dem blaffen Laubwerk, unter denen noch blässere kleine Himbeeren sich bergen, sind der weiße Maulbeerbaum, der am Mittelmeer zu Hause ist und von der Seidenraupe besonders geschätzt wird. Der halbstämmige, dunkelblättrige Baum mit den citronengelben, birnenförmigen Früchten ist die echte Quitte, der *Aphrodite* geweiht und in „Tausendundeine Nacht“ ein beliebtes Gericht. Hier ist die echte Kastanie eingefangen und gezwungen worden, in warmen Jahren reife Frucht zu geben; erst im südlichsten Deutschland, vielleicht erst an den Abhängen des Bierwaldbättersees wird man sie wild wiederfinden, mit ihren zerklüfteten, gleichsam vom Blitz getroffenen schwarzen Stämmen und ihrem Kranze bildenden, schönen Laub. An der Schloßmauer klettert die echte Weinrebe noch hoch über die Fenster des ersten Stockwerkes hinauf, wo die blaue Frankenthalerin neben der weißen Traube von Fontainebleau hängt. Vom Mauerspaller sind Pflirsche und Aprikosen eben geerntet und längst im Kasten, während die Orange noch in dem warmen Sonnenschein eines nördlichen Spätsommers glüht.

Doch kommt der Winter und verlieren alle Laubbäume ihren Schmuck, dann wä. be es hier, wo der ewig grüne Nadelbaum des Nordens fehlt, noch oder aussehen als im hohen Norden, wenn nicht einige immer grüne Büsche ihr Laubwerk behielten: die Vorberkirsche, *Evonymus Japonica*, namentlich die Steineiche, die ein paar Mannshöhen erreicht und mitten im Schnee mit ihren gezackten oder ganzen Blättern und feuerrothen Beeren Staat macht.

Das ist Schonen, Schwedens meercumflössener Peloponnes, vielleicht das skandinavische Hellas, wo die Kultur sich zuerst niederließ und sich am Schnellsten, unter den günstigsten Verhältnissen, entwickelte. Doch es ist nicht das ganze Schonen; denn setzt man sich in Lund in den Eisenbahnzug und reist nordwärts, so wird man innerhalb einer Stunde merken, wie die Landschaft sich verändert. Schon zwischen Stehag und Höör hat die fruchtbare Ebene aufgehört; die Buche schrumpft zusammen und bildet keinen Wald mehr, sondern ist mit Eichen und Birken gemischt; und hinter der Station Höör tritt magerer Kieferwald auf Sandrücken und in Haihöhen auf; Sumpfwiesen wechseln mit hochgelegenerm Weideland ab; bei Tjörnarp bleibt man noch einige Minuten in einem herrlichen Buchenhain, geräth gleich darauf aber zwischen Kollsteingrate und sterile Sandhügel, wo jetzt die Birke gelb zwischen grünen Wacholderbüschen und braunen Erlen steht; fühlt die Heimath sich nähern, wenn man einen abschüssigen Grausteinberg passirt, eilt durch eine hochländische Bauernlandschaft mit Roggenäckern,

Birkenhagen, rothen Holzhäuten und Pfafljähnen, glaubt, einen Schimmer von Norrland zu sehen, wenn eine Dedhaide mit Gagel und Mausebeere auf Minnuten am Wagonfenster vorbeidefilirt. Wenn der Zug schließlich in Heselholm hält, fühlt man sich daheim in Hochschweden, vielleicht noch weiter nordwärts, wo man in einer Landschaft sitzt, die von Kiefern- und Fichtengraten begrenzt wird und Haide auf dem Sand zwischen elenden Birken trägt. Und doch ist man nur sechs Meilen nordwärts gereist und nur unbeträchtlich gestiegen. Dieser jähe Uebergang vom Süde zum Norden, der in anderthalb Stunden vollendet ist, hat mehrere Ursachen, deren wesentlichste wohl ohne Zweifel die Beschaffenheit des Bergbodens ist. Das südwestliche oder eigentliche Schonen, das geologisch zur dänischen Inselgruppe gehört, ruht nämlich auf den jüngeren sedimentären Schichten, die den Namen Silur-, Jura-, Kreide- und Steinkohlenformation tragen, während im nordöstlichen Schonen der Urberg, hier der Gneis, die Unterlage bildet. Diese jüngeren Ablagerungen aus dem Wasser bestehen meist aus losem Schiefer, Kalk, Kreide, Sandsteinen oder Konglomeraten und haben fast ausnahmslos die Eigenschaft, schnell das Wasser durchzulassen, die Erdwärme zu behalten und der Ackerkrume einen lockeren, leicht assimilirbaren und treibenden Charakter zu geben, während Granit und Gneis unurchbringlicher für das Wasser, schwer zu assimiliren sind und einen kalten Untergrund bilden. Im Großen gesehen, hat die ganze Natur Schwedens ihr Gepräge daher, daß sie auf dem Urberge ruht, der am Liebsten Nadelwald trägt und durch seine Risse und Vorsprünge, Erhöhungen und Senkungen Quellen für die unzähligen Seen und Flüsse abgiebt, die man in Europa sonst vielleicht nur in Schottland und der Schweiz, aus den selben Gründen übrigens, wiederfindet.

Die anderen Ursachen für den schnellen Uebergang zu nördlicher Landschaft auf der kurzen Strecke, die wir passirten, können wir in der meerumflossenen Lage des südwestlichen Schonen suchen, die eine höhere und gleichmäßiger Temperatur bewirkt und Frost abhält, während der nördliche Theil der Provinz, der gleichsam eine Fortsetzung des smaaländischen Hochlandes bildet, weniger dem Einfluß des Meeres und der westlichen Winde ausgesetzt ist. Bedenkt man noch die Erhebung des Landes, die nördliche Lage, die Nähe der Feuchtigkeits bringenden Wälder, Frost erzeugenden Moore und Moore von Smaa'and, so hat man in knapper Verkürzung die Gründe für die scharfe Grenze zwischen Norden und Süden. Die Beschaffenheit des Bergbodens bleibt freilich das Hauptmotiv.

Aber Schonen hat noch zwei andere Landgrenzen; sie heißen Halland und Bleking. Beide Landschaften sind Abdachungen des smaaländischen Hochlandes und werden von Bächen und Seen des selben Landes bewässert. Doch in Halland, das an der Westküste liegt, haben Wellen und Winde den Strand rasirt und zu Sanddünen zerbrockelt, während Bleking besser geschützt und namentlich, durch die Berge und Wälder Smaalands, vor dem Wüthen des Nordwindes bewahrt ist. An der halländischen Küste zeigt die Flora, besonders in der Pracht der Winterarten, französischen und englischen Einfluß. Am Strand hat der größere Salzgehalt des Wassers andere Tangarten als im Osten und eine Fülle heller, band und fadenförmiger Algen geschaffen. Schon der Tang lehrt den Wanderer erkennen, ob er im Westen oder Osten Schwedens ist. In Bleking wachsen im Schutz der ziemlich abschüssigen Berge Eiche und Hasel, Rose und Weißdorn. Trog-

dem diese Landschaft den selben Berggrund hat wie Halland, nämlich Gneis und Granit, und trotz der südlicheren Lage trägt sie einen eher an den Norden erinnernden Charakter, der aber an der Küste hefter erscheint. Ihr fehlen Rebe und Epheu, die in dem nördlicheren, lustigeren Halland gedeihen. Vor Halmstad werden allerdings nicht Auster, Hummer, Seelrebse gefischt, aber Flunder, Scholle, Schellfisch und Weisling; und der Strömling, in Halland dem Namen nach unbekannt, wird zwar auch in Bleking noch Hering genannt, ist aber völlig zum Ostseeströmling zusammengeschrumpft.

Nehmen wir bei Hesteholm wieder unseren Platz im Bahnzug ein und ziehen nordwärts, so treten wir bei Elmhult in Smaaland ein und damit in eine Provinz Schwedens, die vielleicht am Meisten von allen ein Land für sich ist. Hält der Zug auf einer hochgelegenen Station, dann sieht man, so weit der Gesichtskreis reicht, ein Meer von Fichten, mit Kiefern und Birken gemischt; einige Flecken angebauten Landes, das Blinken eines Baches, den Zipfel eines Sees. Es ist ein Bergland von Gneis und Granit, doch mit Bergen, die nicht hoch genug sind, um Quellen für Flüsse mit fruchtbaren Thälern zu liefern; ein Seeland, doch mit kleinen Bergseen, deren Ufer nicht Wiesen und Acker anlegen konnten und dem größere Ebenen fehlen, wo der Rehm der Eiszeit sich zu fruchtbarem Kornfeld auszubreiten vermocht hätte.

Wieder eine Haltestelle. Am Rand eines Binnensees öffnet sich eine Landschaft, so still und einsam, daß man ihresgleichen manchen Breitengrad nördlicher suchen muß. Von Klippenusern eingesaßt, die den Fichtenwald bis hinunter an den Strand tragen, liegt der Waldsee da. Ein Bergsturz bildet ein Riff draußen im Wasser, Meerkiefern sind darauf hinaus geklettert und balanciren auf den Steinen. Zwischen den Strandblöcken auf einer Landzunge steht eine vergilbte Birke, die sich über das Wasser neigt, als suche sie zu sehen, wie tief es bis zum Grund ist. In einer verschlammten Bucht raunt die schwarze Winse alte dunkle Mären von „Mordlingen“ und Waldmännern, Blutrache und Meuchel mord. Und mitten im See liegt ein Steinhaufe, der einen Holm bildet; auf dem stehen Fichten, die sich zusammengedrängt haben, um Raum zu bekommen, von der Feuchtigkeit geschwärzt und mit Bartflechten überzogen, so daß sie Cypressen gleichen. Ein schwimmender Kirchhof auf einem schwarzen Wasser. In solche unwirthliche Gegend hat sich das letzte Exemplar einer vor dem Anbauer fliehenden Fauna zurückgezogen. Hier kann man noch in einen Kranich tanz hineingerathen, auf eine Reiherkolonie stoßen, einen schwarzen Storch zu schießen versuchen. Und trifft sich, daß der Fischer in einer dunklen Nacht in seinem Garn den seltenen Fisch Wels fängt, dann nährt er vielleicht die umlaufenden Gerüchte von der großen Seeschlange.

Doch wir ziehen wieder gen Norden und steigen bei Näfjöö nach Jönköpung nieder. Der Föhrenwald lichtet sich, Eiche und Birke kommen wieder. milde, feuchte Winde wehen uns an und aus einer halb abgelaubten Herbstlandschaft treten wir in die eines noch grünenden Spätsommers. Mit großer Geschwindigkeit geht es bergab, da wir vom smaaländischen Hochland hinunterfahren, das hier einen Theil seiner Wasseransammlungen durch den prächtvolleren Hausmühlfall niedertreibt; und so sind wir bei dem lichten Binnenmeer Bettern. Wir sind einen ganzen geographischen Breitengrad nordwärts gezogen und haben

dennoch ein südlicheres Klima erreicht, trotzdem der Berggrund sich nur aus Granit in Gneis verwandelt hat. Linde, Eiche, Ulme, auch recht große Buchen sind hier zu sehen, nördlich von der offiziellen Buchengrenze; und von den dunklen Föhrenwäldern und schwarzen Sandseen Smaalands haben wir eine äußerst lichte, sonnige Landschaft mit weiten Gesichtskreisen erreicht. Die Ursachen dieser Anomalie dürfen wir in der Senkung von Hochland zu Flachland, der Abwesenheit tiefer Wälder und Moore suchen, vor Allem aber in der Nähe eines Binnenmeeres, das den Winden freies Spiel läßt und dessen spiegelnde Oberfläche wie der Reflektor einer gewaltigen Sonnenmaschine wirken muß. Unterstützt werden diese wirksamen Faktoren durch den Uebergang des Berggrundes zu jüngeren Ablagerungsschichten, wie auf Blingsö, den Gegenden um Grenna und Omberg die Vegetation einen rein südschwedischen Charakter annimmt, so daß die weiße Maulbeere gedeiht, die Buche neben dem Lärchenbaum in größeren Beständen auftritt und der Walnußbaum Frucht trägt. Verlassen wir den Better, diesen in Sagenbunzel eingehüllten See, der noch auf seinen Physiographen wartet, und machen einen Ausflug nach Nordwest, so sind wir bald in einer der originellsten und am Fröhlichsten angebauten Landschaften Schwedens.

Dem Hochschweden, der zum ersten Mal in Wästergötland reist, müssen die höchst ungewöhnlichen Konturen auffallen, die ihm die über eine sonst banale Landschaft sich erhebenden Berge bieten. Trifft es sich, daß man sie in der Abenddämmerung zu Gesicht bekommt, dann glaubt man zuerst, Wälle, Bastionen, ungeheure Burgruinen zu sehen. Bei Tageslicht werden sie sich als Tafelberge ausweisen; sie bestehen aus abgelagerten jüngeren Bergarten, die aus dem Wasser abgesetzt und so auf einander gestapelt sind, daß auf dem Boden des Urberges der Sandstein ruht, darüber der Alaunschiefer, der Kalkstein, der Lehm- und Thonschiefer und ganz oben eine Schicht der vulkanischen Bergart Trapp.

Wer von Falköping einen schnellen Spaziergang den Möllesberg hinauf macht, wird sofort merken, wie die Vegetation sich in zwanzig Minuten ändert. An dem ziemlich niedrigen Fuß des Berges gedeiht die Buche, sogar die noch empfindlichere Hornbuche, deren Wachsthumsgrenze nahezu zwei Breiten oder zwanzig geographische Meilen südlicher liegt, was auf der lockeren und treibenden Beschaffenheit des Schiefers und des Kalkes beruht. Hat man die oberste undurchdringliche Trappschicht erreicht, die das Wasser nicht durchläßt und nur mit großer Schwierigkeit verwittert, so steht man auf einem oben Felsplateau. Der Wachholder kriecht hier bedrückt und verkümmert hinter die Haide, der Felsenstrauch, die Mehlbeere, der Bärlapp, die Kriechweide suchen Vee hinter dem geringsten Stein; nur die hübsche, im Norden ungewöhnlichere Haideblume erinnert an südlichere Gegenden. Weiter wandert man in dieser Oede und sieht bald auf einen kleinen, dunklen Sandsee mit Fichtenwald auf dem anderen Ufer; und während man das Auge auf dem niedrigen Walbrand weilen läßt, werden die Blicke gegen den Willen hinaus in den Raum gezogen, gefesselt von einem in der Ferne schwebenden Land, das unser Auge mit Mühe zu fixiren sucht. Es gleicht zuerst einer sehr dünnen und lichten Wolke, wechselt aber auch wie die Wolke Form und Konfistenz; es kann für eine Luftspiegelung genommen werden und erstarrt schließlich zu einer im Luftmeer schwimmenden Insel, — zur Gestalt einer plattgedrückten, langgestreckten Pyramide. Und als die hübsche Erscheinung nicht mehr überrascht, erwacht der Hintergedanke und klärt darüber auf, daß es Wästergötlands

und des ganzen südlichen Schweden schönster Berg ist: Rinnekulle. Auf dem bereitstehenden Zug setzen wir die Reise fort, hinunter nach den fruchtbaren Ebenen von Falun, und nehmen gleich bei der Station Sörby Notiz von einer neuen Verwandlung der Landschaft. Hier hören nämlich die sedimentären Schichten auf und die geologische Landkarte verkündet, daß wir in die Regionen des Gneises eingetreten sind; auch weist das Reisehandbuch auf die Nachbarschaft der bekannten „Hungeröden“ hin.

„Haide, Stein, Wachholder, Buschkiefer, feuchte Höderwiesen, hochliegendes Weideland, Steinregen, scharfge Birken“: so lauten die Augenblicksnotizen, während der Zug nach Herrljunga hinunter eilt. Ferner: „Steinöde mit Wachholdersteletten, Wachholderöde ohne Haide mit Niedgrashügeln und Steinen, Birkenmoor mit Steinhöckern und Mehlbeerreißig, Jungkiefernhaide mit Wachholder, Birke und Haidekraut; darauf eine Torföde und dann der Fluß Vida.“ Die Beschreibung ist etwas eintönig, ganz wie die Landschaft; doch sie giebt eine gute Illustration zu dem ungleichen Hervorbringungsvermögen der beiden Berggrundformationen.

Nach der Station Baargaarba hören die „Hungeröden“ auf. Wir sind nun in eine Region eingetreten, wo das Klima der Westküste seinen Einfluß zu üben beginnt. Eigenthümlich ist auch hier die Form der Berge. Wer im Zug von Benersborg nach Öteborg fuhr, hat wohl die halbhohen Grausteinwälle bemerkt, die dem Elf und der Eisenbahnlinie in zwei nahezu gleichlaufenden Ketten folgen und schließlich den Stadtplan von Öteborg mit ihren etwas ermüdenden Linien einrahmen. Diese Berge tragen beinahe keinen Wald, haben aber auf ihren Schemeln einen einzelnen Laubbaum, Eiche oder Birke, manchmal Buche, der ganz vortrefflich auf seinem geschützten Platz gedeiht, und an den Wurzeln des Berges wachsen Büsche und Halbbäume, die einen schönen Gegensatz zu den graugelben toten Tönen des fruchtlosen Berges abgeben. Diese Berge steigen aus dem Sörgaard von Bohuslän auf, nehmen wechselnde, oft stattliche Formen an und weichen in der Farbe je nach dem mehr oder minder gesättigten Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der Stellung der Sonne, der Jahreszeit, von einander ab. Geschichtet, ohne Schiefer zu sein, fällt dieser Gneis in Sturze, Treppengiebel, lothrechte Abhänge mit Steinhäusen davor entzwei. Da er Eisen fährt, wird er leicht schwarz oder rostfarbig und am Meeresstrande bricht er nicht selten in scharfkantige Blöcke entzwei, die eine prachtvolle „Schonung“ bilden und die gewaltigen Licht- und Welleneffekte der Brandungen dankbar auf sich wirken lassen.

Bei Lysekil wieder und nordwärts davon ändert sich die Küstenlandschaft; hier fängt Granit an und folgt noch bis hinauf nach Svinesund. Der Granit, der fester ist und nicht so leicht zerklüftet, bringt keinen so reichen Sörgaard wie der Gneis hervor. Die Klüfte wird dafür offener. Doch sie nimmt auch weichere, rundere Konturen an. Und die Farbe an den Klippen hat sich verändert; das dunkle Eisen ist fort, der rosenrothe Feldspath scheint vorzuherrschen und giebt dem Ganzen einen lichterem Ton. Die Abhänge werden allmählich absteigende Platten, die Treppenwände Hügel, und wenn diese sich hoch erheben, wie bei Grebbestad, bekommt der Berg noch einen äußerst energischen Charakter.

Wenden wir uns zu unserem Ausgangspunkt, dem Wetter, zurück und lenken die Schritte wieder nordwärts, so treffen wir bald auf eine Provinz, die gleichsam ein Auszug des südlichen und mittleren Schwedens ist. Das ist Dester-

götiland. Im Westen von dem Binnenmeer Wetteren begrenzt, im Osten von der Ostsee, im Norden von Kolmaarden („Schwarzwald“) und im Süden von Solaveben („Bergwald“). Die vielen Landseen und der Kanal haben hier einen besonderen Landschaftstypus entwickelt, der Desterghödtatypus genannt werden könnte. Der Landsee hat niedrige Ufer mit Humuserde: daher ist die Wasserfläche offen und lächelnd, mit der Eichenhöhe und den grobgewachsenen Erlen bis hinunter an den Seerand. Niedrig gelegene grüne Holme mit Laubbäumen, heraustretende Landzungen mit Birken und wieder Erlen, grüne Schilfbänke an der Mündung; coupirtes Terrain landeinwärts, mit angebauten Strecken zwischen den Eichenhügeln. Der Eichenhügel mit seiner kurzen, blumenreichen Grasmatte, wilden Rosen und Hasel, Weißdorn und Schlehe scheint das Leitmotiv in diesem Idyll auszumachen. Die Landschaft hat etwas Buschiges, Reizendes, Offenes, Helles; und wenn man von hier in den schwarzen Granit und die dunklen Fichtenwälder von Kolmaarden fährt, wird man durch den Kontrast verleitet, mit Bauern an die lichten Gegenden zu denken, die man hinter sich lieh.

Södermanland bietet keine wesentliche Veränderung der Landschaft. Seine vornehmste Schönheit findet man an den Ufern der vielen Landseen, wo auch die meisten Herrngüter liegen. Es ist lieblich, nett; weder großartig noch gleichgiltig. Das Herrngut, für das der reiche Besitzer die schönste Lage und edle Laubbäume gewählt hat, unterscheidet sich scharf vom Bauerngut, das oft vulgär, arm und langweilig wirkt. Die schlechtesten, von allen Anderen verschmähten Landstücke bekam der Arme; und der Bauer, der vielleicht früher Kossat gewesen war, mußte den Steinhügel brechen, den Hag brennen, das Moor trockenlegen. Die Laubbäume gingen bald als Bauholz für den Hausbedarf drauf und nur ein kleines Nadelwäldchen durfte mit seinem Brennholz stehen bleiben. Darum könnte man mit Recht sagen, die Landschaft des Edelmannes trage mehr Natur in sich als die des Bauern; denn der Edelmann säht und hegt den selbstgezüchteten Baumwuchs, während der Bauer genöthigt ist, in den Haushalt der Natur einzugreifen und Alles, was nicht direkt Einkommen schafft, zu verwüsten. Der Bauer wurde gezwungen, die königliche Eiche zu fällen, die seinen angrenzenden Acker beschattete, und alle Bäume, die diesen Schatten spenden, mußten von seiner Hütte fort, weil er freie Aussicht auf Feld und Wirthschaftsgebäude brauchte, auf das er sorgsam zu achten hatte. Er baute sein Haus aus Bäumen, weil der Graustein, auf dem sein Boden ruhte, zum Bearbeiten zu hart war; und er malte die Hütte roth, weil das Eisenogd leicht zu erreichen war und obendrein den Vortheil hatte, das Holz vor Fäulniß zu schützen; die Balken dichtete er mit dem im Wald stets üppig wuchernden Wandmoos; die Dielen nahm er vom schnell gespaltenen Fichtenstamm und der Rasen des Grauberges oder das Stroh der Acker lieferte das Dach. Die rothe Bauernhütte in Hochschweden ist aus dem Boden gewachsen, auf dem sie steht, und ist neben den nun berühmtesten Pfahljäänen das Eigenthümlichste, was wir besitzen. Roth und Grün, die einfachen, bei den Naturkindern beliebtesten Farben, die in den Volksgeweben und in Sargmalereien immer wiederkehren, könnten mit mehr Recht und mindestens eben so guten Geschmack die schwedischen Farben genannt werden wie Blau und Gelb. Roth ist die Farbe des Eisens und grün die des Waldes. Eisen und Holz: Das ist ja das ganze Land in zwei Worten.

Stockholm.

August Strindberg.

Zwei Gedichte.

Der Herzacker.

Neber den dunkelnden Hügelhang
 Kommt eine Glocke und ruft und ruft.
 Brauner Schnitter verzauberter Sang
 Steigt, ein Dom, in die flimmernde Luft.

Wie die Säule dampfen und glühn
 Vor den Pflügen im Mittagsbrand!
 Ernteschauer sprießen und sprühn
 Schwer über meiner Heimath Land.

Den ich in knospenden Nächten rief,
 Gott, laß Acker und Scholle mich sein.
 Furche um Furche grabe sich tief,
 Tief in mein hungerndes Herz hinein.

Sei mein Herz ein trotziges Feld,
 Das sich Gott zur Saat erkor:
 Alle hehrste Wonne der Welt
 Kaufe und raune daraus empor!



Barcarole.

Schweremüthig aus den Kähnen tropft das Lied
 Von einer Mädchenstimme: „Laß mich träumen..“
 In Rosenkränzen, mondumschimmert, zieht
 Die Barke durch das weiße Wellenschäumen.

Dies heißen sie ein fest. Ist nicht dies Ruhn
 Und Schweben tiefste Weisheit, hingegeben
 Den Abendharfen, die ihr Wunder thun?
 Wir gleiten durch das zauberhafte Leben.

O laßt uns träumen, blaue Nächte, laßt
 Uns rosenheiter an den Ufern schwimmen!
 Hier wiegt sich schon der Strom in sanfter Raft,
 Doch aus der Tiefe beben noch die Stimmen.

Wien.

Hans Müller.



Jüdische Unteroffiziere.

Der kleine Artikel, den Herr Oberstlieutenant von Wartenberg vor vierzehn Tagen hier über die Frage veröffentlicht hat, ob man Juden in die Unteroffizierschulen aufnehmen solle, hat starken Widerhall gewedt. Einzelne Stabsoffiziere schrieben mir, ihre Dienstzeit habe ihnen die selbe Erfahrung gebracht wie Herrn von Wartenberg. Aus den Briefen, die sich gegen die Beweiskraft solcher Erfahrung wenden, will ich Einiges mittheilen, das vielleicht zu einer Klärung der Ansichten helfen kann. Herr Dr. Erich Freund, der Herausgeber der Breslauer Morgenzeitung, schreibt mir:

„Werther Herr Harben, gestatten Sie mir, Herrn Oberstlieutenant a. D. Karl von Wartenberg, der in der ‚Zukunft‘ das Thema ‚Jüdische Unteroffiziere‘ behandelt, einige Worte zu entgegnen. Zunächst erkenne ich die gute Meinung seiner Ausführungen ohne Weiteres an. Vor dem Verdacht, er lehne jüdische Unteroffiziere aus antisemitischem Vorurtheil heraus ab, schlägt ihn der vornehme Ton seines Artikels. Auch ist Herr von Wartenberg seit langer Zeit ein ständiger und hochwillkommener Mitarbeiter an der von mir geleiteten, linksliberalen Zeitung. Er sieht offeneren Auges als viele seiner Kameraden manche Mißstände in der Armee und geht ihnen gern öffentlich temperamentvoll zu Leibe. Aber schon sein unter dem Pseudonym ‚Freiherr von Gahlen‘ veröffentlichtes Buch ‚Sine ira et studio‘ zeigt, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen: eine demokratische, die rücksichtslos nach Wahrheit und Gerechtigkeit verlangt, und eine konservative, die sich nicht völlig vom Bann ererbter, der Offizierkaste eigenthümlicher Anschauungen lösen kann. Diese beiden Seelen sind auch in Ihrem Artikel fühlbar. Zunächst giebt Herr von Wartenberg unumwunden zu, daß das Verlangen der jüdischen Deutschen, ihren Söhnen möge die Laufbahn des Unteroffiziers (und Offiziers) nicht verschlossen werden, berechtigt ist. Er spendet einzelnen jüdischen Soldaten fast überschwängliches Lob und erinnert sich der zahlreichen Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart, die beweisen, daß Frankreich und Italien (und Oesterreich) Juden als militärische Vorgesetzte in niederen, hohen und höchsten Stellungen verwendeten und verwenden. Das sprach die demokratische Seele. Nun aber regt sich mächtig die konservative Seele und behauptet, ohne jeden vermittelnden Uebergang, dem christlichen Mann widerstrebe es, einem Juden zu gehorchen. Warum dem christlichen deutschen Mann widerstreben soll, was dem christlichen Italiener oder Franzosen durchaus nicht widerstrebt? Darüber sagt Wartenberg nur, daß Franzosen und Italiener ‚vielleicht‘ religiös weniger tief empfinden als die Deutschen. Daß ich diesen hypothetisch gegebenen Grund nicht als durchschlagend erachten kann, ist nicht meine Schuld. Er steht wohl doch auf gar zu schwanken Füßen. Ich meine, daß die vielgerühmte Disziplin im deutschen Heer, die mit eiserner Faust aufrecht erhalten wird, stark genug sein müßte, um eine Forderung der Gerechtigkeit durchzusetzen, die in Frankreich und Italien längst erfüllt wird. Es bedürfte dazu nicht einmal eines Machtwortes, sondern nur des guten Willens, den Dingen ihren ruhigen Lauf zu lassen, nämlich die jüdischen Soldaten, die sich zu Vorgesetzten eignen, auch zu Vorgesetzten zu befördern und sie nicht systematisch und absichtlich zurückzusetzen, wie es seit langen Jahren in der Praxis geschieht. Ich glaube nicht, daß es dem christlichen ‚gemeinen‘ Mann einfallen würde, einem jüdischen Vorgesetzten den Gehorsam zu weigern. Den Widerwillen gegen den jüdischen Vorgesetzten suche ich anderswo. Für meine Auffassung möchte ich einen

Beweis liefern, der jedenfalls präziser ist als der ganz allgemein gehaltene von dem ‚jüdischen Soldaten im letzten Feldzug‘, den Herr von Wartenberg anführt. Als ich vor vierzehn Jahren mein Jahr bei einem bayerischen Kavallerie-Regiment abdiene, wurde ich nach sechs Monaten Gefreiter, nach neun Monaten Unteroffizier. Nach meinem Abgang als Offizier-Aspirant kam ich ‚selbstverständlich‘ zum Train und machte zwei achtwöchige Uebungen als Unteroffizier und Vicewachtmeister. Während dieser ganzen Zeit hat mir niemals ein Untergebener die geringste Schwierigkeit gemacht oder gar den Gehorsam verweigert; im Gegenteil hatte ich alle Ursache, mich des ausgezeichneten Verhältnisses zwischen mir und meinen Untergebenen (während der ‚Vice-Uebung‘ auch Unteroffizieren) zu freuen, trotzdem ich den Dienst genau so ernst nahm, wie er es fordert. Wohl aber hatte ich am Schluß meines Dienstjahres eine Unterredung mit meinem Rittmeister, einem eben so liebenswürdigen wie thätigen Offizier, die deutlich darauf hinwies, wo die Gegner des jüdischen Vorgelegten zu suchen sind. Ich bat den Rittmeister, der mir schon manche Freundlichkeit erwiesen hatte und sich mir beim Abschied wieder zur Verfügung stellte, doch dahin zu wirken, daß ich bei dem mir lieb gewordenen Regiment meine Uebungen absolviren dürfe und nicht zum Train geschoben werde. Er antwortete mir, Das gehe gerade in meinem Interesse nicht; ich solle und müsse Offizier werden, würde aber, wenn ich bei der Kavallerie liebe, bestimmt von den zuständigen Offizieren nicht gewählt werden. Bei einem Kavallerie-Regiment sei (was er von seinem Standpunkt aus bedaure) ein jüdischer Offizier heutzutage eine Unmöglichkeit. Das sei nun mal der Zeiten Lauf und nicht zu ändern. Die Erfahrungen meiner Militärzeit konnten also in mir nur die Ueberzeugung kräftigen — und diese Ueberzeugung wird sicher von jedem jüdischen Deutschen, der gedient hat, geheilt —, daß der Antisemitismus in der Armee nicht von unten, sondern von oben stammt.“

Sicher ist ja, daß nach deutschem Gesetz Christen und Juden auch in der Armee gleiche Rechte haben; und eben so sicher, daß dieses gesetzlich verbürgte Recht, so lange es besteht, nicht verletzt werden darf. Daran erinnert auch Herr Dr. Anton Heller, der mir aus Prag schreibt: „Ich bin erstaunt darüber, daß Herr von Wartenberg nicht an einen Vergleich mit den österreichischen Zuständen gedacht hat. In Oesterreich ist die Frage längst zu allgemeiner Befriedigung beantwortet. Wir haben ungefähr fünf Prozent Juden; und in diesem Verhältnis sind sie auch in der Armee vertreten. Jüdische Offiziere si. b selten, um so häufiger jüdische Militärärzte. Die Zahl der zu den Unteroffizierschulen zugelassenen Juden ist beträchtlich größer, als es dem Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung entspricht; sie steigt in manchen Gegenden bis zu zwanzig Prozent und noch höher. Ein Viertel, in einzelnen Regimentern ein Drittel aller jüdischen Soldaten wird zu Unteroffizieren befördert und man ist mit den Leistungen dieser Unteroffiziere, ihrem Fleiß, ihrer Mäßigkeit und Humanität, sehr zufrieden. Fälle von Ungehorsam oder Trotz sind nicht vorgekommen. Und doch ist der Antisemitismus hier in allen Nuancen zu finden. Wir haben in Nordböhmen Rassenantisemiten, in den Alpenländern und in Galizien klerikale, in den Großstädten soziale Antisemiten. In dem Fall, den Herr von Wartenberg anführte, hat, wie ich glaube, nur das Ungewohnte Störungen bewirkt. Als die deutschen Völker politisch noch nicht geeint waren, wäre es deutschen Offizieren und Unteroffizieren in den Ländern der ihnen fremden deutschen Stämme eben so ergangen wie jetzt den Juden. Der Bayer wollte nicht dem Preußen, der Franke nicht

dem Sassen gehorchen. Die Gewohnheit beseitigt solche Vorstellungen schnell. Rasse, Stamm, Religion darf keinen Einfluß auf die Behandlung des Soldaten haben. Genau so selbstverständlich ist aber, daß der Soldat dem Vorgesetzten gehorchen muß, auch wenn er von anderem Stamm oder Glauben ist als der Untergebene. Der 'Gemeine' wird sich auch hüten, diesen Gehorsam zu weigern, wenn er weiß, daß ihm beim Strafmaß kein mildernder Umstand zugebilligt wird. Und nach der Schilderung, die Herr von Wartenberg aus seiner Erfahrung selbst von den jüdischen Soldaten giebt, werden sie mit größtem Eifer danach streben, durch gewissenhafte Pflichterfüllung und humanes Verhalten sich Anerkennung zu verdienen. Ein gesundes konstitutionelles Leben ist nur da möglich, wo alle Theile des Volkes von dem Gedanken völliger Rechtsgleichheit durchdrungen sind. Man versuche, den Juden den Zugang zu den Kommandostellen zu öffnen: und man wird finden, daß in Deutschland noch weniger Schwierigkeiten daraus entstehen als im Oesterreich der Unduldsamkeit."

In anderen Briefen wird an die Intelligenz des deutschen Soldaten, die der des Oesterreichers und Italieners überlegen sei, und an das fast ausnahmslos gute Verhältniß erinnert, daß zwischen den jüdischen Einjährigen und ihren Kameraden und unmittelbar Vorgesetzten bestehe. Von Massenantipathie sei da nichts zu merken. Dagegen wäre freilich anzuführen, daß der jüdische Kapitulant, als armer Teufel, nicht die Mittel hätte, die dem Einjährigen oft bei Mannschaft und Unteroffizieren zur Beliebtheit verhelfen. Aus Elberfeld schreibt mir Herr Rechtsanwalt Brück:

„Hochgeehrter Herr Garten, gestatten Sie mir, einem jüdischen Unteroffizier, einige Bemerkungen zu dem Artikel des Herrn von Wartenberg. Der Herr Oberstlieutenant hat äußerst schmeichelhafte Worte für die militärische Veranlagung des jüdischen Soldaten, er erkennt ihm auch die Befähigung zum Vorgesetzten im Allgemeinen zu. Trotzdem billigt er die Abweisung der Juden von Unteroffizierschulen und Vorgesetztenstellen, weil die Disziplin der Truppe unter der Zugehörigkeit eines Vorgesetzten zum Judenthum leide, weil der gemeine Mann sich innerlich gegen die Pflicht, jüdischen Vorgesetzten zu gehorchen, auflehne. Der Herr Oberstlieutenant leistet mit dieser Auffassung dem Begriff der Disziplin, wie er im Heer bestehen soll, einen schlechten Dienst. Es mag im aktiven Heer wenige oder gar keine jüdische Vorgesetzte geben; in der Reserve und Landwehr giebt es jedenfalls eine ganze Menge. Die Heeresverwaltung, der man doch wohl eine Untergrabung der Disziplin nicht zumuthen kann, ist also der Ansicht, daß insbesondere im Krieg auch der jüdische Vorgesetzte Ersprießliches leisten, vor Allem auch die Disziplin im Krieg aufrecht erhalten kann. Nun ist sicher, daß die Disziplin im Felde schwieriger aufrecht zu erhalten ist als in Friedenszeiten und in der Garnison; und eben so sicher, daß es für einen der Reserve oder Landwehr Angehörigen, zumal wenn er Reservist oder Landwehrlente unter sich hat, schwerer ist, sich als Vorgesetzten geltend zu machen als einem aktiven Vorgesetzten. Wer gedient hat, kann Das nicht bezweifeln. Der Jude, der also für fähig gehalten wird, im Krieg unter den schwierigsten Verhältnissen die Disziplin Untergebenen gegenüber aufrecht zu erhalten, sollte außer Stande sein, sich im Frieden, in der Garnison, unter den Augen der anderen Vorgesetzten die erforderliche Achtung bei den Untergebenen zu erzwingen? Und unter den gegebenen Verhältnissen, bei dem einmal vorhandenen Mißtrauen, wenn es sich um die Qualifikation eines Juden handelt, darf man doch annehmen, daß es sich bei der Beförderung eines Juden zum Unteroffizier nur um die von dem Herrn Oberstlieutenant

selbst hervorgehobenen ‚geradezu idealen Soldaten‘ handeln kann. Wenn ferner heutzutage, wie in Bayern, von gewöhnlichen Soldaten, die erst im zweiten Dienstjahre stehen, verlangt wird, daß sie sich, zu Unteroffizieren befördert, ihren Mitrekruten gegenüber, mit denen sie zusammen ausgebildet worden sind, mit denen sie sich buzen und mit denen zusammen sie im ersten Jahre, während der bösen Rekrutenzeit, auf die Unteroffiziere geschimpft haben, den zum Vorgesetzten erforderlichen Respekt verschaffen, und wenn wiederum von den ‚alten Leuten‘ verlangt wird, daß sie diesen ‚zweijährigen‘ Unteroffizieren genau so gehorchen wie dem ältesten Kapitulantem: dann sollte ein jüdischer Unteroffizierschüler, ein Kapitulant, der von der Kindheit an die Pickelhaube getragen hat, den ihm völlig fremden Soldaten gegenüber nicht das Selbe fertig bringen? Das verstehe ich nicht. Vor Allem aber: seit wann gestattet die Auffassung von Disziplin, wie sie im deutschen Heere besteht, dem Soldaten, sich gehen zu lassen, wenn er der Ansicht ist, sich ‚innerlich auflehnen‘ zu müssen? Die militärische Disziplin, wie sie gefordert wird, geht doch dahin, daß das Abzeichen des Vorgesetzten den Mann, der es trägt, dem Untergebenen gegenüber unbedingt deckt. Es ist bekannt, daß aus Gründen der militärischen Disziplin sogar das Nothwehrrecht dem Vorgesetzten gegenüber ausgeschlossen oder mindestens sehr beschränkt ist. Und auf einmal diese Rücksicht auf die inneren Empfindungen des Soldaten, auf Empfindungen, die doch der Herr Oberstlieutenant selbst als unberechtigt bezeichnet, da er sie auf ‚konfessionell oder religiös einseitige Beeinflussung‘ zurückführt? Das verstehe ich auch nicht. Wird man solche Empfindlichkeit dem Soldaten auch gegenüber dem christlichen Vorgesetzten gestatten? Man glaube doch nicht, daß dem gemeinen Mann die Schattenseiten und Schwächen seiner Unteroffiziere und Offiziere unbekannt sind. Das beständige Zusammenleben in der Kaserne, der Burschenschaft und manches Andere sorgt schon dafür, daß Alles bekannt ist. Gerade dieses Thema liefert den beliebtesten Gesprächsstoff in den Mannschafstuben. Ist in diesem Falle dem Soldaten eine ‚innere Auflehnung‘ gegen den christlichen Vorgesetzten gestattet? Ist die Darstellung des Herrn Oberstlieutenants richtig, dann ist keine Disziplin mehr gefährdet. Denn dann ist keine Disziplin, die zu gefährden wäre, vorhanden. Ich habe als Einjähriger-Unteroffizier ein Vierteljahr lang eine Korporalschaft, die zum größten Theil aus ‚alten Leuten‘ bestand, auch während der Herbstübungen geführt. Während meiner ersten Reserveübung hatte ich auch eine Korporalschaft unter mir. Ich habe niemals Etwas von einer ‚inneren Auflehnung‘ der Leute gemerkt, noch weniger natürlich von einer äußeren. Ich habe dann bei meiner zweiten Übung acht Wochen lang als Vicefeldwebel einen Zug während der Herbstübungen geführt. Auch da eine innere Auflehnung weder bei den Soldaten noch bei den untergebenen Unteroffizieren. Ich stand mit Allen gut. Wenn ich irgendwelche Schwierigkeiten hatte, dann kamen sie nicht von unten, sondern von oben her. Bei meiner Compagnie diente während meines Dienstjahres ein ‚zweijähriger‘ Unteroffizier, der, wie ich, Jude war. Mannschaft und Unteroffiziere waren einig darüber, daß er seine Leute stramm in Fucht halte. Eine Insubordination ist meines Wissens ihm gegenüber nie vorgekommen. Die Behörde wird deshalb wohl wissen, weshalb sie auf die Anfrag des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ‚nicht die Antwort gegeben hat, die Herr Oberstlieutenant von Wartenberg gab. Sie biegt allerdings ein klaren Antwort auf die gestellte Frage aus. Mit gutem Grund. Denn die klare Antwort lautet einfach: ‚Wir wollen nicht.‘ Und die kann man doch nicht gut geben.“

Im Trance.

Möllers Geniestreich hat die Börse in einen Zustand der Ueberreiztheit versetzt, dessen sonderbarstes Symptom sich darin zeigt, daß sie überall Etwas riecht, auch da, wo gar nichts zu riechen ist. Wenn es sich nur um ein Bergwerk handelt. Harpener steigen um drei Prozent. Sie wissen nicht? Sind Sie aber hinter Ihrer Zeit zurück! Klar wie Linde: Käufe für Rechnung der bayerischen Regierung, die Möllers Ruhm nicht schlafen läßt. Die Hibernia, die Harpener! Was der preußische Adler vermag, kann auch der bayerische Löwe. Ein echter Bajuvar mag keinen Preußen leiden, doch seine Kohle nimmt er gern. Welsenkirchener klettern mit. Ja, haben Sie denn von der geplanten neuen Kohlenbank noch nichts vernommen? Mensch, wo leben Sie eigentlich? Die Spagen pfeifens von den Dächern. Fix und fertig. Vorläufig als ein kleiner Anfang hundert Millionen Mark Kapital. Von jeder größeren Kohlengesellschaft wird mindestens ein Viertel der Aktien hineingelegt. Wer dabei ist? Gutmann einstweilen noch nicht; so geschieht sind Sie selbst. Sonst aber Alle. Gestern schon, höre ich, mußte die Liste geschlossen werden; so groß war der Andrang. Die Deutsche allein hat einundfünfzig Millionen gezeichnet. Das wundert Sie? Haben wohl schon vergessen, wie wacker die deutsche Hochfinanz mitthat und die Millionen nur so aus dem Kermel schüttelte, als Herr Chamberlain nach Johannesburg kam, um im Namen Englands den Minenmagnaten eine Abschlagsrechnung für den in ihrem Interesse geführten Krieg zu präsentiren? Was man für die Erhaltung seiner Machtstellung in der Goldindustrie des britischen Transvaal that, ist man doch zeh- und zwanzigfach dem heimischen Kohlenbergbau schuldig, der starken Kraftwurzel, und man kanns um so leichter leisten, als Einem die englische Tory-Regierung bisher gnädig die Pflicht erparte, die so stolz unnullten Unterschriften von Johannesburg einzulösen. Wenn Gutmann wirklich klug ist, macht er seinen Frieden mit der Kohlenbank und schießt seine Hibernia-Aktien ein. Ein paar Prozent werden immer noch übrig bleiben. Und ist Eugen nicht willig, so braucht man eben Gewalt. Ein anderes Bild. Hibernia schnellst bis über 270 empor, dreißig Prozent über den Verstaatlichungskurs. Ein Augenblick der Verblüffung. Aber nur ein Augenblick. Man schnuppert. Und richtig: da hat mans auch schon heraus. Das Neuste schon gehört? Der Lange Möller giebt nach. Schenkt den Aktionären auch noch die Reserven. War eigentlich vorauszu sehen. Irgend eine Trophäe mußte man die Schwabach und Fürstenberg doch heimtragen lassen, wenn mans nicht für immer mit ihnen verderben wollte. Das erklärt Alles. Und so weiter; mit oder (meist) ohne Grazie. Morgens weiß kein Mensch mehr, was er am vorigen Mittag als reine und lautere Wahrheit beschworen hat. Bayern soll Harpener kaufen? Sie sind wohl nicht bei Trost? Erstens hat der bayerische Verkehrsminister ausdrücklich erklärt, daß er „der Erwerbung eines eigenen Kohlenbergwerkes für die bayerischen Staatsseisenbahnen nicht unsympathisch gegenüberstehe“; und in diesen Dingen — Das sollten Sie jetzt schon wissen — thun die Regierungen bekanntlich genau das Gegentheil dessen, was sie vorher in den Parlamenten versprochen. Und überhaupt ist die ganze Geschichte Humbug. Eine Kohlenbank? Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Ein Wit, den irgend Jemand aus Bosheit gemacht hat. Alle gegen Einen: es klingt ja

recht imponant; so stark ist aber die Aversion gegen den Konjul doch nicht, daß sie um die übrigen Readers ein unzerreißbares Band innigster Liebe schlänge. Der Kurs von 271 durch eine Hinopferung der Reserven erklärt? Lassen Sies Keinen hören: sonst sind Sie unsterblich blamirt. Haben Sie sich denn schon die Mühe gegeben, nachzusehen, wie viel die Reserven der Hibernia betragen? Neun Millionen ungefähr auf ein Kapital von 53½ Millionen. Rechnen Sie sich gefälligst aus, was da noch fehlt, um von 240 bis auf 271 zu gelangen.

Auch die anderen Sinne der Börse funktioniren nicht in normaler Weise. Sie sieht und hört nichts. Dem Zaren wird endlich ein Thronfolger geboren, die russische Flotte entweicht aus Port Arthur: Niemand kümmert sich darum. In jedem anderen August hätte sich die Börse wie ein ausgehungertes Raubthier auf solche Nachrichten gestürzt. Doch wozu in die Ferne schweifen? In Berlin selbst trug sich Weltgeschichtliches zu, ohne daß man in der Burgstraße davon Notiz nahm. Herr Karl Neuburger, der Stolz der Börse, dessen (von keiner Temperatur jemals bezwungener) Cylinder mit seinem Glanz das fragende Auge des Galeriebesuchers stets zuerst auf sich lenkt, bescherzte uns eine Erhöhung des Kapitals der Berliner Terrain- und Baugesellschaft um 2¼ Millionen Mark: und Niemand rührte sich. Und die kühne That hätte doch Beachtung verdient. Die erst im vorigen November — um den durch die Fusion mit der Neuen Berliner Omnibus-Gesellschaft entbehrlich gewordenen Grundstückbesitz der Allgemeinen zu verwerthen — gegründete Terraingesellschaft hat ihre Existenzberechtigung schon so deutlich erwiesen, daß Herr Neuburger nicht umhin konnte, ihren Wirkungsbereich auf das Doppelte des ursprünglichen Durchmessers zu erweitern. Der beschränkte Unterthanenverstand mochte freilich glauben, die Verwerthung der Omnibus-Terrains sei die einzige Aufgabe des ad hoc gegründeten Unternehmens. Herrn Neuburgers Meisterschaft ist aber nicht von der Art, die sich in der Beschränkung zeigt. Wer ihn kennt, weiß, daß er gewohnt ist, zweispännig zu fahren. Mit einem Aufsichtsrath, dem nebst einem Oberst a. D. auch noch ein leibhaftiger Kammerrath aus Donaueschingen angehört (wo könnte man besser über berliner Terrainverhältnisse unterrichtet sein als in Donaueschingen, von wo aus besser die Aufsicht über einen berliner Concern führen?), hätte Herr Neuburger übrigens gegen alle Regeln der Kunst gesündigt, wenn er sich mit der Bagatelle von 2¼ Millionen begnügt hätte, die der Gesellschaft vor neun Monaten mit auf den Weg gegeben wurden. Die Verdoppelung des Kapitals ist aber nicht nur für die Berliner Terrain- und Baugesellschaft wichtig, sondern ein Ereigniß in der Geschichte von Großberlin; denn sie entstammt einem Beschluß des Aufsichtsrathes, „von vier alteingesessenen steglicher Ackerbürgerfamilien deren ererbten, langjährigen Besitz zu erwerben“, auf dem nun, unter Herrn Neuburgers Patronanz, ein „großer, vornehmer Stadttheil“ entstehen soll. Für den Brunnsaal irgend eines öffentlichen Gebäudes in diesem Zukunftbezirk müßte ein Knadsfuß die denkwürdige Begegnung des Herrn Neuburger mit den Häuptern der vier Ackerbürgerfamilien, die ihm huldigend nahen, malen und als Legende sollte unter dem Bild stehen: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu veräußern, — wenn nämlich Karl der Große aus der Französischen Straße, der Omnibus-, Papier- und Städtegründer, Dir dazu die Gelegenheit giebt (Versicherung gegen Kursverlust). Und über diese, wie Jeder zugeben muß, nicht alltägliche Begebenheit regte sich die Börse nicht eine Minute auf.

Es kam aber noch schlimmer. Das Bankhaus Hardy & Co. überraschte die Welt mit der verblüffenden Neuigkeit, daß es die Vertretung einer transvaaler Diamantenmine für Deutschland übernommen habe. Ob für den Absatz der Diamanten oder der Shares: Das verschwieg die Meldung. Solches Verschweigen ist leicht durch die Aufregung erklärt, in der die Chefs des Hauses gewesen sein müssen, als sie mit diesem Novum vor die Öffentlichkeit zu treten hatten. Ich nehme an: der Shares; und irre wohl nicht mit der Vermuthung, daß es die rühmlich bekannten, wenn auch fruchtlosen Bemühungen der Firma um Papiere à la Seebeck Schiffswerft waren, die das Ausland erkennen lehrten: hier ist Ausbauer, die sich auch von beständigem Mißerfolg nicht abschrecken läßt. Gerade auf diese Tugend scheint die afrikanische Diamantengesellschaft großen Werth zu legen. Kenner hatten allerdings eine bessere Meinung von der Premier Company gehabt, die sogar berufen schien, der unumschränkt herrschenden Debeers (die Gerson von Bleichröder so richtig zu würdigen wußte) einst Konkurrenz zu machen und vielleicht mit ihr vereinigt zu werden. Doch von der Werthfrage abgesehen — schließlich ist Hardy & Co. doch nur eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung —, war es immerhin eine Sensation, plötzlich auch Hardy unter den Propheten des südafrikanischen Aktienmarktes zu erblicken, auf dem bisher nur die Darmstädter Bank und die Nationalbank für Deutschland ihr schönes Geld angepöbeln hatten, um sich in der Gunst des deutschen Publikums neben Götz und General Mining (Deutsche und Dresdener Bank) einen Platz zu erkauften. Der Uebergang von Gold- zu Diamantenshares war der Rede werth und am Ende lag ein tiefer Sinn darin, daß der Vorkruf gerade in den Tagen erscholl, da sich Alles um Kohle dreht. Auch Diamanten sind Kohlenstoff; und — wer weiß? — wenn Hibernia und Genossen weiter steigen, wird Kohle vielleicht noch so werthvoll, daß unser weitausschauender Handelsminister der Premier-Diamantmine die Verstaatlichung anbietet, um dem rheinisch-westfälischen Syndikat ein Schnippchen zu schlagen. Durch Schaden klug gemacht, wird sich dann Herr Möller gewiß an Hardy werden, der die Shares besitzt, nicht an Gutmann, der sie erst erwerben mußte. Doch auch dieses letztere Gerücht reizte den Gaumen der Börse nicht. Der Kohlenwahn hält sie in seinem Bann und wird sie bis zur Schlacht im Breidenbacher Hof wohl auch nicht freigegeben.

Ein merkwürdiger Fall von Autohypnose. Man wird an den Schreckensausdruck der Menschengesichter erinnert, die unter suggestivem Zwang einen Tiger vor sich zu sehen glauben; dann wieder an das behagliche Schmauzen der Gourmets, die was Gutes zu schmauzen wädhnen; und noch öfter an Leute, die in der Hypnose Alles vergessen haben, sogar den Ort ihrer Geburt und den Gegenstand ihres gestrigen Hauptinteresses. Wie oft war an der Börse von den durch das Kohlen-syndikat und dessen Produktionseinschränkung umgewandelten Kraftverhältnissen und von dem dadurch den Hüttenzweigen zufallenden Vortheil geredet worden! Nun wurde die erste Folge dieser Veränderungen sichtbar. Herr August Thyssen hat zwischen zwei Unternehmungen, über die sein Aktienbesitz ihm Macht verleiht, eine Interessengemeinschaft herbeigeführt: zwischen Gelsenkirchen und dem Schalker Gruben- und Hüttenverein. Das Schalker Werk, eine Hüttenzeche, braucht, nach dem Syndikatsvertrag, seine Produktionsfähigkeit kaum einzuschränken; und in dem Augenblick, wo Gelsenkirchen mit Schalker verbündet ist, erwirbt es na-

türlich alle Benefizien solcher Bundesgenossenschaft, hat seine eigene Hütte, kann seine Schachte ohne Rücksicht auf das Syndikatsgebot ausnützen und braucht sich nur mit dem Alirten über Tempo und Grenze der Förderung zu verständigen. Das ist keine Kleinigkeit. Die neue Interessengemeinschaft wird über ein Aktienkapital von 94 1/2 Millionen verfügen und mit der größten Biffer (8 698 000 Tonnen) am Kohlenyndikat betheilligt sein. Sehr möglich, daß Thyssen auch seine Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ bald dieser Gruppe angliedern wird und daß die anderen großen Syndikatsgesellschaften sich bemühen werden, auch für sich die Bewegungsfreiheit zu erwerben, die nur noch die Gemeinschaft mit einer Hüttenzeche verleihen kann. Nebenfalls ein Ereigniß, das nicht nur im August Aufsehen erregen konnte. Was wird man in Harpen, in der Hibernia-Verwaltung, was bei der Lothringischen und Luxemburgischen Konkurrenz dazu sagen? So hätte man unter normalen Verhältnissen gefragt und die Spekulation hätte sich hastig bemüht, alle Möglichkeiten zu escompitren. Jetzt? Schaller stiegen natürlich. Sonst aber war am ersten Tag Alles still. Als sei nichts Besonderes geschehen. Eifriger fast als die große Transaktion Thyssens wurde die Form des Kohlenpapiertrusts besprochen, der ja nicht unwahrscheinlich ist, da die beiden um Hibernia streitenden Parteien für ihre Aktien ein Reservoir brauchen. Nächstens werden wir Klopftöne hören und Materialkationen erleben.

Ohne das gutmännische Intermezzo hätten wir wahrscheinlich schon einen anderen, besser begründeten Boom: in Elektrizitätaktien. Ansätze wurden ja während der Hiberniahaufe sichtbar, aber schnell überwuchert. Möglich, daß die Saat bald in die Palme schießt. Der Elektrizitätindustrie bringt der Turbinenbau eine neue Epoche; auch an die Elektrifizierung der Eisenbahnen kann man nach den erfolgreichen Versuchen allmählich denken. Und der Beginn dieser neuen Ära fällt in eine Zeit, wo das reguläre Geschäft sich erholt und vielleicht die herrlichen Tage der Hochkonjunktur zurückbringt. Dank der technischen und kommerziellen Mührigkeit, die bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft sich kühler Klugheit gesellt, erweitert diese Industrie auch im Ausland ihren Machtbereich mit bewundernswerther Kühnheit und Kraft. Von mancher Eiterbeule muß allerdings der Körper noch befreit werden. Der Helios in Köln und das Sachsenwerk (weiland Kummer) in Dresden sind dem Untergange geweiht. Vergebens setzen bei diesen beiden Werken ehemalige Beamte der A. E.-G. Himmel und Erde in Bewegung, um Scheiternfolge hervorzuzaubern. Mit dem Unterbieten allein ist's nicht gethan und Geschäfte, wie das Sachsenwerk und der Helios sie machen, liefern nur Bretter für den Sarg. Mehr noch als für irgend eine andere Industrie gilt für die elektrische, daß der größte Betrieb, der Betrieb, der die meisten Kosten hat, der billigste ist. Unternehmungen von der Art des Sachsenwerkes handeln unsinnig, wenn sie Preiskleuderei treiben, um dadurch „Geschäft zu kommen“. Ueber ein Kleines müssen die neuen Mittel, die Helio und Sachsenwerk bei der Reorganisation erhielten, aufgezehrt sein. Je schneller diese unvermeidliche Entwicklung eintritt, um so besser für die deutsche elektrische Industrie, die zu gut ist, um Leuten, die das ihnen anvertraute Geld wild verschleudern, als Tummelplatz für Parforce-Geschäfte zu dienen. Ist der Scherf einmal weggeräumt und die Luft wieder rein, dann wird der Aktionär deutsche Elektrizitätsgesellschaften mit Recht zu den meistbenedicteten Menschen zählen. D



Preußen als Aktionär.

Preußen wird amusant. Das hatte Keiner dem Drillstaat zugetraut, dem gestern Frevler noch rückständig zu nennen wagten. Hypermodern. Alles, was der Komfort der Neuzeit zu leisten vermag. Und wem danken wirs? Theodoro Möller aus Brackwebe. Dem bescheidenen Mann, der nicht nach Lorber langt und in hehrer Selbstlosigkeit seinem Volke kündet, die erste Anregung zu seinem im edelsten Sinn revolutionären Plan sei von der Bergbehörde gekommen. Möglich. Auch in der Bergbehörde sitzen Ehrgeizige, die nicht immer nur beaufsichtigen, sondern endlich in großem Stil verwalten möchten. Der Fiskus hat den Domänen, Forsten, Eisenbahnen im Lauf der Jahrzehnte so viel Gutes erwiesen, an der Saar, in Oberschlesien, am Harz als Kohlenförderer sich so herrlich bewährt, daß man getrost ihm auch die Ruhrbergwerke anvertrauen darf. Eine neue Hierarchie; ein neuer Unterstand für die wachsende Zahl pensionirter Offiziere; ein neues Feld, auf dem die Arbeit reichlich lohnt. Sehr möglich also, daß der Gedanke aus dieser Gegend kam. Doch Gedanken hat Jeder, kann Jeder haben; der Name des Einen nur, der ihnen Gestalt gab, lebt in der Geschichte fort. Das aber that Theodor Möller. Zwar hat der erste Sturmangriff ihn nicht ans Ziel seiner Sehnsucht geführt. In seinem Auftrag hat Herr Consul Gutmann aufgekauft, was an Hibernia-Aktien irgend zu erhaschen war, und schließlich große Posten zehn Prozent über den unsinnig hohen Börsenkurs von 267 bezahlt. Vergebens. Die Dreiviertelmehrheit, die in Düsseldorf die Verstaatlichung beschließen sollte, war nicht zu erreichen. Nicht einmal sicher, ob die Gegner nicht die absolute Mehrheit haben werden. Was nun? Abwarten und die Aktienmacht benutzen, um die Verwaltung der Hibernia langsam zu unterminiren und neue Aufsichtsrathsstellen zu erzwingen, die man mit zuverlässigen Leuten besetzt? Ganz schön. Doch was macht Herr Gutmann so lange mit seinen theuer erkauften Aktien? Wie hilft er sich über die Bilanznöthe hinweg? Und wie schützt er sich und seinen Concern vor einer Verurtheilung, wenn der höchsten Rechtsinstanz die Frage vorgelegt wird, ob er, als Möllers-Mitwiffer, berechtigt war, den Aktionären ihren Besitz zu einem Kurs abzunehmen, der dem wirklichen Werth nicht mehr entsprach? Schüchtern war er nie. Vielleicht hat er dem Handelsminister gedroht, er werde, um nicht länger als Schwarzer Mann herumzulaufen, die ganze Sache aufgeben. Dann wäre der Kursthurm zusammengestürzt und hätte die Excellenz, die Solches bewirkt, unter seinen Trümmern begraben. Schwierige Lage. Keine Mehrheit und einen

ungeduldigen Partner. Da aber, in dieser Fährniß erst zeigte sich Möllers Genie. Kann ich, sprach der Minister, nicht Besitzer der Hibernia sein, so will ich wenigstens ihr Großaktionär werden. Am Tage von Mars-La-Tour, am Abend vor dem Todestag des Preußenfrigen ward der neue Kriegsplan enthüllt. Merkt Euch, Borussen, das Datum. Am sechzehnten August 1904, zwei Jahrhunderte nach Lams erstem Aktienvangelium, hat der Staat Friedrichs beschlossen, unter die Industrie-Aktionäre zu gehen. Preußen wird amüsant.

Daß der Beschluß von der Staatsregierung gefaßt wurde, müssen wir glauben. Trogdem nicht alle Minister in Berlin sind und ihr Präsident in Nordern badet: ein so weitausschauendes Projekt hätte selbst Möller wohl nicht auf seine Kappe genommen. Preußen, vertreten durch das Haus Hohenzollern, kauft der Dresdener Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein, vertreten durch Eugen Gutmann, sämtliche Hibernia-Aktien ab. Zu welchem Preis? Zum Einkaufspreis hoffentlich; Preußen, das keine dem Aktiengesetz unterstellte Bilanz veröffentlicht, kann Verluste eher tragen als ein von der Konkurrenz argwöhnisch beobachteter Concern. Doch wer wird sich bei Kleinigkeiten aufhalten, wenn er den mit Recht so beliebten Athem der Weltgeschichte spürt? Preußen erwirbt zwanzig Millionen Hibernia, vielleicht noch mehr (wenn die Kunde von dem neuesten Geniestreich den Kurs nicht auf gar zu steile Höhen treibt): und sitzt nun als Großmacht in der Verwaltung des Ruhrkohlenwerkes. Alles in Ordnung. Gutmann ist Aktien und Odium los. Der Schaaffhausensche Bankverein, der wider Wissen und Willen in dieses Hochsommermanöver geschleppt wurde, braucht vor der Rache des Rheinlandes nicht länger zu zittern. Die Aktionäre, denen ihre seit Möllers Offerte 246 werthen Hiberniapapiere zu 200, 210, 220 abgelistet wurden, dürfen nicht klagen, denn sie haben pro patria gelitten. Die Herren Fürstenberg und Schwabach werden froh sein, nicht Gutmann, sondern den harmlosen Möller als Konsorten zu haben; und mit ihnen werden die Triarier der Industrie sich erleichtert fühlen. Dennoch ist der Einfluß auf das Syndikat gesichert und — die Hauptsache — eine fühlbare Blamage vermieden. Schade, daß John Law nicht noch in der Rue Quincampoix thront und sich des Triumphes freut, den der Gedanke der Compagnie des Indes erlebt. Aber wir brauchen den Schotten nicht. Auch Borussia hat Genies. Auch in der Heimath werden Ideen von abenteuerlicher Großartigkeit ans Licht gefördert.

Leider bleibt die Menschheit ewig blind und beugt sich, heute wie in Galileis Zeit, ungerne nur vor der Macht neuer Gedanken. Law hats, Möller wird es erfahren. Aengstliche Seelen werden fragen, ob dem Staate, der

seine Hoheit in Palast und Hütte anerkannt sehen will, die Rolle des Aktionärs zieme. Und der ersten werden bald andere Fragen folgen. Ist mit solchem Großaktionär eine vernünftige, dem Geschäft nützliche Verwaltung überhaupt möglich? Wird er für eine rücksichtslose Dividendenpolitik wirken und den Vorwurf hinnehmen, er habe, als sich um seine Tasche handelte, die tausendmal angepriesenen Ideale in die Kumpelkammer gethan? Oder auf raschen Profit verzichten und von den Mitaktionären den Tadel hören, sein bureaukratisches Walten habe die Entwicklungsfähigkeit des Werkes gehemmt? Mitspekuliren oder der Spekulation die Schleichwege sperren? Und was wird die Konkurrenz dazu sagen? In Gelsenkirchen und Harpen, in Schlesien und Lothringen kanns nicht gleichgiltig sein, ob man künftig mit einer Bergwerks-Gesellschaft zu rechnen hat, die der Staatsgunst näher ist als alle anderen. Jede vom Staat zu gewährende oder zu weigernde Konzession wird mißtrauisch bespäht werden; behandelt er die Hibernia zärtlich, so schreit die Nachbarschaft, behandelt er sie streng, so murrst der Unwille im eigenen Haus. Dazu die Gewißheit, daß mindestens in den ersten Jahren seine eifrigsten Kommissare von den Nothwendigkeiten und Möglichkeiten des Geschäftes nicht so viel verstehen werden wie die Bankleute und Industriellen. Und immer die Anklage: Du, Racker von Staat, dankst Deinen Aktienbesitz einem gutmännischen Kniff, der Ueberlistung preußischer Kapitalisten, hast Deine loca montis eigentlich durch eine Sünde wider Treue und Glauben erworben!

Auch im Landtag wird der Minister solche Fragen, solche Anklagen vernehmen. Doch ein Titan stolpert nicht über Zwirnsfäden. Und schon schaaren sich wackere Freunde um Sankt Theodor. Wenn man nach den Sommerleistungen ihrer Presseurtheilen darf, finden die konservativen Fraktionen das Beginnen des Herrn Möller höchsten Lobes würdig. Famos, daß er diesen Schlotbaronen und Bankerlen einen Streich gespielt hat; vielleicht können wir ihn von den Nationalliberalen jetzt zu uns herüberziehen. Mächtige Syndikate gehören nicht ins Preußenland (als ob die Agrarier nicht schon ein Spiritusyndikat geschaffen hätten und, wenn sie Etwas erreichen wollen, mit aller Kraft nach einem Getreidesyndikat streben müßten); und daß ein paar Aktionäre übers Ohr gehauen wurden, kann uns farcimentum sein. Wir auch; nur brauchte es nicht gerade in staatlichem Auftrag zu geschehen. Und Mancher wird zweifeln, ob die Konservativen auch Beifall klatschen würden, wenn sich nicht um die Verstaatlichung eines Bergwerkes, sondern um ein Getreidemonopol handelte und die Regierung einem Korngroßhändler heimlich den Auftrag gäbe, ihr die Vorräthe billig einzukaufen. Die Herren sollten

sichs überlegen. Jedenfalls wird das niedliche Plänchen, Preußen zum Aktionär der Hibernia zu befördern, nicht ganz leicht durch den Landtag zu bringen sein; denkbar, daß Richter oder ein Centrumsmann es sogar abenteuerlich nennt und, wenn Jordan von Kröcher die Rechnung macht, der Titanenplan abgelehnt ist. Auch dann könnte Theodor Möller sich trösten. In *magnis et voluisse sat est*, lehrt Properz. Das Alte hat immer das Neue gehaßt. Und wenn die Bürger sich gegen ihr Glück sträuben, müssen sie die Folgen solchen Widerstandes auf sich nehmen. So oder so: die Last ist vom Hals.

Das ist die Hauptsache, ist das Ziel aller Wünsche. Ein leicht zu erreichendes Ziel? Wie man nimmt. Der schlichte Menschenverstand könnte sagen: Wenn der Staat, wie sich jetzt zeigt, die Hibernia nicht kaufen kann, soll er lassen und eine günstigere Stunde abwarten. Ein schöner Gedanke; was aber würde dann aus Gutmanns Aktien und aus Möllers Prestige? Ueberhaupt der Menschenverstand! Wenns nach dem ginge, hätte die Regierung im Juli öffentlich erklärt, sie wolle die Hibernia zu 245 kaufen; da die Aktien auf 200 standen, wäre die Mehrheit ihr sicher gewesen. So einfache Geschäfte reizen den Handelsminister nicht. Er wollte es schlauer anfangen: und sitzt nun in der Schlinge. Der Kopf muß, um jeden Preis, wieder heraus. Mit einer sichtbaren Schlappe kann er nicht vor den Landtag treten. Seht Ihr, würden Die vom Grünen Tisch spotten: da habt Ihr die gerühmte Klugheit Eurer Industriellen, die Alles besser verstehen wollen als wir, die Schöpfer preußischer Größe; da habt Ihr Einen aus dieser Reihe nun an der Arbeit erblickt. Bequeme Taktik; daß Herr Möller stets ein Redner und Vereinsmeier, nie ein Industrieller großen Stils war und sein Thun nicht als Norm industriepolitischer Leistungsfähigkeit angenommen werden kann, würde nicht beachtet. Aber auch für den mit der Rolle eines representative man Betrauten wäre die Lage unbehaglich. Rasch also ein neues Projekt. Noth macht erfinderisch. Das Komplizirte gefiel nicht: noch Komplizirteres her! Preußen geht unter die Bergwerksaktionäre. Weh uns, wenn auch dieser Weg sich als ungangbar erwiese! Wer weiß, ob die Trias Möller-Arnhold-Gutmann nicht noch größere Wunder bebrütet? Erst wenn kein neues Abenteuer sie mehr lockt, kann man ihrer Weisheit den fast allzu einfachen Vorschlag unterbreiten: an die Verstaatlichung einstweilen nicht weiter zu denken mit den fünf koalirten Banken über erträgliche Bedingungen des Aktienfriedens zu unterhandeln und Herrn Theodor Möller, dem auch nach dem Abschied vom heiß geliebten Amt der Charakter eines Staatsministers bliebe, a Vertreter des Gemeinwohls in den Aufsichtrath der Hibernia wählen zu lassen.



Berlin, den 27. August 1904.

Der Kluge Hans.

Togo und Kuroki, Möller und Mirbach haben einen Rivalen. Fast so viel wie über die vier großen Organisatoren ist in den letzten Wochen über ein Wesen geschrieben worden, dessen Leistungen die deutsche Menschheit zu nicht geringerem Staunen reizen. Ein Pferd. Name: Der Kluge Hans. Titel: Das Wunderpferd. Das Bild des neuen Preßgünstlings ist sicher in Scherls Depeschenaal, wahrscheinlich auch in Scherls illustrierten Blättern zu sehen. Vierzehn Tage lang waren alle Zeitungen vom Ruhm seiner Thaten voll; ward uns berichtet, daß es lesen und rechnen, Farben unterscheiden und Menschen erkennen, zwar nur mit dem Huf reden, doch offenbar mit dem Hirn assoziiren und denken kann. Nicht etwa von der Sorte, die im Cirkus Taschentücher und Zuckerstückchen sucht und manchmal auch findet. Ein intelligentes und intelligibles Wesen. Deshalb drängt sich Ganzberlin zu den Vorführungen. Hoher Adel, Generale, Professoren. Nächstens wird der Kaiser das Pferd examiniren. Und Haackel hat seinen Besuch angesagt; „dieser Gelehrte“, stand im Lokalanzeiger, „vertritt die Ansicht, daß die Seelenthätigkeit der Thiere von der menschlichen nur graduell verschieden sei“. Unglaublich, auf welche Tollheiten solche gottlose Leute kommen. Jedenfalls ist der Kluge Hans aber eine Sehenswürdigkeit. Togo oder Kuroki, Möller oder Mirbach: Einer der Viere steckt in dem Thiere. Als die Bewunderung den Gipfel erreicht hatte, ging es bergab. Schwindel, lasen wir; keine Spur von einem Geist: Alles Dressur. Hans gehorcht dem Augenwink des Stallknechtes, der in der schlaun ingenirten Komödie die Hauptrolle spielt. Der schlichte Mann aus dem Volk

hat es selbst einem Interviewer gestanden. Einem Interviewer! Warum, sprach ich zu mir, warum kam Dir, Du Tropf, nicht dieser Einfall? Wirst Du denn nie redigiren, das Bedürfniß Deiner Zeit nie empfinden lernen? Natürlich mußte man interviewen, was irgend zu interviewen ist: das Pferd, den Besizer, den Stallburschen. Das lag doch so nah. Ließ sich vielleicht aber nachholen. Noch ist die öffentliche Meinung getheilt, die Entlarvung nicht völlig gelungen. Gen Norden, schnell, ehe der große Streit verstummt.

Ich ging, ward ohne allzu viele Umstände eingelassen und fand Hansens Pfleger neben dem Stall. In der Drillichjacke saß er, qualmte englischen Tabak und las. Was wirklich; dicke Bücher. Als ich mich vorgestellt hatte, stieß er sie vom Schemel und lud mich zum Sitzen ein. Nannte aber seinen Namen nicht. Bescheidenheit; oder das Hochgefühl, daß jeder Europäer ihn kennen müsse?

„Keine Entschuldigung, Herr Doktor“ (der Titel bewies mir, daß er an den Umgang mit Journalisten gewöhnt sei); „mir ist's eigentlich lieb, mich mal aussprechen zu können. Ihre Zeitungen schreiben ja sonderbare Sachen über uns. Mir war gesagt worden, wir kämen hier in die Stadt der Intelligenz und dürften nicht drauf rechnen, wie ein Wunderthier angestaunt zu werden. Und nun? Bei den Indianern wäre es uns nicht anders ergangen. Die hätten uns vielleicht sogar besser verstanden, weil sie an der Vernunft der Thiere nie gezweifelt haben. Das scheint hier was ganz Neues. Merkwürdig. Lesen in Berlin die Leute denn nie Bücher? Ueber diese Dinge wird doch seit Jahrhunderten geschrieben. Antonius von Padua (1195 bis 1232) hätte den Fischen nicht gepredigt, wenn er nicht Gehör und Verständniß vorausgesetzt hätte. Und lange vor ihm hatten Parmenides, Empedokles, Demokrit, Porphyrios und Andere gelebt, die sich mit Thierpsychologie beschäftigten. Was der Lokalanzeiger (schickt Scherl Sie etwa?) als Haeckels Anschauung verbreitet, ist ja nur eine Wiederholung uralter porphyrischer Erkenntniß. Die Krone der Schöpfung, der göttliche Odem: all solches anthropocentrisches Zeug hat erst die Kirche in die Welt gebracht. Doch weder Réaumur noch Trembley, weder Reimarus noch Brehm ließen sich durch diese Spinnengewebe aufhalten. Hat man hier nie von Schopenhauer und Romanes, von Lubbocks Bienenstudien, Forels Ameisenforschung gehört? Und Darwin! Den führt doch jeder Zeitungschreiber im Mund. Jeder schwagt von ‚Entwicklung‘. Kommt's aber drauf und dran, so merkt man, daß Alles in theologischen Vorstellungen lebt. Wunderliches Land. Wie hieß doch der Mann, der sagte, die Gedanken der großen Geister seien spurlos, wie ein Kranichschwarm, hoch über den Häuptern der Deutschen dahingezogen?“

„Lassalle. Aber — verzeihen Sie — ich bin erstaunt, Sie im Besitze einer wissenschaftlichen Bildung zu finden, die für Ihren Stand . . .“

„Reden wir zunächst mal nicht von mir und meinem Stand, sondern von der Sache. Sehen Sie: ich habe da ein Büchlein populäre Literatur herausgesucht. Neucres und Neustes nur; was man so im Koffer hat. Wundts ‚Grundriß der Psychologie‘. Hören Sie zu: ‚Das Thierreich bietet uns eine Reihe geistiger Entwicklungen, die wir als Vorstufen der geistigen Entwicklung des Menschen betrachten dürfen, insofern sich das geistige Leben der Thiere überall als ein dem des Menschen in seinen Elementen und in den allgemeinsten Gesetzen der Verbindung dieser Elemente gleichartiges verräth. Die Versuche, das Verhältniß zwischen Mensch und Thier psychologisch zu definiren, schwanken zwischen zwei Extremen, nämlich zwischen der in der alten Psychologie herrschenden Anschauung, daß die höheren Seelenvermögen, namentlich die Vernunft, dem Thier vollständig fehlen, und der bei Vertretern der speziellen Thierpsychologie verbreiteten Meinung, daß die Thiere in Allem, auch in der Fähigkeit, zu überlegen, zu urtheilen und zu schließen, in ihren moralischen Gefühlen und so weiter, vollständig dem Menschen gleichen.‘ Eine andere Tonart; Mauthners ‚Kritik der Sprache‘: ‚Ist Sprache das Selbe wie Denken und ist Denken nichts als thätiges Gedächtniß, so ist nicht der kleinste Grund, am Denken der Thiere zu zweifeln. Daß der Hund sogar abstrakt denken könne, hat Darwin einmal selbst beobachtet. In ihrer Art verstehen sich die Thiere sogar schon auf Naturgesetze. Sie, die in ihrer Art Naturwissenschaft treiben, ohne Menschensprache, sind auch Logiker, wieder ohne Menschensprache. Sie ziehen Schlüsse. Daß bei dem schimpflichen Geschimpf gegen eine Thierseele oder Thiersprache nicht die Beobachtung der Wirklichkeitwelt, sondern die Wirkung alter Pfaffenstreu einbläst: Das wird man mir wohl zugeben, wenn ich an ein Wort erinnere, das um nichts unterschiedärmer ist als die Sprache und das dennoch unbefangen von Thieren gebraucht wird, nur weil es weniger als das Gehirn als Sitz einer unsterblichen, also göttlichen Seele angesehen wird. Ich meine: die Hand. Das Wort wird neuerdings in den Wissenschaften unbedenklich von den analogen Stücken der Thierextremitäten gebraucht, vom Vorderfuß, der Vorderflosse. Die Jäger sind gar so gottlos, die Vordertagen des Löwen, ja, den Greiffuß des Falken Hand zu nennen. Und dagegen hat noch kein Pfaffe geeifert und geefert.‘ Und trotzdem das Alles seit Jahr und Tag gedruckt ist, trotzdem Schopenhauer, der doch in Eurer Mode gewesen sein soll, schon vor einer halben Ewigkeit den Thieren Verstand zusprach und Keiner die Intelligenz seines Hundes, Pferdes, Zimmervogels bezweifelt, — trotz Alledem thut man jetzt, als behaupteten wir Funkselneues.“

„Den Ruhm der Neuheit begchren Sie also nicht Sehr vornehm. Immerhin leistet Ihr Hans höchst Ungewöhnliches. Er rechnet, schreibt, unterscheidet die Farben preussischer Uniformen, beantwortet Fragen. Freilich nur, wenn sie ihm von Ihnen oder den anderen ihm vertrauten Herren vorgelegt werden. Das ist aufgefallen. Und Ihnen wird nicht unbekannt sein, daß man sagt, es handle sich um Gaukelei, die entlarvt werden müsse. Der Zweck meines Besuches war, Ihnen Gelegenheit zu einer Vertheidigung gegen diese Anklage zu geben.“

„Vertheidigung? Danke bestens. Gegen solche Eiselei vertheidigt ein gescheiter Mensch sich nicht. Was man uns vorwirft, ist eben unser Verdienst: das einzige, auf das wir stolz sein könnten. Darum las ich Ihnen ja ein paar Stellen aus leichter Literatur. Daß die Thiere Verstand haben, weiß schon der Hererofnabe im Busch; nur, wie es scheint, die öffentliche Meinung Curer Kulturhauptstadt noch nicht. Wo aber Verstand ist, da kommts nur auf die Erfahrung, die Uebung des Gedächtnisses an; um ein hier beliebtes Schlagwort zu gebrauchen: auf Erziehung. Daran glaubt Ihr doch? Schön. Wir haben den Hans erzogen. Dazu waren Eiseisbrücken nicht zu entbehren. Fehlen die Curer Menschenerziehung etwa? Ihr habt Fabeln, Grammatiken, Wörterbücher, Encyclopädien, Kollegienhefte, Kodices, Dienstreglements, Lehrbücher, Citatenlexika, Geheimräthe und — das Wichtigste — Zeitungen. Jeder Stand, jede Kaste hat ihre besondere Bodenkammer, wo alles Wissenswerthe aufgehäuft ist; ein Griff, ein Blättern: und man hat, was man just braucht. Der Student schlägt sein Lehrbuch nach, der Minister preßt seinen Dezernten aus und die große Menge hält sich an die Journale. Da steht, was sie zu denken, zu glauben, zu fühlen hat. Ueber den lieben Gott und den neuen Zolltarif, über Japaner und Russen, Kultur und Kunst. Wer assoziirt, wer empfindet denn selbständig? Ein paar Duzend unter Millionen. Die Anderen sind ‚erzogen‘. Aber fragt sie nur: um Antwort werden sie nicht verlegen sein. Der von Abgeordneten interpellirte Minister wird über die entlegensten Dinge wundervoll schwatzen, wenn sein Geheimrath ihm die richtigen Daten gegeben hat; der Student wird über Pflanzengedächtniß, der Kriegsschüler über die innere Linie nach dem Schnürchen reden, wenn ers gerade ‚gehabt‘ hat; und der Apothekerlehrling wird Ihnen alle strategischen Fehleuropatkins und Stoessels erzählen, daß Sie Mund und Nase aufsperrten. U weit werden wir den guten Hans nie bringen. Unser Erziehungapparat muß viel einfacher sein. Schweiß genug hats gekostet; aber wir haben auch erreicht aus dem Pferd ein für seine Verhältnisse gelehrtes Haus zu machen. S Vorwurf, daß es nicht Jedem auf jede Frage antworte, ist läppisch. Erstens

das Thier seine Nerven, Stimmungen und Mucken wie der Herr Mensch. Und zweitens: laßt mal einen unvorbereiteten Minister ausfragen, Schüler von einem Examinator, den sie nicht kennen, prüfen, die Instruktionsstunde von einem den Rekruten fremden Lieutenant abhalten oder zwingt selbst einen Professor, eine ‚Autorität‘, zu einem Kolloquium mit einem Kezer. Ihr werdet Wunderdinge erleben. Erziehung ist Krückenlieferung; und nur der Lieferant weiß ganz genau, was er dem Kunden zumuthen darf. Spricht Jeder ja auch seine besondere Sprache, an die der Andere erst gewöhnt sein muß. Wenn hier irgend ein versportetes Bankierweib das Hänschen examiniert, ist's, als wollte der alte Bebel den Kadetten die Lektion abhören. Keiner brächte ein Wort heraus. Der Kontakt fehlt; den schafft nur die Gemeinsamkeit des Drills. Ich bin Hansens Lehrbuch, Konversationslexikon und Vortragender Rath; bin die Zeitung, die seine Gedanken vordenkt. Auf mein Auge blickt er und spricht mit dem Huf, bis meine Wimper ihn schweigen heißt. Weil ers kann, ist er ‚gebildet‘. Von Geist keine Spur und Alles Dressur? Den Unterschied hat ein läberlicher Magister in den Osterferien erfunden.“

Der Skeptiker in der Stalljacke wurde mir unheimlich. Offenbar ein geliebener Kerl, der den Profunden spielte und sein Sprüchlein gut einge-lernt hatte. Kein Wurm aus der Nase zu ziehen. „Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger belasten; möchte mir nur noch die Frage erlauben, ob Ihr interessantes Experiment einen bestimmten Zweck in Aussicht nimmt.“

„Zweck? Ohne Telos geht's also auch nicht. Wenn Sie drüber schreiben wollen, sagen Sie: Ja; die Sache hat einen Zweck. Mehr als einen. Den Zweck, das Senkblei in die Tiefen Eurer Bildung zu tauchen. Zu zeigen, daß Eure Gottlosigkeit in der Wurzel theologisch gefärbt ist. Daß Erziehungsresultate auch da möglich sind, wo der göttliche Odem fehlt. Daß der bewährte Lehrtrichter selbst in Thierpsychen paßt. Und daß Jeder angestaunt wird, der kann, was er nicht zu können braucht. Bogende Känguruhs, rechnende Pferde, wigige Minister: Das dünkt Euch Gebildete doch immer das Höchste.“

„Und darf ich fragen, mit wem ich die Ehre hatte? Ihr Kleid stimmt so gar nicht mit der Art Ihrer Rede überein, daß ich wirklich nicht. . .“

„Samuel Lee. Diakon in Massachusetts gewesen. Dann Pedell in Harvard. Makrelenfänger. Vermögen gemacht. Ein Regiment für den kubanischen Krieg gestellt. Bei einer großen Kornschwänze Alles verloren. Croupier, ohne zu was Rechtem zu kommen. Jetzt mit dem Studium der Physiologie europäischer Kultur beschäftigt. Wünsche, wohl gespeist zu haben.“



In tyrannos!

Herr Dr. Willy Hellpach stellte sich mir in der „Zukunft“ neulich höchst liebenswürdig als Laidsmann vor und sprach die Ansicht aus, ich würde den Glauben an den geistigen Ursprung der Krankheit Nietzsche's aufgeben, wenn ich das Buch von Mbbius gelesen hätte. In der That habe ich dieses Buch nicht gelesen, kenne aber die Ansicht des berühmten Neuro-arztes von der Entstehung der Paranoia aus seinen anderen biographischen Werken, besonders aus dem über Rousseau, und habe mich von ihm nicht überzeugen lassen. Die moderne Psychologie ohne Psyche halte ich für Unsinn, bin von der Substantialität meiner eigenen Seele überzeugt und weiß aus Erfahrung, auch ohne die von Charcot beobachteten Heilungen durch Autosuggestion, daß nicht allein der Körper, am Unmittelbarsten natürlich das Hirn, den Geist, sondern auch dieser jenen beeinflusst. Das Erste ist selbstverständlich; auch der beste Geiger kann ohne Geige gar nicht und mit einer schadhafthen Geige nicht gut geigen. Das Andere lehrt mich die tägliche Erfahrung. Frohe Stimmung erhöht das körperliche Wohlfsein; jede unangenehme Gemüthsaufrregung verursacht mir eine Verdauungsstörung, die ich augenblicklich spüre und die mitunter Kopfschmerzen zur Folge hat. Wenn ich nun glaube, daß Nietzsche an seiner Philosophie erkrankt ist, so wene ich natürlich nicht, daß ihn „der intellektuelle Inhalt seiner Denkarbeit“ auf die selbe Weise krank gemacht habe wie ein genossener Schnaps, eine eingenommene Medizin oder ein sonstiges Gift. Sondern es mußten, abgesehen von der Ueberarbeitung, die Ergebnisse seiner Denkarbeit eine Aufregung und eine an Verzweiflung grenzende unbehagliche Stimmung erzeugen, deren verhängnißvolle Wirkung auf die leibliche Gesundheit nicht ausbleiben konnte. Der leidenschaftliche Abscheu vor allem Bestehenden, der sich im „Zarathustra“ ausdrückt, und der vergebliche Versuch, sich als lachender Löwe und als Tänzer über die Thatfache hinwegzutäuschen, daß ein ohnmächtiges Einzelwesen rettungslos verloren ist, wenn es nur noch die Wahl hat zwischen der Gesellschaft durchaus verkommener Menschen und der absoluten Einsamkeit, in der es sein eigener Gott sein müßte: ein solcher Gemüthszustand ist schon Wahnsinn und muß, meine ich, mit der Zeit das Denkorgan zerstören. Das hat Nietzsche selbst gewußt und bezeugt. Wie Raoul Richter anführt, hat er an Malwida von Meysenbug einmal geschrieben: „Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bisher immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund.“ Wenn Nietzsche an Gehirnerweichung gestorben ist und wenn die Wissenschaft erwiesen hat, daß diese Form der Gehirnkrankheiten nur durch äußere Einwirkung oder durch ererbte Schäden erzeugt wird, dann hat sich eben mit der geistigen

Krankheitsursache noch eine körperliche verbunden. Das erscheint übrigens meinem Laienverstande schon deshalb sehr glaublich, weil ich als Wirkung einer in ungelösten und quälenden Widersprüchen stecken gebliebenen Denkarbeit lebhaftes Irreneden erwarten würde, nicht die Verblödung, der dieser Unglückliche in seinen letzten Lebensjahren verfallen ist und die auf eine körperliche, äußere Ursache hinweist. Vor der Fachwissenschaft verzeuge ich mich selbstverständlich in stummer Ehrfurcht.

Nur nicht zu tief. Dissen gestanden: unbedingten Glauben schenke ich nur den Vertretern der im strengsten Sinn des Wortes exakten Wissenschaften, weil nur deren Ergebnisse allgemein, auch vom Laien, kontrollirt werden können. Die Konjunkturen der Himmelskörper, die der Astronom voraussagt, treffen ein. Damit beweist er, daß er richtig rechnet, und ich halte ihn für unfehlbar in all seinen Berechnungen. Die Maschine, die der Ingenieur gebaut hat, leistet, was er von ihr verspricht. Die Lichtwirkungen und Temperaturveränderungen, die der Physiker und der Chemiker bei ihren Experimenten voraussagen, treten ein. Darum glaube ich, daß sie richtig denken und in ihrem Fach unfehlbar sind. Dagegen halte ich die prähistorische Wissenschaft, die Biologie, die Bakteriologie, die Assyriologie und die Ägyptologie, so weit sie über die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen hinausgehen, nur für einen amüsanten Zeitvertreib. Ich leugne natürlich nicht, daß die alten Töpfe, die Embryonen, die Zellen und Zellgewebe und ihre beobachteten Veränderungen, die nur mikroskopisch erkennbaren Lebewesen, die Hieroglyphen und die Keilschriftenschriften vorhanden sind; aber ich kann die Zusammenhänge, die zwischen jenen angenommen werden, die Folgerungen, die man daraus zieht, die Deutungen der Schriftzeichen untergegangener Sprachen nicht kontrolliren und in einigen Fällen reichen meine Kenntnisse aus, den Fachgelehrten falsche Schlussfolgerungen nachzuweisen. Und zu den nicht exakten Wissenschaften gehört auch die Medizin, die sich in neuerer Zeit besonders auf zwei äußerst problematische Wissenschaften, die Biologie und die Bakteriologie, zu stützen pflegt. Professor Ludwig Woltmanns Politisch Anthropologische Revue gehört zu den Zeitschriften, deren Mitarbeiter über den Verdacht laienhafter oder gar päffischer Vorurtheile gegen die moderne Wissenschaft erhaben sind. Da hat es mir nun unendliches Vergnügen bereitet, im Augustheft den Satz zu finden: „Am Allerwenigsten ist die Lungenheilrätten-Bewegung oder der Serrumsehwindel dazu berufen, die Tuberkulose auszurotten.“*)

*) Ich kann dem verehrten Freunde Jentsch noch wirksamere Citate aus berühmterer Quelle liefern. In einer Arbeit über Tuberkulose sagt Professor Dr. Winterberg: „Der Cholera bacillus allein, wenn er auch in den Darm eingebracht ist, macht noch keine Cholera, wie es ja die Bacillenkrüpfküde von Pettentofner und Emmerich am eigenen Körper bewiesen haben. Hier gehört zur Erkrankung nebst

Also ich bekenne mich den Fachmännern aller nicht exakten oder minder exakten Naturwissenschaften gegenüber schwachgläubig und sehr zum radikalen Unglauben geneigt. Kommt man in die Lage, auf einem Gebiet, wo man Laie ist, handeln zu müssen, dann muß man sich ja blindlings der Führung der Fachmänner überlassen. Bekannt ist, wie Bismarck sich auf Delbrück verlassen hat, so lange er noch nicht Zeit gefunden hatte, sich selbst mit Handelsfragen zu beschäftigen. Er erzählte, als er das Geständniß machte (Harden wird Das genauer wissen) die Anekdote: Als der frankfurter Rothschild einmal gefragt worden sei, wie er über amerikanische Häute denke, habe er sich an sein Faktotum mit den Worten gewandt: „Mejer, was für eine Meinung habe ich über amerikanische Häute?“ Und wenn sich demnächst Gevatter Tod bei mir durch eine Erkrankung meldet, bei der von meinen sechs Heilmitteln — Spazierenlaufen, Baden, Schlafen, Buttermilch, Limonade und gebackene Pflaumen — keins mehr anschlägt, so werde ich mich vielleicht dem Arzt überlassen; nicht in der Meinung, er könne den abgelaufenen Lebensfaden weiter spinnen, sondern, weil es wahrscheinlich meine Umgebung verlangen wird und weil, wie der alte Görres in seiner letzten und einzigen Krankheit sagte, die Fakultät doch eben ihr Recht haben will, namentlich das Recht, die angebliche Todesursache mit einem schönen griechischen Namen zu bezeichnen.

Möglich ist also, daß ich einmal den Arzt rufe; aber so lange ich ihn nicht rufe, soll er mich ungeschoren lassen. Ein Bad im Fluß oder See gehört zu den köstlichsten und reinsten Genüssen, fördert auch in hohem Grade die Gesundheit, und wenn man daran gewöhnt ist, wird es zum Bedürfnis. Ein paar Wochen hatte ich es entbehren müssen, dann mich wieder ein paar Tage damit erquicken dürfen. Gestern wandle ich hinaus mit dem frohen Gedanken: heute wird es noch schöner sein, da nicht, wie am Tag vorher, ein kühler Wind das außs Wasserbad folgende Sonnenbad beeinträchtigt. Als ich hinkomme, ist das Bad gesperrt. Warum? „Der Kreisarzt hat ver-

der spezifischen Bakterie noch ein häufig unbekanntes Drittes, die günstige Bedingung für die Entwicklung des Krankheitkeimes, das Ψ Bettenkofers, die allgemeine oder persönliche Disposition. Nur weil diese Bedingung im Jahr 1892 fehlte, hat sich die Choleraepidemie von Hamburg nicht über ganz Europa verbreitet, trotzdem die mehr als hunderttausend Flüchtlinge, darunter viele mit Diarrhöe Befallene, den Bacillus gewiß nach allen Richtungen verschleppt hatten... Der giftigste Tuberkelbacillus wird oft in der Mund- und Nasenhöhle, den Luftwegen des gesunden Menschen gefunden, ohne daß deshalb eine Infektion erfolgen müßte... Der Krieg gegen Kochs Bacillus kann kein Resultat haben. Und wenn man die gesammte Menschheit zum ‚Spuaglement‘ erzogen hätte: Myriaden und Myriaden Bacillen, die ausreichen, die ganze Menschheit zu infizieren, entgingen doch dem Spucknapf oder Spuckfläschchen... Für die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit haben die Lungenheilstätten geringen Werth.“ Wie Schweninger über die Bacillenfurcht denkt, wissen die Les-

muthet, daß bei dem niedrigen Wasserstand (im Bassin reicht das Wasser immer noch einem mittelgroßen Mann bis ans Kinn) das Wasser verunreinigt sei. Er hat es untersuchen lassen und in einem Liter sind 415 Milligramm Fäulnißstoffe gefunden worden. Auch die Militärschwimmanstalt ist geschlossen und aus Freibad (in der offenen Reisse) ein Wachposten gestellt worden, der das Baden verhindert.“ Wie viele Milligramm Fäulnißstoffe enthält wohl ein Liter der Mistjauche, die eine Kuhmagd, mit dem bloßen Fäßen darin stehend und sich über und über bespritzend, ins Jauchefäß schöpft? Wie viele Milligramm Fäulnißstoffe enthält wohl der Tier- und Menschenkoth, den der Bauer hinausfährt und, Hände und Kleider besudelnd, auf dem Felde ausbreitet? Natürlich athmet er auch die Gase ein, die der Dänger ausströmt; und nicht er allein, sondern Jeder auf tausend Schritt in der Runde; ißt Menschenkoth, dann dringt der Duff auf noch weitere Entfernung durch die geschlossenen Fenster in die Wohnräume ein. Landwirth, nimm Dich in Acht! Der Kreisarzt kommt und legt Dir das mörderische Handwerk. Petteuslofer, der Begründer der modernen Volkshygiene, hat bekanntlich einen Löffel voll Cholera Bazillen (oder waren es mehrere Löffel?) verspeist, ohne nachtheilige Wirkungen zu spüren; und nun soll ich glauben, daß ein knappes halbes Gramm Schmutz in Bacillenform oder in anderer Form, das vielleicht beim Baden meine Haut berührt, jedoch von den 999½ Gramm reinen Wassers sofort wieder weggeschwemmt wird, meine Gesundheit gefährden könne! Daß eine den ganzen Leib oder einen großen Theil des Leibes bedeckende, die Hautrespiration hindernde Schmutzkruste die Gesundheit schädigt, wissen wir wohl; mit einer solchen Schmutzkruste müssen sich viele Arbeiter täglich überziehen lassen, und daß ihnen jetzt verboten wird, sie täglich in der Reisse abzuwaschen, wird sie ernstlich schädigen; aber ein winziges oder ein paar mikroskopische Stäubchen? Fürs Auge und die Empfindung ist das Wasser köstlich rein. Und mögen alle Aerzte der alten und der neuen Welt, zu einem ökumenischen Konzilium vereinigt, die Schädigung behaupten: ich werde ihnen ins Gesicht lachen. Geschädigt hat mich die Verhinderung des Bades, und zwar in dreierlei Weise: erstens durch die Entziehung der Erfrischung und Reinigung, zweitens durch die Entziehung der im Bade stets eintretenden Milderung kleiner Hämorrhoidalbeschwerden, drittens durch den die Verdauung störenden Aerger über diese Schädigung und über die Unvernunft des Vorfalles. Und diese wirkliche Schädigung, die ich eben so deutlich empfinde, wie ich an den vorhergehenden Tagen die wohlthätige Wirkung des Bades empfunden hatte, soll ich mir gefallen lassen, um einer imaginären Schädigung vorzubeugen, an deren Möglichkeit nur ein durch die moderne Bakteriologie aus dem normalen Denkleis geschleudertes Fachhirn glauben kann! Ich soll mir sie für alle noch übrigen Sommertage gefallen lassen; denn der

gründliche Regen, der den Wasserspiegel hebt und von dem die Aufhebung des Verbotes abhängig gemacht wird, kommt schwerlich vor dem großen Herbstwettersturz, der aller Sommerlust ein Ende macht. Und die selbe Schädigung erleiden viele Hundert, wenn sie sich ihrer auch nicht so deutlich bewußt werden, weil sie über Vergleichen nicht reflektiren gelernt haben. Statt viele Hundert müßte man sagen: mehrere Tausend, wenn es nicht noch so viele Eiel gäbe, die den hygienischen Werth und die Wonne eines natürlichen Bades nicht zu schätzen wissen. Und die Vielen werden noch schwerer geschädigt als ich; denn für sie ist das Bad das Einzige, was ihnen den heißen Sommer erträglich macht. Seit ich hier wohne, war es mir immer ein erfreulicher Gedanke, zu wissen, daß die in dumpfen Werkstätten und Stuben Arbeitenden jeden Abend den Schweiß, Staub, Ruß und sonstigen Schmutz im schönen Stroz abspülen, ihrer gereinigten und erquickten Glieder und so ihres Daseins froh werden können; die Bäcker, die nachts am Ofen schweigen müssen, verschaffen sich die Wohlthat am Tage. Und seit der Verein für Gesundheitspflege mit beträchtlichen Geldopfern seine Badeanstalt errichtet hat, genießt auch die ärmere weibliche Bevölkerung, in bescheidnerem Maße und geringerem Grade freilich, die Wohlthat. Mehrere Sommer haben durch Kälte, Regenwetter, Hochwasser das Vergnügen beeinträchtigt; jetzt haben wir endlich wieder einmal einen schönen Sommer (daß ein schöner Sommer heiß und regenarm ist, liegt in seinem Begriff und in seinen Daseinsbedingungen; daß aber unsere Flußbetten und Fluren zu wenig Wasser haben, daran ist die seit fünfzig Jahren — selbstverständlich nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen — betriebene verrückte Wald- und Wasserwirtschaft schuld), einen Sommer, in dem man das Badevergnügen täglich haben konnte: und nun wird uns dieses, das einzige, was die heißen Tage den Einen genutzreich, den Andern erträglich macht, vor seinem natürlichen Ende durch einen ärztlichen Nachtspruch verboten!

Mögen doch die Herren Aerzte ihre Macht an den Besitzern von Fabriken und Gruben erweisen, die Luft und Wasser in einer für Augen und Nase deutlich wahrnehmbaren Weise verpesten. Dem Einzelnen wehren, seine Nebenmenschen zu schädigen: dazu hat der Staat das Recht, ja, Das ist eine der wichtigsten seiner Pflichten. Dagegen hat er und haben seine Organe weder das Recht noch die Pflicht, den Einzelnen an der Schädigung seiner eigenen Person zu hindern. Angenommen, die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit einer Gesundheitsschädigung durch Baden in der Reisse wäre erwiesen: wen, zum Teufel, geht denn Das an, wenn ich mich schädigen will? Wenn ich sage: Ich verzichte nicht auf das Bad, mag ich auch augenblicklich den Tod davon haben? Außer Gott und mir selbst hat kein Mensch über meinen Leib und mein Leben zu verfügen. Wenn es wirklich einen (ich will höflich sein) sonderbaren Schwärmer giebt, der chrllich überzeugt ist, daß ein

halbes Gramm Schmutz in einem Liter Badewasser die Gesundheit schädigen könne, so hätte der Mann, falls er ein öffentliches Amt bekleidet, noch lange nicht das Recht, anderen Leuten das Baden zu verbieten, sondern er dürfte höchstens öffentlich verkünden: „Nach meiner und der unfehlbaren Wissenschaft Ueberzeugung ist das Baden jetzt schädlich, und wer badet, soll wissen, daß er sich einer Gefahr aussetzt.“

Die Tyrannei der Medizinerzunft belästigt das Publikum mit einer Menge überflüssiger und thörichter Verbote und Beschränkungen. So pflegen an Orten, wo eine Wasserleitung gebaut worden ist, die öffentlichen Brunnen geschlossen zu werden, unter dem Vorwande, daß sie Bacillen enthielten. Funktionirt die Wasserleitung einmal nicht oder verstopfen ihre Quellen, dann geräth die Bevölkerung in die höchste Noth. Die beiden Bestandtheile der Volkshygiene sind Reinlichkeit und vernünftige Diät. Zu dieser gehört nun allerdings auch, daß man keine verunreinigten Lebensmittel genießt; um aber die Verunreinigung zu bemerken, dazu genügen die beiden Chemiker, die uns die Natur verliehen hat: das Geschmacks- und das Geruchsorgan. So lange man die dem Wasser beigemischten schädlichen Stoffe weder schmeckt noch riecht, ist ihre Menge zu gering, als daß sie Schaden anrichten könnte. Die Sumpfgase, die früher Reisse zu einer Fieberstadt gemacht haben, hat man deutlich gerochen und man bekommt sie heute noch manchmal zu riechen: im Frühjahr an der Wiese im Stadtpark, die im Herbst zur Herstellung einer Schlittschuhbahn überschwemmt wird. Mit größerem Recht als das Baden in der Reisse und das Trinken aus den Brunnen könnte das Betreten der Straßen verboten werden, auf denen man, außer dem Rauch, Staub in Massen einzuathmen bekommt, weil am Leitungswasser gespart werden muß und das Wasser der beiden die Stadt umspülenden Flüsse aus unbekanntem Gründen und unbegreiflicher Weise zum Sprengen nicht benutzt wird.

Wie wäre, wenn die Liberalen den ewigen Kampf gegen Pfaffen und Junker, in dem sie sich doch blos blamiren, ein paar Jahre ruhen ließen und sich mit den Sozialdemokraten zu einem frischen fröhlichen Kriege gegen die Polizei und gegen die Tyrannei der Aerzte verbündeten? Als vortreffliche Waffe empfehle ich die Verbreitung des „Naturarzt“ in ein paar Millionen Exemplaren. Wer „unwissenschaftliche Kurpfuscherei“ verabscheut, kann sich mit einem anderen, natürlich auch unfehlbaren Zweig der Wissenschaft, mit der Rassenbiologie, bewaffnen. Die beweist ja, wie sehr Schopenhauers ahnungvolles Gemüth Recht hatte, als es gegen die Pockenimpfung protestirte, die alles strophulöse oder sonst nichtsnutzige Gefindel konservirt, das sonst, der Rasse zum Heil, vor dem zeugungsfähigen Alter von den Pocken weggerafft wurde. Was sich von einem halben Gramm anschwimmenden Schmutzes umschmeißen läßt, verdient doch wahrhaftig nicht, zu leben.

Reisse.

Karl Zentich.

Bayreuther Streitfragen.

Die Zukunft der bayreuther Festspiele beschäftigt jetzt weite Kreise. Wichtigere als der gerechteste Zorn über amerikanische Ausnutzung einer formellen Recht- und Schutzlosigkeit sind Thaten zum Schutz des künstlerischen Erbes Wagners im eigenen Lande. 1914 werden Wagners Werke frei. Wird sich dadurch das Verhalten der Deutschen und Ausländer zu Bayreuth ändern? Viele scheinen besonders zu fürchten, daß durch die Freigabe des Parsifal das Interesse für Bayreuth sich vermindern könne. Diese Furcht scheint mir unbegründet und kann nur bei Denen sich einnisten, die den fundamentalen Unterschied zwischen Bayreuth und anderen Bühnen nicht kennen. Viele Tausende in Deutschland aber und draußen kennen ihn. Und Die werden auch nach 1914 nach Bayreuth kommen. Wenn es bleibt, was es ist.

Bayreuth ist uns werth als die einzige Bühne in Deutschland, an der lediglich für die Sache gearbeitet werden kann. Was an jeder anderen rein physisch Unmöglichkeit ist, muß für sie eigentliches Lebenselement bleiben. Durch die erstaunliche Menge rein künstlerischer Arbeit, die hier mit größter Hingabe für wenige Aufführungen weniger Werke geleistet werden kann, müssen Resultate erzielt werden, die sonst nirgends erreichbar sind. Um diese Resultate zu schauen, werden sich immer wieder Schaaren von Kunstfreunden sammeln; gerade weil an anderen Bühnen und im Konzertsaal, weil unter den Solisten und Komponisten sich immer mehr der gewöhnlichste Geschäftsgeist breit macht. Bayreuth halte, was es hat. Bayreuth bewahre sich die Kraft des Idealismus für eine große Sache. Bayreuth bleibt dann sicher auch nach 1914 der Sammelpunkt Aller, die abseits von dem widerlichen Schacher, den die deutschen Musiker und ihre Handlanger sonst leider vielfach mit Kunst treiben, einmal an einer wirklichen Kunststätte sich auf die große Vergangenheit der deutschen Kunst besinnen wollen.

Bayreuth ist noch immer gerade vielen stillen, treuen Freunden der Kunst verschlossen. Bei den jetzigen Lebensbedingungen ist es für eine Menge der besten Deutschen unmöglich, die hohen Kosten einer Reise nach Bayreuth zu erschwingen. Von Deutschen können Großklausleute, vermögender Adel, reiche Rechtsanwälte und Bankiers ohne Opfer nach Bayreuth fahren. Die meisten Fachmusiker, Lehrer, Juristen und andere Beamten müssen sich dem Luxus entweder durch Sparen ermöglichen oder drauf verzichten. Und gerade in diesen Kreisen leben die Menschen, die für eine gesunde künstlerische Volkskultur am Meisten in Betracht kommen und für das stille Weiterwirken der Kräfte, die in Bayreuth herrschen, die besten Vermittler wären. Gerade der im bescheidenen Kreis der Musik lebende Kunstfreund, für den die Kunst kein Luxus, sondern Lebensbedürfnis ist, wäre der beste Zuhörer für die Festspiele.

Darum ist es mit allen Mitteln zu unterstützen, daß die schöne Anregung der Festspielleitung rasch und reichlich zur That werde. Der Stipendienfonds, aus dem Freilarten und wohl auch Reisebeihilfen für Bayreuth bewilligt werden, soll eine Höhe erreichen, die erlaubt, vielen deutschen Musikern und Kunstfreunden den Festspielbesuch zu ermöglichen. Ich halte diese Art, für ein dauerndes Wirken des wagnerischen Kunstideals in den richtigen Kreisen die nöthige äußere Sicherung zu schaffen, für sehr nützlich. Wer weiß, mit welchen Kosten Aufführungen wie die bayreuther verknüpft sind, wird nicht die lächerliche Forderung stellen, daß zu jeder Aufführung so und so viele Leute umsonst Zutritt erhalten sollen. Bezahlt werden müssen die Eintrittskarten; für Die, denen freier Eintritt gewährt werden soll, müssen sie eben aus den Zinsen des Stipendienfonds bezahlt werden. Legate für diesen Stipendienfonds geben freilich kein Anrecht auf Titel und Orden. Aber gerade darum sollten unabhängige Maerene, die Etwas für die deutsche Kunstpflege thun wollen, sich des bayreuther Fonds erinnern. Hoffen wir dabei, daß dessen Statuten so eingerichtet werden, daß Cliquenwirthschaft unmöglich ist.

Die Stadt Bayreuth selbst muß freilich auch Einiges thun. Die Kommunalverwaltung müßte angesichts der großen Vortheile, die die Festspiele so vielen Bürgern der Stadt bringen, dafür sorgen, daß die Festspielbesucher nicht als willkommene Objekte zum Aberlassen benutzt werden. Solche wirtschaftliche Fragen können in Zukunft sehr wesentliche Momente werden. Denn auch die Kunstbegeisterung und der Opfermuth der Deutschen hat seine Grenzen, wenn die Behandlung, die ihm widerfährt, auf englische oder amerikanische Geldverhältnisse zugeschnitten ist. Schon jetzt hörte man sagen: Gewiß sei München kein Bayreuth; aber dort werde man doch — ich war nie in München — auch während der Festspielzeit zu den sonst üblichen Preisen verquartirt, verproviantirt und getränkt. Und Bayreuth ist doch kein Kuhdorf, in dem die Verpflegung so und so vieler Fremder Mehrkosten verursacht. Auch bei normalen Preisen verdient der Bayreuther immerhin anständiges Geld. Bei simplen Dingen, wie Bier und Mineralwasser, dem Fremden aber Preisausschläge zumuthen, die bis zu hundert Prozent gehen, und als Essen, abgesehen von der Verköstigung in einzelnen ganz theuren Lokalen, für reichliches Geld minderwerthige Genüsse bekommen: Das macht selbst anspruchlosen Deutschen den Aufenthalt trotz einer großen Portion von Idealismus wenig angenehm. Einzelne besonders tolle Fälle sind ja früher schon gerügt und abgestellt worden. Die Bayreuther scheinen aber noch viel zu wenig energisch zu sein und noch nicht an das Mittel gedacht zu haben, einen guten Konkurrenten, der Bayreuther und Berliner in gleicher Weise als Menschen behandelt, gegen alle die Festspielgastschreiber auszuspielen. Das scheint kleinlich. Ist aber nicht zu unterschätzen, wenn man nach Bayreuth wirklich das Publikum ziehen will, das keine Luruskunst verlangt.

„Den Ruhm der Meiseit begehren Sie also nicht Sehr vornehm. Immerhin leistet Ihr Hans höchst Ungewöhnliches. Er rechnet, schreibt, unterscheidet die Farben preussischer Uniformen, beantwortet Fragen. Freilich nur, wenn sie ihm von Ihnen oder den anderen ihm vertrauten Herren vorgelegt werden. Das ist aufgefallen. Und Ihnen wird nicht unbekannt sein, daß man sagt, es handle sich um Gaukelei, die entlarvt werden müsse. Der Zweck meines Besuches war, Ihnen Gelegenheit zu einer Vertheidigung gegen diese Anklage zu geben.“

„Vertheidigung? Danke bestens. Gegen solche Gelei vertheidigt ein gescheiter Mensch sich nicht. Was man uns vorwirft, ist eben unser Verdienst; das einzige, auf das wir stolz sein könnten. Darum las ich Ihnen ja ein paar Stellen aus leichter Literatur. Daß die Thiere Verstand haben, weiß schon der Hererotrabe im Busch; nur, wie es scheint, die öffentliche Meinung Eurer Kulturhauptstadt noch nicht. Wo aber Verstand ist, da kommts nur auf die Erfahrung, die Uebung des Gedächtnisses an; um ein hier beliebtes Schlagwort zu gebrauchen: auf Erziehung. Daran glaubt Ihr doch? Schön. Wir haben den Hans erzogen. Dazu waren Efelsbrücken nicht zu entbehren. Fehlen die Eurer Menschenerziehung etwa? Ihr habt Fibeln, Grammatiken, Wörterbücher, Encyclopädien, Kollegienhefte, Kodices, Dienstreglements, Lehrbücher, Citatenlexika, Geheimräthe und — das Wichtigste — Zeitungen. Jeder Stand, jede Kaste hat ihre besondere Bodenkammer, wo alles Wissenswerthe aufgehäuft ist; ein Griff, ein Blättern: und man hat, was man just braucht. Der Student schlägt sein Lehrbuch nach, der Minister preßt seinen Dezernten aus und die große Menge hält sich an die Journale. Da steht, was sie zu denken, zu glauben, zu fühlen hat. Ueber den lieben Gott und den neuen Zolltarif, über Japaner und Russen, Kultur und Kunst. Wer assoziiert, wer empfindet denn selbständig? Ein paar Duzend unter Millionen. Die Anderen sind ‚erzogen‘. Aber fragt sie nur: um Antwort werden sie nicht verlegen sein. Der von Abgeordneten interpellirte Minister wird über die entlegensten Dinge wundervoll schwatzen, wenn sein Geheimrath ihm die richtigen Daten gegeben hat; der Student wird über Pflanzengedächtniß, der Kriegsschüler über die innere Linie nach dem Schnürchen reden, wenn ers gerade ‚gehabt‘ hat; und der Apothekerlehrling wird Ihnen alle strategischen Fehlkuropatkins und Stoeffels erzählen, daß Sie Mund und Nase aufsperrn. So weit werden wir den guten Hans nie bringen. Unser Erziehungapparat muß viel einfacher sein. Schweiß genug hats gekostet; aber wir haben auch erreicht aus dem Pferd ein für seine Verhältnisse gelehrtes Haus zu machen. Der Vorwurf, daß es nicht Jedem auf jede Frage antworte, ist läppisch. Erstens ha

das Thier seine Nerven, Stimmungen und Muskeln wie der Herr Mensch. Und zweitens: laßt mal einen unvorbereiteten Minister ausfragen, Schüler von einem Examinator, den sie nicht kennen, prüfen, die Instruktionstunde von einem den Rekruten fremden Lieutenant abhalten oder zwingt selbst einen Professor, eine ‚Autorität‘, zu einem Kolloquium mit einem Kezer. Ihr werdet Wunderdinge erleben. Erziehung ist Krüdenlieferung; und nur der Lieferant weiß ganz genau, was er dem Kunden zumuthen darf. Spricht Jeder ja auch seine besondere Sprache, an die der Andere erst gewöhnt sein muß. Wenn hier irgend ein versportetes Bankierweib das Hänschen examiniert, ist's, als wollte der alte Nebel den Kadetten die Lektion abhören. Keiner brächte ein Wort heraus. Der Kontakt fehlt; den schafft nur die Gemeinsamkeit des Drills. Ich bin Hansens Lehrbuch, Konversationslexikon und Vorragerender Rath; bin die Zeitung, die seine Gedanken vordenkt. Auf mein Auge blickt er und spricht mit dem Huf, bis meine Wimper ihn schweigen heißt. Weil ers kann, ist er ‚gebildet‘. Von Geist keine Spur und Alles Dressur? Den Unterschied hat ein läderlicher Magister in den Osterferien erfunden.“

Der Skeptiker in der Stalljacke wurde mir unheimlich. Offenbar ein geriebener Kerl, der den Profunden spielte und sein Sprüchlein gut eingelernt hatte. Kein Wurm aus der Nase zu ziehen. „Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger belasten; möchte mir nur noch die Frage erlauben, ob Ihr interessantes Experiment einen bestimmten Zweck in Aussicht nimmt.“

„Zweck? Ohne Telos geht's also auch nicht. Wenn Sie drüber schreiben wollen, sagen Sie: Ja; die Sache hat einen Zweck. Mehr als einen. Den Zweck, das Senfblei in die Tiefen Eurer Bildung zu tauchen. Zu zeigen, daß Eure Gottlosigkeit in der Wurzel theologisch gefärbt ist. Daß Erziehungsergebnisse auch da möglich sind, wo der göttliche Odem fehlt. Daß der bewährte Lehretrichter selbst in Thierpsychen paßt. Und daß Jeder angestaunt wird, der kann, was er nicht zu können braucht. Boxende Ränguruhs, rechnende Pferde, witzige Minister: Das dünkt Euch Gebildete doch immer das Höchste.“

„Und darf ich fragen, mit wem ich die Ehre hatte? Ihr Kleid stimmt so gar nicht mit der Art Ihrer Rede überein, daß ich wirklich nicht. . .“

„Samuel Lee. Diakon in Massachusetts gewesen. Dann Bedell in Harvard. Makrelenfänger. Vermögen gemacht. Ein Regiment für den kubanischen Krieg gestellt. Bei einer großen Kornschwänze Alles verloren. Croupier, ohne zu was Rechtem zu kommen. Jetzt mit dem Studium der Physiologie europäischer Kultur beschäftigt. Wünsche, wohl gespeist zu haben.“



In tyrannos!

Herr Dr. Willy Hellpach stellte sich mir in der „Zukunft“ neulich höchst liebenswürdig als Laibsmann vor und sprach die Ansicht aus, ich würde den Glauben an den geistigen Ursprung der Krankheit Nietzsche aufgeben, wenn ich das Buch von Möbius gelesen hätte. In der That habe ich dieses Buch nicht gelesen, kenne aber die Ansicht des berühmten Nervenarztes von der Entstehung der Paranoia aus seinen anderen biographischen Werken, besonders aus dem über Rousseau, und habe mich von ihm nicht überzeugen lassen. Die moderne Psychologie ohne Psyche halte ich für Unsinn, bin von der Substantialität meiner eigenen Seele überzeugt und weiß aus Erfahrung, auch ohne die von Charcot beobachteten Heilungen durch Autosuggestion, daß nicht allein der Körper, am Unmittelbarsten natürlich das Hirn, den Geist, sondern auch dieser jenen beeinflusst. Das Erste ist selbstverständlich; auch der beste Geiger kann ohne Geige gar nicht und mit einer schadhafte[n] Geige nicht gut geigen. Das Andere lehrt mich die tägliche Erfahrung. Frohe Stimmung erhöht das körperliche Wohlbefinden; jede unangenehme Gemüthsaufregung verursacht mir eine Verdauungsstörung, die ich augenblicklich spüre und die mitunter Kopfschmerzen zur Folge hat. Wenn ich nun glaube, daß Nietzsche an seiner Philosophie erkrankt ist, so trene ich natürlich nicht, daß ihn „der intellektuelle Inhalt seiner Denkarbeit“ auf die selbe Weise krank gemacht habe wie ein genossener Schnaps, eine eingenommene Medizin oder ein sonstiges Gift. Sondern es mußten, abgesehen von der Ueberarbeitung, die Ergebnisse seiner Denkarbeit eine Aufregung und eine an Verzweiflung grenzende unbehagliche Stimmung erzeugen, deren verhängnißvolle Wirkung auf die leibliche Gesundheit nicht ausbleiben konnte. Der leidenschaftliche Abscheu vor allem Bestehenden, der sich im „Zarathustra“ ausspricht, und der vergebliche Versuch, sich als lachender Löwe und als Tänzer über die Thatsache hinwegzutäuschen, daß ein ohnmächtiges Einzelwesen rettungslos verloren ist, wenn es nur noch die Wahl hat zwischen der Gesellschaft durchaus verkommener Menschen und der absoluten Einsamkeit, in der es sein eigener Gott sein müßte: ein solcher Gemüthszustand ist schon Wahnsinn und muß, meine ich, mit der Zeit das Denkorgan zerstören. Das hat Nietzsche selbst gewußt und bezeugt. Wie Raoul Richter anführt, hat er an Malwida von Meyhenbug einmal geschrieben: „Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bisher immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund.“ Wenn Nietzsche an Gehirnerweichung gestorben ist und wenn die Wissenschaft erwiesen hat, daß diese Form der Gehirnkrankheiten nur durch äußere Einwirkung oder durch ererbte Schäden erzeugt wird, dann hat sich eben mit der geistigen

Krankheitsursache noch eine körperliche verbunden. Das erscheint übrigens meinem Laienverstande schon deshalb sehr glaublich, weil ich als Wirkung einer in ungelösten und quälenden Widersprüchen stecken gebliebenen Denkarbeit lebhaftes Irredenen erwarten würde, nicht die Verblöddung, der dieser Unglückliche in seinen letzten Lebensjahren verfallen ist und die auf eine körperliche, äußere Ursache hinweist. Vor der Fachwissenschaft verzeuge ich mich selbstverständlich in stummer Ehrfurcht.

Nur nicht zu tief. Wissen gestanden: unbedingten Glauben schenkte ich nur den Vertretern der im strengsten Sinn des Wortes exakten Wissenschaften, weil nur deren Ergebnisse allgemein, auch vom Laien, kontrollirt werden können. Die Konjunkturen der Himmelskörper, die der Astronom voraussagt, treffen ein. Damit beweist er, daß er richtig rechnet, und ich halte ihn für unfehlbar in all seinen Berechnungen. Die Maschine, die der Ingenieur gebaut hat, leistet, was er von ihr verspricht. Die Lichtwirkungen und Temperaturveränderungen, die der Physiker und der Chemiker bei ihren Experimenten voraussagen, treten ein. Darum glaube ich, daß sie richtig denken und in ihrem Fach unfehlbar sind. Dagegen halte ich die prähistorische Wissenschaft, die Biologie, die Bakteriologie, die Assyriologie und die Ägyptologie, so weit sie über die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen hinausgehen, nur für einen anmaßanten Zeitvertreib. Ich leugne natürlich nicht, daß die alten Töpfe, die Embryonen, die Zellen und Zellgewebe und ihre beobachteten Veränderungen, die nur mikroskopisch erkennbaren Lebewesen, die Hieroglyphen und die Keilschrift vorhanden sind; aber ich kann die Zusammenhänge, die zwischen jenen angenommen werden, die Folgerungen, die man daraus zieht, die Deutungen der Schriftzeichen untergegangener Sprachen nicht kontrolliren und in einigen Fällen reichen meine Kenntnisse aus, den Fachgelehrten falsche Schlussfolgerungen nachzuweisen. Und zu den nicht exakten Wissenschaften gehört auch die Medizin, die sich in neuerer Zeit besonders auf zwei äußerst problematische Wissenschaften, die Biologie und die Bakteriologie, zu stützen pflegt. Professor Ludwig Boltmanns Politisch Anthropologische Revue gehört zu den Zeitschriften, deren Mitarbeiter über den Verdacht laienhafter oder gar päffischer Vorurtheile gegen die moderne Wissenschaft erhaben sind. Da hat es mir nun unendliches Vergnügen bereitet, im Augustheft den Satz zu finden: „Am Allerwenigsten ist die Lungenheilstätten-Bewegung oder der Serumschwindel dazu berufen, die Tuberkulose auszurotten.“*)

*) Ich kann dem verehrten Freunde Zentsch noch wirksamere Citate aus berühmterer Quelle liefern. In einer Arbeit über Tuberkulose sagt Professor Dr. Winternitz: „Der Choleraebacillus allein, wenn er auch in den Darm eingebracht ist, macht noch keine Cholera, wie es ja die Bacillenfrühstücke von Pettenkofer und Emmerich am eigenen Körper bewiesen haben. Hier gehört zur Erkrankung nebst

wertes vom fachmännischen Standpunkte aus vielfach schon die natürlichen Grenzen der Künste ignoriren läßt. Man sieht: der Reichthum des wagnerischen Kunstwerkes weckt viele Fragen.

Stil ist für Wagner selbst und für Bayreuth stets ein sehr wichtiger Begriff gewesen. Daß die Aufführung eines Kunstwerkes Stil haben müsse, hat Wagner praktisch und theoretisch gezeigt. Die wenigsten der berühmten Dirigenten der Gegenwart haben von Wagners und Bülow's Vorbild gelernt; gelernt wohl, aber mehr das Aeußerliche. Musikalisch den rechten Stil hatten in Bayreuth der Ring und Parsifal. Daß Tannhäuser ihn nicht hatte, ist aus zwei Gründen erklärlich: das Haus und das verdeckte Orchester stimmen nicht zu dem Werk, das mit anderen akustischen Verhältnissen rechnet. Das Haus aber und die bayreuther Luft und eine gewisse Mode unter einer Gattung Wagnerstributen verleitete zu dem Fehler, für den Tannhäuser den Stil des Musikdramas anzuwenden. Oper und Drama: diesen Gegensatz ganz tilgen zu wollen, ist einer der Fehler der Uzuwagnerischen. Der Tannhäuser ist eine Oper und bleibt eine Oper. Seine Handlung ist der fast aller Opern überlegen, seine Dichtung kein Text mehr, sondern eben Dichtung, seine Musik voll echten dramatischen Ausdruckes, seine Personen voll Leben und Wahrheit, sein Aufbau organisch und kunstvoll. Der Stil des Ganzen aber ist der der Oper. Diese zum Musikdrama umzuformen zu wollen, ist unwagnerisch, weil es eine künstlerische Unwahrhaftigkeit ist. Niemand soll sich seiner Jugend schämen; des Tannhäuser und des Opernhafsten in ihm sich in Wagners Namen nachträglich schämen und es verhüllen wollen, — eine gut gemeinte, doch überflüssige Ehrenrettung, ein Gedanke, der übereifrigen Parteigängern, nicht dem Meister selbst kommen konnte. „Fiesko“ hat einen anderen Stil und verlangt einen anderen Stil der Aufführung als die „Braut von Messina“. Die größte Kunst ist, Beide in ihrer Eigenart echt aufzuführen, die Stile nicht durcheinander zu mengen. In Bayreuth versuchte man, die vielen Merkmale des Opernstils durch allerhand künstliche Mittel, durch veränderte Tempi, Mäßigung des Theatralischen, Stiliren der Bewegung und des Gesanges unkenntlich zu machen. Das Resultat war, daß bei der ersten Aufführung maßgebende Persönlichkeiten offenbar selbst den Zwiespalt fühlten und bei der zweiten Aufführung wenigstens allerhand Tempoveränderungen eintreten ließen. Dadurch kam gerade Das, was an der Tannhäuser-Einstudirung das Bewundernswerthe war, die Lebendigkeit der bewegteren Szenen, die Wahrheit der Bühnenbilder, zu viel größerer Wirkung. Niemand wird eine Tannhäuseraufführung im Opernschlendrian wünschen, Jeder wird dankbar Alles aufnehmen, was die echte, große Kunst auch dieses Bühnenwerkes zu deutlichem Ausdruck bringt. Aber auch wenn dabei keinerlei Berleugnung des Gesamtstils vorgenommen wird, läßt sich dies Alles zur Geltung bringen.

Wer Beethovens Erste mit den Stileigenthümlichkeiten der Neunten ausstatten will, wer Goethes „Clavigo“ mit den gedeckteren Farben des „Tasso“ darstellt, macht sich im Grunde des selben, wenn auch nicht so schweren Fehlers schuldig wie Einer, der die Missa Solemnis wie eine Landmesse Haydns oder den Tristan à la Martha herunterdirigirt. Ueberall fehlt der der Eigenart des Werkes entsprechende Stil.

Bei den Darstellern des Tannhäuser war natürlich die Umänderung der in musikalischen Manieren studirten Partien nicht mehr zu erzielen. Tannhäuser war nicht, wie Wagner verlangt, in jeder Situation ganz und ohne Abzug Das, was die Situation erfordert; er war stilisirt. Bei ihm gerade drängte sich die Frage auf: Wie weit darf die etwa vorhandene Individualität eines Sängers durch theoretische Darlegungen beeinflusst, in welchem Maß darf das Darstellungsvermögen eines Künstlers durch die leitenden Faktoren in Schranken gebrängt werden?

Vielleicht leiden manche Darsteller in Bayreuth unter diesem Zwiespalt zwischen naivem Empfinden und bewusstem Wollen. Es giebt gerade beim Theater eine Menge Instinktnaturen, die, ohne sich von ihrem Thun auf der Bühne durch Reflexion Rechenschaft geben zu können, sich durch einfaches Nachfühlen in eine Partie so hineinleben, daß sie eine richtige, lebenswarme Darstellung zu geben vermögen. Kleinigkeiten mögen daran nicht stimmen; stilistisch mögen geringfügige Mängel sein. Beginnt man aber, mit den Schauspielern darüber zu reden, sie zu lenken und umzumodeln, so geht die ganze Darstellung in die Brüche. Sie fangen zu denken an, werden unsicher, denn die Denkraft langt nicht, geben einzelne überlegte Brocken, verfehle, weil absichtliche Nuancen, haben selbst keine Freude mehr und finden sich nie oder sehr schwer wieder in der Rolle zurecht.

Ich fürchte, dieser Zwiespalt zeigt sich in Bayreuth öfter, als man denkt. Ich fürchte, daß gerade die Versuche, zu stilisiren, hier Manchen irr machen, der solchem gefährlichen Thun nicht gewachsen ist und das innere Gleichgewicht verliert. Gerade dieses Problem der Aesthetik und Psychologie des Darstellers sollte in Bayreuth, wo so außerordentlich viel gearbeitet wird, mit größter Beobachtungskunst im Auge behalten werden. Die bewundernswerthe Art, wie Hans Richter durch die außerordentlichen Schwierigkeiten hindurchkommt, die sich daraus ergeben, daß verschiedene Darsteller uneins in sich selbst und mit dem Stil des Ganzen sind, verdient dabei eben so gerühmt zu werden wie die künstlerische Geradheit, mit der Dr. Muck der heiklen Verführung widerstand, im „Parzifal“ die Forderungen der Bühne aus musikalischen Scheingründen zu übersehen und im Tempo und Vortrag noch mehr zu stilisiren, als der Stoff erfordert.

Die Gesangskunst feiert in Bayreuth in jedem Festspieljahr neue Triumphe.

Zwischen denen, die meinen, Wagners Sprechgesang ohne stimmliche Schulung lediglich durch Charakterisierungskunst ausführen zu können, leuchten glänzend Alle, die Etwas gelernt haben, die Herren der Tombildung, Meister der Athemführung sind. Und welche Schönheiten sich durch eine wirkliche Gesangkunst aus vielen Stellen herausholen lassen, ohne daß die Wahrheit des Ausdrucks durch Schönsingerei leidet, werden Die am Meisten spüren, die durch schlechte Darstellung unfertiger Sänger so manche wagnerische Phrase oft gehört, aber nie singen gehört haben. Auch in Bayreuth sangen sie nicht Alle.

An der Darstellungskunst, an der Sprache der Bewegungen konnte man interessante Studien machen. Ich weiß nicht, ob man in Bayreuth schon zu der Taktik gelangt ist, als Darsteller Alle fallen zu lassen, die nach wenigen Proben ihres Advenens nicht befriedigen. Mir scheint, man giebt sich gerade auf diesem Feld noch zu sehr der Illusion hin, man könne durch Studiren und Bilden bessern. Nichts ist vielleicht so inkarnirt, nichts so unausrottbar wie die Geste, nichts so unabänderlich wie Leibesbewegung. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, würde ich bei gewissen Naturen, besonders bei Juden, jeden Versuch der Bildung aufgeben, Alles, was nicht angeboren ist, für unerreichbar erklären. Das sagt sich nicht, lehrt sich nicht. Durch alle Tünche scheint die Urfarbe durch. Bayreuth scheint mir hier noch immer viel Mühe an Unmögliches zu vergeuden. Für Rollen, die gewisse Gesten direkt ausschließen, müßte man dann den zuerst gewählten Sänger einfach fallen lassen. Wie es gute Musiker giebt, die nie dirigiren lernen, weil ihre Hände, ihre Augen, ihre Haltung, das Tempo und die Kraft ihrer Bewegungen nicht reden, genau so giebt es Darsteller, die — und ob mans ihnen tausendmal erkläre und zehntausendmal vormache — nie richtig gehen und mit ihrer Haltung eine Situation sprechend ausdrücken lernen. Anderen hats ohne alle Schule ein gütiges Geschick in die Wiege gelegt.

Isadora Duncan. Ihre Theilnahme an den Festspielen war für mich selbstverständlich gewesen. Nach Dem, was über ihre Tanzkunst berichtet wurde, mußte sie nach Bayreuth kommen. Wagners Grundgedanke, daß alle Kunst Ausdruck und Sprache sei, Wagners Forderung, daß die Kunst der Geberde mit der der Sprache und der Töne in einem Kunstwerk zusammenwirken solle, ist so verwandt mit den Ideen, die Isa über Tanz und Körpergeste hat, daß sie ihre Kunst in den Dienst Wagners stellen mußte. Die Tanzkunst Isadoras Duncan ist der erste konsequente Versuch, im Einklang mit Wagners Ideen die Kunst des Bühnentanzes aus der Sinnlosigkeit und ästhetischen Noheit zu befreien, die unser jetziges Balletwesen charakterisiert. Dieses krankt an dem Ueberwuchern des virtuosen Elementes, das ohne künstlerische Ausdrucksfähigkeit die cirkusmäßige Ausbildung äußerlicher Fertigkeiten, wie Zehentanz, Hochsprung, Beingelenkigkeit, Dauerdrehung, erfor-

Es ist erklarrt in totem Konventionalismus schematischer, schulgerechter Bewegungen und Gruppierungen und hindert alle Ausdrucksmöglichkeit der Körpergeste durch ein sinnloses, den Körper entstellendes und durch gemeines Raffinement der Betonung sexueller Momente direkt unsittliches, widerwärtiges Kostüm. Die künstlerische Wichtigkeit unseres ganzen Balletwesens ist längst allen halbwegs gebildeten Menschen klar. Daß nichts gegen sie geschieht, ist lediglich Folge des großen Gesetzes der Trägheit. Die Thatsache, daß in Bayreuth Isadora Duncan die künstlerischen Intentionen Wagners verwirklichen half, zwingt Alle, die mit der Zukunft der deutschen Bühnenkunst sich zu beschäftigen haben, zum Nachdenken über die jetzigen Zustände im Balletwesen. Wollen wir uns mit unserem lieben deutschen angeblichen Wagner-Verständniß nicht immer lächerlicher machen, so müssen wir, statt der thatenlosen Schwärmerei, Alles beseitigen, was noch unwagnerisch auf den Bühnen ist. Und was sagen die Herren Intendanten der großen Bühnen, die sich so viel auf ihre Stilgeföhle einbilden, wenn sie in dem Zusammenhang der Leistungen ihrer corps de ballet gedenken?

Immer wieder tauchen die Wünsche auf, daß man nach der Idee Wagners in Bayreuth doch auch einmal andere klassische Bühnenwerke aufführen möge. Ich halte solche Wünsche für unberechtigt. Das Haus wie das verdeckte Orchester verlangen Werke, bei denen diese Faktoren nicht störend, sondern helfend wirken. Die bayreuther Festspiele sollen bleiben, was sie sind. Ein Werk wüßte ich, das in Deutschland noch keine Stätte fand, die seiner würdig wäre, und das dort ein Gegenstück zu „Parzifal“ werden könnte, ein Werk, für das auch das verdeckte Orchester wie die Weihe des Hauses gleich herrlich passen: Liszts Oratorium „Christus“. Als eins der größten Kunstwerke der Musikgeschichte ist es noch immer höchstens ein paar Tausend Menschen wirklich bekannt. Aufführbar und zu genießen ist es eigentlich nur, wenn nach jedem Theil eine Pause, wie bei den Festspielen, gemacht werden kann. Liszts Todestag fällt jedes Jahr in die Festspielzeit. Könnte man nicht einmal mit einer einzigen Aufführung dieses großen Werkes des größten Wagnerianers versuchen? Professor Riese will das Werk in Bayreuth einstudiren und aufführen. Nach der Aufführung in einem für dieses Riesenspektakel ungenügenden Raume wird vielleicht der Wunsch lebendig, einmal mit dem bayreuther Festspielorchester im Festspielhaus eine Gedächtnisaufführung am Todestage Liszts zu veranstalten.

Altenburg.

Hofkapellmeister Dr. Georg Schler.



Die Verlorene Tochter.

Du den fröhlichen Studenten
 Kommt sie fröhlich jeden Abend,
 Sitzt im Kreis der lieben Jugend
 Unbekümmert und vertraut.
 Trinkt Bescheid aus allen Gläsern,
 Dirgirt den Chor der Sängern,
 Jedem gönnt sie gern ein Küßchen,
 Jeder nennt sie seine Braut.

Nachbarinnen sehns mit Grausen,
 Spähen pfeifens von den Dächern
 Und schon nennt das ganze Städtchen
 Martha ein verlornes Kind.
 Alle braven Bürgerstöchter
 Löschen züchtig ihre Kerzen:
 Dank Dir, lieber Gott im Himmel,
 Daß wir nicht wie Martha sind!

Unterdessen spendet Martha,
 Eine Göttin vieler Gnaden,
 Ihre wunderfüßen Gaben
 Ueberreichlich vom Altar:
 Ihrer Augen dunkles Rufen,
 Ihres Halses schneelig Leuchten,
 Ihres Busens stolze Rundung,
 Ihr verträumtes schweres Haar.

Und es singen die Studenten:
 Martha, unsre liebe Martha,
 O Gefährtin unsrer Jugend,
 Sonne unsrer dunklen Zeit!
 O wie spendest Du voll Güte
 Unserm staunenden Gemüthe
 Deiner Schönheit süße Blüthe,
 Martha, sei gebenedeit!

Einsam schläft der alte Vater,
 Er allein ein Ahnungloser,
 Jenen tiefen, guten Schlummer,
 Den ein braver Schuster findt.
 Sieht im Traum zur Hochzeit schreiten
 Mit dem Sohn des Bürgermeisters
 Züchtig unterm Myrthenschleier
 Martha, sein geliebtes Kind.

Wien.

franz Karl Ginzkey.



Die einzige Steuer.

Der Großgrundbesitz bewirkt die Landflucht. Jahraus, jahrein sendet Europa Millionen proletarischer Landbewohner nach neuen Welttheilen. Dort, auf jungfräulichem Boden, unbehelligt von den Tributrechten des Besitzers und des Hypothekengläubigers, entstehen die Kornkammern der alten Welt. Sie bilden eine wachsende Konkurrenz für den unter ungünstigeren Bedingungen arbeitenden europäischen Produzenten. Die Entfernung spielt eine immer geringere Rolle in einer Zeit, wo die mit den Produkten der Industrie hinausgeschickten Schiffe das Getreide fast schon als Ballast zur Rückfracht benutzen. Während so die verstoßenen Kinder an ihrem Vaterland gerechte Rache üben, nagt ein anderer Wurm an den Wurzeln des Großgrundbesitzes. Die Landflucht schafft Arbeitermangel, Arbeitervertheuerung. Deshalb bedarf es keiner besonderen Maßnahmen, um die Latifundienwirtschaft, den eigentlichen Kern der sozialen Frage, zu beseitigen. Noch etwa zwanzig Jahre: und das Jahrtausende alte Unrecht ist von der Strafe ereilt. Das Großgrundeigenthum, dessen Konstitution schon lange durch den Hypothekendruck geschwächt war, hat sich das eigene Grab geschaufelt. Ueberseeische Konkurrenz und Arbeitermangel haben ihm vereint das Rückgrat zermalmt. Es bricht zusammen und auf seinen Trümmern erwächst die neue kräftige Kleinbauernwirtschaft.

Ein geistreicher Gedanke. Nur darf der Mann, der ihn zuerst ausgesprochen und seit Jahren, zuletzt in der „Zukunft“ vom neunten Juli 1904, öffentlich vertreten hat, darf Herr Franz Oppenheimer mir nicht böse sein, wenn ich diesen Gedanken manchesterlich nenne. Können die Grundursachen der sozialen Noth, die auch ich in dem Störenfried der Bodenrente erkenne, durch die einfache Logik der Thatfachen — und gar in der verhältnißmäßig kurzen Frist von zwanzig Jahren — beseitigt werden, dann hätten in der That die guten Manchesterleute Recht und das bequeme *laissez faire, laissez passer* hätte einen neuen Kämpen bekommen, den ich seinen Verteidigern eigentlich nicht gönne. Instinktiv fühlt Oppenheimer ja, wie nah dieser Gedanke liegt. Um seine gut sozialistische Seele zu retten, empfiehlt er das Eingreifen des Staates im Sinn der Geburtshilfe, wenn die Wehen der neuen Zeit beginnen. Aber ich fürchte, es bedarf eines ernstern Eingriffes, als sanfte Hebammenhände zu leisten vermögen, wenn eine frohere Zeit geboren werden soll.

Oppenheimers Theorie hat, wie so manche, einen kleinen Fehler: sie stimmt mit den Thatfachen nicht überein. Kein Kenner wird leugnen, daß sich der Großgrundbesitz in einer äußerst unbehaglichen Lage befindet; die Ursachen hat Keiner schärfer erkannt als unser Theoretiker. Wenn aber diese Ursachen mit Nothwendigkeit zum Zusammenbruch führen, dann müßten sich die Dinge schon heute, schon lange im Sinn der Prophezeiung entwickeln. Kein volkswirtschaftlich Gebildeter kann, und wenn er Babels Phantasie hätte, annehmen, daß solche fundamentalen Veränderungen plötzlich zum Abschluß gelangen.

Wie steht es nun in Wirklichkeit bei uns? Mir liegt gerade eine nach der Amtlichen Statistik des Deutschen Reiches bearbeitete Darstellung Sombarts vor. Trotz aller Noth, trotz ungehemmter Auswanderung nimmt der Großgrundbesitz zu; mit Ausnahme vielleicht der polnischen Gebiete, wo nicht wirtschafts-

liche, sondern politische Gründe entgegenwirken. Man würde die Widerstandskraft unseres Junkerthums denn doch gewaltig unterschätzen, wenn man glaubte, daß sie im Kampf um die Rente so bald erlahmen. Theoretisch hätten sie längst den Kampf aufgeben müssen, theoretisch arbeitet ein erheblicher Theil schon lange mit einer Minusrente; in der Praxis aber haben sie mancherlei Mittel gefunden, die ihnen nicht nur das Leben erhalten, sondern sogar weitere Ausdehnung ermöglichen. Die Getreidezollpolitik ist nur eins dieser Mittel. Wer auf die Personen sieht, mag an eine Abnahme glauben. Das beweist aber nicht, daß der Besitz abgenommen hat; er ist viellecht in die Hände eines stärker ausgestatteten Landmannes übergegangen.

Oppenheimer vergißt namentlich ein Moment, das geeignet ist, seinen Beweis zum Theil wenigstens zu widerlegen. Er vergißt, in welchem Maß die Plutokratie den Großgrundbesitz unterstützt. Nach der Theorie müßte der junge Grundbesitzernachwuchs, der mit ganz anderen Bedürfnissen als der alte Stamm auf die Welt kommt, zusammenbrechen. Aber kann er nicht mit der Tochter eines Herrn Stern oder Fischer ein Vermögen heirathen? Und wenn wir von diesem „Ewig-Weiblichen“ absehen, das den Junker aus dem Sumpf der Verschuldung „hinanzieht“: auch unmittelbar bringen die Vertreter der Plutokratie in den Grundbesitz. Adolf von Haseemann war einer der größten Grundbesitzer Deutschlands, die Rothschilds sind es noch und an dem Grant dieser Millionen bricht die stärkste Theorie. Und wenn erst recht viele Junkersproffen auf den Gütern der Kohlen- und Schlotbarone als Verwalter sitzen, dann dürften noch einige Säkula vergehen, ehe dieser Theil des Großgrundbesitzes der Lehrmeinung KonzeSSIONen macht.

Sehen wir uns England an. Als die gentlemen of country merkten, daß wegen der wachsenden Getreideeinfuhr ihre Pachten zurückgingen, kündigten sie ihren Bauern, statt auf den Tag des Zusammenbruches zu warten, und verwandelten Ackerland in Weideland. Rundhehnen sich, bewohnt von ein paar einsamen Hirten, die endlosen Schafristren, wo einst die Acker der englischen Freisassen grünt, jenes kräftigen Geschlechtes, das die Schlachten bei Crecy, Poitiers und Azincourt gewann. Auch hier wird noch manche Lordschaft die sinkende Grundrente überdauern.

Ich habe das Vertrauen zu den Gesinnungsettern Oppenheimers, den deutschen Bodenreformern, daß sie, bei allem Respekt vor theoretischer Forschung, die sozialen Forderungen der Gegenwart besser zu beantworten wissen. Und Meister Henry George ist ein Wegweiser, der auch da ans Ziel führt, wo er in Einzelheiten irrt. Die Polemik Oppenheimers gegen die Grundrententheorie Ricardos und Georges — sie erkenne den Ursprung der Rente nicht einzig im formalen römischen Grundeigentum, sondern Bedingung sei für sie, daß Großgrundbesitz schon vorhanden sein muß — ist die Aeußerung eines scharfen kritischen Kopfes, der auch vor anerkannten Autoritäten nicht zurückweicht. Aber für die Beurtheilung bodenreformerscher Taktik ist sie unerheblich. Die einzige Steuer — single tax — ist von den amerikanischnen Anhängern Georges als Schlagwort für ihren Feldzug gegen den Bodenwucher ausgegeben worden. Da mag dem Wesen des dortigen politischen Kampfes, mag auch der kurzen Vergangenheit der Grundrente entsprechen. Aber die deutschen Bodenreformer haben seit langen Jahren die utopische Periode hinter sich, wo sie das Ziel in der Boden-

verstaatlichung, in der Wegsteuerung der Grundrente sahen. Längst haben sie begriffen, daß man die Weltgeschichte nicht rückwärts revidiren kann, daß historisch gewordenes Unrecht Recht geworden ist. Sie wissen, daß eine Konfiskation der in gutem Glauben erworbenen Grundrente eine Ungerechtigkeit und folglich eine Unflugheit wäre. Und deshalb meinen sie, daß man sich mit der gewordenen Rente abfinden muß. Aber das Unrecht von gestern rechtfertigt nicht das Unrecht von morgen; deshalb sind sie bestrebt, die Rentenwerthe, die von nun an ohne irgend eine Leistung des Besitzers, lediglich durch die Arbeit des Volksganzen, geschaffen werden, dem rechtmäßigen Eigentümer zu sichern. Daneben fordern sie eine Besteuerung des Bodens, nicht nach dem Ertrag, der bei Milchionenobjekten manchmal wenige Mark beträgt, sondern nach dem gemeinen Werth. Nun ist klar — auch die Bodenreformer leugnen es nicht —, daß nach Einführung einer solchen Reform sich das zu spekulativen Zwecken erworbene Land anbieten und die Grundrente zunächst sinken muß, da ja unbearbeitetes Land dem Besitzer eine — wenn auch noch so geringe — Steuer auferlegen, in keinem Fall aber eine Gewinnmöglichkeit bieten würde. Da könnte es denn geschehen, daß, wie Oppenheimer meint, die Rente bis auf Null sinkt, so daß vom fiskalischen Standpunkt aus die ganze Reform als ein Fehlschlag erscheinen würde. Sehr bald aber würde sich dieser Fehlschlag auch dem Finanzminister als die unübertrefflichste Steuermahregel enthüllen. Die Steuer würde thatächlich wie die Erschließung einer neuen Kolonie wirken, die den Vorzug hätte, vor unsern Thoren zu liegen. Das würde eine innere Kolonisation werden, für die keine Schutztruppe nöthig wäre, die aber dafür Millionen steuerkräftiger Bürger eine Existenz böte. Was ist des Deutschen Vaterland? So fragt der Sänger. Der Bodenreformer antwortet: „Rein Vaterland muß größer sein; leider schlummern aber noch viele Quadratmeilen dieses Vaterlandes in den Geldschränken der Banken und Spekulanten.“

Die Einwirkung der Reform auf die Rente (und zwar nach unten) ist naturgemäß und gesund. Vor Allem wird das spekulative Agio, das die Rente neben dem natürlichen Niveau besitzt, unschädlicher gemacht. Darüber hinaus wird zunächst eine Entwerthung der Grundstücke eintreten. Aufblähen aber würden Handel und Gewerbe, die heute ihre beste Kraft der Rente opfern müssen. Die Behauptung Oppenheimers, daß die Rente auf Null sinken könnte, verstehe ich nicht. So lange man seine Bedürfnisse nicht mit den Bestandtheilen der Luft befriedigen kann, so lange der Aether nicht dem Wohnungvermieter Konkurrenz macht, muß der Boden in Kulturländern einen Rentenwerth haben. Auch vergißt unser Prophet, daß jeder wirtschaftliche Aufschwung sofort eine größere Nachfrage nach Boden schafft. Die selbe Tendenz, die das Angebot von Boden vermehrt, vergrößert in unberechenbarer Weise auch die Zahl der Reflektanten.

In Berlin gab es nach der Volkszählung von 1900 135 955 selbständige Haushaltungen mit nur einer Stube und Küche und 4086 selbständige Haushaltungen, die nur eine Küche hatten. Wenn wir bei diesen 140 041 Haushaltungsvorständen den bescheidenen Wunsch nach einem einzigen Zimmer mehr voraussetzen, so entsteht ein Bodenbedarf, der manche Berechnung über den Haufen wirft.

Die Rückwirkung der Reform auf das flache Land wäre sicher sehr günstig. Auch hier würden durch die Steuern erhebliche Theile neu entdeckt und den Produzenten zur Verfügung stehen. Auch hier würde in der ersten Zeit die

Rente vermuthlich sinken. Sinkende Rente heißt aber nicht sinkende Rentabilität. Der Wohlstand der Städte, denen der Dampf Bodenrente nicht mehr das beste Blut ausaugt, die erhöhte Konsumfähigkeit der Industrie bewirkt eine stärkere Nachfrage nach landwirthschaftlichen Produkten anderer Art. An die Stelle der extensiven Bewirthschaftung tritt die intensive, die ihrer Natur nach nur für den Kleinbetrieb lohnend ist. Der Großgrundbesitz muß sich den veränderten Verhältnissen anpassen oder er fällt auseinander. Der Großgrundbesitz ist entstanden, als in barbarischen Zeiten nur das Recht des Stärkeren galt. Durch Jahrhunderte lang währende Verletzung beschworener Verträge konnte er wachsen. Jetzt erhält er Sulturs aus dem reichen Bürgertum; auch proletarisiert die Noth der Zeit den kleineren Besitzer und wirft seinen Besitz dem stärkeren in den Schoß. Vertreiben wir diese Bundesgenossen, so ist der Großgrundbesitz dem Schicksal alles Menschlichen unterworfen: der Vergänglichkeit.

Es ist ein unfruchtbares Beginnen, sich in eine scharfsinnige Theorie einzuspinnen und auf die Logik der Thatsachen zu warten. Der Tag fordert sein Recht und fordert es zuerst von den Männern, denen Erleuchtung geworden ist. Ich fürchte, wenn die Barbarei des Kommunismus ihren Einzug hält, sitzt Franz Oppenheimer verkrümt in seiner Studirstube und ruft dem Eindringling zu: „Störe mir meine Kreuze nicht!“ Ludwig Schwegel.

Mein liebenswürdiger Herr Kritiker glaubt, mich dadurch zu schlagen, daß er meine Theorie „manchesterlich“ nennt. Doch ich fürchte mich nicht vor Worten. Wenn er unter „Manchesterthum“ die Meinung versteht, daß die gesellschaftliche Entwicklung auf die Länge aus eigenen Kräften zu einer rationalen Gestaltung der Gesellschaft führen wird, dann bekenne ich mich unumwunden zu diesem Manchesterthum. Bisher hat man freilich etwas wesentlich Anderes darunter verstanden, nämlich die volkswirthschaftliche Lehre, die die heutige kapitalistische Ordnung mit ihren nicht gelegneten Schäden, mit Arbeiternoth, Plutokratie und Krisen, für das letzte Wort der Geschichte, für eine „immanente Kategorie“ der Wirthschaft erklärt; und dieses Manchesterthum weise ich ab. Ich erkenne in unserer im Uebrigen rein ökonomischen Organisation einen Rest der politischen, auf Gewalt aufgebauten Organisation des primitiven Eroberungsstaates, eine feudale Machtposition des Großgrundeigenthumes. Ich behaupte, daß ohne seine Gegenwart keine „Grundrente“, namentlich keine „Zuwachsende“ in irgend schädlichen Ausmaß entstanden wäre und bestehen könnte; und behaupte ferner, daß nach dem Verschwinden dieser Machtposition und damit der Grundrente eine alle Erwartungen befriedigende Harmonie der sozialen Funktionen eintreten müßte. Das ist nicht Manchesterthum, Klassentheorie der Bourgeoisie, auch nicht Kollektivismus, Klassentheorie des industriellen Proletariates, sondern Sozialliberalismus, eine Theorie, die keiner einzelnen Klasse, sondern den Entrechteten aller Klassen das Lösungswort giebt.

Nun bin ich allerdings der Meinung, daß dieser Schädling der sozialen Entwicklung sich selbst austoßen wird, und zwar durch die Wirkung, die das große Grundeigenthum auf die Wanderbewegung übt. Die überseeische Auswanderung seiner Hintertassen hat die „amerikanische Konkurrenz“ geschaffen, die Produktenpreise geworfen und wird sie nie mehr wesentlich steigen lassen; zu-

gleich wachsen, dank der inländischen Uöwanderung, die Landarbeiterlöhne: und so schrumpft die Grundrente von beiden Seiten her zusammen. Bald wird sie verschwunden, die feudale Machtposition werthlos geworden sein, wie eine Raubritterburg an einer verlassenen Handelsstraße. Diese Prognose greift Herr Eschwege an.

Erstens, so argumentirt er, müßte, wenn ich Recht hätte, das Tempo des Abstieges zum vollkommenen Zusammenbruch ein viel schnelleres sein. Nun, ich meine, das Tempo ist schnell genug, wenn man zuschaut, was seit den fetten Jahren, die bis zur Mitte des achten Jahrzehntes im neunzehnten Säkulum währten, aus der Grundrente der Großgüter geworden ist; trotz allen Staatszuschüssen in Gestalt von Viebesgaben, Steuererlassen und Böllen. Das Großgrundeigenthum beginnt denn auch, Sombarts und Eschweges Statistik zum Trotz, stark abzubröckeln: zwischen 1882 und 1895 ist es absolut und relativ zurückgegangen und das Mittelbauertum hat es abgelöst. Und auch hier gilt, daß nur „der erste Schritt kostet“. Die Bresche ist gebrochen.

Zweitens, sagt mein Kritiker, würden sich die Herren vom alten und befestigten Grundbesitz auch in Zukunft zu helfen wissen, den Staat heranzuziehen verstehen. Das erscheint mir für eine nicht unmittelbare bevorstehende Zukunft recht unwahrscheinlich. Seit 1862 haben die Ostelkier in Deutschland gegen die Großindustrie des Westens nichts mehr durchzusetzen vermocht; und was sie seit 1878 mit deren Hilfe in den Zollreichstagen erreicht haben, danken sie einem Interessensbündniß, dessen Grundlagen offenbar, je mehr unsere Großindustrie erstarkt, immer weniger tragfähig werden. Sobald unsere Großindustrie in ihrer Mehrheit ein größeres Interesse am Export als am Binnenmarkt hat, ist das Kartell aufgehoben, hat die agrarische Viebesgabenpolitik ihr Ende gefunden. Ober glaubt mein Kritiker allen Ernstes, daß die zwölftausend Grundbesitzer des Ostens in alle Ewigkeit hinein die Macht haben werden, den täglich an Volkszahl und Reichthum enorm wachsenden Westen zu beherrschen und zu exploittiren, und daß der Westen Das ertragen wird, ohne sich zu wehren?

Der dritte Einwand, daß die Börsenmagnaten allmählich die neun Millionen Hektar Land, die heute der Grundbesitz allein in Preußen belegt, aufkaufen und halten werden, wenn es auch noch so große Zuschüsse kostet, bedarf wohl keiner ernstern Erwiderung.

Was viertens die britische Entwicklung anlangt, so scheint sie meinem Herrn Gegner allerdings einige Argumente zu liefern. Zwar ist die Grundrente dort fast völlig zusammengebrochen; aber auf den ehemaligen Latifundien hat sich keine neue Yeomanry entwickelt. Richtig. Nur lassen die britischen Verhältnisse mit den unseren keinen Vergleich zu. Dort ein ozeanisches, feuchtes Klima, das auf weiten Strecken den Uebergang vom Feldbau zur Weidewirtschaft ermöglichte; bei uns ein kontinentales Klima, das fast überall einen solchen Betriebswechsel verbietet. Und vor Allem: drüben das Land in ungeheuren Flächen als fideikommissarisches, unverschuldetes Eigenthum enorm reicher Magnatenfamilien, die längst durch ihre Bethelligung an Industrie und Handel und durch die Einnahmen aus ihrem städtischen Hausbesitz überreichlich ersetzt haben, was sie an ländlicher Grundrente einbüßten; hier, bei uns, überwiegend ein gefährlich hoch verschuldetes Kleinjunkertum, dessen ganze Existenz mit der Rente steht und fällt. Drüben, wo das Land keine Hypothekenzinsen aufzubringen hat, kon..te

der Magnat es unbenutzt liegen lassen oder in extensivster Wirtschaft sich mit einem winzigen Rentenrest begnügen; in Deutschland ist Das fast überall unmöglich. Sobald die Rente tief genug gesunken ist, um den Klassenstandard des Besitzers nicht mehr zu decken, muß im Allgemeinen die Subhastation erfolgen; und dann sind die Gläubiger genöthigt, ihren Nothbesitz an den einzigen Stand abzugeben, der dann noch die Zinsen aufbringen kann, nämlich an den durch keine „Reutenoth“ bedrängten, weil selbst arbeitenden und durch den Sturz der Getreidepreise nicht geschädigten, sondern, weil er Viehzüchtet, begünstigten Mittelbauern.

Diese Entwicklung halte ich für viel mächtiger und sogar für viel schneller als die nach meiner bescheidenen Meinung recht unerhebliche Agitation der heutigen Bodenbesitzreformer für die Besteuerung nach dem gemeinen Werth. Erstens beschränken sie sich auf die Städte, gehen also der von Vielen — zum Beispiel: von Damascus — anerkannten Wurzel der Grundrente im ländlichen Grundeigenthum gar nicht zu Leibe; zweitens sind sie in ihren Forderungen von einer rührenden Bescheidenheit: wenn sie selbst durchsetzen, was sie wollen, so beschneiden sie die Zuwachsrente des städtischen Hausbesitzers um ein Geringes, aber sie sind nicht im Stande, ihr Wachsthum zu verhindern, und noch weniger, sie empfindlich herabzubrüden. Und drittens haben sie nicht einmal Aussicht, diese wenig bedeutenden Wünsche in absehbarer Zeit überall durchzusetzen. Wäre die single tax Georges in vollem Umfang erreichbar, so wäre — Das habe ich selbst ausgesprochen — praktisch Alles erreicht, was erstrebt werden kann; denn die Grundrente würde auf Null sinken. Aber die „einzige Steuer“ ist eben nicht zu erreichen, weil sie zu viele Interessen gegen sich ins Feld ruft. Dagegen hätte eine Agitation gegen die zwölf- bis vierzehntausend Großgrundbesitzer allein unendlich höhere Aussichten auf Erfolg. Da Herr Schwewe nicht an die Selbstheilung der Gesellschaft zu glauben scheint, erwürbe er sich ein Verdienst, wenn er für diese Agitation wirken würde.

Dr. Franz Oppenheimer.



Montantruff?

Er kam nach Delos. Dort drang er nachts in den ehrwürdigen Apollotempel, suchte sich die schönsten, werthvollsten Standbilder aus, ließ sie wegschleppen und sogleich auf sein Frachtschiff bringen. Am nächsten Morgen sahen die Inselbewohner mit Entsetzen, wie schamlos ihr Heiligthum beraubt worden sei. An diese und ähnliche Thaten des von Cicero bekämpften Verres erinnerte mich das Handeln des Herrn August Thyssen; und ich wünschte mir die Beredsamkeit des römischen Klägers, um diesen Augustus nach Gebühr geißeln zu können. Wünschte; nur in ersten Stunde war mein Gefühl so. Als ich kurz nach der Fusion des Schalker Grub- und Hüttenvereins mit der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft erfuhr, auch in Nachener Hüttenverein Rothe Erde sei der neuen Gemeinschaft angegliedert, groß ich Herrn Thyssen. Natürlich. Seit Monaten hatte die „öffentliche Meinung“ sich bemüht, die Verschmelzungspläne des rheinischen Kohlendanden als ein nationales Unglück hinzustellen. Und kaum hatte nun Herr Möller, als unvergleich

licher Hüter der *salus publica*, zum Hibernia Gentestreich ausgeholt, da beginnt Thyssen, der Schwergame, aber Schreckliche, die Ausführung seiner Pläne mit einer Hast zu betreiben, als fürchte er, die Staatsgewalt könne ihm die listig aus-ersehene Beute noch rasch vor der Vergung entreißen. Hat er ein böses Gewissen? Ist er wirklich ein gefährlicher Mensch? Einen Augenblick, ich wills nicht leugnen, erschien mir Möllers hohe Gestalt in bengalischem Licht. Neugier hat ich dem verananten Staatsmann jedes Tadelwort ab und pries das Geschid, das uns in ihm den Retter aus schwerer Noth gesandt hat. Leibhaftig stand das Ungeheuer, das er bekämpfen will, nun ja vor Aller Augen. Dem Himmel sei Dank, daß noch Einer den Muth hat, das Schensal anzugreifen, daß wir eine waschame Regierung haben. Thyssen wird dem Lande nicht lange mehr schaden.

Doch nur kurze Zeit blendete mich der unweise Born; dann stand der Handelsminister wieder in Alltagsbeleuchtung vor mir und ich erkannte, daß Thyssen nicht der Schwarze Mann ist, den der Philister aus ihm machen möchte. Oft erlebt man ja, daß ein Angeklagter, der vor den Richter kommt, schon als verurtheilt gilt, weil die Last der Beschuldigung ihn zu erdrücken scheint. Zeigt er sich etwa gar noch unruhig und wird auf Heimlichkeiten ertappt, dann ist, trotz dem gelungensten Entlastungsbeweis, manchmal um ihn geschehen. So ist es Thyssen ergangen. Daß er zuerst Schalle und nach ein paar Tagen dann Nothe Erde mit Gelsenkirchens zusammenkoppelte, mußte ärgern; man war empört über eine unaufrichtige Politik, hinter der nur schändlicher Macht hunger laure. Allmählich kam die Besinnung und man erkannte, daß die Transaktion seit einem Jahr als ein Ganzes geplant und die unvermeidliche Folge einer Entwicklung war, die man rühmen oder verdammen, aber nicht aus der Welt schaffen kann. Das Ziel dieser Entwicklung, die wir aus amerikanischen Vorgängen kennen, ist die Verschmelzung großer Kohlegesellschaften mit großen Eisen- und Stahlwerken. Die „reinen“ Walzwerke sind schon durch die „gemischten“ verdrängt; jetzt geht man noch einen Schritt weiter. Eigenes Roheisen, eigene Kohle: dieser begreifliche Wunsch mußte zu Thyssens Fusionen führen; und ich kann den Plan und die Art seiner Ausführung nach ruhigem Ueberlegen nur vernünftig nennen. Das System hat sich in Amerika bewährt und die Konkurrenzfähigkeit des fertigen Fabrikates deutlich erwiesen. Solche große Industriekonzentrationen entsprechen nun einmal der Tendenz unserer Zeit und ich kann, trotz allem Mähen, mich nicht in Sinn und Grundstimmung der Leute hineinversetzen, denen diese Erscheinungen Schrecken einjagen. Was fürchten sie denn? Daß der Stahl ökonomischer als bisher bereitet werde? Das wäre doch sicher kein Unglück. Und eine andere Folge ist weder beabsichtigt noch überhaupt möglich. Daß den Becken die Kohle, die sie ihren eigenen Hütten liefern, auf ihre Betheiligung am Kohlensyndikat nicht angerechnet wird, kann auch nicht als ein Unglück bezichnet werden; denn je mehr Kohle das Syndikat abzusehen genöthigt ist, um so leichter wird es zu einer maßvollen Preispolitik zu bestimmen sein. Warum also gerade Leute, die das Volktribunat gepachtet haben, die Fusionirungen in der Montanindustrie als Verbrechen gegen den Staat verschreien und die Regierung zu Hilfe rufen, damit sie durch den Ankauf der Hibernia uns vor der Schmach solches Zustandes bewahre, ist mir ein Räthsel. Eben so wenig kann ich begreifen, warum in der Börsenpresse der gelsenkirchener Concern beharrlich ein Montantruff genannt wird, obwohl er

gar kein Trust ist. Ein Trust ist entweder ein Treuhänderinstitut zur Konfervierung bestimmter Werthpapiere oder die Vereinigung sämtlicher Unternehmungen eines Industriezweiges zu einer einzigen Gesellschaft. Thyssens Concern ist weder das Eine noch das Andere. Nach seinem Muster werden im Rheinland allmählich wohl noch mehr Bechenhütten entstehen. Ein Trust aber, wie der amerikanische Stahltrust einer ist, wird in Deutschland, glaube ich, nicht zu Stande kommen, weil die Individualitäten in unserer Industrie stärker sind und ich wenigstens in unserer Bankwelt keinen Morgan sehe, dem das schwere Werk gelingen könnte, diese sehr verschiedenen Persönlichkeiten unter einer Fahne zusammenzuschaaeren. Ueber das Kohlsyndikat auf der einen, den Stahlwerkverband auf der anderen Seite wird der Versuch, die deutsche Montanindustrie zu einigen, schwerlich hinausgelangen. Diese Syndikatsgebilde, die noch nirgends zu solcher Vollkommenheit gediehen sind wie hier, darf man nicht etwa als Zwischenstufe betrachten, von der nächstens zum amerikanischen Trust geklettert werden soll. Die Amerikaner sind von der Preiskonvention — einer auch in Deutschland auf den Aussterbeetat gesetzten, höchst unzulänglichen Kartellierungsform — sofort zum Trust übergegangen. Das war eine radikale, echt yankeehafte Lösung, die vor keiner Tradition, keiner Familienrücksicht Halt zu machen brauchte. Carnegie ließ sich, wie alle Anderen, kaufen und zog sich mit dem Erbs nach Schottland zurück, von wo er seitdem mit der selben Hartnäckigkeit, die er früher mit gerechtem Stolz auf die Verbesserung seines Stahles verwandte, die Welt mit Traktätschen und wunderlichen Bähern beglückt. Unsere Thyssen, Daniel, Stinnes, Birdorf sind aus anderem Holz. Auch bei uns hat man einen Sprung gemacht; aber nicht zum Trust, sondern zum Verband und Syndikat, die in den letzten zwei Jahren eine spezifisch deutsche, klassische Form erhalten haben, wie man sie in Amerika niemals erreicht, freilich auch nie angestrebt hat, weil man die Trustierung, die völlige Verschmelzung aller gleichartigen Unternehmungen, vorzog. Beide Erscheinungen bezeichnen ein Endziel, — wenigstens für die Lebenszeit unserer kapitalistischen Wirthschaft, die ja auch nach dem amsterdamer Kongreß der Internationale noch nicht zum Sterben bereit scheint.

Wer das Gewordene nüchtern überblickt und sich von der jetzt angerichteten Verwirrung das Auge nicht trüben läßt, kann, trotz Thyssens Fusionen, den Verstaatlichungsplan Müllers nicht billigen. Daß der Minister froh war, von dem gelsenkirchener Rummel und der dadurch bewirkten Erregung profitieren zu können, ist nur allzu natürlich; als Bringer des Heils zu posiren, ist immer schön. Das ändert aber nichts an der Sache. Die Verstaatlichung ist zwecklos; und eine zwecklose Aktion obendrein noch so ungeschickt anzufangen, wie Herr Müller es gethan hat, ist der Gipfel der Unklugheit. Obwohl kein höheres Staatsinteresse für den Ankauf der Sibernia sprach, hat der Minister erstens das Ansehen der Regierung geschädigt, zweitens in der Bankwelt offenen Haß erzeugt, drittens, nach all den salbungsvollen amtlichen Erklärungen über die Ausflugsigkeit des Börsenspielles, die wildeste Spekulation begünstigt. Eine Prachtleistung, die ihm, wie kein Berechter bestreiten kann, das Recht giebt, den Rest seines Lebens procul negotiis im Genuß eines anständigen Ruhegehaltes zu verleben. Dis.



Elektra.

In der Komödie, von der ich zuletzt sprach — zu spät sprach, meint Mancher und rügt, daß ich noch vom alten Theaterjahr rede, während man fürs neue schon die Lampen putzt —, in Bahrs Komödie vom Meisterwahn taucht für ein Viertelstündchen ein Geheimrath und Rektor auf, der ein dickes Buch über Lukian geschrieben hat und ein noch dickeres über die Griechen schreiben möchte, „nämlich meine Griechen, die wirklichen, mit ihrer furchtbaren Hysterie, nicht die von Gips.“ Das Wort funktelt auf und verprasselt, wie eine Leuchtugel, ohne eine Spur zu lassen. Da es in der schwächsten, leersten Szene des Stückes gesprochen wird, hat man Zeit, ihm nachzudenken. Das that ich. Auf der Bühne wurde ein schlimmer Possenbruder abgekanzelt; und ich dachte: Wie kam diesem Hermann Bahr in seiner wiener Zeitliffengasse der Einfall, eine Massenhysterie der Hellenen zu behaupten? Die Antwort war schnell gefunden. Hinter Bahrs härtigem Haupt, das einst dem Daudets ähnelte, jetzt gern dem buonarottischen Moses gleiche, sah ich im dunklen Saal das schmale Kavalierköpfchen des Herrn Hugo von Hofmannsthal. Zwei Freunde. Zwei feine Hirne. Wer eine Probe will, lese Bahrs „Dialog vom Tragischen“ und Hofmannsthal „Victor Hugo“; er wird dann nicht mehr zweifeln, daß die Beiden einander was Merkwürdigen mitzuthellen haben. Schon im „Dialog“ wird von der „Tollheit“ und Hysterie der Griechen gesprochen, gegen die, als Heilmittel, die Tragödie erfunden worden sei. Unter Freunden weiß man oft nicht, wer sich zuerst auf eine neue Gedankenbahn gewagt, wer den Freund herbeigewinkt hat. Der Dritte im wiener Bund, Herr Arthur Schnitzler, läßt einen grauen Junggesellen zum anderen sagen: „Wir bringen einander die Stichworte so geschickt; es giebt pathetische Leute, die solche Beziehungen Freundschaft nennen.“ Welcher von beiden Artisten das Stichwort brachte, braucht uns nicht zu kümmern; mir genügt, festzustellen, daß Beide ungefähr um die selbe Zeit laut von der Hysterie der Griechen zu sprechen anfangen. Ich habe, mag der Poet gesagt haben, eine „Elektra“ geschrieben, der alle Esel vorwerfen werden, daß sie nicht griechisch, sondern hysterisch sei; als ob der Typus der hysterica nicht auch in Hellas zu finden gewesen sein könnte, sein müßte! Sicher, erwiderte der Freund (so stelle ich mirs vor); was ist überhaupt Griechheit, was Hysterie? Schließlich sinds auch nur Begriffsgepenster. Nun konnte der Dritte sich einmischen, der Dr. med. Schnitzler, und die Freunde auf die Hysteriestudien der Nervenpathologen Freud und Breuer hinweisen. Darin wird (ich citire Bahrs „Dialog“), die Hysterie aus Affekten

erklärt, welche ein Mensch, statt sie natürlich zu entleeren und sich dadurch abzuspannen und wieder ins Gleichgewicht zu kommen, unterdrückt und gewaltfam vergessen hat, worauf sie sich entweder in eine Trübung, häßliche Verstimmung und Bewölkung seines ganzen Wesens oder oft sogar in ein körperliches Phänomen, eine Lähmung oder einen seltsamen, ja, schauerlichen Tic verwandelt.“ Als Bahr das Buch gelesen hatte, schrieb er, es habe ihn „die Lebensgefahr, in der jede Kultur schwebt, erst recht verstehen und wieder die ungeheure Kraft der Griechen bewundern gelehrt, denen gegeben war, bedenkliche oder unbequeme Leidenschaften, ja, Laster des Menschen, statt sie, wie wir thun, abzuleugnen, wodurch sie nicht besser werden, lieber mit weiser Hand allmählich umzubiegen, bis sie aus einer Noth so zum Segen ihrer Polis wurden ... Die ganze Kultur der Griechen war rings von Hysterie beschlichen und umstellt. Wir sehen sie überall lauern, wir hören sie überall röcheln, die Mythen sind von ihr voll; der ganze Begriff der Polis, in welchem sich der Bürger für den Genuß einer erhabenen Stunde oder für den Wahn des unter den Nachkommen fortschallenden Ruhmes mit Lust zerstört, ist hysterisch.“ Die Tragoedie sei „als eine entsetzliche Kur der Erinnerung an alles Böse“ zu verstehen. „Die Tragoedie erinnert ein durch Kultur krankes Volk, woran es nicht erinnert sein will: an seine schlechten Affekte, die es versteckt, an den früheren Menschen der Wildheit, der im gebildeten, den es jetzt spielt, immer noch lauert und knirscht, und reißt ihm die Ketten ab und läßt das Thier los, bis es sich ausgetobt hat und der Mensch, von den schleichenden Dämpfen und Gasen rein und frei, durch Erregung beschwichtigt, bildsam zur Sitte zurückkehren kann.“ So kann es (in Hellas und in Wien) gewesen sein; aber auch anders. Einerlei. Statt des dicken Buches, das Bahrs Geheimrath schreiben möchte, hat Herr von Hofmannsthal uns ein dünnes geschenkt; statt der gelehrten Abhandlung erhielten wir, solchen Tausches froh, ein heißes Gedicht, in dem hysterische Griechen vor unserem Auge leben.

Ob es solche Griechen je gab? Ach ... Wir vernehmen die seltsamsten Urtheile über lebende Völker, die Jeder auffuchen und kontroliren kann, Urtheile, gegen deren Rechtskraft die sichtbarsten Thatfachen streiten; und wir sollten über die Menschen des Aischylos, auch nur des Euripides Sicheres auszusagen vermögen? An wen sollen wir uns halten? Jeder Gelehrte wird je vom anderen abgethan. Humboldt, sagt uns Herr von Wilamowitz-Moellendorff, „hat das Griechische nicht verstanden“; und „die griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt existirt für die Wissenschaft nicht. Das Griechertum Burckhardts hat eben so wenig existirt wie das der klassizistischen Aestheti-

gegen das er vor fünfzig Jahren mit Recht polemisirt haben mag. Ueber kurz oder lang wird die Wissenschaft auch mein Verständniß überwunden haben.“ Sehr bescheiden; doch nicht sehr beruhigend. Grote, Curtius und Duruy werden kaum noch gelesen. Schiller nennt Verstand, Maß und Klarheit die Elemente der Griechheit; und Nießsche, der Gegenfriedrich, sagt: „Wären die Griechen in ihrem tapferen und siegreichen Mannesalter solche nüchterne und altkluge Praktiker und Heiterlinge gewesen, wie es sich der gelehrte Philister unserer Tage wohl imaginirt, oder hätten sie nur in einem schwelgerischen Schweben, Klängen, Athmen und Fühlen gelebt, wie es wohl der ungelehrte Phantast gern annimmt, so wäre die Quelle der Philosophie gar nicht bei ihnen ans Licht gekommen“. Quot homines, tot sententiae. Immer der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Uns Ungelehrten bleibt nur der Blick auf die Dichtung der Griechen. Orest und Oedipus, Ajax und Hippolyt, Klytaimestra, Phaidra, Kassandra, die kolchische Hexe, Herakles unter Lyffas Herrschaft: ein in der gemäßigten Zone heiterer Klarheit wohnendes Volk Verständiger hätte sich schaudern von solchen Schreckgestalten gewandt. Wir dürfen, wenn wir vom Griechenthum sprechen, nicht an Homers weise Einfalt nur und an Pindars liebliche Gebilde denken; wer über Hellas urtheilen will, sollte die Zeiten, die Züge ionischen und dorischen Wesens, die mythologischen und religiösen Vorstellungen sorgfamer unterscheiden, als es meist noch geschieht. Schon zwischen der düsteren Majestät der Choephoren und dem euripidischen Herakles, der den Eleaten (wir würden sagen: Monisten) Xenophanes citirt, liegt eine Welt; und die drei Tragiker lebten doch um die selbe Zeit. Den Normalgriechen aus unserer Schulstube, der die im Wirbelwind irrer Leidenschaft noch gehaltene Würde des Sophokles der dorisch ernstern Anmuth Pindars vereint, gab es wahrscheinlich nie. Und wenn die „Wissenschaft“ Herrn von Wilamowitz überwunden haben wird, wie sie Windelmann und Burckhardt überwand, wenn neben dem einstweilen neusten Wegweiser, der Vasenmalerei, ein neuerer aufragt, dann werden wir noch immer nicht genau wissen, wie die Peloponnesier ausfahen, deren Bilder durch die Tragödien der drei Unsterblichen schreiten. Wenn irgendwo, darf hier der Dichter in Freiheit schalten; und jeder Poet hats gethan. Shakespeares Achill und Timon, Goethes Iphigenie, Kleists Pelide, Grillparzers Jason und Hero, der teusche Gnges Hebbels: Alle, sollen wir glauben, reifte die Sonne Homers. Nur Pedanten können Herrn von Hofmannsthal tadeln, weil er die Griechen zeigt, die sein Auge sah.

Es sah keinen Mann. Agisthos ist ein Statist, Orestes ein Deklamator. Beide kommen von draußen in das Gedicht, sind nicht in seinem Her-

zen gezeugt; und wir wünschen sie fort aus dieser Welt. Nur Weiber sollten hier haufen. Wunderbar, seufzt der als Spanier verummte Goethe: „ein Mensch, der sich über so Vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden.“ Herr von Hofmannsthal hatte den nichtgeringen Muth, der Erinnerung an die Dreisteia zu trogen: nicht den höheren, den alten Stoff nach eigenem Recht zu gestalten. Nicht der Geist, doch das Personal der Atridentragödie ist ihm heilig. Eine Stunde lang hält er uns im Bann, läßt uns länger noch vergessen, daß Aischylos und Sophokles in diesem Königs- haus thronten; dann tritt Orest ein: und der Bann weicht, der Zauber wirkt nicht mehr. Nur Weiber dürften in diesem schwülen Winkel wohnen. Die Elektra des Wieners hat in ihrer ausgedörrten Jungfernbrust keinen Ton, der zum Gedankenaustausch mit Männern taugt; selbst wenn sie dem Bruder ihre „süßen Schauer“ entblößt, spricht sie wie nur zum Weibe das Weib. Und gerade in dieser Szene, wenn die Geschwister einander erkennen, grüßen, in zärtlicher Wuth umklammern, wacht lauernd unser Gedächtniß. Die Elektra des Aischylos, die auf dem Grab des Vaters die Locke findet, die Fußspur mißt, die Elektra des Sophokles, die, als Kose sie einen schlafenden Säugling, die Urne streichelt, in der sie die Asche des Bruders wähnt, und der Jubel dann, wie aus schwarz umschleierten Drommeten: zwei Riesenschatten erdrücken unserm Blick die schwächliche Gestalt des Modernen, die uns noch eben so kraftvoll schien. Konnte Orest nicht stumm in den Mörderpalast huschen, seine Ankunft der Schwester durch ein Zeichen, einen Ruf gemeldet werden? Er ist hier ja nur ihr Werkzeug, die Hand, die ihren Willen bedient. Und wie steht Elektra vor dem Bruder! Er kommt, mit Gefahr seines Lebens den Vater zu rächen, die Mutter und deren Buhlen zu richten, zu töten: und in der ersten Minute nach der Erkennung spricht ihm die Schwester vom Leuchten ihres nackten Leibes, an dessen Weiße sie sich gefreut hat, spricht die Jungfrau von dem hohl- äugigen Haß, der als Bräutigam in ihr schlafloses Bett schlüpfte und sie zwang, „Alles zu wissen, wie es zwischen Mann und Weib zugeht.“ Ist Diese Agamemnon's Tochter oder ein hysterisches Mädchen, dessen Gluth ungelöscht verkohlt?

Sie ist Agamemnon's hysterische Tochter. Nur keine Furcht vor dem im Alltagsgebrauch beschmutzten Wort. Es ist uralt, ward oft (wenn mein Gedächtniß nicht trügt, auch vom Dichter des Year) metaphorisch zur Bezeichnung des Irrseins verwendet und hat den hier wichtigen Vorzug, aus dem Lande der Griechen zu stammen; ὑστέρα ist die Gebärmutter. „Wie der Name andeutet“, sagt Kraepelin, „ist die Hysterie so sehr eine Krankheit des weiblichen Geschlechtes, daß man sogar zweifelhaft gewesen ist, ob man über-

haupt ein Recht hat, ähnliche Erkrankungen bei Männern mit der selben Bezeichnung zu belegen. Doch die ‚männliche Hysterie‘ ist heute, wie wir der pariser Schule ohne Weiteres zugeben müssen, keine seltene Krankheit mehr. Die Ursache der Hysterie ist in einer krankhaften Veranlagung des gesammten Nervensystems zu suchen; das Weib aber hat in den Genitalorganen eine der ergiebigsten Quellen für die äußeren Reize und Schädlichkeiten, die nun auf dem vorbereiteten Boden die hysterischen Erscheinungen auslösen.“ Und da wir gerade dabei sind, will ich schnell noch anführen, was der münchener Psychiater über das in Bahr's „Dialog“ genannte Buch sagt: „Mit einer höchst merkwürdigen Auffassung der hysterischen Störungen sind Breuer und Freud hervorgetreten. Nach ihren Versicherungen soll die Hysterie durch ganz bestimmte passive sexuelle Erlebnisse in der frühesten Kindheit erzeugt werden, die dann in der Form unbewusster Erinnerungen durch das ganze spätere Leben hindurch fortspuken und in mannichfacher Umformung zur hysterischen ‚Abwehrneurose‘ führen. War das Erlebnis nicht die Duldung, sondern die Begehung einer geschlechtlichen Handlung, so entstehen auf dem selben Wege Zwangsvorstellungen. . . Man erfährt all diese Dinge, indem man die Kranken in der Hypnose ausfragt. Wir dürfen wohl behaupten, daß man auf diesem Wege noch ganz andere Dinge herausbringen könnte. Wenn aber unsere vielgeplagte Seele durch längst vergessene unliebsame sexuelle Erfahrungen für alle Zeiten ihr Gleichgewicht verlore, so dürften wir am Anfang vom Ende unseres Geschlechtes angekommen sein. Freilich sollen all jene Erinnerungen unschädlich werden, wenn es einem kundigen Arzt gelingt, sie mit Hilfe des ‚kathartischen‘ Verfahrens, der fortgesetzten hypnotischen Weichte, ans Licht zu bringen und zu bewussten zu machen.“ Da haben wir eine Katharsis, von der Aristoteles (dieser endlich nun entlarvte Ignorant, der auch die drahtlose Telegraphie und das Diphtherieserum noch nicht kannte) nichts ahnte; haben die Quelle, die Herr Bahr so amüsant plätschern läßt. Was die wiener Neurologen durch hypnotische Weichte erreichen, wirken, sagt der Tausendkünstler, die Griechen durch die Tragoedie. Aischylos und Sophokles, Freud und Breuer; antike, moderne Katharsis. Gar nicht dumm; aber . . . Cousin, kannst Du noch?

Ich möchte nicht glauben, daß der Dreisteinbichter der Vorgänger Playfairs war und Euripides sich das selbe Ziel setzte wie Weir Mitchell mit seiner Maskur. Auch Herr von Hofmannsthal ging sicher nicht aus, das Bild der hysterica zu malen. Daß ers (wahrscheinlich unter der Nachwirkung manches Dialoges) dennoch that, ärgert mich nicht. Agamemnons Tochter kann so sein; mußte so werden, wenn sie zum Griechengeist den Leib eines Men-

schentweibes erhielt und in eine entgötterte Welt gesetzt wurde. Was dem Sophokles, der die Hand nach einem vom aischylischen Genius geweihten Stoff zu strecken wagte, von frommen Athenern gestattet ward, dürfen wir dem Modernen nicht wehren; denn er ist kein Riese zwar, doch ein ganzer Dichter und nicht unwürdig drum, das Werk des Sophokles fortzusetzen. Der wollte die Atriden schon in freiere Menschlichkeit retten. In der Dreisteia peitscht ein Gott sie zur sühnenden Rächthat. Sophokles entwindet dem Furchtbaren die Geißel. Seine Elektra keucht nicht mehr im Foch; ihr Wille, den sie dann frei wähnt, ruft die Götter, das heilige Licht und die unterirdischen Wahrerinnen „ehrwürdigen Fluches“, und sie fühlt die That der Mutter schon als aller keuschen Weibheit angethane Schmach. Auch Klytaimestra ist menschlicher; im alten Gedicht rühmt sie sich frech des Mordes, im neueren fleht sie um mildes Gericht: hatte Agamemnon ihr nicht die Tochter, Iphigenie, geschlachtet? Wundervoll, wie sie selbst gleich danach von Apollon den Tod des gefürchteten Sohnes erwinseln möchte. Und auf dieses Gottes Geheiß naht nun der Totgewünschte und tötet, ohne zu zaudern, ohne sich, wie der aischylische Orest, am Grab des Vaters zum Nachwerk zu berauschen, die Mutter, den blutigen Ehebrecher, — mitleidlos, zornlos, in fast heiterer Ruhe. Denn in ihm wirkt, durch seine Hand trifft Apoll. Auch im Drama des Sophokles handeln noch die Götter, treibt, leiser nur, ihr Fluch, ihr Befehl die willenlos taumelnden Atriden. Hofmannsthals Elektra aber spricht: „Ich hab' die Götter nie gesehn“.

Graufiges sah sie. Die Mutter mordet den arglosen Vater und steigt mit dem Helfer, dem Buhlen, über die zuckende Leiche hinweg, ins blutrünstige Ehebett. Diese Elektra fragt nicht: Wie konntet Ihr, Götter, so Entsetzliches dulden? Nicht: Wann rächt Ihr den Frevel? Sie hat die Götter nie gesehen; wohl aber die Mutter zu ihnen hinaufheulen gehört. Die „will die Götter heruntergrinsen aus dem Nachtgewölk.“ Die ist fromm. Die! Solche Andacht entweicht die Gottheit. Agamemnons Tochter hofft nichts vom Himmel. „Die Götter sind beim Nachtmahl. So wie damals, als Du den Vater würgtest, sitzen sie beim Nachtmahl und sind taub für jedes Nöcheln!“ Diese Elektra fragt: Wie konnte Solches geschehen? Was trieb die Unselige ins schändlichste Verbrechen? Tag und Nacht fragt sie, die in Niedrigkeit mit den Mägden hausen muß, deren Jungfrauenleib versiecht; Tag und Nacht sengt ihr immer die se Frage den Scheitel. Wie konnte Solches geschehen? Endlich erräth sie, hi vielleicht das Gefinde flüstern, erspäht die Beiden vielleicht gar bei verbuhlt Spiel. Das ist's? Dafür mußte der Vater, der König sterben? Dieser Reiz loc in Uligisths Arm? Sie denkt weiter; und kann nun bald sprechen: „Ich habe Alle

was ich war, hingeben müssen. Auch die Scham, die süßer als Alles ist, die, wie der Silberdunst, der milchige, beim Mond, um jedes Weib herum ist und das Gräßliche von ihrer Seele weghält. Ohne Brautnacht bin ich nicht, wie die Jungfrau sind; die Qualen von Einer, die gebärt, hab' ich gespürt und habe nichts zur Welt gebracht". In ihrer Seele schwärt das Gräßliche und in den Pulsen pocht eiterndes Blut. Junges, lechzendes Blut, dem der stillende Born doch vergiftet ist. Der Gedanke läßt sie nicht los, wird zur dominirenden Vorstellung, zum Krampf, zum *clavus hystericus* im Hirn. Jung, sehn-süchtig, reif, mit aufgestörten Sinnen: und das feine Gefäß bis an den Rand mit Ekel gefüllt. Rache ist ihr nicht nur Hoffnung, däucht ihr wohl auch Rettung vor sich selbst und dem eigenen Trieb. Widerstände sie sonst? Da des Widerstandes doch kein Weib fähig scheint? Da auf Alle dieses Eine wirkt, auf Matronen noch nur dieses Eine? Nichts Anderes vermag sie zu denken. Um sich unter dem frischeren Leib in ungewohnten Wonnen zu sättigen, hat die Mutter den Vater getödtet. Soll Ungeheures vollbringt keine andere Macht. Elektras ganzes Sinnen kreist um diesen Punkt. Ihre Metaphern, ihre Assoziationen findet sie nur im Geschlechtsleben des Weibes. Da sie den Bruder tot glaubt und sich selbst zum Richteramt waffnen will, sucht sie als Helferin *Chrysothemis*, die Schwester, zu werben. Das sucht auch die Elektra des Sophokles; und redet dem schwachen, furchtsamen Mädchen vom Ruhm, der ihrer harret: „So oft ein Bürger oder Fremdling uns erblickt, begrüßt er gleich uns mit dem Lob: Seht, Freunde, sehet dieses Schwesternpaar! Die haben ihrer Väter Haus erlöst, ihr Leben eingesezt, an ihren Feinden, im Schoß des Glücks, den Sühnetod vollstreckt. Wer müßte sie nicht lieben, hoch verehren!" Sehr feierlich, ganz nach dem Sinn des *Harmodios*; aber sehr unweiblich politisch. Hofmannsthals Elektra weiß andere Lockung. Nach der That will sie der Schwester den Gatten freien, den die Mutter, weil sie keinen Mann ins Haus wünscht, ihr versagt. „Ich will mit Dir in Deiner Kammer sitzen und warten auf den Bräutigam; für ihn will ich Dich salben und ins duftige Bad sollst Du mir tauchen, wie der junge Schwan, und Deinen Kopf an meiner Brust verbergen, bevor er Dich, die durch die Schleier glüht wie eine Fackel, in das Hochzeitbett mit starken Armen zieht.“ Und während sie die kühlen Brüste der Schwester an sich preßt, wird sie trunken vom Reiz des schlanken Mädchens, dessen ganzes Wesen, wie *Opheliens* nach *Goethes* Wort, in süßer, reifer Sinnlichkeit schwebt. Trunken und toll, die Jungfrau, wie eine *Mänade*. „Schnell schlüpfst Du aus dem blutigen Gewand mit reinem Leib ins hochzeitliche Hemd.“ Denkt sie nur an die Schwester? Sehnt nicht auch selbst sich ins bräutliche Kleid? . . Da kommt

Drest. Rache ist Rettung. Ihr Dolch, ihr Schwert, ihr Beil ist der Bruder. Und als die Opfer gefällt sind, ist Elektras Tagewerk gethan. Noch einmal zuckt es, wie beim Dionysosfest, durch ihre abgekehrten Glieder. „Ich trag' die Last des Glückes und ich tanze vor Euch her.“ Die Last des Glückes: so sprechen befruchtete Frauen. Und so empfindet sie; wie Geschlechtsbefriedigung, Erfüllung ihres Weibwesens. Tanzen möchte sie; und stürzt im Triumphtanze und liegt starr. Die wüthende Biene, die das Mörderpaar so lange umschwirrt hat, ließ ihren Stachel in der Wunde und stirbt an der Verstümmelung.

Diesen Tod hat sie geahnt, im Traum sicher vorausgesehen. Als sie die Mutter, die Bereiterin furchtbaren Schicksals, mit doppelt zielendem Hohn eine Göttin nannte und Klytämestra für solche Väterung auch ihr nun mit dem Mordbeil drohte, rief sie der Sündigen ins fahle Gesicht:

Wahrhaftig, wenn Du keine Göttin bist,
Wo sind dann Götter? Ich weiß auf der Welt
Nichts, was mich schauern macht, als wie zu denken,
Daß dieser Leib das dunkle Thor, aus welchem
Ich an das Licht der Welt getrohen bin.
Auf diesem Schoß bin ich gelegen, nackt?
Zu diesen Brüsten hast Du mich gehoben?
So bin ich ja aus meines Vaters Grab
Herausgetrohen, hab' gespielt in Windeln
Auf meines Vaters Nichtstatt! Du bist ja
Wie ein Koloß, aus dessen ehernen Händen
Ich nie entsprungen bin. Du hast mich ja
Am Baum. Du bindest mich, an was Du willst.
Du hast mir ausgespien, wie das Meer,
Ein Leben, einen Vater und Geschwister:
Und hast hinabgeschlungen, wie das Meer,
Ein Leben, einen Vater und Geschwister.
Ich weiß nicht, wie ich jemals sterben sollte
Als daran, daß Du stirbest.

Kennt Ihr sie nun? Höret auch die Schwester, in der kein Dämon,
nur ein an ererbtem Gift fränkender Frauenwunsch wohnt:

Kinder will ich haben,
Bevor mein Leib verwelkt, und wärs ein Bauer,
Dem sie mich geben: Kinder will ich ihm
Gebären und mit meinem Leib sie wärmen
In kalten Nächten, wenn der Sturm die Hütte
Zusammenschüttelt!

Mit Messern

Gräbt Tag um Tag in Dein und mein Gesicht
Sein Mal und draußen geht die Sonne auf

Und ab; und Frauen, die ich schlank gekannt hab',
 Sind schwer von Segen, mühen sich zum Brunnen
 Und heben kaum den Eimer; und auf einmal
 Sind sie entbunden ihrer Last und kommen
 Zum Brunnen wieder und aus ihnen selber
 Rinnt süßer Trank und säugend hängt ein Leben
 An ihnen und die Kinder werden groß —
 Und immer sitzen wir hier auf der Stange
 Wie angehängte Vögel, wenden links
 Und rechts den Kopf und Niemand kommt . . .

Nein: ich bin

Ein Weib und will ein Weiberschicksal.

Reife, süße Sinnlichkeit; die aber dicht schon an Hysteromanie grenzt. Wenn Gelegenheit das Bäumchen schüttelte, fielen die Frucht sogleich herab. Und als Dritte im Bunde die verruchte, verbußte, vermüdete Mutter mit den müden, über wundten Aughöhlen angstvoll himmelan starrenden Lidern im bleichen Wulstgesicht; schlaflos, von schweren Hysteriekrämpfen gepeinigt, von jedem Wispern erschreckt, mit Schuggözenbildern behängt und unter dem Pomp ihrer Edelsteine „lebend, vergehend wie ein faules Nas.“ An ihrer geilen Tüde stecht Alles, siecht sie selbst dahin. Brunsttrieb zum Gattenmord, schwält im Gebälk des Hauses fort, das dem Priapos und der Rhybele unheilvoll geweiht scheint; und die Töchter spüren das schändliche Erbe im Brennpunkt des Willens. Nur der Sohn, der als Knäblein weggeschafft wurde, blieb bewahrt. Und wieder erneut sich die Klage: Warum mußte dieser Fremdling, der wesenlose, uns in die Tragödie tölpeln? Euripides, der seine Elektra dem Phylades vermählt, hat die Hörer kaum ärger getränkt. Die drei Weiber mußten die Weibersache unter sich allein ausmachen. Denn hier vollendet sich nicht das Schicksal der Tantaliden. In solche Höhen reckt der Wiener sich nicht. Mit Jovis Keule zu spielen, traut sich der Kluge nicht zu; und wie Selbstverteidigung klingt's, wenn er in dem schmalen Buch über Victor Hugo sagt: „Der poetisch veranlagte Geist will Alles, Verschuldung und Sühne, das Handeln und seine äußerste Wirkung, in den Raum eines Menschenlebens drängen, und was darüber hin ausgeht, dafür ist er stumpf.“ Das paßt nicht ganz auf den Sonnenkletterer, der die Säkularlegende vernahm und die Misérables schuf; doch ganz und gar auf den Dichter dieser Elektra. Er mußte sich wahren. Wenn ein Orestes das Holzgerüst bestreitet, folgen die Schatten des Atrous, des Tantalos ihm und für diesen Riesensput ist in einem Menschenleben nicht Raum. Diese Elektra sühnt nicht die Schuld der Ahnen, sondern rächt, hitziger noch als den Vaternmord, an der unkeuschen Mutter die dem Geschlecht angethane Schmach und die Beschmutzung

der jungfräulichen Seele. Eine Weibersache; ein Frauenkrieg, in dem die Ungeschwächte, vom Mann nie Erkannte über die von Lüsten Zerfressene siegt.

Hier ist keine Polis, werden nicht Siegerkränze noch Bürgerehren verliehen. Sind wir denn in Hellas? Wie eine Orientalenfürstin, mit Elfenbein, Edelgestein und Talismanen geschmückt, schleppt Rhytaimestra den von allzu wilder Paarung erschöpften Schoß im Scharlach umher; und ihre Vertraute ist ein ägyptisches Weib. Asiens Sonne scheint in den Säften der Mädchen zu glühen. Die kultivirten Athener, die dem Sophokles zujauchzten, hätten sich nicht erkannt. Doch auch nicht von ihnen berichtet die Tantalidenlegende; von den Griechen der Mythenzeit, die von Asien so viel empfangen. Das Barbarische, grauig Grotteske hat der schlanke, elegante Oesterreicher mit einer Bildgewalt getroffen, die von seiner behenden Artistenfunst nicht zu erwarten war. Als Meister rhythmische Rede (wie arm ist selbst Grillparzer hier gegen den jungen Landsmann!) kannten wir ihn; kannten sein Malerauge, das die Menschen sieht, nicht nur pußt, seinen Venezianergeschmack und den flinken Poetengeist, der in tönenden Bildern denkt. Zuersten Mal aber fanden wir ihn stark; war ers nur, weil er heftig sein durfte? Er ist nicht Sophokles, wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem Wollen eines ganzen Volkes nie die Zunge lösen. Aber sein Frauentertzt überklingt, überschritt vielleicht das Lied der attischen Epheben, die nur ins Weiberkleid gesteckt sind. Kein Lebender hat ein Mädchen wie diese Elektra auf die Bretter gestellt. An Hippolytos und Penthesilea, an Rhodope und Hamlet läßt sie uns denken. An die Opfer der unerbittlichen Aphrodite, die milden Sinnes zum Mord gedrängt wurden; an die allzu Keuschen, die sich, aus Furcht vor der in Empfänglichen schnell zeugenden Sonne, niemals entschleiern wollten; an den Sohn, der die Mutter von dem gedunsenen König, dem Mörder seines Vaters, ins Bett gelockt sieht. (Dürfte der Arzt sie nicht Alle, den vor dem Liebchen so schamlos schwahenden Dänenprinzen voran, hysterisch nennen?) Weit sind wir von den kleinen Götterintriguen, den Mißverständnissen und Abstraktionen des Sophokles. Jrgendwo in wilder Menschenwelt. Im Purpurzelt eines Hordenthans. Im goldenen Priesterhaus eines Asiaten-tyrannen. Und vernehmen ein Geraun, dann ein Getreisch von Jungfrauenmord. Die Bußsucht der welken Mutter hat einem Mädchen den Vater geraden Herrscher der alten Zeit, hat die Ehrfurcht vor dem Schoß gelöpft, der die Kinde ein Heiligthum sein sollte, die Lust, das Ziel allen Weiblebens für imm vergiftet. Der dreifach Getroffenen steigt eine Blutwelle auf, Mutterbereischaft und Nachsucht umschlingen, befruchten einander: und neben dem blutenden Leib, der sie trug, wankt die entlebte Tochter im letzten Tanz. M. S.



Berlin, den 3. September 1904.

Der französische Kulturkampf.

Die liberale Bourgeoisie aller Länder hat den Haß und die Begehrlichkeit der Arbeiter von sich oft auf die Junker und besonders auf die Pfaffen abzulenkten versucht und verstanden. Die Vermuthung, daß der neueste französische Feldzug gegen die Orden der Hauptsache nach nur eine Anwendung dieser Taktik sei, ist sowohl von mir als vom Herausgeber der „Zukunft“ ausgesprochen worden. Nachträglich finde ich französische Äußerungen, die diese Vermuthung zur Gewißheit erheben. Der Tod Waldeck-Rousseaus gab allen Zeitungen Veranlassung, daran zu erinnern, daß Combes weit über das Programm seines Vorgängers hinausgegangen und Waldeck ihm entschieden entgegengetreten ist. Der Monatsschrift der Revue des deux mondes, Francis Charmes, hat diesen Gang der Dinge vorausgesagt. Ende Juni 1901 erörterte er das Vereinsgesetz. Waldeck-Rousseau wolle nicht die Kirche, wolle nicht einmal die Kongregationen zerstören, sondern nur Auswüchse beschneiden; aber er habe seine Absicht nicht entschieden und nicht deutlich genug ausgesprochen, habe mit seinem Gesetzesentwurf den Radikalismus entfesselt und könne nicht hindern, daß das Gesetz in einem dem seinen entgegengesetzten Sinn ausgeführt werde. Ziemlich allgemein verbreitet sei die Meinung, der Hauptzweck der Vorlage sei, die Zeit hinzubringen und die Aufmerksamkeit der Abgeordneten von den nothwendigen Reformen abzuziehen, deren Behandlung die Regierungsmehrheit sprengen würde. Aber bei einem harmlosen Zeitvertreib werde es nicht bleiben; die Leute, die beim Anblick eines Chorherms oder einer Nonnenhaube außer sich gerathen, würden sich, nachdem die Sache einmal eingefädelt sei, mit Worten nicht abspeisen lassen. Und der Geses-

entwurf sei doch auch schon an sich bedenklich, da er alle Freiheiten der einen Seite nehme und der anderen gebe. „Wir leugnen nicht, daß eine übermäßige Entwicklung der Kongregationen ihre Unzuträglichkeiten haben würde; aber diese sind weder die einzigen noch die größten Gefahren, die uns im Augenblick bedrohen.“ Natürlich hält Charmes die Arbeiterbewegung für die größte Gefahr. Im Juli gingen die Kammern in die Ferien, ohne die beiden wichtigsten der Reformen vorzunehmen, die den Wählern 1898 versprochen worden waren: die progressive Einkommensteuer und die Altersversorgung der Arbeiter. Charmes fragt: „Was werden die Abgeordneten zu ihrer Rechtfertigung bei der Neuwahl 1902 sagen?“ Darauf haben die Ereignisse geantwortet: die Klosteraufhebung hat so viel Lärm gemacht, daß man gar nicht dazu gekommen ist, über soziale und Steuerreformen zu sprechen; man sieht also, wie nothwendig sie war, — für das Kabinet und die Kammermehrheit. Daß Dieses auch für Waldeck-Roussseau der Hauptbeweggrund zur Einbringung des Gesetzesentwurfes gewesen sei, wiederholt Charmes. Der Minister wußte, daß jeder ernste Versuch einer Reformarbeit seine Mehrheit zertrümmern würde; so blieb ihm nichts übrig, als den Stier durch Vorhaltung des rothen — oder vielmehr schwarzen — Luchses abzulenken. Es ist unterhaltend, zu sehen, wie der Kammersozialist Jaurès den leitenden Staatsmännern bei dieser Methode, die Bestie unschädlich zu machen, behilflich ist. Dr. Südekum hat die gesammelten Zeitungsaufsätze von Jaurès herausgegeben und in dem einen finden wir die folgende Erklärung der nicht ohne Weiteres einleuchtenden Thatsache, daß die französischen Arbeiter, so weit sie der rothen Fahne folgen, statt sich fürs Koalitionsrecht, den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung ins Zeug zu legen, für Dreyfus und für den Klostersturm begeistern müssen. Jaurès belehrt sie, daß die Gesellschaft nur dann in den Kommunismus hineinwachsen könne, wenn der Staat antikirchlich und eine demokratische Republik sei. Diese herrliche Republik habe man nun zwar schon, aber sie sei in den letzten Jahren von der Dummheit und der Barbarei bedroht gewesen. Darum sei die nächste Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch genommen habe, die Rettung der Republik gewesen; alles Andere mußte vorläufig zurückgestellt werden. „Wenn der Bergmann plötzlich bemerkt, daß sich die Decke der Galerie senkt, daß die Stützen wanken, so legt er die Haxe weg und befestigt die Stützen. Heißt Das etwa, die Arbeit einstellen? Nein, es heißt, den Fortgang und den Erfolg der Arbeit sichern.“ Aehnlich hat er, gegen den heftigen Widerspruch Guesdes, auf dem Internationalen Kongreß in Amsterdam argumentirt. Natürlich wissen Jaurès und seine Freunde ganz genau, daß Lohn zu legen, die Arbeitszeit kürzen, die Gesundheit und das Wohlbefinden der Arbeiter durch kostspielige Anlagen und Vorrichtungen fördern, große Summen für die Arbeiterversicherung zahlen, dem republikanischen, demokratischen und antikirchlichen

Bourgeois so wenig Vergnügen macht wie dem monarchisch-Klerikalen und dem Aristokraten; sie wissen, daß sich die Kammer umgruppiren wird, sobald sie, statt antiklerikaler Gesetze, den unter Millerand ausgearbeiteten Entwurf einer Altersversicherung zu berathen haben wird, und daß dieser Entwurf desto weniger Aussicht auf Annahme hat, je länger die gewissenlose republikanische Finanzwirtschaft dauert: und darum müssen die Blicke, die Gedanken und die Leidenschaften der Arbeiter von ihren eigenen Interessen abgelenkt werden. Dazu diente zuerst der Drehschuhhandel, der alle Zeitungsleser verrückt und zu jeder vernünftigen Thätigkeit unfähig machte, dann der Feldzug gegen die Kongregationen, der den Arbeitern einige Milliarden in Aussicht stellte (leider haben die Jesuiten diese Milliarden nach Posen gehezt). Als im vorigen Jahr der antiklerikale Sturm abzuflauen begann, wurde die glücklich begrabene Drehschuhaffaire wieder galvanisirt; und jetzt haben die Klerikalen Heißsporne, klug wie immer, der Regierung die Gelegenheit verschafft, eine Aktion einzuleiten, die das Land eine lange Reihe von Jahren beschäftigen kann.

Ehe ich darauf eingehe, mag daran erinnert werden, daß die deutschen Sozialisten so ehrlich sind, von Zeit zu Zeit den Schwindel aufzudecken, den die französischen Kammersozialisten mit der Republik treiben. Der „Vorwärts“ klagt von Zeit zu Zeit darüber, daß die französische Regierung für die Arbeiter nichts thue und bei der Unterdrückung von Ausländern mit nahezu russischer Brutalität verfare; und die Leser wissen ja, was am sechzehnten August Bebel in der Taktik-Kommission des Internationalen Sozialistenkongresses zu Amsterdam gesprochen hat: „Gewiß, wir im Deutschen Reiche haben eine Monarchie und eine reaktionäre Regierung; aber seit dem Bergarbeiterstreik von 1889 ist bei uns kein Militär gegen Streikende aufgeboten worden, wie in Frankreich alle Tage. Das Königthum kann auch einmal, wie unter Bismarck, in der Lage sein, die Arbeiter gegen die Bourgeoisie zu gebrauchen. Aber denken Sie an die Schandthaten gegen die Streikenden in Colorado, Pennsylvanien und Pittsburg! Das Königthum muß auch stets um die Erhaltung seines Prestige besorgt sein. Sie haben gehört, was uns Genosse Moor von schweizerischen Ministern erzählt... In dem Kampf gegen den Klerikalismus — und für den haben wir sehr viel Sympathie — geht keine bürgerliche Regierung über einen gewissen Punkt hinaus; Alle gebrauchen schließlich einmal den lieben Gott gegen die Arbeiter. Und ist der Klerikalismus der einzige Feind? Nirgends besteht ein infameres Steuersystem als in Frankreich.“ Den Werth dieser Geständnisse beeinträchtigt es nicht, daß sie für Bebel nur ein Mittel zur Bekämpfung des Revisionismus sein sollten, der doch, nebenbei bemerkt, keineswegs identisch ist mit dem heuchlerischen Regierungssozialismus der Millerand und Jaurès. In der Plenarsitzung hat Bebel dann, nach einem im Parteinteresse gebotenen Ausfall

auf die bürgerliche Berichterstattung über seine Rede, deren Behauptungen noch ausführlicher begründet, die jämmerliche Lage des französischen Proletariates hell beleuchtet und die jämmerliche Politik des berühmten Genossen Jaures gründlich bloßgestellt.

Also die Bigotten der Dübzenen Laval und Dijon haben gegen ihre nicht hinlänglich bigotten Bischöfe Geay und Le Norbez so lange gehetzt, bis der Papst — sein klügerer und weniger frommer Vorgänger hätte sich kaum auf das gefährliche Gleis verlocken lassen — sie maßregelte und dadurch der jakobinischen Regierung den erwünschten Vorwand gab, das Konkordat für verlegt zu erklären, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und die Kündigung des Konkordates in Aussicht zu stellen. Die Bedeutung und den Werth von Konkordaten im Allgemeinen und des französischen im Besonderen erörtern: Das würde uns von unserem Thema abführen; und eine Untersuchung der schwebenden Rechtsfrage, die ja für Kanonisten, Juristen und Diplomaten viel Anziehendes haben mag, wäre überflüssig, weil bei Konkordaten, wie bei allen Staatsverträgen, nicht der Wortlaut und das vermeintliche Recht darüber entscheiden, ob eine die Kündigung motivirende Verletzung vorliegt, sondern die augenblicklichen Machtverhältnisse, Interessen und Leidenschaften der Kontrahenten. Natürlich läßt sich nicht voraussehen, wie die Sache verlaufen wird. Vielleicht zwingen die Diplomaten der Kurie den seeleneifrigen Papst, schweren Herzens die gethanen Schritte zurückzuthun und auf der Grundlage des beiden Seiten gemeinsamen politischen Interesses, das ja nicht nur dem Dreibund gegenüber, sondern auch in Beziehung auf das Protektorat der orientalischen Katholiken vorhanden ist, noch einmal die Verständigung mit der atheïstischen Republik zu suchen. Wahrscheinlich sind jedoch der jakobinische Geist und das vorhin beschriebene Interesse des bloo zu mächtig, als daß sie die Versöhnung selbst mit einem sich demüthigenden Papstthum zulassen könnten; und so werden sich denn die Jakobiner der Regierung und der Kammer vor eine Aufgabe, die der Neuorganisation der französischen Kirche, gestellt sehen, der ihre Advokaten- und Professorentalente so wenig gewachsen sein dürften wie die der ersten Revolution. Zum Bestürmungswerk reichen solche Talente ja hin, sind sie durch Doktrinarismus und skrupellosen Fanatismus sogar vorzüglich geeignet; aber der Neubau erfordert ein organisatorisches Genie, einen Napoleon. Und um einen Neubau kommt man nicht herum. Daß ihn die Franzosen, wie es scheint, ohne Verhandlungen mit Rom, durch ein Staatsgesetz aufführen wollen, halte ich für richtig; denn im Gegensatz zu Bismarck bin ich der Ansicht, daß alle Regierung die kirchlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Bürger nur im Einverständnis mit diesen ohne Verhandlungen mit Rom ordnen und es den Bürgern überlassen sollten, wie sie sich mit ihrem geistlichen Oberhaupt und seinen A-

Sprüchen abfinden wollen. Aber es ist eben die Frage, ob Jakobiner die richtigen Männer für ein solches Geschäft sind; oder vielmehr: es ist gar keine Frage, daß sie es nicht sind. Zunächst steht ihnen der Weg einer Trennung von Staat und Kirche nach amerikanischem Muster nicht offen. Erstens deshalb nicht, weil sie, eben als Jakobiner, viel zu einmischungsfüchtig, herrschaftsfüchtig, fanatisch und doktrinär sind, als daß sie irgend Etwas im Staat, sei es Geistliches oder Weltliches, sich frei entfalten und entwickeln ließen. Dann, weil der despotischen Anlage der einen Seite das Bedürfnis der anderen, des Volkes, geleitet und regiert zu werden, entspricht. Die Franzosen sind bekanntlich das zur Selbstregierung unfähigste, an Bevormundung am Meisten gewöhnte Volk Europas; die angeblich demokratische gallische Republik ist in Wirklichkeit eine bürokratische. Demokratisch ist sie, gleich Rußland (der Zweibund beruht, trotz gewaltigem Unterschied in der äußerlichen Civilisation, auf Seelenverwandtschaft), in dem Sinn, daß Alle, Reich und Arm, Vornehm und Gering, im Gehorsam und der Unterwürfigkeit gegen den jeweiligen Gebieter, in der Unmündigkeit gleich sind und daß es weder unabhängige Stände und Korporationen noch unabhängige Personen im Staat giebt. Liberalismus ist eben eine aristokratische Tugend und Selbstverwaltung setzt echt liberalen Unabhängigkeitgeist voraus.

In dem vorhin erwähnten Jahrgang der Revue des deux mondes hat Georges Picot unter der Ueberschrift „Verlorene Kräfte“ beschrieben, wie die Regierung Alles durch Beamte besorgen läßt, dadurch die Thätigkeit der Behörden den indiscreten Blicken der Regierten entzieht und sich so von jeder unbequemen Kontrolle befreit. Dadurch würden aber zugleich die besten Gesetze unwirksam gemacht und eine Unmasse Kräfte, die dem Gemeinwohl nützen könnten, dazu verurtheilt, brachzuliegen. Diese Faulheit der Bürger mache den Staat allmächtig. Die Regierung ernte bei den Wahlen ihre Kandidaten wie reife Früchte, und da die Bürger das Denken und das Handeln verlernt hätten, so dächten und handelten für sie ein paar Jakobiner. Also die Katholiken würden hilflos wie neugeborene Kinder sein, wenn sie ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst besorgen sollten, wie die amerikanischen Sekten thun. Wozu noch kommt, daß sich die Männer bisher überhaupt nicht um kirchliche Angelegenheiten bekümmert haben, so weit diese nicht in der Bekämpfung der Kirche bestanden: im Großen und Ganzen sind nur die Weiber und die Kinder kirchlich. Und doch können auch die Männer die Kirche nicht entbehren, weil sie wollen, daß ihre Weiber und Kinder Religion haben sollen; und Das wird eben Combes zwingen, die Neuregelung des Kirchenwesens in die Hand zu nehmen. Ueberhaupt: ein Volk ohne alle Religion wäre ein noch nie dagewesenes Novum; und eine andere Religion als die katholische hat man in Frankreich nicht. Der Kultus der Göttin der Vernunft ist der

Lächerlichkeit verfallen, die Freimaurerloge ist eine viel zu exklusive Kirche, als daß sie Bauern, Arbeiter, Weiber und Kinder an ihren Erbauungstunden theilnehmen lassen könnte, und Protestanten mögen die Romanen nicht werden, aus Gründen, die für Italien Paolo Zendrini neulich hier sehr schön klargemacht hat. Zunächst wird die Frage zu entscheiden sein, ob man wirklich alle Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, die noch von Ordenspersonen geleitet werden, laizifiziren oder ob man einen Theil davon unter Staatsaufsicht in geistlichen Händen lassen will. Man mag die Frage in dem einen oder dem anderen Sinn entscheiden: jedenfalls wird schon die finanzielle Regelung des Schulwesens an das organisatorische Talent der Staatsmänner hohe Anforderungen stellen. Dann gilt es, die Höhe des Kultusbudgets zu bestimmen; es einfach abschaffen, hieße, die Bischöfe und die Pfarrer auf den Bettel anweisen; und wenn man sieht, daß man nicht viel wohlfeiler weglommt als bisher, wird sich der Eifer der Arbeiter für die Aufhebung des Konkordates wesentlich abkühlen. Endlich werden die Fragen, wie und von wem die geistlichen Ämter besetzt werden, ob die Bisthümer und die Pfarrgemeinden Korporationsrechte erhalten sollen und welche, und wie die Disziplinargewalt über die Geistlichen geübt werden soll, endlose Streitigkeiten verursachen; von der Erziehung der angehenden Kleriker, dem kanonischen Eherecht und anderen heiklen Sachen gar nicht erst zu reden.

Ist demnach alles Zukünftige ungewiß, so ist dafür ein Gegenwärtiges desto gewisser: der Bankerott des Vatikanismus in Frankreich. Man überlege sich nur einmal und mache sich völlig klar, was damit gesagt ist: 98 Prozent aller Franzosen sind katholisch getauft und in diesem fast ganz katholischen Land herrschen die Kirchenfeinde so unumschränkt und ist der Unglaube so allgemein, daß, wenn von Katholiken die Rede ist, man immer nur die Klerikalen meint, womit man ganz naiv zugiebt, daß die Franzosen im Allgemeinen nur Taufkatholiken, aber keine wirklichen Katholiken sind. Und die aus wirklichen Katholiken bestehende Mindertheit vermag sich, wie die französischen Korrespondenten der Kölnischen Volkszeitung jammern, nicht einmal zu sammeln, zu einigen und zu einer politisch ins Gewicht fallenden Opposition zu organisiren. Zum Theil erklärt sich diese schimpfliche Schwäche aus der schon angedeuteten politischen Unmündigkeit der Franzosen. Der Franzose parirt eben, mag der Zufall, die Intrigue, die Revolution einen Monarchen oder einen republikanischen Präsidenten, einen bigotten Katholiken oder einen Atheisten an die Spitze des Staates gebracht haben. Die Hauptursache aber ist der Vatikanismus. So nenne ich den modernen, spezifisch französischen Katholizismus lieber als Jesuitismus oder Ultramontanismus. Denn die Jesuiten sind, mit anderen Orden und den bigotten Laien verglichen, vernünftige und aufgeklärte Leute, und obwohl auch sie einige Arten des Aberglaubens, wie

die Mariolatrie, fördern, haben sie doch den Katholizismus — den Katholizismus, nicht den Protestantismus; dem können sie heutzutage gar nichts thun — hauptsächlich gerade durch die Unterstützung der päpstlichen Ansprüche geschädigt. Und Ultramontanismus, das Schauen über die Berge nach einem dort residirenden geistlichen Oberhaupt, ist an sich gar nichts Schlimmes, vielmehr ein Mittel, die Völker in Liebe zu verbinden, deren Chauvinismus und Nationalismus in völlige Raserei ansetzt, wenn auch noch vollends das religiöse mit dem nationalen Interesse zusammenfällt. Vatikanisch aber darf man den modernen französischen Katholizismus nennen, weil er durch das Vatikanum die Herrschaft in der Kirche erlangt hat. Außerlich, mechanisch und ästhetisch, ist die Religion aller Romanen; viele Kultusformen hat die christliche römische Religion einfach ihrer heidnischen Vorgängerin, dem römischen Staatskult, entnommen. Das finde ich gar nicht schlimm und Paganismus ist in meinen Augen an sich noch kein Vorwurf. Nur muß es den ernstern und tieferen Gemüthern — und solche sind die der Germanen — gestattet sein, die Kultformen als Symbole geistiger Dinge zu behandeln und allzu grobe, lächerliche, kindische Symbole nebst dem Uebermaß von Bräuchen, Ceremonien, fabelhaften Legenden sich vom Leibe zu halten. Eben Dieses aber wollen unsere modernen Bigotten, Allen voran die französischen, nicht gestatten: und darum haben sie, nicht sowohl die französischen Bischöfe als der das vatikanische Konzil beherrschende Louis Veuillot mit seinem lärmenden Betschwesternpöbel, den Papst unfehlbar gemacht; denn erstens war die Anbetung des schönen neunten Pius und seiner schönen weißseidenen Soutane an sich schon ein Bestandtheil der Religion verzückter Betschwestern und zweitens waren sie sicher, daß ein Papst von dieses Pius Art — und warum sollten seine Nachfolger von anderer Art sein? — jede religiöse Modenarrheit und jeden neuen Aberglauben segnen und zum Dogma stempeln werde. Darum also betrieben die französischen Bigotten die Unfehlbarerklärung mit Fanatismus. Die unwissenden italienischen und orientalischen Bischöfe — die italienischen Diözesen sind bekanntlich sehr klein und darum sehr zahlreich — waren nur Stimmvieh. Die Gallier stehen mit ihrem bekehrungsfüchtigen Fanatismus in der Mitte zwischen den heiteren und leichtsinnigen Italienern, denen der Kultus nur ein kindliches Vergnügen ist, und den noch fanatischeren Spaniern, die ihren Fanatismus nur als nationale Eigenthümlichkeit pflegen und keine Propaganda betreiben. Die Kurialisten aber und die mit ihnen verbündeten Jesuiten haben den fanatischen Aberglauben der Bigotten dazu benutzt, die Opposition der Vernünftigen, zu denen alle deutschen Bischöfe gehörten, zu unterdrücken, um ein Dogma durchzusetzen, von dem sie hofften, daß es die Macht des Papstes erhöhen und befestigen und den Rest des zusammenbrechenden Kirchenstaates erhalten werde.

Worin dieses katholische Christenthum genannte vatikanische Paganismus besteht, braucht nicht im Einzelnen angegeben zu werden, da es allgemein bekannt ist. Ab und zu sieht sich ein Bischof zu einem Eindämmungsversuch genöthigt. Er muß dabei sehr vorsichtig verfahren, weil ihn sonst die Betschwesteru und deren Tintenkuß als Pöbel verschreien und unmöglich machen. Wie ich aus Dr. Josef Müllers „Renaissance“ erfahre, hat in diesem Jahr der Bischof von Sankt Gallen einen Hirtenbrief erlassen, worin er die Mode tadelt, für jede Art von leiblichen Nothen, Vermögensschäden und aus sonstigem weltlichen Interesse besondere Heilige anzurufen und die vermeintlichen Erhöhrungen in kirchlichen Blättern zu veröffentlichen; er gesteht zu, daß von solchen Heiligen in Ausdrücken gesprochen werde, die auf einen griechischen Halbgott passen würden. Dann wendet sich der Bischof gegen den Geschäftskatholizismus und citirt folgende Stelle aus der mainzer Zeitschrift „Der Katholik“: „Noch wäre ein langes Kapitel einzuschalten über ungesunde Erbauungsliteratur, Gebetszettelnusug, Gebetheilungen, Antoniusbriefchen, Devotionalienunfug, Bildertrieb für Kirchenbauten, Hausirhandel und Versandgeschäft mit Haussegen, Devotionalienhandel mit Provision für kirchliche Zwecke, Hydra-, Schneeball- und Lawinensystem, interkonfessionellen Geschäftsbetrieb (auch protestantische Geschäftsleute machen sich nämlich die Dummheit und den Eifer der katholischen Frommen nutzbar), jüdische Devotionalienhändler, Mißbrauch päpstlicher Auszeichnungen u. s. w. Seit Jahren bin ich den Schleichwegen dieser unsauberen Industrie nachgegangen und habe die Kunstgriffe und Geschäftskünste industriöser Händler registriert. Auf Grund meiner Buchführung bin ich im Stande, über das Raffinement gewisser Geschäftsleute Licht zu verbreiten. Der unter dem Volk angerichtete materielle Schaden ist riesig. Die ergatterten Summen sind sehr beträchtlich. Auch die Schädigung auf geistigem Gebiet ist nicht gering anzuschlagen.“

Diese Seuche ist nun eben aus Frankreich zu uns gekommen und man kann sich vorstellen, wie verherend sie dort wüthen muß, gefördert durch das mächtige Interesse der Geschäftsleute, die zum Theil Ordenspersonen sind. Anzuerkennen ist, daß bei uns auch andere katholische oder Centrumsorgane, zum Beispiel: die Meißner Zeitung, gegen den Unfug eifern. Das dürfte in Frankreich schwerlich ein katholisches Organ wagen. Den kirchlichen Zustand dieses Landes, wenn auch mit Zurückhaltung, wahrheitgetreu zu schildern, hat jüngst die Kölnische Volkszeitung den Muth gehabt. Manche Leser werden vielleicht ja den gewiß vielfach abgedruckten Artikel in ihrer Zeitung gefunden haben; aber er verdient an einer Stelle aufbewahrt zu werden, die nicht ganz vergänglich ist wie Zeitungspapier. Er knüpft an die Eingangssphrasen ein Korrespondenz für deutsche Centrumsblätter an.

„Die an die Spitze gestellte Frage: ‚Hat denn der Herr das katholis

Frankreich ganz verlassen? scheint uns der Mißdeutung zu unterliegen. Sie könnte dahinedeutet werden, als seien die französischen Katholiken ohne ihre Schuld in die gegenwärtige Lage gekommen. Das wäre aber eine ganz verhängnißvolle Selbsttäuschung. In Wirklichkeit trifft die kirchlichen Kreise in Frankreich und die französischen Katholiken ein großes Maß von Mitschuld an der Entwicklung der Dinge und ohne ihre eigene Mitwirkung wird es sicherlich nicht anders werden. Kirchliche Kreise haben durch extremes und unkluges Gebahren mit dazu beigetragen, die radikal kirchenfeindliche Stimmung in dem ganz katholischen Land zu erzeugen und zu verstärken. Man denke nur an die Auswüchse im kirchlichen Leben, die auf dem Priesterkongreß in Bourges bloßgelegt wurden. Es war ein Generalvikar, ein ernster, streng kirchlich gesinnter Geistlicher, der dort das Wort von den dévotions parasites, den Schmaroherandachten, prägte, die vielfach die Bethätigung gesunder Frömmigkeit überwuchern und in der eigenthümlichen Art der Verehrung einzelner Heiligen — man wäre versucht zu sagen: Mobeheiligen — geradezu abstoßend wirkt. In einzelnen Erbauungsschriften finden sich widerwärtige Mittheilungen darüber. Auch die Abneigung gegen die Orden und Kongregationen erklärt sich keineswegs ausschließlich aus kirchenfeindlichem Fanatismus der augenblicklichen Machthaber. Ein Theil der Genossenschaften, besonders die Assumptionisten, hat dazu das Seinige beigetragen. Auch Denen, die den Werth und Segen des katholischen Ordenswesens vollauf anerkennen, tritt in Frankreich ein gewisses Uebermaß von Genossenschaftsgründungen entgegen, wie es hier und da schon in den gesuchten, gekünstelten Namen einzelner sich darstellt; dazu kommt eine gewisse Erwerbthätigkeit einzelner Genossenschaften, auf welche Gerichtsverhandlungen der letzten Jahre mehrfach sehr unliebsame Schlaglichter geworfen haben. Und dann die Verkezerungssucht in manchen kirchlichen Kreisen Frankreichs, der die Gemeinschaft der ‚ganz Korrekten‘ nie eng genug sein konnte, statt daß man sorgfältig Alles sammelte, was auch nur noch lose mit der Kirche zusammenhing; die verhängnißvolle Neigung, in Allen, die nicht mit den eigenen Anschauungen und Schulmeinungen völlig übereinstimmen, ‚Freimaurer‘ zu sehen, ein Los, von dem bekanntlich selbst Männer wie Georges Goyau und Graf De Mun nicht verschönt geblieben sind, wie auch sogar der Univers des Verdachtes des ‚Liberalismus‘ sich erwehren mußte. Vor Allem aber hat der Kirche in Frankreich schwer geschadet, daß sie den veränderten Verhältnissen sich nicht anzupassen verstanden hat. Mehr als in anderen Ländern hat dort die Geistlichkeit durch ihre Abgeschlossenheit an Einfluß eingebüßt. Und was die französischen Katholiken überhaupt anlangt, so haben sie so ziemlich alle Thorheiten begangen, die sich in diesen kritischen Zeitaltern begehen ließen: Spaltung in die verschiedensten Parteien (Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten, Republikaner mit und ohne Beinamen), Unterstützung aller Abenteurer (Boulangéismus, Dreyfusheze, Baughanismus, Nationalismus) Verzicht auf jeden Versuch politischer und namentlich sozialpolitischer Thätigkeit. Auch jetzt, mitten in der schwersten Krisis, viel Lamento über die Schenßlichkeit ihrer Gegner, aber nirgends ein Versuch, mit umsichtiger, ausdauernder Thätigkeit das verlorene Terrain wiederzuerobern. Mit einem gewissen religiösen Chauvinismus erwarten sie nach wie vor Alles von einem unmittelbaren Eingreifen Gottes.“

Sehr natürlich, weil eben die heutige Religion der Franzosen ein graffer

Aberglaube ist. Darans folgt nun, daß der aus parteitaktischen Gründen unternommene antiklerikale Feldzug keineswegs der idealen und der sittlichen Berechtigung entbehrt; und wir dürfen annehmen, daß Viele ihn nur aus idealen, aus sittlichen, patriotischen und dem Kulturinteresse entspringenden Beweggründen mitmachen. Der denkende moderne Mensch sieht sich mit außer Stande, die alten Kirchendogmen zu glauben. Aber mit Vertretern dieser Dogmen, wie sie auch Frankreich noch im vorigen Jahrhundert gehabt hat, einem Chateaubriand, einem Lacordaire, einem Montalembert, einem Dupanloup konnte sich der moderne Gebildete verständigen; er konnte der ehrwürdigen patristisch-scholastischen Philosophie, zu der sie sich bekannten, Achtung erweisen, wenn er sie auch für falsch oder wenigstens einer starken Modifikation bedürftig hielt, und er brauchte sich der äußerlichen Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinschaft nicht zu schämen, die unstreitig segensreich wirkte. Aber mit dem neukatholischen Aberglauben zu partiren, wäre unanständig; und auch schon der gemeine Mann fühlt sich von ihm so abgestoßen, daß sein Indifferentismus in offenen Haß umschlägt, wenn ihn nicht Geschäftsinteressen auf der Seite der Bigotten festhalten. Und der Staatsmann muß sich sagen: Wir dürfen nicht einen großen Theil der Jugend den klerikalen Erziehungsanstalten überlassen, in denen die Knaben und Mädchen entweder blödsinnige Frömmeler oder gefährliche Fanatiker werden. Allerdings hauptsächlich nur die Mädchen, da die Knaben diese Anstalten meist mit tiefem Haß gegen ihre geistlichen Lehrer und gegen die Kirche verlassen; wie Voltaire ein Jesuitenschüler gewesen ist, so sind auch die heutigen französischen Pfaffenfresser zu einem großen Theil Klosterschüler; insofern können die Orden als die mächtigsten und einflußreichsten Bundesgenossen des Atheismus bezeichnet werden, dem gerade ihre Erziehung die eifrigsten Anhänger zuführt.

Das ist es nun, was den französischen Kulturkampf für Deutschland wichtig macht. Die deutschen Katholiken haben sich mit verschwindenden Ausnahmen dem Vatikanum unterworfen; nun: dieses Vatikanum ist eben die Sanktion des französischen Aberglaubens. Alle Proteste vernünftiger deutscher Katholiken gegen „Auswüchse“ nützen nicht; denn das Vatikanum, das sie anerkennen, hat gar keinen anderen Zweck gehabt, als diese Auswüchse und die weltlichen Herrschaftsansprüche der römischen Kurie zum orthodoxen Christenthum zu stempeln. Was den deutschen Katholiken bisher möglich gemacht hat, sich selbst diese Thatsache zu verbergen, habe ich schon oft gesagt. Jede religiöse Gemeinschaft wird nach einem allgemeinen Lebensgesetz Interessengemeinschaft. Diese zweite Natur tritt um so stärker hervor, je älter und zahlreicher sie wird und je mehr sie sich in allerlei soziale, politische und Rechtsverhältnisse verstrickt. Für die deutschen Katholiken gilt Das in noch höherem Grade, weil sie als eine Minderheit ihre bürgerliche Gleichberechti-

gung mit den Protestanten zu erkämpfen oder doch zu behaupten haben. Unter diesen Umständen erschien in der vatikanischen Crisis die Losung „Einigkeit um jeden Preis“ den meisten deutschen Katholiken als die taktisch richtige. Können wir, sagten sich die Verständigen (und zu ihnen gehörten die Bischöfe) den Unfehlbarkeitskandal abwenden, dann wollen wir Gott danken; unterliegen wir, dann müssen wir uns äußerlich unterwerfen. So opponirten sie denn hinter verschlossenen Thüren, streckten, um Hilfe flehend, ihre Hände nach protestantischen Diplomaten aus und maßregelten solche Geistliche, die offen und ehrlich opponirten. Mit dieser Taktik verhalten sie den französischen Betschweslern und deren Jöglingen, den deutschen, zum Siege, unterstützt von einigen fanatischen Publizisten, deren jeder in seinen Blättern und Blättchen mehr Lärm machte als die vielen Tausend Vernünftigen zusammengenommen. Die machten überhaupt keinen Lärm, sondern stöhnten nur einsam im Kämmerlein oder klagten einander flüsternd ihre Noth; Dieses aus Furcht vor Horchern und Denunzianten nur selten. Dann überheb sie der Kulturkampf, der zur gemeinsamen Vertheidigung zwang, der peinlichen Pflicht, über ihr dogmatisches Elend nachzudenken. Der Sieger im Kulturkampf sieht sich nun in die grausame Nothwendigkeit versetzt, seine Religion gerade in der ihm selbst widerwärtigen Form zu bekennen, die den Vorwand zum Angriff auf sie abgegeben hat. Und stärker als je macht sich die Natur der Kirche als einer Interessengemeinschaft geltend, nachdem ihr der Kampf im Centrum ein Organ geschaffen hat, das die Ansprüche ihrer Mitglieder durchzusetzen die Macht hat. Die katholische Intelligenz wird durch die katholischen Studentenverbindungen frühzeitig in diesen Interessenverband eingegliedert und weder fachwissenschaftliche noch philosophische Skrupel stören den Assimilierungsprozeß. Zu tiefem Nachdenken lassen ja einen Verbindungsstudenten schon die pflichtgemäßen Früh- und Abendschoppen nicht kommen und dann absorbiert das mühsame Einarbeiten in die sauren Amtspflichten, was das Bier an bildsamer Hirnmasse übrig gelassen hat. Und so denkt denn der katholische Richter, der Arzt, der Gymnasiallehrer, der Regierungsrath (womit ich nicht sagen will, daß es ihre protestantischen Standesgenossen anders hielten) ungefähr wie der biedere aus Mannheim gebürtige Deutschamerikaner, mit dem sich ein Korrespondent der Frankfurter Zeitung unterhalten hat. Der fragt: Die Messen, glauben Sie, genügen, Ihnen den Eintritt in den Himmel zu sichern? „Yes, äch glaubs. Denn de clergyman sägtß und de clergyman muß es wissen. Denn Das is sei Geschäft.“ Und wenna anders wäre? „Well, my dear sir! Aech bin a man vons Glasgeschäft. Aech kann mich nächst bekümmern um de Frage von de Religions. Aech han nächst de Zeit; denn time is money. Wenn äch was wissen nächst von wegen de Religions, dann säh äch nächst in de Bibel änd de Viecher; äch könnte verzehn Täg neingucken änd äch

sänd nächts. Wenn äch en Schuh han, der'n Loch häd, gäh äch nächts zum tailor; äch gäh zum Schuster. Aend also gäh äch zum clergyman; der guet in seine Viecher und in zehn minutos häd ers änd sägts mir. Aend wenns nicht wahr wär': ich muß es glaupe. Denn besser weiß ächs nächts, änds is sei Geschäft, er wird daför bezahlt." Dieses naive Geständniß erklärt den Gang der Kirchengeschichte besser als diebändige Religionphilosophien.

So weit wäre denn Alles gegangen wie geschmiert; aber keine politische-religiöse Entwicklung bewegt sich unaufhörlich in der selben Bahn weiter. Die Beschwestern werden nicht ruhen, bis sie im Bunde mit den Zeloten alle Hüllen heruntergerissen und den Vatikanismus in seiner ganzen Schönheit allen Augen sichtbar gemacht haben werden. Unter den Zeloten marschiren augenblicklich voran der gelehrte Peter Denifle und die Bischöfe Korum, Benzler und Keppler, der eifrige Bekämpfer des Reformkatholizismus; und Korums Erfolge in der Schulpolitik werden schon in den Schatten gestellt von denen auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung: augenscheinlich von ihm aufgemuntert, wenn nicht angeregt, haben drei im Glauben eifrige Herren, Gerichtsassessor von Savigny, Dr. Fleischer und Licentiat Fournelle, von Berlin aus einen Feldzug zur Sprengung der christlichen Gewerbevereine unternommen; deren katholische Mitglieder sollen für katholische Fachvereine eingefangen werden. Das Erste wird wahrscheinlich eher gelingen als das Zweite. Wenn nun der deutsche Katholizismus ganz gallisirt ist: wird dann der deutsche Magen verdauen, was der gallische jetzt ausspeit? Wahrscheinlich nicht; und die Verunünftigen unter den deutschen Katholiken werden dann — zu spät! — erkennen, daß Döllinger in sehr Vielem Recht gehabt hat.
Reisse.

Karl Zentsch.



Ein später Strauß.*)

Im Walde.

Wenn bräunlich sich die Buchen färben
Und goldbelaubt die Birke steht,
Dann fühlst Du, wie ein großes Sterben
Sacht durch die müden Wälder geht.

*) Unter diesem Titel wird in ein paar Wochen bei Schuster & Voef ein Bändchen erscheinen, in dem der berühmte Vertheidiger einen Theil seiner P veröfentlichet. Aus dem Buch, das einen neuen Sello kennen lehrt, seien zunächst zwei kleine Proben gegeben.

Des Todes Stimme hörst Du reden
 Im Wipfelwehn, in Well' und Wind,
 Wenn sich in blassen Herbstesfäden
 Sein Sterbebekleid der Sommer spinnnt.

Und wunschsmüd in ihre Tiefen
 Zieht Deine Seele sich zurück,
 Wenn still in Deiner Brust entschliefen
 Die Klagen um erstorbnes Glück.



Erost.

⚡ lagst Du, daß Dein Lenz entflogen
 In der argen Jahre flucht?
 Wenn der Mai mit Blüthen pranget:
 Nur im Herbste reift die Frucht.

Nicht im Bach, der trüb und schäumend
 Aus der Gletscherspalte quillt:
 In des Stromes klarem Spiegel
 Malt sich treu der Sonne Bild.

Wenn der Gluthenhauch des Sommers
 Blatt um Blatt vom Zweige streift:
 Sei der Traube gleich an Süße,
 Die ein milder Herbst gereift.

Wenn der Jugend Quell verschäumte:
 Gleich dem Strome fließe Du
 Tief und still, voll Sonnenglanzes,
 Deinem Ozeane zu.

Erich Sello.



Medizinische Privatdozenten.

Es lichtet sich um Herrn von Leyden. Wie lange ist es denn her, daß Herr Martin Mendelsohn, noch ehe es ihm gelungen war, die Krankenpflege in eine Hypurgie genannte Wissenschaft zu verwandeln, ins Dunkel verschwinden mußte? Und schon geht Herr Jakob auf einen Urlaub, von dem er nicht wieder zurückkehren wird*). So wenigstens liest man in „gut unterrichteten“ Blättern: wirklich, auf den staatsmännischen Ton scheint man sich in der Ersten Medizinischen Klinik zu verstehen. Im Uebrigen genießt dieses Institut seit reichlich einem Jahrzehnt eine wunderbare Unpopularität bei seinen Schwesteranstalten. Als anno 1900 die Universität Greifswald dem von der Fakultätmehrheit zur Abfassung seines Pensionierungsantrages gezwungenen Mosler einen Nachfolger suchte, war für die Aufstellung der Vorschlagsliste die Parole ausgegeben: Nur keinen Leyden-Schüler! Trotzdem die Unterrichtsverwaltung den tüchtigsten und geschicktesten, Herrn Goldscheider, präsentierte. Seitdem ist die Bewunderung für die „Erste Berliner“ an den deutschen Kliniken und Krankenhäusern nicht gewachsen; und der Tonfall, in dem die berliner Ärzte ihren Verein für innere Medizin den Cirkus Leyden zu nennen belieben, läßt von Ehrerbietung auch recht wenig merken.

*) Da die Fälle, von denen Herr Dr. Hellpach spricht, nicht allen Lesern bekannt sein werden, muß ich hier wohl ein erklärendes Wort anfügen. Herr Professor Dr. Martin Mendelsohn ist in einen Ruppelprozeß verwickelt, der noch nicht rechtskräftig entschieden werden konnte, weil vor der Hauptverhandlung eine wichtige Belastungszeugin verschwand. Da die Staatsanwaltschaft den Professor auf freiem Fuß läßt, muß sie ihn wohl nicht allzu schwer belastet finden; immerhin ist seine akademische Laufbahn, die dem Leyden-Schüler früh den höchsten Lehrentitel eintrug, als beendet zu betrachten. Im Fall Jakob handelt sich nicht um Privatangelegenheiten. Herr Professor Dr. Paul Jacob, der Leydens Assistent an der Ersten Medizinischen Klinik war, hat in corpore vill kranker Menschen sehr sonderbare Experimente gemacht. Der vielfach begehrte Ruhm, ein wirksames Mittel gegen die Zerstörerrückke der Tuberkulose zu finden, hat auch ihn verlockt. Er glaubte, am Schnellsten das Ziel dadurch zu erreichen, daß er ein von ihm (und Anderen) für heilsam gehaltenes Mittel direkt in die erkrankte Lunge einspritzte. Die Folgen sollen sehr übel gewesen sein und Herr Professor Jacob wurde außerdem beschuldigt, die Krankengeschichten bei der Veröffentlichung nicht korrekt mitgeteilt zu haben. In der Medizinischen Gesellschaft kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, ein Herr Geheimrath Orth, Birchow's Nachfolger als Pathologischer Anatom, nahestehender Arzt griff Herrn Jacob, unter lautem Beifall der Versammlung, scharf an, die Fakultät hielt eine Untersuchung des Falles für nötig und die Zeitungen meldeten noch vor dem Abschluß dieses Verfahrens, Professor Jacob werde nicht in sein Amt zurückkehren.

Das Alles ist eigentlich nicht weiter aufregend. Leydens Verdienste um die Förderung der klinischen Einsicht bleiben von diesen Dingen unberührt; und sein Schicksal von heute ist das Schicksal der meisten Größen, denen ob ihrer Erfolge allzu laute Feier und allzu hohe Gunst beschieden war. Der medizinischen Fakultät scheint die Sache aber arg auf die Nerven gefallen zu sein. Wenigstens lesen wir, daß sie sich in einer Sitzung eingehend mit dem Fall Jakob und im Anschluß daran mit der ganzen Privatdozentenfrage befaßt habe. Das Ergebnis dieser Erwägungen sei, daß künftig die Fakultät junge Leute spontan zur Habilitation auffordern werde. Das ist nicht dementirt worden; und im Berliner Tageblatt hat ein ungenannter Leitartikler, vermuthlich Herr J. Kasten, der durch die Begrüßung des naturalistischen „Sonnenaufganges“ mit der Geburtsgänge unsterblich gewordene Sachverständige der gelesesten liberalen Zeitung, aus diesen Fakultätserwägungen die düsterste Prognose für die Zukunft der deutschen Wissenschaft hergeleitet.

In Wirklichkeit ist die Angst dieses Leitartikels ganz unangebracht. Was die berliner Fakultät da angeblich neu einzuführen gedenkt, ist ja längst bei den weitaus meisten Habilitationen üblich. Schon heute ist die Zahl Derer, die ohne Ermunterung, mindestens ohne gesicherte Zustimmung ihres Chefs oder irgend eines anderen einflussreichen Mitgliedes der Fakultät zur Habilitation schreiten, ganz verschwindend; ja, man kann sagen, ohne den vorher gesuchten Kontakt mit einer akademischen Persönlichkeit komme es überhaupt zu keiner Habilitation. Hat aber ein Professor einem Bewerber die Unterflügung bei der Habilitation versprochen, so kommt diese früher oder später auch zu Stande, — von Fällen der Doppelzüngigkeit, in denen das Versprechen gegeben, der Bewerber aber der Fakultät ausdrücklich nicht empfohlen wurde, natürlich abgesehen (daß solche Fälle vorgekommen seien, behauptet die Legende). Wer jedoch ohne solchen Kontakt es unternähme, der Fakultät eine Arbeit von wissenschaftlich noch so hohem Werth einzureichen und damit das Gesuch um Zulassung zur Habilitation zu verbinden, würde mit kühlem Staunen abgewiesen. So närrische Köpfe, die sich einbilden, daß wissenschaftliche Leistungen ohne Weiteres ein Freipaß für den Eingang durch die Pforte der Hochschule sei, werden von unseren akademischen Offiziellen gar nicht ernst genommen.

Wenn nun künftig die Fakultät junge Leute zur Habilitation auffordern will, so kann sie nur so machen, daß sie sich von einzelnen ihrer Mitglieder solche Kandidaten vorschlagen läßt; nach der Wärme des Vorschlages wird sich dann das Weitere richten. Die ganze Aufforderung ist also nichts als ein anderer Name für die heute nothwendige Zustimmung der Fakultät zur Habilitation. Denn daran, daß der persönliche Kontakt etwa

unnöthig werden, die Fakultät ihr persönlich fremde Menschen, nur auf Grund von werthvollen Publikationen, zur Habilitation ermuntern könne, ist gar nicht zu denken. Das liegt weit außerhalb der Tendenz heutiger akademischen Ge-
 pflogenheiten. Die akademische Kastenbildung wird von Jahr zu Jahr fester. Diese Feststellung hat mit dem thörichten Viertelsgeschwätz von den begünstigten Schwiegerföhnen natürlich nichts zu thun; denn dem Nepotismus kann nur ein sehr kleiner Bruchtheil dieser Kastenbildung aufs Schuldkonto geschrieben werden. Daran, daß der Zugang zu den Hochschulen für Outsidere immer schwieriger geworden ist, haben mancherlei Mißbräuche, wie Habilitationen von Aerzten, die in entfernten Städten praktizirten und den Dozententitel nur zur Dekoration führten, mitgewirkt; den Hauptantheil der Schuld aber trägt die Ueberfüllung des medizinischen Studiums und die Masse von Polikliniken. Beides hat die Zahl der Assistenten und damit auch die Zahl Derer, die sich habilitiren möchten, ungeheuer vermehrt.

Denn Das ist der springende Punkt: der akademische Nachwuchs ergänzt sich in der medizinischen Fakultät rein mechanisch, wie durch ein Pumpwerk, aus dem ungeheuren Assistentenmaterial. Auf die wissenschaftlichen Qualitäten kommt es dabei natürlich gar nicht so sehr an; entscheidend ist die Frage, ob der junge Mann genug Mittel hat, um warten zu können. Denn warten muß er unter Umständen recht lange. Schon bei der Aufnahme der Assistenten ist ja meist gar kein wissenschaftliches Moment maßgebend; es giebt nur wenige Kliniken, die darin eine Ausnahme machen. An den meisten Instituten „von Ruf“ sind die Assistentenstellen auf längere Zeit im Voraus belegt, manchmal auf Jahre hinaus; natürlich konnte der Chef über diese Vorgemerkten noch gar kein sachliches Urtheil haben, als er ihnen die Stelle reservirte; persönliche Gefälligkeiten geben da den Ausschlag. Jeder dieser Assistenten aber trachtet nach der Habilitation. Die Chefs sehen sich oft in die unangenehmste Lage gebracht; ein Assistent ist praktisch sehr tüchtig, aber zum Dozenten scheint er gar nicht das Zeug zu haben; was thun? Er drängt um die Zusage der Habilitation; man stößt ihn durch eine abschlägige Antwort nicht gern vor den Kopf; so wird schließlich, ungerne, die Zusage ertheilt. Nun wird die Erfüllung so lange wie nur möglich hinausgezogen. Mancher wirft dann den Kram hin und geht in die Praxis; aber es giebt genug Gebuldige, die bleiben und zehn, zwölf Jahre warten, bis sie das ersuchte Ziel erreicht haben. Sogar Leiter von Polikliniken, die selbst nur Privatdozenten, allenfalls mit dem Professorentitel, sind, müssen mindestens dem ersten, oft dem ersten und zweiten Assistenten die Habilitation versprechen und von Pontius zu Pilatus laufen, um sie durchzusetzen. Die Gegenleistung ist die Assistenz gegen eine minimale, oft gar keine Befoldung; es soll in Berlin Polikliniken geben, an denen von den Assistenten noch Beiträge zu

Dedung der Betriebskosten erhoben werden. Ein richtiges Geschäft also. Auf diese Weise ist in Berlin eine höchst merkwürdige Gattung von Ärzten entstanden. Die Herren sind Assistenten einer Poliklinik, treiben in ihrer freien Zeit Privatpraxis und erstreben die Habilitation; der Privatdozententitel ist ihrer Praxis förderlich und giebt ja auch der Poliklinik, der sie dienen, eine Art Relief. Vereinsthätigkeit und Referate in Zeitschriften runden das Bild ab. Die wissenschaftlichen Leistungen sucht man oft überhaupt vergebens und die Dozentenbethätigung beschränkt sich meist auf völlig überflüssige und nebensächliche Kurse praktischer Art.

Diese Verbindung von Assistenz und Habilitirung ist das Unnatürliche und das Schädliche in unseren medizinischen Fakultäten. Die Universität, im idealen Sinn gedacht, stellt ganz andere Aufgaben an ihre Glieder als das Assistiren an einem Institut. Einer mag ein tiefer Denker und Forscher und ein glänzender Dozent sein, kann vielleicht aber nur in der freien Luft der Unabhängigkeit von einem Chef gedeihen. Und daß nicht jeder brave Assistent für die akademische Laufbahn sich eignet, bedarf gar keines Beweises. Diese unnatürliche Verkoppelung zweier gänzlich verschieden gearteten Berufe ist nur auf eine Art zu beseitigen: durch eine gründliche Aufbesserung der Assistentengehälter. Die würde nicht nur den Assistenten unabhängiger vom Chef, sondern eben so sehr den Chef unabhängiger vom Assistenten machen. Sie würde ermöglichen, daß die unbemittelten, aber befähigten Mediziner den Kampf um die Assistentenstellen mit ihren bemittelten Kollegen ohne Scheu vor Entbehrungen aufnehmen könnten. Das aber wäre auch, wie mich erst kürzlich ein angesehenener Kliniker versicherte, für die Chefs eine Wohlthat: denn das System der Vorwerkungen aus anderen als wissenschaftlichen Rücksichten hat sich zu so schädlicher Blüthe gerade auch darum entwickelt, weil die Mehrzahl der tüchtigsten Mediziner für eine Jahre lange Assistenz aus finanziellen Gründen gar nicht in Frage kommt. Auch schätzen nach alter Erfahrung die wirklich tüchtigen Elemente ihre eigene Fähigkeit meist viel richtiger ein; sie haben durchaus nicht immer akademische Ambitionen: viele ziehen den späteren Eintritt in die Praxis oder in leitende Stellungen an Krankenanstalten vor. Die Leiter von Privatpolikliniken aber zwingt man, die selbe Besoldungskala einzuhalten oder ihre Bude zuzumachen; auch um die geistige Ausbeutung sollte der Staat sich endlich kümmern. Sind erst einmal diese beiden Typen der Assistenten entfernt: der junge Herr aus konnexionreicher Familie, den ein Chef „nicht gut abweisen“ kann und der ja lediglich auf das akademisch Dekorative lossteuert, und zweitens der bemittelte Herr mit den selben Aspirationen, der seine Arbeitskraft umsonst giebt, um sich damit die Habilitation zu sichern, — dann wird freie Bahn für das Vordringen der wirklich geeigneten Köpfe. Eher aber nicht. Bis dahin kann

auch der Leitartikler des Berliner Tageblattes sein Haupt ruhig schlafen legen. Seine Beklemmungen stammen ja aus einer ganz anderen Quelle, nicht aus der zärtlichen Sorge um die Freiheit der Wissenschaft: rekrutiert sich doch der geschilderte poliklinische Assistententypus hauptsächlich aus begüterten jüdischen Kreisen; und der lange schon antisemitischer Liebhabereien verdächtigten berliner Fakultät scheint man zuzutrauen, daß ihre Erwägungen auf eine Zurückdrängung dieser Kreise abzielen könnten.

Natürlich müßte sich einer wirtschaftlichen Reform des medizinischen Assistententhumes auch eine Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühles in den Fakultäten verbänden, wenn die Reform eine dauernde Gesundung der akademischen Verhältnisse bewirken soll. Heute scheint es manchmal, als hätten selbst die Professoren, die den Nothstand deutlich sehen und darüber klagen, sich fatalistisch in sein stetes Wachsen ergeben. An einer ostelbischen Universität „wirkte“ vor Jahren ein Privatdozent, der zugleich in Westdeutschland eine blühende Spezialpraxis betrieb; er ließ sich immer für zwei Semester „zu Studienzwecken“ beurlauben, kündigte im dritten eine Niemanden interessirende Vorlesung an und empfahl sich schleunig nach dem Westen, sobald er den Mangel an Hörern festgestellt hatte. Angesichts solchen Mißbrauches hat dann die Fakultät beschlossen, Dozenten mit auswärtigem Wohnsitz nicht mehr zuzulassen. Das ist ein bequemer Beschluß; aber auch ein sehr ungerechter. Jede Fakultät kann ohne Mühe darüber wachen, ob ein Dozent die akademische Würde nur als Dekoration benützt oder an der akademischen Arbeit lebendig mitwirkt. Das ist wahrhaftig nicht schwer. Aber der Kastengeist wünscht gar nicht, daß die Dozenten unabhängig seien; sie sollen zu einem Institut der Universität, zu einer „Schule“ gehören und sie sollen auch hübsch in das soziale Netz der akademischen Hierarchie hinein verstrickt bleiben. Ein Herr, der von Frankfurt nach Gießen käme, um eigene Forschungsergebnisse nach eigener Interpretation vorzutragen, und von keinem einzigen Mitgliede der Fakultät irgendwie abhängig wäre: grauig, so Etwas auszudenken...

Man liest jetzt oft, die preussische Unterrichtsverwaltung liege auf der Lauer, um in einer günstigen Stunde die freie Habilitation zu vernichten. Du lieber Himmel: die freie Habilitation! Und die Unterrichtsverwaltung hat es gar nicht nöthig, eine so romantisch unbequeme Lage einzunehmen. Sie kann lächelnd und mit verschränkten Armen dem Gang der Dinge zusehen. Jetzt läßt sie die Städte medizinische Akademien errichten; und Alle werden die völlige Verstaatlichung oder Verstadtlichung des medizinischen Wissenschaftbetriebes noch erleben.

Karlstruße.

Dr. phil. et med. Willy Hellpa



Nationale Kunst.

Die Veranstalter der brüsseler Vorfrühlingsausstellung der Libre Esthétique hatten den herrlichen Einfall, denen, die von dogmatischen Hintergedanken frei und vom Kunstschauvinismus ihrer zufälligen Heimat unbesleckt sind, den modernen Impressionismus in köstlichen Meisterwerken vorzuführen. Die Ausstellung war repräsentativ. Von der Gruppe der dreißig Künstler, die von 1874 bis 81 nach einander bei Nadar, Durand-Ruel und dann in von Woche zu Woche gemieteten Lokalen der inneren Stadt erst das Gespött, bald aber den Haß der in ihrer Alleinherrschaft bedrohten Akademiker sammt ihrer bourgeoisen Gefolgschaft herausforderten, durften wir einige der glänzendsten Zauberer begrüßen: Degas, Claude Monet, Renoir, Pissaro, Cézanne, Guillaumin, Sisley, Gauguin und Mary Casatt. Edouard Manet, dieser letzte aller Revolutionäre des Pinsels, stand, kämpfte und siegte allein. Vom „Salon“ bald angenommen, bald abgewiesen, hatte er, lange bevor die Führer der Impressionisten anerkannt waren, seinen Visionen die gebührende Beachtung erzwungen; der Sturm, der um seine „Olympia“ tobte, brach im Jahr 1865 los. Zeitlich und künstlerisch gehört er aber zu ihnen, denen er im Leben durch Freundschaft verbunden war. Neben diesen Großen waren noch Vincent van Gogh, Seurat, Toulouse-Lautrec, Croix, Luce, Signac, van Rysselberghe, Donnard, Roussel, Baltat, Vuillard, André, Maurice Denis, d'Espagnot, Guérin vertreten, mit verführerisch schönen oder wenigstens interessanten Werken, die ein Geschlecht lichttrunkener, gegenwartstroher, ganz von der Gunst des Augenblickes hingerissener, von dem stärksten sinnlichsten Reiz bis zum Ersinken jeder rückwärts- und vorwärts-gewandten Grübelelei völlig erfüllter Menschen verräth. Ein Geschlecht von Malern, die sich nicht einbilden, die Natur „objektiv“, so, wie sie ist, wiederzugeben, sondern sich bescheiden, ihre Impression der Natur auf die Stimmung des Beschauers zu übertragen. Wie hätte man gewünscht, den lieben deutschen Kunstareopag dort anzutreffen, die Kompetenten, die daheim die Censuren vertheilen! Sie hätten zu tünden gehabt, daß diese Franzosen — die meisten ausgestellten Werke waren französischen Ursprunges — nicht nur die feinsten Psychologen des Portraits sind (Manet, Renoir, Guérin), nicht nur für die ultramodernen Reize des geselligen Lebens bis in dessen ganz im Nervenzigel mündende Pervertitäten empfänglich sind (Degas' Tänzerinnen in Del und Pastell; Manets Sortie du bal de l'Opéra) und im lärmendsten Gerassel und standigsten Getümmel der Weltstadt sich am Wohlsten fühlen, sondern mit durstigstem Auge die stillen Zauber idyllischer Landschaft schlürfen, von ihrem naiven Natursinn in die vergessenen Winkel von Feld und Flur gelockt werden und die bescheidensten Blümchen am Felddrain und Waldweg

mit einer Liebe zu umfassen wissen, die von sentimentaler Affektation und widernatürlicher Entartung gleich weit entfernt ist. Nichts ist so gering, daß es nicht ihre ganze Seele bewegte, und mit ihrer Andacht fürs Kleine erinnern sie an Gubaus, Goethes Anschauungsweise spiegelnde Definition des künstlerischen und poetischen Genies als einer puissance d'aimer qui, comme tout amour véritable, tend énergiquement à la fécondité et à la création de la vie. Und wer Monets Portal der rouener Kathedrale gesehen hat, weiß, daß auch der feierliche Pomp hoher, gliederreicher Architektur im Gefühlskreis dieser äußerlich gescholtenen Meister liegt. Ueberall, wo brühwarmes Leben sich regt, waren und sind sie gegenwärtig, — nicht mit tief sinnigen Gedanken, den Kopf voll literarischer Erinnerungen und Kunstgeschichte, doch mit einer liebevoll demüthigen Unterordnung unter den sinnlichen Reiz, die auch das winzigste Sonnenstäubchen jedes Opfer an Fleiß und Handwerkseifer werth dünkt. Nie hat es geistreichere Maler gegeben als sie, die doch nur in Pinsel und Palette Geist haben wollten; nie größere Landschaftler als sie, die so ruhig und so stetig schufen wie die Pflüger im Felde.

Was wir in Deutschland in Sonderausstellungen oder Sezessionen vom Impressionismus zu sehen bekamen, war schließlich doch zu vereinzelt, um außer der revolutionären Technik und der bereideten Sprache dieses oder jenes Genies die völlig unbegreifliche Höhe selbst der mittleren Kunstbegabung zu erkennen (ich denke an d'Espagnat, Roussel, Valtat, Vuillard, Croix, Ence). Unbegreiflich, mit welcher Instinktsicherheit die flüchtigen Farbenwerthe fixirt, das flüchtige Spiel von Licht und Schatten in ihren der Analyse unzugänglichen Relationen erhascht und räumlich so vertheilt werden, daß unser Raumgefühl sich nirgends beengt fühlt. Vor solcher wie spielend sich vollziehenden Synthese des mannichfachen sinnlichen Eindrucks athmen wir auf; wir werden auf diesem Gebiet ja fast nur vor Werke gestellt, die von der „Idee“ gewollt, vom Gefühl erstrebt, vom bewußten Willen erzwungen, der widerstandsfähigen Materie in keuchend heißem Ringen gewaltsam entrissen werden. Ich verstehe, daß dem ehrlichen deutschen Künstler vor solchem Können der Muth sinkt, zu mäkeln, und er neidlos bewundernd zwar, aber mit Behemth im Herzen zugiebt, daß dieser triebhafte Drang, sinnliche Impressionen lebendig zu gestalten, nicht minder tief ins Herz der Natur, in die Seelenkammern der schaffenden Naturkräfte bringe als der deutsche Gräbelerian; und wenn er kaum zögern wird, die sinnliche Gluth des Temperamentes und die geniale technische Leichtigkeit als Gnadengeschenke der Massenausstattung und langer Kunstkultur sich einigermaßen plausibel zu machen, so braucht uns diese Erklärung zwar nicht ganz so einzuleuchten wie ihm, aber wir werden sie bereitwillig gelten lassen, so lange eine chauvinistisch verblendete Pseudokritik, die seit Jahren an dem Verblödungswerk thätig ist, alle westeuropäische Kultur-

gemeinsamkeit zu zerschneiden, sich darin gefällt, den Werth herrlicher, genußspendender Tugenden herabzusetzen, nur, weil sie nicht dort wachsen, wo Letztower Naben am Besten gedeihen.

Freilich muß man sich vor dem Wahn hüten, der Philister sei ein ausschließlich deutscher Besitz. Belgien selbst, dessen Kultur jeder Abschätze zu rühmen weiß, besonders, seit die unvergeßliche brügger Ausstellung der flämischen Primitiven ihr ehrwürdiges Alter bezeugt hat, darf sich sogar eines Prachtexemplars dieser Gattung rühmen. Wer in Belgiens politischem und gesellschaftlichem Leben der letzten Jahrzehnte Bescheid weiß, kennt den Senator Edmond Picard, der als Advokat, gelehrter Jurist, Sozialistenführer, Antifemist schärffter Tonart, Kunstmäcen, Schriftsteller und Lebemann seine Lebenskraft nicht zu erschöpfen, seinen Willen zur Macht nicht zu ersticken, seine Eitelkeit nicht zu sättigen vermocht hat. Besonders auffallend war mir stets sein nimmerfatter Sprechtrieb, der, wie bei Gladstone, an seinen eignen Expectorationen sich berauschte und das Denken zwang, sich dem Wort, dem Klang unterzuordnen; seine Aeußerungen nennt er selbst höchst bezeichnend *petites solennités purificatrices*. Man wird leicht begreifen, daß solcher vom Schein der Genialität umspielten Anlage der Erfolg nicht versagt bleiben konnte, zumal beträchtlicher Besitz und großes Einkommen ihm auch die kapitalistische Wirkung in die Ferne sicherte. Picards Haus wurde der Sammelpunkt für die Intelligenz und die Intellektuellen des Landes, ein Hort der allernmodernsten Bestrebungen, eine Zufluchtstätte für die Verkannten, Verletzten, Verfolgten, die der Unterstützung bedürftigen Künstler und Literaten, aber auch die ästhetischen Ledermäuler, denen das bunte Getümmel dieser interessanten Gesellschaft Kurzweil schuf. So hat der Mann unzweifelhaft seine großen Verdienste; sein Mäcenatenthum schien echt, vom wahren Bedürfniß des Dilettanten eingegeben und von sichtendem, prüfendem Geschmac geleitet. Wer in seinem geschmackvollen Haus einige Stunden verweilen, in seiner herrlichen Galerie moderner Meister schwelgen durfte, hatte Grund zu aufrichtiger Dankbarkeit. Ihren Stolz bildeten gerade die führenden Impressionisten, die, so lange sie in der Heimath verkannt wurden, in den Ausstellungen der brüsseler Sezessionen die gastlichste Aufnahme fanden. Picard hat diese Ausstellungen mitgeschaffen, ihr Gedeihen mit Rath und That gefördert und war dem unermüdblichen Leiter der *Libre Esthétique*, Herrn Octave Maus, bisher der ergebenste Freund und Helfer. Vielen in westeuropäischer Kunstkultur Heimischen ist Name und Verdienst des Herrn Maus bekannt. Die Berufsstatistik zählt auch ihn unter die Advokaten, aber diesen Beruf übt er fast nur, um für bedrängte Künstler, Musiker und Literaten Unschuld oder Milderung zu plaidiren. Ein lebenswürdiger Mensch, ein gewandter Schriftsteller, Herausgeber des *Art Moderne*, mit Maeterlind, Meunier, Rodin, Vincent d'Indy,

Van de Velde intim befreundet, ein Pionier jeder neuen Regung in Kunst und Literatur: so steht das Bild dieses Mannes vor dem Auge seiner urtheilfähigen Landsleute, die nie mehr Veranlassung hatten, ihm zu danken als jetzt, da ihm gelungen war, die Meisterwerke des Impressionismus in repräsentativer Fülle zu vereinigen. Nur Einer blickte mißgünstig drein: Edmond Picard. Nur dieser Eine fand die härtesten Worte für die verdienstvollste Leistung des Gestern noch emphatisch Freund genannten Mannes, Worte, die der gesammten bisherigen Thätigkeit des Herrn Mous auf kunstpolitischem Gebiete jeden Werth absprechen, ihn einen Verbildner und Irreführer der öffentlichen Meinung nennen. Warum? Weil Herr Mous die lokalpolitischen, die national-belgischen Gefühle des Sozialdemokraten Picard verletzt und, um die neue Aesthetik zu veranschaulichen, die französische Schule gezeigt hat. An dem Befreiungskampf vom akademischen Konventionalismus habe, sprach er, die belgische Schule seit fünfzig Jahren mit gleichem Erfolge mitgewirkt; ihr Ausschluß von dieser historischen Ausstellung könne daher nur der Absicht entsprungen sein, die Belgier zu verkleinern. Neben dem anmutigen Schauspiel, einen Sozialistenführer auf geistigem Gebiet als Vorkämpfer des engherzigsten Nationalismus zu sehen, interessiert das Prinzipielle des Streites — in dem sich übrigens alle namhaften belgischen Maler auf die Seite des Herrn Mous stellten —, weil auch bei uns ähnliche Gegensätze die Geister trennen. Dabei hatte Herr Picard 1881, als der erste Salon des XX. eröffnet wurde, selbst erklärt, daß die belgische Malerei erst seit 1848, erst von dem Augenblick an eine erfreuliche Richtung genommen habe, wo sie unter die Inspiration der modernen Franzosen gerathen sei.

Daß sich im sittlichen und ästhetischen Empfinden auch die Nationen unterscheiden, die man zum selben Kulturkreis zählt, muß jeder nicht ganz Blinde erkennen; und ich weiß nicht, ob diese Gefühlsdifferenzen nicht noch größer, weil feiner, verstedter, innerlicher, geworden sind, seit die Zahl der sich überall aufdrängenden uniformirten Kulturbestandstücke sich mehrt. Jeder, dessen Völkerpsychologie aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen sich aufbaut, wird zugeben, daß er täglich, stündlich im Wesen des ihm vertrautesten Völkertypus auf Aeußerungen stößt, deren Gefühlston ihm fremd, manchmal abstoßend fremd klingt und die ihn räthselhaft, wie aus unbekanntem Gegenden der Menschenseele hergeholt, dünken. Und diese Differenzen bleiben bestehen, obwohl Erziehung und Bildung, oft gegen den Willen der Bildner u. Erzieher, unzweifelhaft dazu beitragen, das Nationale unserer Seelehaftung zu schwächen, zu verwischen. Bildung heißt: nationale und individuelle Verschiedenheiten verstehen können, setzt also die Fähigkeit voraus, fremde Seelenregungen in sich nachzuerzeugen. An diesem Ideal wird auch her noch, trotzdem selbst Pädagogen die gute Gesellschaft der Humanisten meid-

festgehalten. Wenn trotzdem, bis jetzt wenigstens, seiner Verwirklichung unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind, wenn der Universalismus selbst auf dem interesselosen, ganz ideellen Gebiete der Kunst und Literatur nicht die Fortschritte macht, die Aufklärer und Humanisten von ihm erhofften, so werden vorurtheillose Betrachter den Schluß gelten lassen, daß der Nationalismus in elementaren völkerypsychologischen Verhältnissen seinen tiefsten Ankergrund hat. Sonst wäre nicht begreiflich, daß er immer wieder mit der Macht einer Naturkraft hervorbricht, trotz den energischsten Bemühungen, ihm mit Gründen das Lebenslicht auszublafen.

Von diesem Zugeständniß aber bis zu der Forderung einer ausländische Einflüsse in Kunst und Literatur mit Bewußtsein ablehnenden nationalen Kunst ist ein weiter Weg, den nur Unwissenheit und chauvinistische Verblendung betreten wird. Denn nicht mit Freude, sondern mit Bedauern empfinden wir, daß wir individuell und national nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich begrenzt sind. Und der Deutsche braucht sich dieses Bedauerns nicht zu schämen, seit Goethe für sich und die ihm — wenn auch in weitestem Abstand — Nachstrebenden die stolze Devise fand: Außerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt. Nie wird er das nimmerfatte Bedürfnis nach Bereicherung und Erweiterung seines seelischen Besitzes unterdrücken, nie der lobenden Sehnsucht in die Weite, ins Ferne und Fremde widerstehen können. Sie empfand er als sein Vorrecht, dem er die Vielsältigkeit seines Gemüthes, seine Polyphonie, seine „Tiefe“ verdankt. Wer sieht nicht, daß diese Tiefe in allumfassender Sympathie ihre Wurzel hat und daß die deutsche Volksseele verarmt und verdorrt, sobald ihr verwehrt wird, allseitige Liebe zu bekunden? Und wenn der Deutsche nun anfängt, das Form- und Gestaltlose, das Unstunliche dieser innerlich so reichen, aber ins chaotische Dämmerreich des Poetischen und Musikalischen hinabführenden Kultur als Mängel zu empfinden, sich die in dieser einen, aber sehr wesentlichen Beziehung überlegene romanische zum Muster zu nehmen und von der so unerhört reichen französischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts zu lernen, dann werden nur Bananen dieses Verhältniß neu und beschämend finden. Nie waren die Deutschen zaghaft, wo es galt, von den Seltoromanen sich anregen zu lassen. Im Künstlerischen waren sie schwache Erfinder, wohl aber Vertiefer, Berinnerlicher. Welcher Primaner wüßte Das nicht? Wüßte nichts von den Einflüssen der provençalischen *Kyrik*, der nordfranzösischen *Epik* (dem bretonischen *Sageutreis*), der italienischen *Renaissance*, von *Shakespeare*, dem *siècle de Louis XIV*, *Milton*, *Sterne* und unzähligen Anderen, das er mühsam ins Gedächtniß prägen muß? Wars in der Malerei anders? *Dürers*, des *Wohlgenuthschülers*, *Entwicklung*, sein *Rosenkranzfest* und die vier *Apostel* sind ohne den *Sakralfil Mantegna* und *Bellinis* nicht denkbar. Denen, die vor

Dürer die deutsche Kunst so würdig vertreten, von Stephan Lochner bis zum Augsburger Holbein, haben die niederländischen Primitiven Jan van Eyck, Roger van den Weyden und Memling die Wege gewiesen. Die deutschen Historienmaler ließen sich, über Belgien her, vom Franzosen Delaroche erleuchten. Und die „Monumentalperiode deutscher Kunst“, von Cornelius bis Kaubach, auf die das gekränkte Nationalgefühl eben wieder verweist, ist ohne das italienische Cinquecento so undenkbar wie etwa Jean Paul Friedrich Richter ohne Richard Sterne. Cornelius gar sucht, mit erquältem Tiefinn, die Gigantensprache Michelangelos nachzustammeln. Genug. In jeder besseren Kunstgeschichte findet der Laie das Material, um die groteske Geschichtsklitterung patriotischer Kunsthistoriker zu berichtigen. Friedrich Schaarschmidt, der Bibliothekar der düsseldorfer Kunstakademie, hat in seinem Buch „Aus Kunst und Leben“ diesen Beklemmungen Luft gemacht. Ähnliche Töne hören wir, bald lauter, bald schwächer, von vielen Seiten; Geschichte und Wesen der deutschen Seele wird dabei nicht betrachtet. Die Gefahr kosmopolitischer Verwässerung bedroht freilich die kleinen und mittleren Talente; seit wann aber zählen sie in Kunst und Literatur? Was deutsch an ihnen ist, die Gefühlssprache, die Universalität der Gedanken und Anschauungen, die besondere Art, Impressionen und Leidenschaften zu färben, der Rhythmus des Blutes, der zum Eigensten auch der größten Individualität als Mitgift von Rasse und Heimath hinzukommt: Das bleibt erhalten und keine Anregung von außen her vermag diese Schranken zu überschreiten.

Dr. Samuel Saenger.



Der Sitz der Seele.

In nebelgrauen Winterlicht standen sie einander gegenüber in dem spärlich möblirten Zimmer, mißmuthig, blaß, erregt alle Beide. Sie hatten gerade wieder einmal gestritten. Am Abend vorher war er brutal geworden, als er sie, nach langem Besamwensein, hätte verlassen sollen. Das wußte er, und weil er sich etwas im Unrecht fühlte, suchte er heute den Gekränkten, Verletzten zu spielen. Allerdings hatte sie ihn in der nicht ganz alkoholfreien Abendstimmung mit allen Lockmitteln des Weibes dazu herausgefordert. Das wußte sie; und weil sie es wußte, hatte sie ihm eine Szene gemacht, als er heute in gedrückter Stimmung wiederkam.

Bei seinem Eintritt hatte er sie schon am Schreibtisch sitzend gefunden. Und da war es losgegangen. Häßliche Dinge hatten sie einander gesagt. Nun waren sie erschöpft.

„Du bist herzlos, Anna,“ stieß er endlich hervor. „Manchmal scheint es mir fast, als reiztest Du mich absichtlich, böse und heftig zu werden.“

Anna lachte höhnisch. Vielleicht nur, weil sie wußte, daß er Recht hatte. Sie wollte Etwas erleben und Szenen machten ihr Spaß. Doch diesmal war es weiter gegangen, als sie gewollt hatte, und schwer war's, wieder einzulenken. Ganz verlerren mochte sie ihn doch nicht. Erstens wollte sie Studien machen an sich und ihm, an Weiber Seelenzuständen; denn sie war eine werdende Schriftstellerin mit einer suchenden Psyche, die über das Wesen der Liebe nachgrübelte. Und dann war er auch ein schöner, angesehenener Mann, ein wohlhabender Verlagsbuchhändler.

„Denk' ein Bißchen nach über gestern Abend, Walbemar“, sagte sie endlich und ging zur Thür hinaus. Es schien, als weinte sie.

Walbemar schritt unruhig auf und ab. So schwer hatte er sich nicht gedacht, mit ihr auszukommen. Warum hatte er nur den Verkehr angefangen? Angst vor der Zukunft überkam ihn . . . Endlich blieb er vor Annas Schreibtisch stehen und sah auf die Heften, die sie geschrieben hatte, als er eintrat. Es war indiskret. Aber wer weiß, ob sie nicht hinausgegangen war, damit ers lese? Er war mißtrauisch, denn es war ein Blatt ihres Tagebuches, von dem sie ihm schon so oft gesprochen hatte, und handelte vom gestrigen Abend. Das sah er sofort. Und so las er denn. In großer Erregung, mit verzerrten Buchstaben hatte Anna geschrieben:

„O! Ist Das — Liebe? Die Liebe ist — Grauen; die Liebe . . . O das Grauen! Ist das Grauen . . . Liebe? Das Grauen, das — — Die Liebe, die das Grauen liebt? O Grauen! O Liebe!“ Mit steigendem Interesse hatte er gelesen. Das war ein Blick in das Innere einer modernen Mädchenseele. Und diese packende und doch dabei die inneren Dualen, das verzehrende Feuer nur andeutende Schreibweise! So Etwas konnte Aufsehen machen.

Da ging die Thür. Anna trat ein und sah mit befriedigtem Blick Walbemar vor ihrem Schreibtisch stehen.

„Anna“, sagte er in plötzlich ganz verändertem Ton, „weißt Du, daß Du eine wirkliche Dichterin bist? Mit fünf Worten nur hast Du da eine feine psychologische Studie geschrieben. Die ganze Psyche des unberührten, sich sehnenenden und gequälten Weibes ruht darin. Es ist eine künstlerische Leistung!“

Anna lächelte. „Ja, ich weiß es!“

Walbemar setzte sich an ihre Seite. „Siehst Du, Anna, ich glaube, jetzt verstehe ich Dich besser. Wir sind eben so verschieden vom Weibe, selbst vom Weibe der Neuzeit. Und die Zeiten haben sich geändert; wir können nicht mehr lieben, wie vielleicht einst geliebt wurde. Aber wir können nichts dafür: wir modernen Männer fühlen anders, mußten anders fühlen lernen und die feine Frauenpsyche konnte wohl nicht Schritt halten. Ihr verlangt vor Allem Seelenliebe, nicht wahr? Wir denken uns den Sitz der Seele im Herzen und Ihr Frauen liebt doch noch mehr mit dem Herzen. Aber beim Mann, glaube ich, hat sich allmählich der Sitz der Seele tiefer gesenkt; Folge der Brutalität des Lebens. Deshalb lieben wir oft so anders, so . . . so körperlich, so roh, möchte ich sagen.“

Anna horchte staunend auf. „Der Sitz der männlichen Seele ist gesunken?“ wiederholte sie im Geiste. Ein seltsamer, fremdartiger Gedanke. Eine Entdeckung vielleicht. Darüber ließe sich ja eine ausführliche Studie schreiben. Verwundert

sah sie auf Walbemar; sie hätte ihm einen so originellen Einfall gar nicht zugetraut. Wenn sie den nur für sich behalten könnte! Walbemar schien sich der Bedeutung des Gesagten nicht bewußt zu sein. Sie mußte ihn rasch ablenken; vielleicht vergaß er dann, daß es sein Gedanke gewesen war.

„Liebster“, flüsterte sie mit ihrem einschwermelndsten Lächeln, den Kopf an seine Schulter lehrend, „ja, ich sehe, daß Du mich wirklich verstanden hast. Weißt Du: wir wollen wieder gut sein. Ich verzette Dir!“

Doch Walbemar erhob sich und schüttelte ernst den Kopf. „Rein, Anna“, sagte er, sie düster anblickend, „gerade weil ich Dich verstehen gelernt habe, denke ich jetzt anders.“

In seinem Inneren war plötzlich der Wunsch erwacht, als Mann von diesem unordentlichen Zimmer, dem nervösen, erregbaren Mädchen, das alle Liebesregungen notirte und registrierte, loszukommen. Doch als Verlagsbuchhändler interessirten ihn jetzt ihre Auszeichnungen.

„Weißt Du, Anna, eine Dichterin wie Du muß frei sein, sich frei halten von der Liebe des Mannes, — wenigstens, so lange sie arbeitet“, fügte er abschwächend und zögernd hinzu. „Ich gebe Dir Dein Wort zurück; ich entsage Dir. Aber laß mich Dein Verleger werden, Anna.“

Anna war überrascht und schwankte; sollte sie nun als Weib verlegt oder als Schriftstellerin dankbar sein?

Ein Blick nach dem Schreibtisch, in dessen Laden so viele, ach, bisher unbegehrte Manuskripte ruhten, und einer in den Spiegel, der sie befriedigte, ließen sie endlich das Richtige erkennen. Einen Mann, der sie liebte, konnte sie immer noch finden, doch einen Verleger: Das ist im Anfang unglaublich schwer. Und Mann und Verleger in einer Person: Das macht sich wirklich nicht gut. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Du hast Recht, Walbemar; ich glaube, Du hast mich noch besser verstanden, als ich selbst mich verstehe. Ich danke Dir. Doch Eins mußt Du mir versprechen“ — sie dachte an seine Aeußerung über den Sitz der Seele —: „was wir heute hier geredet haben, mußt Du vergessen und mir lassen, als mein Eigenthum, hörst Du? Ganz mir! Alles!“

Er warf einen verwunderten Blick auf sie. Was hatte sie nur? „Aber gewiß, Anna, ich verspreche Dir.“

Jetzt fühlte sie sich sicher. Er hatte keine Ahnung, was er da so leichtsinnig fahren ließ, — einen neuen Gedanken!

„Wann wollen wir Dein erstes Werk erscheinen lassen?“

„So bald wie möglich, Walbemar; ich muß nur noch das Schluschkapitel schreiben, dann bringe ich es Dir. Und Du mußt einen hervorragenden Künstler finden, der den Buchschmuck besorgt.“

„Selbstverständlich. Adieu, Anna.“

„Lebewohl.“

Er ging und hoffte, „eine beachtenswerthe Novität für den Büchermarkt erworben zu haben. Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch und war iezugt, in ihren Studien über die Liebe ein neues Problem bringen zu körd. Das Kapitel hieß: „Von der Seele des neuen Mannes.“

Wien.

Helene Rieger!



Künstlerische Fernphotographie.

„**W**ie sie kein Ort, noch weniger eine Zeit“: Das hat Georg Stimmel einmal in der „Zukunft“ von Böcklins Meisterschöpfungen gesagt, um damit das Unwirkliche, fast Unirdische, von allen Gesetzen des Raumes scheinbar losgelöst, das ihnen eigen ist, zu charakterisiren. Und bei vielen künstlerischen Fernaufnahmen — die Bewunderer Böcklins, zu denen übrigens auch ich gehöre, mögen mir die Sünde verzeihen! — muß ich an dieses Wort denken.

Als Fernaufnahmen bezeichnet man photographische Bilder jeder Art, die mit Hilfe sogenannter Teleobjektive auf die Platte gebracht werden. Auch sie haben etwas eigenartig Unwirkliches, schwer Definirbares, das sich nicht recht in die Natur und deren Perspektiven, wie sie sich dem menschlichen Auge darstellen, hineinpassen läßt. Vielleicht giebt ihnen gerade Dies oft das Romantische, ja, Heroische, das in meinen Augen ihren Hauptreiz ausmacht. Sie zeigen, als optische Konsequenz ihrer besonderen Konstruktion, die entgegengesetzte Perspektive gewöhnlicher photographischer Aufnahmen: während hier Alles größer und weiter abliegend als in der Wirklichkeit erscheint, glaubt man bei Tele-Landschaftsaufnahmen, die Ferne näher gerückt zu sehen. Wie und wo sich diese Eigenthümlichkeit malerisch verwertzen läßt, lehrt nur Übung und künstlerischer Geschmack.

Ich arbeite am Liebsten mit Teleobjektiven; sie sind den anderen photographischen Gläsern in mancher Hinsicht weit überlegen und die wenigen Mängel, die ihnen anfangs anhafteten, sind inzwischen fast sämmtlich beseitigt worden. Ich bedaure daher, daß die meisten Amateure sich noch so wenig mit ihnen befassen. Das Haupthinderniß war bisher vermuthlich — da nun einmal äußerste Lichtstärke bei Objektiven jetzt der Trumpf des Tages ist — ihre geringe Helligkeit. Doch ist die photographische Optik mit Erfolg bemüht, auch diesen Mangel, so weit es die eigenartige Konstruktion des Telesystems gestattet, zu überwinden. Im Uebrigen sind die Aufnahmen mit Teleobjektiven, bei nur einiger Geschicklichkeit und photographischen Kenntnissen, aber viel leichter, als die Meisten annehmen. Und dieser Objektivotyp ist so vielfach verwendbar, die Erfolge sind so interessant, daß es die Mühe des Einarbeitens reichlich lohnt. Manche Landschaften wären, wenn es sich um entfernt liegende Partien handelt, mit einem gewöhnlichen, selbst sehr guten Objektiv überhaupt nicht, sehr hohe Punkte auf Bergen, Felsenspitzen meist nur winzig klein aufzunehmen. Zu klein jedenfalls für Den, der Werth auf detailirte Wiedergabe der Fauna oder Gesteinsinformation legt.

Ich möchte hier einschalten, daß ich unter gewöhnlichen oder einfachen Objektiven nicht etwa minderwerthige verstehe, sondern nur solche, die ohne Telesystem verwandt werden. Und als ich eben die Begrenzung dieser Objektivendeutete, sprach ich nicht von Gläsern mit einer Brennweite größter Dimension, wie sie für Platten von 50 : 60 Centimetern benutzt werden — mit solchen ließe sich wohl eine Aufnahme erzielen, die einer Teleaufnahme mit kürzerem Auszug gleichkäme —, sondern ich bezeichnete damit nur Objektivende, wie sie die Mehrzahl der Amateure, Touristen, Forscher für Apparate im Format von 9 : 12 und 13 : 18 Centimetern zu verwenden pflegt, die also nicht allzu unhandlich sind und deshalb gewöhnlich verwendet werden.

Bei Benutzung eines Fernobjektivs ist man weniger als bei anderen Gläsern

an einen bestimmten Standpunkt gebunden. Ein paar tausend Meter Luft in die Höhe sprechen bei einem guten Teleobjektiv und langem Kameraauszug, wenn die Luft nur leidlich klar ist, kaum mit, da man es in der Hand hat, durch längeren Balgenauszug, mit dem die Größe des Objektes auf der Platte steigt, die Entfernung auszugleichen. Die Teleobjektive besitzen, wie jeder der Photographie Kundige aus dem Gesagten schon erkannt hat, keine feststehende Brennweite. Deren Zahl ist Legion und hängt vom Belieben des Aufnehmenden ab.

Ein vollständiges Teleobjektiv besteht aus einem Positivsystem (gutes Doppelobjektiv von mindestens $F: 8$ Lichtstärke) und dem Negativsystem, der eigentlichen Vergrößerungslinse nebst Tubus. Beträgt die Brennweite des Positivsystems 15 Centimeter, so wird man als geringste Telebrennweite bei den meisten Kombinationen dieser Art 17 Centimeter, also 2 Centimeter mehr, annehmen müssen. Von da ab ist jeder Millimeter weiter eine Brennweite, auf die sich das Bild bis in die Unendlichkeit scharf einstellen läßt. Doch ist Das natürlich nur Theorie und für die Praxis Hyperbel. Freilich soll es Telekamera mit einem Auszug von 5 Metern geben. Da jedoch die Lichtstärke mit dem zunehmenden Auszug im Quadrat abnimmt, so setzt die Unmöglichkeit, schließlich noch ein Bild auf der Mattscheibe erkennen und einstellen zu können, der Länge des Auszuges von selbst ein Ziel.

Um die Schwierigkeit der Einstellung bei sehr starker Vergrößerung, bei nicht heller Luft oder bei einem wenig lichtstarken Teleobjektiv zu heben, werden Mattscheiben angefertigt, die eine kreisrunde, blankgeschliffene Stelle in der Mitte enthalten. Auf diese, die etwa 3 Centimeter im Durchmesser zählt, ist ein rundes, mit haarfeinen, schwarzen, quadrirten Linien versehenes dünnes Glasplättchen geklebt. Hierauf stellt man das Bild, das sehr klar sichtbar wird, mit der Lupe ein. Doch genügt bei den meisten Aufnahmen die gewöhnliche Mattscheibe.

Dies schon erwähnte Eigenschaft der Teleobjektive, den aufzunehmenden Gegenstand, je nach dem Balgenauszug, vom selben Standpunkt aus in verschiedenster Größe auf die Platte zu bringen, gestattet, aus der Landschaft ein größeres oder kleineres Stück für das gewünschte Bild oder den beabsichtigten wissenschaftlichen Zweck herauszuschneiden und in diesem Ausschnitt auch die Größe des aufzunehmenden Objektes nach Wunsch zu bemessen. Der Vortheil solcher relativ großen Freiheit in Art und Größe der Aufnahme wird Jedem einleuchten.

Vielfach wird eingesetzt, die Telebilder würden nicht scharf. Das ist in gewissem Sinn richtig. Die großen Luftstrecken, die zwischen dem Objektiv und dem aufzunehmenden Gegenstand liegen, bewirken, namentlich bei sehr weiten Entfernungen, wenn die Atmosphäre trüb oder dunstig ist, eben so auch bei Wind eine leise Unschärfe, die, wo es sich um tadellos scharf umrissene Details, etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, handelt, störend sein kann. Von Aufnahmen, die, in Folge von ungenauer Einstellung, einem wackeligen Stativ oder einem Stoß gegen die Kamera der Schärfe ermangeln, spreche ich hier nicht. Das sind Fehl aufnahmen, die auch den Fernphotographen, wie jedem anderen, nicht erspart bleiben. Bei stiller und halbwegs klarer Luft aber gerathen, falls das Stativ und der Apparat gut gearbeitet wurden und feststehen, auch die Einstellung exakt erfolgte, die Aufnahmen haarscharf; nur wirken sie weicher, luftiger als andere Aufnahmen. Diese besondere „Weichheit“ ist Dem, der sie nicht aus eigener Anschauung

kennt, schwer zu beschreiben, aber für die Teleaufnahmen charakteristisch. Sie giebt ihnen Etwas von der Zartheit auf Porzellan oder Elfenbein gemalter Miniaturen. Unschärfe könnte ich es nicht nennen. Das zeigt sich schon beim Vergrößern.

Aber ich trete hier in erster Linie für die Telephotographie als Mittel zur Herstellung künstlerischer Aufnahmen ein. Und welcher Künstler oder Kunstkenner verlangt von denen, daß sie absolut scharfe Konturen zeigen? Wie mancher feinsinnige Kunstphotograph erstrebt bei der Vergrößerung absichtlich eine nicht ganz scharfe Einstellung, um diese oder jene Wirkung und Stimmung zu erzielen und dem Bilde das typisch „Photographische“ zu nehmen! Unschärf im photographisch strengen Sinn sind die guten Teleaufnahmen also nicht. Denn nehme ich eine mit einem anderen Objektiv bearbeitete, irgendetwas unscharf gerathene Platte, so wird eine Vergrößerung in vielen Fällen überhaupt unmöglich sein, da die Unschärfe mit der Vergrößerung allzu rasch zunimmt. Bei den Teleaufnahmen, die ich vergrößerte, fand ich dagegen selbst bei fünffacher linearer Vergrößerung den weichen und duftigen Charakter der Originalaufnahme unverändert wieder. Unschärf wirkten die Bilder selbst dann nicht.

Einen weiteren Vorzug der Teleobjektive für künstlerische Landschaftsaufnahmen sehe ich darin, daß sie den photographischen Begriff „unendlich“ für eine Brennweite, genau genommen, kaum kennen. Stellt man ein gewöhnliches Objektiv, das nicht ganz außerordentlich lichtstark ist, auf „unendlich“ ein, so werden alle Gegenstände, die sich vom Objektiv in einer etwa das Zweihundertfache der Brennweite ausmachenden Distanz und weiter befinden, scharf; bei einem Objektiv von 15 Centimetern Brennweite die 30 Meter entfernten Bäume so gut wie die bewaldeten Höhenzüge Tausende von Metern weiter ab am Horizont. Sie hätte man vielleicht, der malerischen Wirkung wegen, gern in weicheren Konturen auf der Platte. Läßt man aber die für solche Aufnahmen vortheilhafte Gelbscheibe, die den blauen Dunst der Ferne aufhebt, weg, so erscheinen die Berge nicht etwa weich, sondern nur verschwommen oder gar nicht. Anders beim Teleobjektiv. Gewiß giebt es auch dort, wenn man auf sehr große Entfernungen einstellt, oder bei speziell für kleine Handkameras konstruirten Gläsern einen Punkt, von dem aus alles weiter ab Liegende scharf „kommt“. Stellt man aber auf Gegenstände — Häuser, Bäume u. s. w. — von 50 bis 300 Metern Distanz das Objektiv scharf ein, so werden die fernern Höhenzüge am Horizont; wenn man mit der hier unerläßlichen Gelbscheibe und noch besser auch mit orthochromatischen Platten arbeitet, klar herauskommen, doch in weichen, zarten, hier wirklich unscharfen Umrissen, die ihnen nur den Charakter des Hintergrundes, der Coulissen anweisen, wovon sich der scharfe Vordergrund um so plastischer abhebt. Grenzen sind natürlich auch dem Fernphotographen gesetzt: starker Wind, Nebel, Regen können ihm das Arbeiten ganz unmöglich machen, während man mit einem anderen Objektiv trotzdem vielleicht eigenartige Aufnahmen zu Stande brächte.

Sast noch größere Dienste als bei der Landschaftsphotographie leisten die Teleobjektive bei Portraitaufnahmen jeder Art. Welche Kosten erfordert die Anschaffung eines vorzüglichen lichtstarken Portraitobjektivs für große Köpfe, die — um irgend einen Maßstab zu geben — eine 13 : 18 Platte ohne jede Verzerrung völlig ausfüllen würden! Auf ungefähr tausend Mark müßte man dabei immer rechnen. Mit dem Teleobjektiv erreicht man die selben, vielleicht sogar

bessere Resultate — wenn man von ganz außerordentlicher Lichtstärke absteht — für einen Bruchtheil dieses Betrages. Besitzt man schon ein lichtstarkes Doppelobjektiv — Doppelanastigmat, Kollinear, Protar, Orthostigmat, Unar, Tessar, Heliar, Planar u. s. w. — von 12 oder 15 Centimetern Brennweite, so bedarf es nur noch der Anschaffung und Anpassung eines Teleubus mit der Vergrößerungslinse; je lichtstärker sie ist, desto besser. Man erhält solchen Teleansatz, je nach Größe und Herkunft (denn die Preise der großen optischen Anstalten sind verschieden), für siebenzig bis hundertdreißig Mark. Besitzt man freilich kein geeignetes Doppelobjektiv, das als Positivsystem dienen könnte, so kämen dafür noch ungefähr hundertvierzig Mark hinzu. Und welche Weichheit und Plastik in den Teleportraits! Damen sollten sich überhaupt nur so aufnehmen lassen. Und die Herren? Es giebt auch Männer, die irgendwelche verrätherische Fältchen auf dem Bildniß nicht finden oder doch gemildert sehen möchten.

Ganz besonders sind diese zarten, durchlässigen Negative für Vergrößerungen geeignet. Auch sonst bietet das Verfahren bei Portraitzwecken Vorzüge. Wer mit einem gewöhnlichen Objektiv einen möglichst großen Kopf erzielen will, muß dem Aufzunehmenden mit der Kamera hart auf den Leib zu rücken und kann dabei recht häßliche Verzeichnungen erleben, wenn er näher kommt, als das Zehnfache der Brennweite beträgt. Mit dem Teleobjektiv bleibt man, je nach dem betreffenden System, in einer Entfernung von 4 bis 10 Metern. Diese größere Distanz zwischen dem Aufzunehmenden und der aufzunehmenden Person ist unzweifelhaft für Beide angenehmer und ermöglicht ungezwungene Stellungen eher als in Fällen, wo sich der Aufgenommene dicht vor der Objektivöffnung sieht.

Wer sich ernstlich mit Teleportraitaufnahmen beschäftigt hat, wird sich kaum wieder einer anderen Methode zuwenden. Allerdings wird an dunklen Tagen, besonders im Winter, die geringere Helligkeit der Telekombinationen gegenüber den äußerst lichtstarken (F: 3 — F: 4) Portraitobjektiven störend empfunden werden, denn die ganze Lichtstärke anderer Rapidobjektive können die Teleobjektive schwerlich je erreichen. Das liegt in ihrer optischen Konstruktion. An trübem Wintertagen sollte man deshalb (namentlich vor unruhigen Aufnahmeobjekten), statt länger zu exponiren, lieber ein gewöhnliches lichtstarkes Objektiv, vielleicht das Positivsystem seines Teleapparates, benutzen. Ein Objektiv für alle Zwecke und Helligkeitsgrade ist optisch überhaupt nicht zu errechnen.

Auch für direkte Aufnahmen in natürlicher Größe möchte ich diese Gläser dringend empfehlen. Ohne störende Verzeichnung nicht völlig planer Gegenstände kann man solche Aufnahmen mit keinem gewöhnlichen Objektiv erreichen; dazu wäre außerdem ein Balgenauszug nöthig, der über den jeder Handkamera, aber auch den der meisten Amateurstudioapparate hinausginge. Beim Teleobjektiv, das durch eine einfache Vorrichtung stets für solche Aufnahmen eingerichtet werden kann, bedarf es nur eines Auszuges von 15 bis 18 Centimetern. Für künstlerische Aufnahmen kämen wohl nur Blumen in Betracht. Ein gewöhnliches Objektiv wird Blumen stets in harten Linien und einer Aurenstärke wiedergeben, die unnatürlich und unschön wirkt. Abstrichlich herbeiführte Unschärfe wiederum giebt den Blumen leicht etwas Flaches, Verschommenes das nicht minder unnatürlich und unschön ist. Ich sagte vorhin schon, daß T-
aufnahmen den auf Porzellan und Elfenbein gemalten Bildern gleichen. D

Eigenschaft der Teleobjektive, duftige Konturen und weiche, doch plastische Zeichnung zu geben, läßt den Blumen ihren zarten ursprünglichen Schmelz und ermöglicht — falls ein für Schönheit offenes Auge sie gewählt, eine geschickte Hand sie geordnet und beleuchtet hat — eine künstlerische Wirkung, die sonst bei Blumenphotographie kaum zu erreichen ist.

Mit ein paar Worten möchte ich noch auf die Bedeutung hinweisen, die die Möglichkeit, Gegenstände unverzerrt, in natürlicher Größe direkt aufzunehmen, auch für viele wissenschaftlichen Zwecke in sich schließt. Um von kleiner aufgenommenen Dingen eine Platte in natürlicher Größe zu erzielen, bedarf es stets eines Vergrößerungsprozesses, für den vielen Amateuren, Gelehrten, Forschern die Apparate und die Übung fehlen, oder gar der Herstellung eines Diapositives und eines vergrößerten Negativs. Dabei wird, wenn nicht sehr große Routine vorhanden ist, der Charakter des Negativs oft recht wesentlich und nicht immer vorteilhaft verändert und Fehversuche machen das Verfahren umständlich und kostspielig. Das Alles fällt bei einer direkten Teleaufnahme in natürlicher Größe fort. Der Arzt kann Wunden und anatomische Präparate, der Heraldiker und Numismatiker Wappen, Siegel und Münzen, der Sammler Marken, kleinere künstlerische und kunstgewerbliche Gegenstände, Edelsteine, Schmuck, Miniaturen, der Forscher Schmetterlinge, Blumen, Gesteinsbildungen, kleine Thierskelette, alte Handschriften, Karten, Bilder, Gewebe, der Techniker feine Konstruktionen, Maschinenteile aller Art in natürlicher Größe direkt wiedergeben und spart damit viel Mühe, Zeit und Geld.

Von den Telesystemen, mit denen ich bisher arbeitete, fand ich für Landschaften besonders geeignet die Gläser von Steinheil in München; sie bestehen aus dem Orthostigmat F: 6, 8 und dem nicht sonderlich lichtstarken Negativsystem. Ich habe bei keinem anderen Fabrikat eine annähernd so völlige und scharfe Auszeichnung der Platte bis zum Rand gefunden. Freilich ist Das nur bei Landschaften, besonders, wenn die Aufnahme Vergrößerungswenden dienen soll, nötig, für Portraits aber belanglos. Für Portraitaufnahmen sind die Gläser Steinheils, die ich in Händen hatte, überhaupt nicht eingerichtet. Doch habe ich auf zehn Meter einmal, bei blendendem Licht und sehr ruhigem Objekt, ein Brustbild zu Stande gebracht. Auch gelangen mir damit vereinzelt langsame Momentaufnahmen auf der Elbe, ebenfalls bei großer Helligkeit. Immerhin möchte ich sie für Portraits und Momentaufnahmen weniger empfehlen. Außerordentlich gute Portraits erreichte ich mit dem Satz-Anastigmat von Zeiss in Jena nebst Negativsystem der selben Firma; eben so mit dem zeissischen Unar, an das ich mir Steinheils Teletubus gesetzt hatte. Diese Kombination erwies sich aber für Landschaftsaufnahmen, in Folge der breit fehlenden Randhäufe, als fast unbrauchbar. Die beiden Linsen sind ja auch nicht speziell für einander gearbeitet, sondern von mir nur willkürlich zusammengefügt. Trotzdem erzielte ich damit, durch Vergrößerung der Distanz zwischen Positivsystem und Teletubus, vorzügliche Aufnahmen in natürlicher Größe, bei nur ganz kurzem Balgenauszug (ca. 18 Centimeter). Auch mit den Teleobjektiven von Goerz gelangen mir gute Portraits und Aufnahmen in natürlicher Größe. Wenn sich die goerzischen Gläser zu Landschaften eben so eignen, dann hätte dieses neue Objektiv, bei seinem sehr großen Bildfeld und der Vielseitigkeit seiner Kombinationen und Konstruktionen, uns das brauchbarste Telesystem gebracht.

Elisabeth von Sgel.

Selbstanzeigen.

Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. W. Bobach & Co., Berlin.

Unzählige Deutsche haben sich seit einer Reihe von Jahren gar oft die Frage vorgelegt: Was würde Bismarck jetzt thun, wenn er noch am Leben und im Amt wäre? „Laßt Euch nicht verderben die Freude am Vaterlande“: diese Worte des großen Patrioten Heinrich von Treitschke hat Mancher sich zum Trost gesagt, seit Er, der das deutsche Vaterland in seiner jetzigen Gestalt geschaffen hat, nicht mehr unter uns weilt. Aber unvergessen ist auch das Wort, das ein französischer Schriftsteller nach Bismarcks Tod schrieb: „Wenn eine große Eiche fällt, dann wächst Jahrzehnte hindurch nur Gestrüpp an ihrer Stelle.“ Wenn es je einen Minister gegeben hat, der, frei von persönlichem Ehrgeiz, die Segnungen des Friedens zu schätzen wußte und die Gräucl des Krieges verabscheute, so war es Bismarck. Dafür giebt die Geschichte unwiderlegliche Beweise. Und doch hat er die Ziele seiner Politik nicht ohne Krieg erreichen zu können geglaubt. Den Satz: „Wenn Du Frieden willst, so sei zum Kriege bereit“ haben einsichtige Politiker niemals so verstanden, daß es genüge, eine ungeheure Armee und eine mächtige Flotte zur Last des Volkes zu halten, sondern sie haben ihn im weiteren Sinn aufgefaßt. Zur Erreichung und Erhaltung des Friedens gehören vor Allem die richtige Beurtheilung der politischen Lage und die deutlich erkennbare Absicht, im Fall der Nothwendigkeit die Waffen auch zu gebrauchen. . . In der Form eines Romans, der in Indien und in Europa spielt, habe ich die patriotischen Träume erzählt, die mir bei Betrachtung der Weltlage gekommen sind. Ich habe mir einen Reichskanzler erträumt, der, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, nach dem Vorbilde Bismarcks gestaltet ist und der sich nicht scheut, dem Kaiser zum Kriege gegen die Macht zu rathen, die mir als der gefährlichste Feind nicht nur Deutschlands, sondern aller kontinentalen Mächte erscheint. England ist bewundernswerth wegen der großen Geister und großen Ideen, die es der Welt geschenkt hat, bewundernswerth wegen seiner klaren, voranschauenden und energischen Politik; es ist jedoch zu einer Machtstellung emporgestiegen, die ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis verleiht, und eine solche Herrschaft kann nur dadurch ausgeübt werden, daß alle anderen Mächte verhältnismäßig klein und schwach erhalten werden. Jede Machtentfaltung irgend eines anderen Staates gleicht in britischem Sinn einem Attentat auf Englands Welt Herrschaft. So erzähle ich denn den politischen Traum, daß die drei mächtigsten Staaten des Continentes — welche ein Beweis für Englands Macht, daß es ihrer schon mindestens drei sein müssen! — sich verständigen, um den Krieg gegen England zu unternehmen. England wird zu Land in Indien und zur See vor der Schelbembündung besiegt und ein Friede geschlossen, der England zwar als Weltmacht bestehen läßt, aber doch den anderen europäischen Staaten das seltsam geformte Joch abnimmt, das ihnen jetzt nicht nur die Schultern bedrückt, sondern auch Füße und Hände so fesselt, daß sie nur sehr beschränkte Bewegungsfreiheit haben. Und ich male endlich aus, welche segensreichen Folgen ein solcher Friede auch für die innere Politik des geliebten Vaterlandes haben

müßte. Am Schluß meines patriotischen Traumes zieht der Deutsche Kaiser, der im Mittelpunkt der politischen Aktion steht, an der Spitze der deutschen, französischen und russischen Truppen in London ein.

Niederpouyritz.

August Niemann.

Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus Flynt's Tramping with Tramps von Eli du Bois-Reymond. J. Guttentags Verlag. 3 Mark.

Josiah Flynt Willard ist ein amerikanischer Autor, der durch sein Leben und seine Bücher in seiner Heimath die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt hat. Es ist bekannt, daß das Ueberhandnehmen der „Tramps“ (unser Wort Vagabunden deckt sich nicht ganz damit) in Amerika zu einer schweren sozialen Gefahr geworden ist. Willard beschloß, das Uebel an der Quelle zu studiren, und hat zehn Jahre lang in Amerika als Tramp mit den Tramps gelebt, gelegentlich auch mit deutschen, russischen und englischen Vagabunden. Seit einiger Zeit widmet er seine Zeit und Kraft der Erforschung der wirklichen Verbrecherwelt, — in Amt und Civil, wenn man so sagen darf, da die Korruption der Polizei- und Gefängnißbeamten in Amerika außerordentlich groß ist und Willard alle korrumpirten Beamten mit Recht zur Verbrecherwelt zählt und zum „Merkziel seiner Betrachtung“ macht. Bei der Wiedergabe der Ausdrücke aus der Trampsprache habe ich die Methode befolgt, außer der deutschen Uebersetzung auch noch — so weit es möglich war — den entsprechenden Ausdruck aus unserer „Kunden“-Sprache beizufügen. Das war allerdings nicht immer möglich, da die Zustände in den Vereinigten Staaten in vielen Punkten von den unseren sehr verschieden sind. In der Vorrede zu seinem Buch sagt Willard selbst: „Während meiner Universtitätstudien in Berlin sah ich, wie meine Kommilitonen in wissenschaftlichen Laboratorien daran arbeiteten, die niedrigsten parasitischen Lebewesen zu entdecken, und daß sie ihre Entdeckungen dann in Buchform als werthvolle Beiträge zur Wissenschaft veröffentlichten. Wenn ich nun erzähle, was ich über menschliche Parasiten erfahren habe, scheint es mir, daß ich eine ähnliche Arbeit zu dem selben Zweck leistete. Wissenschaftlich kann meine Methode insofern genannt werden, als ich meinen Gegenstand auf seinem eigenen Boden und unter den ihm eigenthümlichen Bedingungen studirt habe.“

Eli du Bois-Reymond.

Die Gelbe Gefahr. Verlag Continent, Berlin. 80 Pfennige.

Eigentlich sagt die kurze Vorrede zu der Schrift alles Nöthige. Ich möchte daher hier nur betonen, daß ich mir Mühe gegeben habe, Langeweile und ihre Schwester oder Schwiegermutter Statistik zu meiden; daß ich mich auf die Seite der Russen stelle, ohne die Russen zu lieben; und schließlich, daß es mir hauptsächlich darauf ankommt, meinen lieben Landsleuten eine eindringliche Lektion im Rassenstolz und in seiner Natur- und Kulturnotwendigkeit zu geben, die Todsünde der Rassenmischung zu geißeln und vor der gedankenlosen Anwendung christlicher Bräderlichkeitlehren im internationalen Verkehr zu warnen.

Stefan von Kocz.

**Unterhaltungen über literarische Gegenstände. („Die Literatur.“) Barb,
Marquardt & Co., Berlin.**

Mit dieser dichterisch analytischen, einen kritischen Inhalt völlig mit poetischer Stimmung und Intuition durchbringenden Arbeit Hugos von Hofmannsthal leiten wir unsere Sammlung „Die Literatur“ ein. Diese Studie und das Vorwort von Georg Brandes zeigen, was wir mit dieser neuen, im ursprünglichen Plan unseres Monographienunternehmens längst vorgesehenen Darstellungreihe beabsichtigen. Daß sich nach dem Erfolg unserer ersten beiden Cyklen („Die Kunst“ und „Die Musik“) andere, scheinbar ähnliche Konkurrenzunternehmungen mit verwandten Versprechungen und einer, so gut es gehen möchte, ähnlichen Ausstattung aufgethan haben, wundert uns nicht, ficht uns auch nicht sonderlich an, da die Nachahmung irgend einer dem Zeitbedürfnis entgegenkommenden That zum Wesen menschlicher Natur, insbesondere aber des nicht immer schöpferisch veranlagten Kaufmannes gehört. Wir bieten keine typischen Einzelbiographien, sondern Essays, die, aus dem Grundgefühl einer modernen Kulturäußerung und Kunstanschauung, aus allen wesentlichen Erkenntnissen unserer heutigen geistigen Welt entstanden, eben dieses Gefühl einer einheitlichen europäischen Kultur vermitteln wollen und es wieder selbst als durchaus ganze und runde Schöpfungen darstellen. Jeder einzelne Gegenstand, jedes Motiv, jedes Werk, jeder Schöpfer wird sowohl an sich als in seiner Beziehung zu unserer Welt gewürdigt. Wir überlassen daher die Wahl der Themen nicht dem Zufall, sondern wollen in der Leitung unseres Unternehmens stets ein Ganzes durchbilden und wahren. Worin unsere Bücher sich in ihrer äußeren Form von ähnlichen unterscheiden, wird Jeder erkennen, der sie in die Hand nimmt; und solchem natven und zuverlässigen Urtheil sehen wir getrost entgegen. Eins nur sei noch gesagt. Wir wollen diese Bücher nicht bloß mit den üblichen, schablonenhaften und längst bekannten Portraits und Faksimiles schmücken, sondern, ihrer Zeitstimmung und geistigen, künstlerischen Grundfarbe gemäß, mit den Werken bildender Künstler von verwandter Anlage.

Julius Barb.

**Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Berlin, Egon Fleischel & Co.
4 Mark.**

Eine Selbstkritik (denn eine solche ist doch allzu leicht in einer Selbstanzeige enthalten) meiner Tagebuchblätter (mehr sollen sie nicht sein), also meiner Erinnerungen an die unvergeßlichen, herrlichen Tage und Stunden, die ich beim großen Kanzler und seiner Familie verlebte, ist eigentlich ein literarischer Selbstmord. Denn wem kann mans recht machen? Dem Einen ist man zu kurz, dem Anderen zu lang, dem Einen zu realistisch, dem Anderen zu sentimental, einem Dritten gar Beides; und so weiter. Meine Freunde (auf die Anderen pfeife ich) haben mich seit Jahren gebeten, meine Erinnerungen an den Fürsten in Buchform zu veröffentlichen, und ich glaubte, diesen Wunsch erfüllen zu sollen; denn Alles, was zu Deutschlands großem Mann in Beziehung steht, muß vor Vergessenheit bewahrt werden. Eins möchte ich noch sagen: Tagebuchblätter sind keine Romane. Beim großen Kanzler gab es keine Romane; nur Thatfachen. Die findet der Deutsche, der seinen Bismarck nicht vergessen will, in meinen Erinnerungen. Wer keinen Gefallen an ihnen findet, mag mir's schreiben.

München.

Eugen Wolf.

Segen von oben.

Nunzehnhundertvier ist eine Jahreszahl, die sich die Berliner Hochfinanz merken wird. Da wurde, wie nie zuvor, das Füllhorn obrigkeitlicher Gült über sie ausgeschüttet. Der erste große Gunstbeweis war, am fünften Februar, die preussische Anleihe von 70 Millionen Mark. Er war, wie sich gebührte, der Elite vorbehalten, die sich, in gerechtem Adelsstolz, das „Kleine Preussenkonsortium“ nennt. Kurz vorher war der Landtag mit einer Thronrede eröffnet worden, in der es hieß, daß man die für 1903 bewilligten Kredite im laufenden Rechnungsjahr voraussichtlich nicht beanspruchen werde; jeder, auch der leiseste Zweifel, der nach dieser Erklärung noch übrig blieb, wurde durch die darauf folgende Budgetrede des Freiherrn von Rheinbaben hinweggesetzt, der den blühenden Stand der Staatsfinanzen laut pries. Auch war die Tinte auf dem Protokoll der Verhandlungen noch nicht trocken geworden, die Freiherr von Stengel im Reichsschatzamt mit mächtigen Finanzmännern über die Mittel zur Kursbesserung der heimischen Anleihen geführt hatte. Never mind: am fünften Februar kamen die 70 Millionen neuer Konsols heraus. Uverbesserlich naive Gemüther könnten daraus eine heilsame Lehre ziehen; die nämlich, daß auch die feierlichsten Erklärungen einer Regierung (und nicht der preussischen nur), wenn sie den Stand der Finanzen betreffen, keinen Schuß Pulver werth sind. In Kriegszeiten natürlich schon gar nicht. Englands Schatzkanzler leistete am Anfang des Burenkrieges dem Unterhause zehn heilige Eide, daß der Spatzirgang nach Pretoria 140, allerhöchstens aber 200 Millionen Mark kosten werde. Nachher hat er mehr als das Zwanzigfache gekostet, fast so viel, wie Frankreich an Deutschland zu zahlen hatte. In Petersburg ist, als die innere Anleihe von 150 Millionen Rubeln aufgenommen wurde, neulich der Welt verkündet worden, vom Erlös der pariser Frühjahrsemission sei noch so viel vorhanden, daß man einstweilen an eine neue Selbsterneuerung nicht zu denken brauche. Welcher vernünftige Mensch wird es dem russischen Finanzminister verübeln, wenn er trotzdem sehr bald eine neue Anleihe, diesmal in Berlin, kontrahiren sollte? Sein preussischer Amtsbruder, der obendrein die Segnungen tiefsten Friedens genießt, hats ja auch nicht anders gemacht. Und Russen herauszubringen, ist, zumal in Kriegszeiten, noch immer ein ganz rentables Geschäft; um so rentabler, je weniger das Kriegsglück den Russen lächelt: denn jeder Erfolg der Feinde Rußlands drückt sich in Prozenten oder Prozenttheilchen zu Lasten des Reußenreiches aus, dessen Zahlungsfähigkeit am Ende doch auch der schlimmste Krieg nichts anhaben könnte. Minder willkommen ist der Bankwelt eine Emission von preussischen oder deutschen Konsols. Von der Ehre allein, dem Staat zu dienen, kann schließlich selbst ein Bankhaus nicht leben; viel mehr als Ehre aber ist dabei nicht zu erwerben. Wenn es gut geht. Wenn aber gar schlecht? Und mit der Anleihe vom fünften Februar 1904 gings wirklich sehr schlecht. Der öffentlich aufgestellten Behauptung, das Konsortium habe die Rente zum Kurs von 91,40 übernommen, ist nicht widersprochen worden. Augenblicklich bleibt die Notizung der Dreiprozentigen unter 90. Ich fürchte, der allergrößte Theil der 70 Millionen liegt noch in den Schränken des Kleinen Konsortiums verwahrt, das dem preussischen Staat nun schon eine Million geopfert hat. Gleich nach der Uebernahme der Emission erklärte Japan den Russen den Krieg;

und Herr von Rheinbaben, so Unerhörtes habe er nicht geahnt. Das gelbe Volk hatte, trotz den positivistischen Friedensversicherungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, zu den Waffen zu greifen gewagt. Die deutschen Effektenhändler, die sich, in felsenfestem Vertrauen auf die Weisheit und Sachkenntnis der Reichskanzlei, einem wahren Friedensfanatismus hingegeben hatten, fielen aus den Wolken. Im Sturz nahmen sie auch die heimischen Fonds mit und das Kleine Preußenkonföortium bekam einen Schlag vor die Stirn. Als es sich von der Betäubung halbwegs erholt hatte, richtete es den Blick zu dem Freiherrn von Rheinbaben empor, der als Geist über den Wassern schwebte; eine Leistung, die physikalisch nicht schwer zu erklären sein konnte, da er noch in zwölfter Stunde vor der ddaals seine 70 Millionen Papier zu einem schönen Preis losgeworden war. Der Blick drückte klar und unzweideutig ein stummes Flehen aus. Als jedoch der freiherrliche Finanzminister auf diese Mimik nicht reagierte, wurde er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Zeitung eben so sanft wie bestimmt ermahnt, doch mindestens eine Ermäßigung des Uebernahmekurses zu bewilligen. Der Landgraf aber blieb hart und ließ sich zu nichts Anderem herbei als (um seine eigenen, etwas schleierhaften Worte aus der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses zu citiren) zu einer „Gewährung von Zwischenkredit“; worunter vermuthlich eine exzeptionelle Lombardirung durch die Seehandlung zu verstehen war. Das Kleine Preußenkonföortium saß an den Wassern von Sprebabel und weinete. So schlecht war ihm der Ehrgeiz gelohnt worden, der preußischen Regierung zu Diensten zu sein! Und schon von vorn herein wars eine wenig dankbare Aufgabe gewesen, noch 70 Millionen Mark von den Dreiprozentigen zu übernehmen, mit denen der Anlagemarkt ja längst so übersättigt war, daß selbst die Regierenden den Zustand als Kalamität bezeichneter. Zum engeren Preußenkonföortium gehört das Institut nicht, das in Sachsens Hauptstadt seinen Stammsitz hat und bis zum heutigen Tage noch seine Versammlungen abhält. Der Schmerz über die Zurückziehung, die es sich gefallen lassen mußte, dürfte rasch geschwunden sein, als der Ausbruch des Krieges dem ehrenvollen Geschäft der Konkurrenz eine Wendung mit Schrecken gab. Das ist der schönste Zug im öffentlichen Leben unserer Hochfinanz: gern vergißt sie stets das eigene Leid, wenn es dem Freund und Genossen schlecht geht.

Vier Wochen nach diesem Ereigniß prolongirte (oder konvertirte) das Deutsche Reich das erste fällige Viertel von den 80 Millionen Mark anno-1900 begebener Schatzscheine. Statt der vierprozentigen Titres sollten neue mit 3½, Prozent, rückzahlbar al pari 1908, ausgegeben werden. Für die Uebernahme der etwa zur Rückzahlung präsentirten Beträge schrieb das Reich einen Wettbewerb aus. Durch Schaden klug geworden, boten die verehrlichen Preußenkonföorten einen Uebernahmekurs von nur 99¼ (und darunter) an. Der Ehrgeiz aber, mit der Regierung (und nun gar mit der „Reichsregierung“) ins Geschäft zu komme veranlaßte die Darmstädter Bank, die sich in der Centralgenossenschaftsklasse ein Renommir-Verbündete zugelegt hatte, über 100 zu bieten, also mehr noch, als der Einlösungskurs betrug. Das that sie, trotzdem das Reich sich vorbehielt, die Schuld schon nach zwei Jahren zu kündigen. Warum sollte sie nicht, da doc anzunehmen war, das Geschäft werde einen platonischen Charakter bewahren? Es kam aber anders. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Schatzscheine wur-

zur Rückzahlung vorgewiesen und die Darmstädterin sah sich verpflichtet, ihre Zusage in weitem Umfang einzulösen. Natürlich waren die Direktoren der anderen Banken nicht so roh, ihr aus Aerger recht viele Bonds an den Hals zu werfen; den größten Haufen davon besaßen sie ja, denn für den Privatmann eignet sich solche zeitlich beschränkte Anlage nicht. Erinnerung man sich übrigens noch der Geschichte dieser Schatzscheine? Ihre erste Begehung wirbelte viel Staub auf. Damals war die Diskontogesellschaft Hahn im Korb und durch ihre Vermittlung holte sich das Deutsche Reich auf dem bequemen Weg der Schatzscheinemission aus dem new-yorker Bankhaus Kahn, Loeb & Co. die Mengen Goldes, die nötig waren, um den Metallschatz der Bank zu kräftigen. Bald aber begannen die Scheine, nach Deutschland zurückzukehren; und im Heilsjahre 1904, zur Zeit ihrer Fälligkeit, war wohl kein einziger mehr im Bereich der stars and stripes zu finden. Amerika hatte es wieder einmal besser.

Die Haupt- und Staatsaktion des Langen Möller, die der Dresdener Bank reichliche Entschädigung für vorangegangene Kränkungen bringen sollte, ruhte noch in der Zeiten Schöb, als die hohe Staatsregierung zum dritten Schläge gegen die berliner crème der deutschen Finanzwelt ausholte. Diesmal wurde die Reichsbank ins Treffen geschickt. Anfangs Juni fragte sie in einem Rundschreiben verschiedene Provinzbankiers, welche Beträge von Reichsschatzscheinen sie übernehmen würden, falls das Reich künftig den Klagen der Provinz Gehör schenken und sich auch an sie, statt, wie bisher, nur an die Finanz der Behrenstraße, wenden sollte. Das hatte gerade noch gefehlt. Nachdem man die Hochfinanz der Hauptstadt mit Verlusten beehrt hatte, lehrte man ihr nun vollends den Rücken und ging auf die Suche nach neuen Beziehungen. Die Provinz aber athmete auf. Endlich sollte ihre urwüchsige Kraft „an maßgebender Stelle“ Anerkennung und aus erster Hand lohnende Beschäftigung finden. Bereitwillig ging sie auf die Sache ein; denn sie hoffte wohl, Dies werde nur ein Anfang sein, aus dem sich Großes, Ungeahntes entwickeln müsse. Dann schärfte sie ihr Schwert und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Sie harrt noch heute. Aus der Annäherung ist wieder nichts geworden. Das Reich hat nichts begeben und die Antworten der Provinz wurden fein säuberlich in einem neuen Aktenband zur ewigen Ruhe bestattet. Immerhin wars ein Wink mit dem Zaunpfahl an die Adresse der fürnehmen Leaders. Ob sie sich diese Mahnung sehr zu Herzen genommen haben? Wohl kaum. Der Ehrgeiz hat unter den heimgebrachten Schäden doch ein Bißchen gelitten. Verstimmt aber hat die Aktion trotz Alledem. Und die Erhöhung des Seehandlungskapitals wurde als Ausfluß der selben Tendenz betrachtet; denn diese preußische Staatsbank wird nicht ganz selten als eine bevorzugte und begünstigte Konkurrenz im regelmäßigen Geschäft empfunden, zumal, seit sie am Anfang des Jahres billigere Gebühren- und Provisionssätze eingeführt hat.

Um solchen Reizungen die Krone aufzusetzen, hat dann der preußische Handelsminister die Hochfinanz bruskirt, als er hinterm Rücken der Hibernia-Gruppe die Dresdener Bank mit der Aufgabe betraute, insgeheim diese alten Firmen vor die Thür zu setzen, auf daß für den Staat Platz werde. Damit wurde für ein Weilchen wenigstens erreicht, daß alle Großbanken — die sonst nicht die geringste Neigung zur Opposition haben — der Regierung fast schroff entgegentraten. Selbst der Cyniker wird, wenn er ehrlich ist, nicht behaupten wollen, daß jede

Spur dieser Wegnerschaft mit ein paar schönen Nebensarten oder einer kleinen Profitbetheiligung aus der Welt zu schaffen ist. An der Fassade des Schaaffhausenschen Bankvereins, der sich in aller Stille um ein hübsches Stück nach links erweitert hat, konnten die Passanten der Französischen Straße dieser Tage ein merkwürdiges Schauspiel beobachten. Sie sahen eine gewaltige Eisenkonstruktion, die vom Pflaster bis hinauf an die Spitze reichte. Warum dieser Aufbau? Weil seit dem Neubau das schwere steinerne Wappen auf dem Dach nicht mehr in der Mitte stand, der Verwaltung aber Gleichgewicht und Symmetrie über Alles gehen und sie diesmal nur mit Hilfe eines soliden Eisengerüstes nebst Kran wiederhergestellt werden konnten. Diese kleine Platzkorrektur muß eine Stange Gold gekostet haben. Daraus kann man lernen. Der Schade, den der Handelsminister durch die gewaltfame Gleichgewichtsführung in der Bankwelt angerichtet hat, wird nicht so leicht zu repariren sein. Nach den übertriebenen Fusionen und Kapitalblähungen hatten die Banken eine Periode der Sammlung und des Interessenausgleiches gebraucht. Ansätze dazu waren auch schon sichtbar, allen persönlichen Reibungen und Geriebenheiten zum Troz. Jetzt ist diese Entwicklung gehemmt; und die Großmächte werden sich nicht eher vertragen, als bis beiden Lagern ein freundlicher Nebe werther gemeinsamer Vortheil winkt.

Vermuthlich also bald. Weitsichtige Dinge sind im Werk und Werden. So sagt Schillers Landvogt; und so glaubt die Börse mit zähem Eigensinn. Ihr ist, seit der Müllerei, als könne nicht nur, sondern müsse jeder neue Tag eine neue Ueberraschung bringen. Neue Fusionen, fabelhafte Transaktionen. Während in Düsseldorf um die Hibernia gekämpft wurde, blickte man in der Burgstraße nicht so eifrig auf Herrn Direktor Ahrens, den Börsenvertreter der Handelsgesellschaft, wie auf den Repräsentanten der Darmstädter Bank. Was hat Herr Dernburg vor? Gar nichts, sagten die Flaumacher. Unsinn, war die Antwort; Sie sehen doch, wie Darmstädter steigen; er hat was vor. Aber was? Räthsel. Die abenteuerlichsten Gerüchte tauchten auf. Fusion mit der Handelsgesellschaft. Nicht diskretabel. Das darmstädter Geschäft, mit seinem Depositenkassensystem, paßt gar nicht in Fürstenbergs Wünsche; und tausend Gründe sprechen dagegen. Aufnahme der Berliner Bank? Bernhard der Cherusker, der die Breslauer Diskontobescherung wohl schon nicht als ungetrübte Seligkeit empfindet, wird für Badobst danken. Und die Nationalbank, der man ein Anlehnungsbedürfnis zutrauen könnte, brächte ihm ein anständiges Portefeuille, aber kein Geschäft. Denkbar wäre ein Arrangement mit der Kommerz- und Diskontobank, die sich aber schwer entschließen wird, ihr hamburgischer Geschäft, das Beste, was sie hat, zu verkaufen; und um ihr nur das berliner abzunehmen, ist gerade Herr Dernburg doch nicht harmlos genug. Endlich rieth Einer, dem das ewige Montangerede vielleicht die Phantasie erregt hatte, auf das Deutsch-Luxemburger Bergwerk; vielleicht hatte er auch einen guten Tip. Jedenfalls fand er Glauben. Wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Daß in der Darmstädter Bank Etwas geplant wird, spürt man deutlich; und das Wahrscheinlichste ist, daß die Ueberraschung in der luxemburgischen Gegend an den Tag kommen wird. Salvo errore. Die feinsten Nasen sind in dem wüsten Getriebe der letzten Sommerwochen um die Sicherheit ihrer Witterung gekommen. Alle aber finden sich in dem Wunsch zusammen, daß die Weisheit der königlichen Staatsregierung sich für eine Weile ein anderes Experimentirfeld suchen möge. Denn der Segen von oben hat in diesem Jahr der Verblüffungen weder die Banken noch die Börse beglückt. Dis.



Berlin, den 10. September 1904.

Was lehrt List?

Denn es richtig ist — was wir namentlich durch die Arbeiten des Professors Franz von List gelernt haben —, daß die meisten Verbrechen als Reflexerscheinungen der jeweiligen sozialen Verhältnisse zu betrachten sind, dann gewinnt die Kriminalpolitik solche Bedeutung, daß auch die Nationalökonomien Grund haben, sich mit ihr zu beschäftigen. Denn nach dieser Erkenntnis kann sich nicht nur darum handeln, dem einzelnen Verbrecher im Sinn des geltenden Rechtes eine wesentlich andere Behandlung angedeihen und die unschuldig Verurtheilten nicht länger ohne Entschädigung zu lassen, nein: das Problem der sozialen Entwicklung selbst zeigt sich uns nun in neuem Licht. Eine Strafrechtstheorie, die weiß, daß den besser geordneten sozialen Verhältnissen eine kleinere Zahl von Verbrechen und Verbrechern entspricht, muß logischer Weise einen wesentlichen Theil ihrer Rechtsmittel in den Dienst der sozialen Entwicklung stellen.

Die Geschichte aller Zeiten lehrt uns, daß die im Staat herrschende Klasse sich günstigen Falls darauf beschränkt, die Geschäfte nach alter Weise weiterzuführen. Die auch im Volksleben unvermeidlichen Veränderungen und Umbildungen bewirken dann ganz bestimmte Stauungen im Körper der unveränderten Rechtsordnung. Begabte Individuen, die auf ihrem besondern Entwicklungsgange tiefer in diese Mißverhältnisse hineinblicken konnten, finden, zuerst in der Idee, den Weg zu sozialer Erneuerung. Die herrschende Klasse aber verschließt sich nur zu gern dieser besseren Erkenntnis, weil es bequemer ist, die Geschäfte weiterzuführen, als neue Gedanken in die Praxis des Lebens zu übertragen. Die Stauungen und Mißstände mehren sich deshalb, die Zahl der Verbrecher wächst rasch, es kommt zur sozialen Revolution, manch-

mal zum Untergang des Staates und seiner Kultur. Nur in wenigen, besonders günstigen Fällen hat die herrschende Klasse unter dem Druck der revolutionären Bewegung, ehe es zu spät war, sich die neuen Gedanken angeeignet und damit eine gesunde Entwicklung ermöglicht. Dieses alte, ewig neue Schauspiel lehrt uns erkennen, bis zu welchem Grade unter solchen Umständen die herrschende Klasse die Zunahme der Verbrechen direkt veranlaßt und wie wenig es unseren Vorstellungen von der „Gerechtigkeit“ entspricht, wenn jetzt die herrschende Klasse mit aller Härte längst veraltete Gesetze gegen das unglückliche Volk anwendet. Wir müssen die wissenschaftliche Kritik mit aller Kraft popularisieren, um endlich einmal die Einführung eines modernen Strafgesetzbuches zu erwirken. Nur scheint unsere Strafrechtstheorie noch keine Antwort auf die Frage gesucht zu haben, wie es den Pfadfindern ergeht, die oft unter Opfern und Entbehrungen den Fortschritt erst möglich machten. Faust hatte eine Antwort; die Wenigen, sprach er, „die was davon erkannt, die, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“ Und diese fürchtbare Anklage ist nicht etwa nur in überhitzter Poetenphantasie begründet, gehört auch durchaus nicht in die Irdbellammer des Menschengewisses, sondern hat heute noch allzu reale Bedeutung. Den Zweiflern will ich, als ein klassisches Beispiel, Etwas aus der Geschichte des Schwaben Friedrich List erzählen.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte die deutsche Volkswirtschaft unter dem Druck einer verständnißlosen Bureaucratie zu leiden. List, der die Mißstände seiner Zeit tief empfand, wollte sie nach einem festen Programm reformiren. Er forderte Selbstverwaltung in Stadt und Land, Beseitigung der kleinstaatlichen Zollschranken durch eine einheitlichere Bewaffnung des deutschen Reiches mit genügendem Zollschutz an den nationalen Grenzen, Uebergang zur industriellen Entwicklung, Emanzipation von England, Bau einer deutschen Flotte, Gründung einer nationalen Exportgesellschaft und eines deutschen Kolonialbesitzes, Staatseisenbahnen und Dampfschiffahrt, Reichsbank, Industrie- und Kunstausstellungen, deutsche Konsulate fürs Ausland und Aehnliches. Die Geschichte hat gelehrt, wie richtig dieses Programm gedacht und in allen Theilen entwickelt war. Welchen Dank, welche Anerkennung hat List nun von der Nation geerntet?

Die württembergische Staatsgewalt hat ihn, unter Androhung von Stockprügeln, zu zehnmonatiger Festungshaft mit Zwangsarbeit und zu einer für seine Verhältnisse so schweren Geldstrafe verurtheilt, daß seine Bibliothek und der Hausrath seiner kranken Frau gepfändet und verkauft wurde. Der württembergische Landtag hat dann diesen „Staatsverbrecher“ aus dem Land gejagt. Nach Verbüßung der Festungshaft mußte er als „höchst gefährlicher Delinquant“ und „Jakobiner“ Deutschland verlassen und wanderte nach Amerika.

Schon vorher, am achtzehnten April 1819, hatte List in Frankfurt am Main als „Kern einer deutsch-einheitlichen Konstitution“ den Deutschen Handelsverein ins Leben gerufen, der 1834 dann zur Gründung des Deutschen Zollvereins führte; und ohne diesen Zollverein hätten wir heute kein Reich. Raam hatte der neue Handelsverein sich mit den Gedanken Lists erfüllt, als dem Vater dieser Gedanken auch schon empfohlen wurde, den Vereinsversammlungen doch lieber fern zu bleiben; der „unpraktische Theoretiker“ und „höchst bedenkliche Projektensmacher“ schade der Bewegung durch seinen Feuereifer mehr, als er ihr nütze. An Lists Stelle wurde ein Kaufmann mit der Vertretung des Vereins beauftragt. Bald hatten auch ganz andere Personen den Verein gegründet. Die frankfurter Zeitungen verfolgten seitdem List mit den niederträchtigsten Schmähungen. Die Reichsbureaucratie wollte den Handelsverein nicht als eine Vertretung der Kaufleute und Fabrikanten anerkennen. Die Großhändler konnten sich von einer Industrie- und Kunstausstellung keinen Nutzen versprechen. Der Vorschlag, eine deutsche Exportgesellschaft mit einem Kapital von zwanzigtausend Gulden zu gründen, sei von List nur gemacht worden, um einmal eine so große Summe verwalten zu können. Obendrein kam List durch seine nationale Thätigkeit um die tüchtigste Professur für Nationalökonomie, die ihm wenige Jahre vorher der einsichtige württembergische Minister Wangenheim übertragen hatte.

Die Liebe zum deutschen Vaterland ließ List, trotz guten ökonomischen Erfolgen, nicht in Nordamerika weilen. Im Dezember 1830 kehrt der Verbannte als nordamerikanischer Konsul nach Deutschland zurück, um mit dem drüben sauer erworbenen Vermögen und mit seinen Erfahrungen im Bahnbau für den systematischen Bau deutscher Eisenbahnen zu wirken. Nach unsäglichen Mühen gelang der erste Bahnbau, die Strecke von Leipzig nach Dresden. Aber „der politisch anrüchliche Herumtreiber List“ durfte bei der Ausführung seines Planes in keiner Weise „hervortreten“. Durch ein hinterlistiges Spiel betrog man ihn dann um den ihm zustehenden Antheil an den Bahnaktien. Eine frankfurter Zeitung brachte wieder verlenberische Artikel, worin es hieß: „Ganz Leipzig verurtheilt das Auftreten des bekannten Herrn List“. Man beschuldigte ihn, zu seinem eigenen Nutzen die Börsenjobberei in Bahnaktien entfesselt zu haben. Schließlich fertigte ihn die neue Bahngesellschaft mit lumpigen viertausend Thalern ab.

Als er sein Staatsbahnsystem dann in deutschen Landen weiterempfohl, wurde ihm vom preussischen Generalpostmeister Nagler geantwortet: „In Preußen dürfen keine Eisenbahnen gebaut werden.“ Auch die strategische Wichtigkeit des Bahnbaues wurde von dem Ministerium geleugnet. Ein leider nicht genannter, damals berühmter deutscher Nationalökonom und Universitätsprofessor hat in einem Gutachten gegen List erklärt: „daß alle so-

liden Leute in dem vorgeschlagenen Bahnbau einen gefährlichen und verderblichen Schwindel sehen.“ In Oesterreich wurde die Verbreitung von List's „Eisenbahnjournal“ amtlich verboten. Die münchener Jahresversammlung der deutschen Land- und Forstwirthe fand 1844 List's Vortrag über Industrie und Landwirthschaft langweilig und wollte ihn nicht bis zu Ende hören. Neue Verleumdungen kamen auf, abermals unter Führung frankfurter Zeitungen. List sollte das bezahlte Werkzeug einer kleinen Fabrikantengesellschaft, ein verkappter süddeutscher Ultramontaner und Protestantensfeind sein, den die englische Regierung für ein Butterbrot gekauft habe. Im Jahr 1841 war der erste Band von List's „Nationalem System der politischen Oekonomie“ von deutschen Professoren geradezu handalös behandelt, der Verfasser von den Junktmännern als Ignorant und Plagiator gebrandmarkt worden. Ueberarbeitet, verarmt, bis in die tiefste Seele verärgert und angeekelt, suchte List im November 1846 in den Alpen Erholung. Die Furcht, den Verstand zu verlieren, trieb ihn zum Aeußersten; vielleicht noch richtiger hat der nordamerikanische Nationalökonom Carey gesagt: „List machte von der Pistole Gebrauch, die ihm das dankbare Vaterland in die Hand gedrückt hatte.“ Sein groß angelegtes System der politischen Oekonomie ist zum überwiegenden Theil ungeschrieben geblieben. Niemand kann heute mit annähernder Sicherheit einschätzen, was Deutschland damit verloren hat.

Das ist, in knappen Zügen, die Lebensgeschichte unseres Friedrich List, den Professor Eugen Dähning den größten deutschen Nationalökonomem nennt. Mit Recht. Denn bis heute hat kein deutscher Nationalökonom seinem Vaterland so viele neue, praktische und fruchtbare Gedanken geschenkt wie Friedrich List. Wenn man diesem Mann, statt ihn mit allen Foltermitteln der Neuzeit langsam, doch sicher zu Tode zu quälen, sofort an der größten deutschen Hochschule einen Lehrstuhl anvertraut, ihm schon von ungefähr 1819 an die Möglichkeit gegeben hätte, auf die heranwachsende akademische Jugend zu wirken und seine Schüler zu Lehrern heranzubilden: wie unermesslich wäre der Nutzen für Deutschland gewesen! List's Geist hätte dann sicher binnen zehn Jahren die deutsche Bildungsschicht so befruchtend durchdrungen, daß die Reformen, die uns erst die Zeit nach dem Franzosenkrieg brachte, schon in den dreißiger Jahren möglich geworden wären. Vier Jahrzehnte Vorsprung im Wettlauf mit den anderen Völkern: dieser Segen wäre für die deutsche Volkswirtschaft mit Milliarden nicht zu hoch eingeschätzt. Der beträchtlichste Theil der Verbrechen, die unser Rückblick in den Jahren der leisen und lauten Revolution sieht, wäre einfach auszustreichen. Und wer vermag zu sagen, ob das gegen List verübte Attentat nicht eines Tages an der Entscheidung über Sein und Nichtsein der deutschen Nation mitwirken wird?

Die lausale Verkettung zeigt uns, daß hier Hochverrath vorliegt, daß

nicht ein starker Einzelner nur, sondern die ganze soziale Entwicklung von dem gegen List begangenen Verbrechen getroffen wurde. Und dieses Verbrechen gegen die soziale Entwicklung muß bestraft werden. Da unser Staat ja kein Klassenstaat sein will, giebt er uns hoffentlich recht bald ein modernes Strafgesetzbuch und veräußt nicht, diesen für die Sicherung gesunder Entwicklung und damit für die Abnahme der Verbrecherzahl so ungemein wichtigen Strafrechtsbegriff mitaufzunehmen.

Unsere moderne Industriezeit hat ein besonderes Patentrecht geschaffen. Das Eigenthumsrecht an neuen Ideen wird auf technischem Gebiet durch Eintragung gesichert und bringt oft goldenen Lohn. Wäre eine ähnliche Einrichtung nicht auch für neue wirtschaftspolitische Gedanken zu schaffen? Seit Jahrzehnten leidet unsere Gesetzgebung unter dem Mangel an einfachen neuen Ideen. Der Fall List kann davon abschrecken, sich mit aller Kraft dem selbständigen Studium wirtschaftspolitischer Fragen zu widmen. Warum sollen soziale Erfindungen nicht den selben Rechtsschutz genießen wie technische? Den goldenen Lohn hätte natürlich der Staat zu zahlen, der sich in Theorie oder Praxis den neuen Gedanken nutzbar macht. Vielleicht würde eine Geldprämie manchen erfinderischen Kopf reizen. Die Hauptsache aber wäre, daß der Finder seine neuen Ideen selbst ins Ohr und Hirn der Jugend bringen kann. Das zu gewähren, liegt besonders auch im Interesse des Staates. Was List die Studenten gelehrt hätte, können sie von Keinem lernen, der über List redet. Wer selbst Neues gedacht hat, kann auch den tüchtigen Schüler selbständig denken lehren. Den Findern neuer Gedankenpfade gebühren die Lehrstühle der größten deutschen Universitäten. Diese Forderung ist wichtiger als das Vorschlagsrecht der Fakultäten. Im Falle List hat dieses Vorschlagsrecht die sozialen Interessen des deutschen Volkes schwer genug geschädigt. Und der Staat ist geistig so verarmt, daß er dringenden Grund hat, neuen Gedanken die Thore weit zu öffnen und deren Väter als seine besten, nützlichsten Bürger zu ehren.

Professor Dr. Gustav Ruhland.



Danif.

Die gingen ihrer Dreißig aus der Ortschaft Notice heraus, dem Bahnhof zu. Voran die Männer mit dem Vincenz Bastoupil als Führer. Hinter ihnen, in regellosen Reihen, die Weiber, von denen einige das Brustkind in den Armen trugen. Dann kamen die jungen Mädel, in ihre Liebsten eingehängt. Und ganz zuletzt kam noch die alte Babi Stoupel, die sich auf Stöcken mühsam fortbewegte. Sie gingen durch die winterlichen Felder, unter den beschneiten Bäumen, deren Zweige sich im Nachtwind ächzend hin und her bewegten und ihnen feuchte Flocken in den Nacken warfen. Aus dem bewölkten Himmel fiel kein Licht herab; das Auge sah die Straße nicht. Oft versank der Fuß im Schlamm, stieß an Steine, scheute über Wurzeln. Dann gab es einen Aufschrei, einen Fluch, ein Lachen. Doch ohne anzuhalten, wanderten sie weiter.

In kurzen Pausen stieg aus jungen Kehlen mehrstimmiger Gesang. Die schwermüthig weichen Töne eines Volksliedes mischten sich in das Gespräch der Alten, die eifrig überlegten, ob sie den Zug auch noch zur Zeit erreichen würden. Und ob das Gerücht vielleicht doch falsch sei. Es war ja auch kaum glaublich: die Koska sportelna, die große, reiche Sparkasse der Deutsch-Böhmen, sollte zu Grunde gehen! Freilich: der Vincenz hatte heute gelesen, wer noch Etwas kriegen wolle, Der müsse laufen. Und was gedruckt ist, Schwarz auf Weiß, muß wahr sein. Damals den Krach der Wenzelskasse, den hat auch Niemand glauben wollen. Und waren doch da noch andere Sicherheiten — bei der Kirche! — als bei diesen Hundsn, den verfluchten Deutschen. . . Bei solchen Reden schoß die Angst von Neuem in das Blut der Bauern. Ihre Schritte wurden schneller und ihre Finger betasteten den Schatz, den sie versteckt am Körper trugen. Das dünne Buch, den Ausweis ihrer schwer ersparten Gulden.

Dem Anton Zimprich sollten sie ein Schwein verschaffen. Der Marie Lukesch die langersehnte Kuh. Dem Johann und der Rosa Dostal ging es um das kleine Feld, das sie bisher als Pächter pflügten. Der Kathi Jahoda und dem Josef Krathy um Tisch und Stuhl und Bett und eine Wiege für das ungeborene Kind. Die Babi Stoupel wollte sich ein ehrliches Begräbniß sichern und sechs Messen für das Heil der Seele. Die Ranny Blatka sparte, um ein rothes Kleid zu kaufen und zwei seidene Schürzen. Der Karl Jateš, um durch einen Halschmuck von Granaten die Gunst des eitlen Mädels zu gewinnen. Für Jedem hatte das Ersparte eine andere Bedeutung und für Alle doch die selbe. Es war das Licht im Dunkel ihres Lebens, das Sandkorn Ueberfluß in der Wüste ihrer Noth.

Als der Zug in den Bahnhof einlief, fanden Die aus Notice den A. . . III
Dritter Klasse angefüllt mit Landvölk aus den Nachbarbüchern. An allen Stationen
strömten noch Leute hinzu. Alle wurden von der selben Noth an das selbe
getrieben. Und Jeder wußte neue Unglücksbotschaft. Ein Mann zog einen
heraus, den ein Geschwisterkind an ihn geschrieben hatte: „Du mußt Dich
meln, Menschheit rennt nur so auf Rassen, sind schon beinahe leer.“ Ein
erzählte, ein Freund von ihm sei schon zweimal vergeblich um sein Geld
gegangen; immer habe man ihn vertröstet. Viele berichteten von der wilden
schaft, die wirklich auf der Sparkasse gewesen war. Keine Aufsicht. Fe
e

Rechnunglegung. Alle Kontrolbeamten bestochen. Sogar der Statthalter und viele hohe Herren haben Trinkgelber bekommen. Na, — und überhaupt! Deutsche Schulen hat man unterstützt; mit dem Geld von armen Leuten! Rein: für den Aufstand in Mazedonien (Niemand wußte, wer Das war) sind Millionen draufgegangen.

Dampfe Wuth erfüllte die Gemüther. Das Gespräch verstummte. Der Qualm der Pfeifen und der Dunst der Menschenleiber verdüsterte noch das trübe Lampenlicht. Durch die dicke Luft drangen Seufzer und Stoßgebete. Kinder weinten, Männer schnarchten, Mütter sangen leise ihre Säuglinge in Schlaf; nur die Jugend, leichtsinnig, verliebt, kicherte und lächelte in den Ecken. Draußen aber schrie die Dampfmaschine, wie um Hilfe, gellend durch die Nacht; die Räder rollten kreischend ihre Fracht von Menschenangst und Menschenelend. Und der Zug ging langsam, hielt an allen Stationen. Unbekümmert um die Ungebuld, die in ihm siebete und bebte. Bis er endlich, — endlich in die Hauptstadt einfährt. Stoßend, fluchend kämpft sich die Menge nach dem Ausgang durch. Jeder will als Erster das Haus erreichen, zu dem Alle hindrängten.

Die aus Notice halten sich zusammen. Von der Geldgier angespornt, hasten sie durch die breite Vorstadtstraße. Sie ist ausgestorben. In den eiförmig gebauten, arm und grünlich blickenden Gebäuden sind alle Fenster dunkel, wie erblindet. Nur selten ist ein Erdgeschoß erleuchtet und mit blutrothen Gardinen fest verhangen. Aus der Tiefe seiner Zimmer bringt Gesang von heiseren Frauenstimmen und der Brummtion schlechtgestimmter Wirthshausbässe.

Pldhlich wird irgendwo in einer Schänke eine Thür geöffnet; ein wirrer Menschenknäuel windet sich heraus. Man hört Ringen, Rennen, Weiber kreischen und Betrunkene brüllen: „Haltet ihn!“ „Schlagt ihn tot!“ „Zu Hilfe!“ „Patrouille! Patrouille!“ Dann folgt wieder Todesstille. Und in der Luft, die fahlfarbig wie Asche ist, in dem Frösteln dieser Dämmerstunde hängt bleischwer eine hoffnungslose Traurigkeit.

Die Bauern traben vorwärts. Ihre schweren Tritte erwecken weithin einen dumpfen Widerhall. Es ist, als stampfte eine Heerde Thiere durch die Gassen.

Jetzt fällt ihre Last die Kettenbrücke, die sich schaukelnd hin und her bewegt. Blasse Nebel steigen aus dem Flussbett und verschüllen die Umgebung. Aber ein verworrenes Klauschen kündigt den Wandernden von Weitem: sie sind nicht die Ersten am Ziel. Spät kommen sie, — zu spät vielleicht.

Da laufen sie, als könnten sie verlorene Stunden wieder fangen. Sie stürzen vorwärts, bis sie, am Brückenende angelangt, sich jählings rückwärts werfen. Wie die Woge rückschlägt, die an dem Stein des Schutzwalls brandet. Eine Mauer von Berittnen sperrt den Weg. Als Kette umschließen sie den Platz vor dem Sparkassengebäude, pferchen die Versammelten ein und wehren den Zustömenden den ungehemmten Einlaß. Wie durch eine schmale Gasse müssen sie sich zwischen Pferdeleibern und Pferdehufen in die Gruppen der zuletzt Gekommenen drängen. Da stehen sie, von Rebellen eingeschlossen, eingekleilt in eine dunkle Menschenmassen, — und müssen warten.

Nach und nach erhellt sich die Luft ein Wenig. Die fahle Dämmerung gebiert den grauen, regenschweren Tag. Winnschauer künden sein Kommen. Sie

zerren an den feuchten Kleidern der Harrenden, die frierend auf den nassen Steinen hocken, reißen die Nebel auseinander und entschleiern die Landschaft.

Ein breiter Strom fließt ruhig zwischen den Quadersteinen der Draieinfassung. An seinem linken Ufer baut sich ein Theil der Stadt auf; das alterthümliche Aristokratenviertel, dessen Kirchen und Paläste mit ihren Thürmen und Fassaden aus dem Gewühl der Hägerhäuser ragen. An steilen Höhenzügen steigt es aufwärts und trägt als stolze Krone die alte Königsburg, deren Masse sich wuchtig von dem Dom, mit dem feinen Spitzenwerk der Strebebogen, abhebt. Ein wundervolles Bild, der Schwere ganz entkleidet in dem Morgendunst, der es in fließenden Luftstoff hält.

Nur hundert Schritte wekt, nur bis zum Rande des Quaiufers, brauchen all die Menschen hinzutreten, um es in sich aufzunehmen. Und den Anblick der vielen kühngeschwungenen Brücken, der Inseln, die im Fluß gebettet liegen, und der Wehren, über die das Wasser tosend schäumt. Doch hätte selbst der Zaun der Wachen sich aufgethan: diese Menschen hätten den Kopf nicht nach links gelehrt. Ihre Augen sind für Natur und Schönheit ganz verschlossen. Sie sehen nichts als das Gebäude, das ihre Hoffnungen einschließt, und die Menge, die sie davon trennt. Sie bohren ihre Blicke in die Mauern, als könnten sie durch ihre Ritzen dringen und entdecken, welches Schicksal sich für sie dahinter vorbereitet.

Die Qual ist unerträglich. Da ist das Haus; man braucht nur hineinzugehen, — und muß warten, als wärs meilenweit entfernt. Drei Stunden muß man noch warten, ehe das Thor sich öffnet. Und wie viele Stunden, ehe die Reihe an Einen kommt! So viele Feinde vor sich, so viele Nebenbuhler in dem Kampf um das ersparte Geld. Jeder haßt grimmig seinen Vordermann und seinen Nachbar. Blicke ist Der gerade der Letzte, dem vergönnt ist, seine Habe zu erraffen und seinem Nachfolger das Bischen Eigenthum zu stehlen.

Der Menschenhaufe wächst noch immer; unritten und geknufft, getreten und gestoßen. Und aus der dunklen Masse steigen aufreizende Klagen und Geräusche.

„Hör' ich, sind die Kassen leer.“

„Wahr ist es. Die Millionen, mit denen die deutschen Zeitungen sich berühmten, stehen nur auf dem Papier.“

„Alles haben sie verspekuliert.“

„Mit den Türkenlosen; die sind so gefallen.“

„Kein Gedanke! Bei dem Raub der Leipziger Bank sind dreißig Millionen draufgegangen.“

„Was Euch nicht einfällt! Den deutschen Fabrikanten hat man aufgeholfen. Deutschen Studenten hat man Geld geschenkt und große Häuser.“

„Mit dem Schweiß von armen Czechen haben diese Schweinehunde sich gemästet!“

„Stinkende Gemeinheit! Wo Das ihnen gar nicht gehört. Wo Das ihnen von Kaiser Franz geschenkt ist, daß es armem Volk zu Gut kommt!“

... Ein Brummen, Rollen, Brausen, das sich nach und nach verstärkt, hallt durch die Straßen. Die Stadt ist erwacht und schickt ihre Boten. Allerlei Verkäufer drängen sich heran. Mit Brezeln, warmen Würsten, Braikartoffeln, Kastanien und gebadenen Fischen. Und durch die Kette der Veritlenen kriechen seltsame Gestalten. Männer in verschliffenen Röcken, unrasirt und ungewaschen,

manche noch im Schlafrock mit Pantoffeln. Wie Geier, die Beute wittern, umkreisen sie die Wartenden, schieben sich an die Gefolterten, Erschöpften heran, schüren ihre Aufregung und Angst; flüstern ihnen zu: daß die Sachen schlecht stehen; daß sogar die deutschen Einleger schon Alle ihr Vermögen behoben haben, daß sämmtliche Werthpapiere der Sparkasse verfeßt sind; daß sich heute Nacht einer von den Direktoren erschossen hat; daß zwei andere in Wien vergeblich von Thür zu Thür laufen und um Hilfe betteln. Sie lassen sich die Büchel zeigen, schütteln bedauernd die Köpfe, weisen nach, daß kein Kreuzer mehr darauf zu kriegen sei, und sind nur aus Mitleid und aus Menschenliebe erbötig, die werthlosen Dokumente für ein Geringes einzulösen.

Häßliche Weiber, die ungelämmten Haare unter wollenen Hauben, um die fetten Hängebüchse buntkarrirte Umschlagtücher, machen sich an junge Frauen, an die hübschen Mädel. Sie suchen sie für Stellungen zu werben, deren Vortheile sie lockend schildern. Wenig Arbeit, hoher Lohn, alle Tage Fleisch, Bier und Mehlspeise; und abends Freiheit, um zur Tanzmusik zu gehen und sich zu unterhalten.

Freche rothgeschminkte Dirnen gehen auf dem Pflaster auf und ab, lauern dem Mannsvolk auf; wenn es, die Taschen voll Geld, die Großstadtfreuden kennen lernen will . . .

Ein aufgeregtes Meer von Leidenschaften und Gelüsten umwozt das Gebäude, das grau und düster, mit fest verschlossenen Fensterladen, dasteht; ein Fels, den der Gift der Brandung nicht erreicht.

Die aus Notice waren von einander losgerissen. Nur die Paare, die sich ganz fest verklammert hatten, waren nicht getrennt. Der Karl Jalesch hielt die Manny Blatka dicht an sich gepreßt. Er ließ sie nicht erfrieren und ihm ward die Zeit nicht lang. Den Banktrach und die Kälte hätte er gesegnet, ohne die eifersüchtige Wuth auf die Begehrlichkeit der Burtschen, die sich an seine Liebste drängten und sich mit Worten und Geberden an ihr zu schaffen machten. Nicht weit von diesen Weiden saß die Kathi Jahoba auf der Erde. Mitleidige hatten dem armen Weib aus ein paar Bündeln einen Sitz geschaffen. Darauf hockte sie, lehnte sich an ihren Josef und erleichterte ihr schweres Herz von Zeit zu Zeit mit einem Thränenstrom. Die alte Babi Sloupel aber hatte sich, trotz Fußtrittten und Rippenstoßen, wie eine Kaze vorgeschlichen, bis zu dem Prellstein dicht beim Eingangsthor der Kasse. Den Rücken an den Stein gelehnt, den müden Körper schwer auf ihren Krücken, murmelte sie ein Ave um das andere. Sie wollte ja die Gurken nicht verzugen und verschleffen. Darum mußte die Jungfrau Maria auch ein Einsehen haben und ihr zu ihrem Geld verhelfen, damit sie nicht verdammt sei, im Fegfeuer gebraten und gespleßt zu werden.

Jetzt geht ein Dröhnen durch die Luft. Von allen Thürmen schlägt es neunmal. Das langverschlossene Thor dreht sich in seinen Angeln.

Wie ein reißender Gebirgsstrom stürzt sich die Menge in die Oeffnung. Sie beachtet die Häufte nicht, nicht die Pferdehufe und das Kreischen der getretenen Frauen und gequetschten Kinder. Es glebt Wunden, wie in einer Schlacht, als die Polizisten, mit der Rücksichtslosigkeit der Nothwehr, die schweren Flügel wieder schleßen, unbekümmert um die Menschenleiber, die sich dazwischen pressen, klammern und stemmen. Ein ganzer Schwarm ist trotzdem schon in das Haus

gedrungen; und auf der Treppe, die in den Lichthof führt, wiederholt sich der Kampf. Die Schwächsten werden in den Hof geworfen, wo sie an den Brunnen stürzen, verohmachtet trinken, sich dann entkleiden und waschen, überhaupt thun, als wären sie in ihrem eigenen Haus. Ihre glücklicheren Gefährten balgen sich inzwischen um die Plätze an den Kassenschaltern. Und die Warte der ganzen Nacht- und Morgenstunden steigert sich im Augenblick der äußersten Entscheidung zur fürchterlichen Spannung.

Die Ersten, die ihr Geld in Händen halten, stoßen Töne aus wie Thiere, die, den Bissen schon im Maul, noch eines Raubes gewärtig sind. Ihr Aufschrei überreizt die Erregung Derer, die schon sehen und noch nicht haben. Ihre Augen treten aus den Höhlen, ihre vom Fieber trockenen Lippen sind weit geöffnet. Sie knittern das Kassensuch in ihren Fäusten und schieben sich besinnungslos vorwärts. Bis auch sie das Rascheln des Papierses, den Klang des Geldes hören und alle Pein im Freudenrausch vergessen.

Viele hat der jähe Uebergang von Verzweiflung zu Entzücken ganz betäubt. Sie wurzeln im Boden und müssen fortgetrieben werden, damit die Menschenwohle, die von Neuem zu der Schwelle des Parteienjaalles aufsteigt, sie nicht verschütte.

Ein Weib, das eben einen Tausender erhoben hat, hält ihn verkehrt in ihren Fingern und bestarrt verständnißlos das Stück Papier. Man muß ihr den Werth erklären. Ihr schwindelt. So reich ist sie? Und solches sarsfliche Vermögen steht auf diesem kleinen Wisch? Als sie ihn bergen will, zerreißt sie ihn: so beben ihre Glieder.

Ein zweites Weib verlangt Gold, reißt die Rollen auf und taucht mit hysterischem Gelächter ihre Hände in die blanken Münzen.

Manche brüllen auf vor Glück, sobald sie ihr Vermögen zu Gesicht bekommen. Dann erklären sie sich befriedigt. Ihr Geld ist da; sie haben es gesehen, betastet. Nun soll es die Kasse wiederum behalten. Schwer ist ihnen beizubringen, daß Dies nicht ohne Weiteres zu machen sei.

Das Mißtrauen Anderer ist um so größer. Sie verweigern die Annahme der Summe, um die sich, durch die Zinsen, ihr Sparspennig vergrößert hat. Sie halten diesen Ueberschuß für Bestechung und wittern, daß man sie in eine Falle locken wolle.

Inmitten dieses Wirbelwindes von Zweifeln, Wünschen und Bedenken stehen die Beamten ruhig hinter ihren Schranken. Sie sind übermüdet und erschlaft und halten sich nur mühsam aufrecht. Aber unbetroffen und gleichmüthig versehen sie den Dienst; und nichts in diesem Ansturm scheint sie zu erschrecken. Ist ihre Zuversicht erbeuchelt, ist sie echt? Ist der Goldquell, aus dessen Fülle sie seit Tagen schöpfen, unvernehmbar oder ist er dem Vertrocknen nah? Ist das Gebäude des Vertrauens, an dem sie mitgebaut hatten, auf unerschütterlichem Grund oder wankt es in seinen Pfeilern und droht, in der nächsten Stunde einzustürzen und die Wohlfahrt Hunderttausender unter seinen Trümmern begraben? Keine Bewegung ihrer überwachten Bäge verräth, was sie empfinden. Mit unermüdblicher Geduld halten sie den Fragen Stand, rechnen und zahlberuhigen, berathen und erklären und finden noch die Kraft, den Muth der Geleger durch Scherze zu beleben.

Dem trüben Tag ist Dunkelheit gefolgt. Das Glühlicht flammt auf und steigert die Hitze. Aller Sauerstoff ist aus der Luft geathmet; sie ist vom Bluthauch wilder Leidenschaft verbrannt. Schlechte Dünste und Gerüche ballen sich zusammen und durchziehen sie in dicken Streifen. Wie im Nebelwetter auf der Straße ein Strahlenkranz um die Laternen zittert, so schwebt irrisirend der Staub um das Glas der Lampenglöden. Dick lagert er auf dem Holz der Schalter, klebt auf der Haut und auf der Kleidung, bringt in alle Ecken, überzieht Banknoten und Dukaten. Aus seinem Grau hebt sich nur der Farbfleck der Kassenbücher, die sich auf den Pulten thürmen und deren Einband verräth, daß sie aus czechischen Bezirken stammen. Roth leuchten sie aus dem Dämter. Es ist, als überströmte Blut die Tische. Das Lebensblut des Volkes, das in nationalem Haß sich selbst zerfleischt, um den Gegner zu vernichten.

Es ist Nacht geworden. Bleiern lähmt Müdigkeit die Thatkraft der Beamten. Schweigend, mit automatischen Geberden, von Staub und Rauch in Schleier eingehüllt, bewegen sie sich hin und her; wie Schatten. Doch die Wuth des Ansturms tobt unvermindert. Wie dem Sagenthier für jedes abgeschlagene Haupt ein neues wuchs, so kommt der Menge vor dem Thor für jeden Trupp, der abzog, neuer Zuwuchs aus den Straßen. Und der Anblick der Beglückten, die ihre Habe geborgen mit sich führen, schürt, statt sie zu dämpfen, ihre fieberhafte Angst.

Unmöglich scheint, daß der Vorrath noch immer reichen könne. Vielleicht werden in diesem Augenblick die letzten Summen ausgetheilt, vielleicht erbeutet der Vordermann, der eben ins Haus gedrungen war, das letzte Goldstück. Sie aber würden nur die leeren Kassen finden, den Bankerot, das Elend.

Als sich um Mitternacht die Thore zum letzten Mal in ihren Angeln drehen und sich dann erneutem Eingang kreisend schließen, ohne Rücksicht auf die Verzweifelten, die sich zwischen die Flügel werfen, klammern und stemmen, da geht ein Wehruf durch die Reihen der Enttäuschten, die wieder eine lange, bange Nacht von der Erfüllung trennt. In den Häusern, die den Platz begrenzten, fahren die Schläfer auf. Sie reden sich hoch in ihren Betten und lauschen zitternd. Und sie ahnen, daß zu ihren Füßen ein Raubthier wacht, das seiner Kräfte nur bewußt zu werden brauchte, um mit den starken Pranken Käfig und Bändiger zu zerbrechen.

... In der kalten Bahnhofshalle saßen Die aus Motice und erwarteten den Zug, der sie in ihre Heimath bringen sollte. Niemand fehlte als die Nanny Blatka und der Karl Jalesch. Sie waren fahl und schmutzig, wie Soldaten, die von einer langen Uebung kommen, und ein säuerlicher Branntweindunst umströmte sie. Mit Geräusch und lebhaften Geberden besprachen sie die Abenteuer dieser vierundzwanzig Stunden, in denen sie mehr Aufregung gekostet hatten als während ihres ganzen Lebens. Der Franz Zastoupil war der Beredteste. Er nahm den Mund sehr voll, hielt all seine Beschuldigungen aufrecht, prophezeigte nahen Untergang der Sporkolna und wußte viel zu schimpfen: über die Grobheit der Beamten und die Rohheit der Polizisten. Doch er verschwieg, daß er verstanden hatte, ein paar Verdängstigten ihre Sparbücher für den halben Werth

herauszulisten, und daß er unter seinem schmierigen Gewand eine Summe trug, die ihm die Schänke, die er nur gemietet hatte, als Eigenthum erwerben sollte.

In einer Ecke kauerte die Maria Johoba und stützte ihren Josef, der, lang ausgestreckt, sich auf den Steinen wälzte. Weinend klagte sie: als sie endlich zu ihrem Geld gekommen waren, sei der Josef beinahe närrisch vor Freude geworden. Er habe sie ins Wirthshaus mitgeschleppt, dort Bier und Fleisch bestellt und, schon halb betrunken, mit einem Frauenzimmer, das ihn umstrich, zu Charmiren angefangen. Plötzlich sei er aufgesprungen, habe das Mädel um den Leib gefaßt und sei mit ihr auf und davon gerannt. Sie hatte seine Zeche zahlen müssen und war dann ausgegangen, ihn zu suchen. Erst nach vielen Stunden hatte sie ihn an einer Straßenecke wieder aufgefunden. Er war sinnlos berauscht; aus seiner Tasche fehlten hundert Gulden. Für ihre Vorwürfe bekam sie Schläge und mit Mühe schleppte sie den Taumelnden hierher. Die Thränen flossen in Strömen über ihre hohlen Wangen. Das Schluchzen stieß sie krampfhaft. Der Mann an ihrer Seite, der in der Trunkenheit die Schuldigen vertauschte, lallte stumpfsinnig dazwischen: „Sie muß Prügel haben! Das Weibsmensch hat mich bestohlen! Wenn sie nach Haus kommt, kriegt sie ihre Prügel.“

Der Johann und die Rosa Dostal dagegen waren sehr zufrieden. Sie hatten einen Menschenfreund gefunden, der sich ihrer Noth erbarmte. Einen furchtbar reichen Herrn; das große Zinshaus nah bei dem Sparkassengebäude gehörte ihm; sie wußten es aus seinem eigenen Munde. Er hatte sich bereit erklärt, ihr Ersparthes in seinem Bankhaus anzulegen. Zu hohen Zinsen. Acht Prozent pro Jahr. Die erste Rate hatte er gleich ausbezahlt. In der Seligkeit des neuen Reichthums hatten sie viel eingekauft. Kaffee, Zucker, Tabak, Kleiderstoffe für die Kinder und einen Teppich, den sich die Frau schon lange gewünscht. Bähelnd hörte ihnen die Dabi Stoupel zu. Von Zeit zu Zeit befaßte sie den Brustschlag, unter dem sie, in ein Taschentuch geknotet, ihr Gold geborgen hatte. Sie dachte nicht daran, sich noch einmal davon zu trennen. Unter ihren Strohsack wollte sie es schieben oder in ihrem Wärtchen in die Erde graben. Da konnte es ihr nicht verloren gehen.

Die Thüren zum Perron wurden geöffnet und der Schaffner rief zum Zug ab. Und immer noch fehlten die Nanny Blatka und der Karl Jalesch.

Man lachte. Manche meinten: Das gemeinsame Warten hat dem Pärchen so gefallen, daß es auch diese Nacht zusammen verbringen wird. Vor dem Sparkassengebäude, — oder anderswo.

Schon waren Die aus Notice in ihren Abtheil eingestiegen, kaum eine Minute fehlte noch bis zur Abgangszeit, da stürzte Karl Jalesch in den Wagen und schrie: „Ist die Nanny hier?“ Die Haare hingen wild um seine Schläfe; in seine Augen war das Blut getreten. „Ist die Nanny hier?“ Obgleich ihm sein Auge Antwort gab, durchsuchte er die Winkel. Dann, in der Sekunde, wo der Zug sich in Bewegung setzte, riß er die Thür auf und sprang auf das Steigbrett. Er stürzte, stand wieder auf, lief auf den Schienen hin und her. Die Fahrenden hörten noch sein wildes Brüllen: „Ich schlag sie tot! Wenn ich das Uder antreff', schlag' ichs tot!“
Auguste Hauschner.

Künstlerische Bildung.

Die Generation von heute, noch mehr die von morgen, soll sich um jeden Preis künstlerische Bildung erwerben. Zweck: dem Leben wieder Werthe zu geben, die Menschen auf die Höhen des Lebens zu führen, die Zersplitterung ihres Interesses durch die nichtigen Alltäglichkeiten der Zeitungen hintanzuhalten und den reinen, vertieften, ausschöpfenden Genuß einzelner großer Meisterwerke in den Mittelpunkt des geistigen Lebens zu stellen.

Die Frage ist nun die: Werden wir dadurch reicher oder ärmer? Es mag sein, daß Wenige meine Ansicht theilen; aber ich glaube, daß wir auf diesem Wege ärmer werden.

Es giebt eine Aristokratie des Geistes, die sich neben wahrhaft sozialer Gesinnung durchaus behaupten kann, eine Aristokratie des Geistes, als deren Vertreter die Größten aller Zeiten bei näherer Betrachtung sich gewöhnlich entpuppen. Es ist gemein, sich satt zu essen, während daneben ein Mitmensch hungert. Aber auf geistigem Gebiet giebt es Genüsse, die eben der Mehrzahl vorenthalten sind: ein ganz großes Kunstwerk „bis zum Ausschöpfen“ zu genießen, ist nur ganz Wenigen gegeben. Um Das zu können, bedarf es keiner Bildung, sondern einer Anlage; und wenn die fehlt, kann Bildung niemals den Mangel ergänzen. So, wie gewisse Leute sie sich denken, ist die Sache doch wahrlich nicht: daß der Idealmenich der Zukunft beim Morgenkaffee nur noch fünf Minuten für seine Zeitung übrig habe, dann aber sich „gemächlich“ in eine einzelne Dichtung, in ein einzelnes Tonstück oder Bild versenke. Was sich auf diesem Wege „ausschöpfen“ läßt, sind höchstens harmlose Dinge. Zugegeben: auch das harmloseste Ding kann künstlerische Vollendung in sich tragen. Wenn man die Wahl hat, wird ein Mensch von gutem Geschmac stets das künstlerisch Höhere wählen. Was ergiebt sich daraus? Die Aufforderung an die Lieferanten, Kunstwerke in genügender Menge bereit zu halten. Jedem aber lasse man die Wahl. Wenn auf diesem ganzen Gebiet erzieherisch gewirkt werden kann, dann am Besten durch die Möglichkeit der Wahl (wobei freilich der Geldbeutel des Einzelnen immer noch sein Recht behält). Man soll aber Keinem einreden, daß ein liebevolles Versenken in harmlose Kunstwerke (als Kriterium solcher möchte ich die beruhigende, einschläfernde Wirkung auf den Genießenden hinstellen), selbst wenn es relativ hohe Kunstwerke sind, auch schon ein besonderer Fortschritt wäre. Wer die Anlage zu wahren Kunstverständnis besitzt, wird ja ohnehin überrascht sein, wenn er sieht, daß eine schließlich recht nah liegende Scheidung von Spreu und Weizen als Verdienst und Fortschritt gepriesen wird. Der Banause, der Außerliche aber wird auch damit seinen Sport treiben und der unerträglichste Hochmuth wird systematisch gezüchtet werden. Was anzustreben wäre, müßte doch in erster Linie allgemeines Verständnis für die höchsten Leistungen künstlerischen Schaffens sein; hier aber hat die Natur selber eine Schranke gezogen. Hier tritt die Aristokratie des Geistes in ihre Rechte: die höchsten Leistungen werden dem Durchschnitt immer unverständlich bleiben. Der Morgen- oder auch Nachmittagskaffee ist aber schon gar nicht der Moment, solchen Schöpfungen sich zu nahen. Alles Große ist unter Schmerzen geboren worden und im einzelnen Menschenleben sind es nur wenige, kostbare, aber meist recht kurze Augen-

blide, da in der Seele des „Genickenden“ verwandte Vorgänge eine Ahnung von der tiefsten Bedeutung eines wirklich großen Wertes aufdämmen lassen; und fast immer wollen sie erlärnt, in Schmerzen und Entfagungen errungen sein.

Das große Kunstwerk hat überdies nur eine Voraussetzung: reinste, höchste Menschlichkeit. Aber gerade die Bestrebungen, die sich in der Gegenwart gern mit dem künstlerischen Mäntelchen drapieren, laufen oft auf eine Negirung des rein Menschlichen hinaus. Da verkündet Einer ein neues Kunstideal, weil er Antisemit ist; ein Anderer, weil im Kern seines Wesens härtere Mystik steckt. Diese Leute ziehen die Grenze zu weit, wo ihr Ideal in Frage kommt; zu eng, wo sie sich außerhalb dieses Ideals bewegen. Beschränkt auf einen engen Kreis, finden sie leicht das Eigenartigste dieses Kreises heraus und halten es Jedem vor die Nase; Viele, die Meisten sogar, all die Unselbstständigen und im Grunde Unkünstlerischen, begreifen, daß dahinter Etwas stecken müsse, und heucheln sich oder Anderen ein Entzücken vor, von dem der innerste Kern ihres Ichs nichts weiß.

Was aber retten und weiterhelfen könnte, wird von den Kunsttrotzpetern gestiffentlich eliminiert und als veralteter Schulmeistergeist verschrien. Helfen könnte nämlich die historische Schulung; nicht der Drill mit Namen und Jahreszahlen, wohl aber die Fähigkeit, zwischen Dem, was die Zeit zu einem Kunstwerk gegeben hat, und Dem, was über die Schranken von Zeit und Epoche hinweg die reinste Menschlichkeit darin verkörpert, genau zu scheiden. Und hier muß ich die Behauptung wiederholen: die Kunstbildungsbestrebungen der Gegenwart machen uns ärmer.

Unsere Wissenschaft setzt ihren Stolz darein, uns zeigen zu können, was an einem Kunstwerk Produkt seiner Zeit sei. Der Weg, das vorhin angedeutete Subtraktionsempel zu vollenden, ist also geebnet. Aber die Ergebnisse der Forschung sind dem Durchschnitt schwer zugänglich. Wäre die Absicht unserer Kunstzieher rein und selbstlos, so gäbe es für sie keine Wahl: die lange Reihe künstlerischer Meisterwerke müßte dem ganzen Volke so verarbeitet (erklärt) geboten werden, daß Jeder ohne Weiteres die angedeutete Scheidung selber vornehmen könnte. Dann überlasse man dem Einzelnen das Aussuchen Dessen, was ihm zusagt. Statt so zu verfahren, macht man den Leuten heutzutage vielfach geradezu vor, was lediglich ein Zugeständnis an die Zeit und den Zeitgeschmack ist, besitze künstlerischen Selbstzweck und Eigenwerth. Man sieht: Die gerade, die Interesse und Lust zur Sache besitzen, ohne in der Lage zu sein, die letzten Enden der wissenschaftlichen Literatur sich zu verschaffen, werden darum gebracht, die Produkte, zu denen sie sich hingezogen fühlen, unbefangen und zunächst sachlich richtig zu würdigen. Diese rein sachliche — um nicht zu sagen: antiquarische — Würdigung sollte aber der ästhetischen Einschätzung gerade älterer Kunstwerke unbedingt vorhergehen. Könnte es sonst doch allzu leicht geschehen, daß man Götzen anbetet. Und der Masse gegenüber gilt gerade hier der Grundsatz, daß das Beste eben gut genug sei. Die historische Wahrheit vermögen wir zu geben. Das ist Sache des Wissens. Die künstlerische Wahrheit ohne historische ist nur Schein; auf jeden Fall ist sie in sich schon ein Ungewisses Verschiedenartiges, denn sie ist Sache der Empfindungsstärke und Gefühlskraft.

Der Rosenpfad des Schwärmers wäre freilich dieser Weg nicht: Voraussetzung wäre ernste Arbeit. Und die daraus entstehende Volkserziehung wäre e

Ergiehung nicht zu Kunstsport und Kunstseineiligkeit, sondern auch in erster Linie zur Denkarbeit. Ob man die Kunst den Vielen nicht auf diesem Wege gerade heutzutage näher bringen könnte, verdient mindestens überlegt zu werden. Der Mann des Erwerbs hat es nur mit realen Werthen zu thun. Will man ihn für die Kunst gewinnen, so zeige man ihm das Reale, Thatsächliche auch in der Kunst zunächst; es ist eine verkehrte Psychologie, wenn man meint, wer den Tag über mit realen Größen zu rechnen habe, werde dann in den Mußestunden plötzlich Lust zu ästhetischer Schwärmerei empfinden. Man muß es versucht haben, ein paar Arbeitern, die sich sonntags in eine Galerie verirren (es giebt Arbeiter, die dieses Bedürfnis empfinden), aber, geblendet von der Fülle der Eindrücke, scheu und ängstlich im Flüsterton ihre kindlichen Beobachtungen austauschen, man muß es versucht haben, solchen Arbeitern auseinandersetzen, was ich das Thatsächliche, die historische Wahrheit eines Kunstwerkes nannte: und man wird durch ihre Freude an der Sache sich reichlich belohnt fühlen. Wollte man aber mit einer ästhetischen Analyse beginnen, man würde kaum dankbare Zuhörer finden.

Kurz: das Volk würde die geschilberte „Kunstarbeit“ nicht verschmähen. Das Gefühl, Etwas zu wissen, würde Jedem die Freude des Besizes erwecken. Die Schätze, die fast allein heutzutage noch der Aermste mit dem Reichsten theilt, die Schätze unserer Museen und Sammlungen, würden dann auch als Gemeingut Aller, nicht nur aller „Gebildeten“, empfunden werden. Die Erkenntniß, daß den Rubens, der im Museum hängt, selbst der beneidete Großkapitalist nicht für seinen Salon kaufen kann, würde sogar nach der Seite der sozialen Verständigung im Kleinen günstig wirken. Ich brauche wohl nicht stärker die Ueberzeugung zu betonen, daß auf die Massen nur durch mündliche Unterweisung vor dem Objekt gewirkt werden kann. Freilich wird man das Volk nie für die Kunst gewinnen, wenn man nicht vorher für ernsthaft soziale Reformen gesorgt hat.

Doch unsere Kunstlerzieher wollen den Weg nicht einschlagen, der mit Rücksicht auf die Psyche der großen Masse heutzutage der aussichtreichste wäre. Warum nicht? Die Antwort auf diese Frage ist gegeben, wenn wir die Kunst-erziehungsbestrebungen der Gegenwart in die historische Entwicklung richtig eingliedern. Nach der ganzen Art ihres Auftretens sind sie ja offenbar als eine Begleitererscheinung der immer mehr modern gewordenen Renaissance der Romantik zu betrachten; sie wiederholen — dieses Lob sei ihnen nicht vorenthalten — die erfreulichste Seite der älteren Romantik in der Neuromantik unserer Tage: das Streben nach Anschluß an das Volksthümliche, nach Weckung nationaler Gesinnung auch in artibus et litteris. Um so bedauerlicher, daß in ihrem Wesen auch sonst ein Hauch echterster und reinsten Romantik zu verspüren ist: die Abneigung gegen das Denken haben die Stammväter der Romantik bekanntlich sogar bis zum Kult der gottähnlichen Tugend der Faulheit gesteigert. Der Neuromantik steckt schon zu viel Philistertum (romantisch gesprochen) im Fleische, als daß sie es so „genial“ triebe. Aber während es im Hegensessel neuromantischer Produktion noch wild brodelt und man nicht ersehen kann, ob ein bewaffnetes Haupt oder ein gekröntes Kind mit dem grünen Baum des Lebens daraus hervorkommen werde, eröffnet die neuromantische Theorie uns einen Ausblick in die Zukunft und bestätigt die alte Wahrheit, daß gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen.

hervorbringen. Und hier vor Allem ist die Stelle, um zu zeigen, inwiefern die neuromantischen Kunsterziehungsversuche uns ärmer machen. Denn wenn wir auch darüber hinwegsehen wollten, daß der Kreis der Kunstwerke, auf die von dieser Seite aus aufmerksam gemacht wird, ein verhältnißmäßig recht enger ist; wenn wir selbst außer Acht lassen, daß gewaltige Offenbarungen künstlerischen Genies, weil sie den Herren nicht liegen, geradezu in den Hintergrund gedrängt erscheinen, daß namentlich (echt romantisch!) der bildende Werth der antiken Kunst unterschätzt wird: all diese Verengungen unseres Horizontes wären nicht so bedenklich wie die eine, die als das Ziel der ganzen Bewegung in der Ferne erscheint, nämlich die Abdrängung unserer Geisteskultur aus der Bahn gesteigert wissenschaftlichkeit, die Abdrängung in das wogende Nebelmeer der Bauernstube-poesie und kunstempfindenden Mystik. Denn manchmal offen, öfter versteckt spürt man den Fehberuf gegen den wissenschaftlichen Charakter unserer Geisteskultur. Wer Gelegenheit hat, in die Buntheit der täglich erscheinenden Geistesprodukte einen tieferen Eindrud zu thun, wird sich auch der Erkenntniß nicht verschließen können, daß die Saat, die hier ausgestreut zu werden pflegt, bereits da und dort Früchte zu tragen anfängt. Besonders Solche, die gern in Sachen der geistigen Bewegung auf der Höhe der Zeit sich darstellen möchten, ohne über einen so tiefen Fonds befreiender und überschauender Bildung zu verfügen, daß sie eine andere als eine Planktonrolle einnehmen können, fühlen sich vom dem neuen Licht schon magisch angezogen. Hier ist der Schule eine herrliche Gelegenheit geboten, modern zu sein und doch nach oben hin nicht anzustoßen. Und dahin, fürchte ich, steuert die ganze Bewegung, die von der scheinbar unverfäglichsten Materie aus immer stärkeren Einfluß auf breite Massen sich zu erringen wußte: wie die Romantik die Aufklärung erzwang und es auf dem Gewissen hat, wenn die Geistesblitze eines Rousseau und Voltaire für das neunzehnte Jahrhundert zum Theil wirkungslos verzuckten, so wird die Neuromantik den wissenschaftlichen Geist dieses Jahrhunderts, der von anderer Seite das Werk der Aufklärung nochmals besorgen zu wollen schien, verdunkeln und die kommende Generation um die Früchte dieser Arbeit betrügen. Umsonst wird es sein, daß eine lange Reihe von Forschern die Genesis unserer religiösen Anschauungen mit sicherer Kritik aufhellte: die scheinbar so harmlose „Kunsterziehung“ (und was damit in deutschen Landen zusammenhängt) wird den Nebel brauen, der den klaren Pfad der Wissenschaft überdeckt und aus dem gothische und romantische Thurmspitzen heute schon mit unangenehmer Deutlichkeit hervorstecken.

Doch nichts währt ewig. Und wenn die Neuromantik mit ihren Kunsterziehungsidealen längt zu den überwundenen Standpunkten wieder gehören mag, dann wird vielleicht — eben so wie nach der eigentlichen Romantik, die ja auch in Burgen und Domen patriotisch träumte, niemals aber in realer Politik Etwas leistete, ein Bismarck unserem Volke geschenkt ward — das deutsche Volk einsehen, daß es nichts in nationaler Hinsicht bedeutet, wenn man Mörkte für den größten deutschen Dyrker, die älteren deutschen Maler für die größten Künstler ausruft, daß vielmehr Alles darauf ankomme, zu handeln und den Augenblick zu erfassen. Und dann kann es in deutschen Landen vielleicht besser werden.

Mürnberg.

Dr. Karl Lory.



Korfu.

Korfu . . . Eine geistvolle Sage wies der Kaufkna diese Insel als Heimstätte an. Hier, in der Bucht der kleinen, mit Cypressen bewachsenen Insel, die jetzt Ponticonissi heißt und von deren Form und Stil Böcklin das Motiv zu seiner Todesinsel nahm, stieg der schiffbrüchige Odysseus nackt ans Land und verbarg sich unter Blättern, wie die Hausmutter einen Brand unter der Asche birgt. Hier hörte er die liebliche junge Königstochter spielen und mit ihren Mägden lachen, näherte sich, seine Nacktheit mit einem dichtbelaubten Zweig deckend, und gewann in ihr seine Beschützerin. Weithin verschlagener Odysseus! Du bist und bleibst auf diesen Meeren der Held aller Umherschweifenden. Eifrig folgen wir gerade auf den griechischen Inseln Deinem Schatten und hier, auf Kerkyra, im alten Phäakenland, entschwindest Du nie, nicht einen Augenblick, dem Gernnern.

Bei der Einfahrt sieht vom Schiff aus das Auge auf der einen Seite die nackten Berge Albaniens, baumlos, unbewohnt, Felshang hinter Fels-
hang in langer Kette, auf der anderen Seite die Klippen der Insel. Das Küstenland der Albanesen ist wild und öde und wirkt auf den Betrachter wie der Schauplatz blutiger Thaten. Nähert man sich der Stadt Korfu, so erinnert schon die Festung durch ihren Bau und ihre Cypressen an Böcklins Toteninsel; hier mag ihm die entscheidende Anregung zu dem Bilde gekommen sein, dem dann der Anblick der kleinen Insel die endgiltige Gestalt gab. Und doch prangt gerade Kerkyra in üppigstem Leben. Wenn man sie vom Meer aus sieht, scheinen die Häuser ganz italienisch; nur sind sie — weil die Festungsmauern den vierundzwanzigtausend Einwohnern nur wenig Raum ließen — viel höher als in Italien. Sobald man festen Boden unter den Füßen hat, merkt man, daß die Bevölkerung, das Straßenleben durchaus griechisch ist. An allen Ecken, auf allen Schildern lesen wir griechische Worte und gerührten Herzens grüßen wir die ehrwürdigen Schriftzeichen, die unser Kindersinn als Ausdrucksmittel einer toten Sprache deuten lernte und die hier noch heute leben.

Der geistig regsamere Theil der städtischen Bevölkerung spricht auch Italienisch; und das Glück, der Thoren Vormund, schenkt dem reisenden Thoren einen Führer, Athanasios Veroniki, der, geschmeidig, taktvoll, klug und ohne Aufdringlichkeit unterhaltend, sich als eine wahre Vorsehung erwies. Fast so schwer wie von einem alten Freund nimmt man von ihm Abschied. Noch aber freuen wir uns des Straßenbildes. Heute ist griechischer Gründonnerstag; die Bevölkerung strömt zu Kauf und Verkauf zusammen. Jeder muß sein Osterlamm haben und schlachten. Da stehen die Bauern, dunkle, schlanke Männer, ein Tuch, einen Fez auf dem Kopf, in einen Sack oder eine Jacke gekleidet, eine Schärpe um den Leib, und halten ein Lamm in

die Höhe, das sie feilbieten. Ziegen und Schafe giebt es in Fülle, noch größere Massen von Orangen im frischen Blätterschmud, von gedörrtem Fischrogen und Zuderwerk. Gebäck, Früchte, Alles, was an Speise und Trank fürs österliche Festmahl gebraucht wird, ist hier zu haben.

Wir fahren aufs Land hinaus. Auf beiden Seiten des Weges, wie in Sizilien, riesige Kaktusheden; am Rande des Wassers baumhohes Schilf; in allen Gärten Feigenbäume mit dicken Früchten, daneben schwer belastete Orangenstämme. Und auf der Flur ringsum all unsere Frühlingsblumen: Maßliebchen, Butterblumen, Anemonen. Das Landvölk strömt in die Stadt. Männer, Frauen, Kinder; auf kleinen Eseln, in Wägelchen oder zu Fuß, weil sie ihre Ziegen treiben müssen. Schwarze Augen, braune Haut, Rasse in Haltung und Geberde. Die Meisten tragen Kopftücher; die Frauen schlingen das Tuch wie einen Turban. Die Kopfbedeckung der jungen Mädchen ist roth, der Frauen roth und schwarz, der Witwen weiß. Auch die Kinder tragen weiße Kopftücher oder gehen barhäuptig einher. Die Sonne brennt und bräunt; die Luft ist frisch und rein, denn es hat in der Nacht geregnet und kein Stäubchen ist in der Luft geblieben. Trotzdem der Kalender den siebenten Apriltag verzeichnet, tragen wir Strohhüte und weiße Leinwandstiefel. Der Weg fährt an ganzen Olivenwäldern vorbei. Man hat berechnet, daß vier Millionen Olivenbäume auf der Insel wachsen. Doch Athanasios Veroniki hält die Zahl für viel zu niedrig und behauptet, es seien volle fünf Millionen; sie zu zählen, wäre nicht leicht. Ein entzückender Anblick. Die grauen Stämme mit ihren länglichen Höhlungen, das graugrüne Laub, dazu das wechselnde Bild des Geländes: doppelt reizvoll für Den, der solche Schönheit lange entbehren mußte. Es giebt Butterländer und Delländer, Buttermenschen und Olivenmenschen. Wer zur zweiten Gattung gehört, kann nie ohne leise Erregung den Baum wiedersehen, dessen Frucht so kostbar ist und dessen Blätter das Friedens- und Siegeszeichen der Alten waren.

Mit leidenschaftlicher Hast laufen kleine Mädchen dem Wagen nach. Mit ihren schwarzen Feuer Augen gleichen sie Murillos Bettelkindern und betteln auch wirklich, betteln brüllend um ein kleines Geldstück. Fünf Centimes haben sie erhofft und stehen geblendet, da sie zwanzig erhalten. Die Frauen haben den wiegenden und doch sicheren Gang der Römerinnen. Sie sind geschaffen, unter Palmen und Delbäumen zu wandeln.

Von der Wand eines Hauses grüßt uns der Name des Alkinoos. Doch nicht der Palast des alten Phäakenkönigs, sondern das Achilleion, die berühmte Villa der armen Kaiserin Elisabeth, ist jetzt die „Schenswürdigkeit“ der Insel. In dieser gepriesenen Villa sehen wir Kunstwerke, Fresken und Bildhauerarbeiten, die ein Grieche der großen Zeit nicht bewundert hätte. Die Villa liegt so herrlich, wie ein Dichter, ein Maler es kaum im kühnsten

Traum zu ersinnen vermöchte. Von dieser ragenden Höhe über das von den feinen Linien der Berge eingefasste Meer hinzublicken: ein köstlicher Genuß. Im Garten schlägt dem Eintretenden der süße Wohlgeruch der Orangenblüthen entgegen; breite und schlanke Palmen, die schönsten Rosen finden wir und freuen uns an dem glänzenden Laub der Pflanze, die man Falschen Lorber nennt. Ihre Blätter gleichen nicht so dem Leder wie die des echten Lorbers. Wer aber will in unseren Tagen echten von falschem Lorber mit Sicherheit unterscheiden? Die Mißgunst nennt den echten falsch, Dummheit und Fanatismus preisen den falschen als echt.

Zwei Kilometer weiter, auf dem Weg, der nach dem Meer führt, steht das Heinedenkmal von Hasselriis. Doch der Weg ist in der Mittagssonne zu heiß. Hier oben giebt eine elende Statue Byrons und in der Säulenhalle der Villa viele mittelmäßige Kopien antiker Vasten und einen Schauer erregenden Shakespearkopf. Die schwachen Fresken behandeln griechische Stoffe, Timon von Athen, Aesop und Nehaliches. Ganz oben im Treppenhaus stellt eine etwas bessere Freske den Achill dar, der Hektors Leiche hinter seinem Wagen um Trojas Mauern schleift. Am schönsten Aussichtspunkt ist die Statue des an der Ferse getroffenen, sterbenden Achilleus aufgestellt, nach dem die Villa genannt ward. Richtiger wäre gewesen, sie auf den Namen des Odysseus zu taufen; denn ihm, nicht dem Peliden, ist Korfu geweiht. Und es stimmt beinahe wehmüthig, den herrlichen Sohn der Thetis hier, auf altem Hellenenboden, durch die berlinische Kunst des Herrn Herter dargestellt zu sehen. Die arme Kaiserin, die es so gut meinte, so begeistert für alles Schöne war, fand, als sie ihr griechisches Felschloß bauen und schmücken ließ, leider nicht die ihrem Ideal reifen, der großen Aufgabe gewachsenen Diener.

Vom Achilleion gehts quer durch das Land hinunter nach Canone. Ein schöner Fleck Erde und ein prachtvoller Blick auf den Hasen, wo einst die Flotte des Alkibiades landete. Doch nicht an ihn denke ich: Mein Auge sucht die Stelle, wo der göttliche Dulder aus Land flog... Der Führer hat mit kundigem Blick ein Wirthshaus erspäht, das uns ein einfaches, aber schmackhaftes Mahl aufischt. Das Lamm ist in Del gebraten; doch wir bekommen, wie der homerische Held, den der Wirth auszeichnen wollte, das beste Stück, dazu Ziegenkäse, Orangen von der Größe einer Kanouentugel und ausgezeichneten Landwein. Gestärkt steigen wir auf das hohe Kastell. Die Stadt ist erst von den Venezianern, später von den Engländern besetzt worden; heute aber sind die Festungswerke, trotz den dicken Mauern und tiefen Schießscharten, ohne strategischen Werth. Die Engländer haben Mancherlei an die Wände gekriegt. Wir klettern bis zum Signalapparat hinauf und werden von Kindern umringt und umbettelt, deren Namen an die Antike erinnern. Ein kleiner Junge heißt gar Aristoteli. Griechische Albanesen in

ihren Fustanellen erinnern an den Dienerschwarz, der 1863 der Gesandtschaft folgte, als sie dem Prinzen Wilhelm die Nachricht brachte, er sei zum König der Hellenen gewählt und werde als Bekrönter Georgios heißen. Ganz Kopenhagen gaffte damals den fleischen weißen Köden der Leute nach. Und eines Mannes gedenken wir, des von Victor Hugo besungenen griechischen Nationalhelden, der in seiner Jugend den Brandenangriff auf die türkische Flotte wagte und in seinem Alter der Gesandtschaft in Dänemark Glanz verlieh. Auch der jugendlich schöne Philemon gehörte damals als Sekretär zu der Gesandtschaft; mit Feuereifer sprach er von den Zukunftsplänen der Griechen und gab der Hoffnung Ausdruck, der neue König werde ihnen Konstantinopel erobern. Damit hats noch gute Wege. Unmöglich ist ja aber nicht, daß Konstantins Stadt eines Tages noch dem schwachen Griechenland zufällt. Nur eine von den Großmächten unternommene Kraftprobe kann die Entscheidung bringen. Rußland wird, trotz allen Prophezeiungen, schwerlich je über Konstantinopel herrschen; eher schon England. Erstreckt sich aber, weil England den Handstreich nicht wagt, die griechische Expansion einst so weit, dann wäre die britische Oberhoheit gesichert, der Einfluß Rußlands und Oesterreichs zurückgedämmt. Daß die Briten die Ionischen Inseln aufgaben, ist nicht wunderbar; diese Inseln waren strategisch wertlos geworden und kosteten obendrein wahrscheinlich noch viel Geld. Korfu aber hätte ich an Gladstones Stelle niemals zurückgegeben. Das weiß ich, seit ich dieses Kleinod sah.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



Herbert Eulenberg.

... **U**nd wenns auch tausend Geistesknirpse heute lassen: Johann Wolfgang Goethe hat doch Recht.

„Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,

Doch thut das Niedrigste und sie wird nicht beleidigt.

Der Weise sagt — der Weise war nicht klein — :

Nichts scheinen, aber Alles sein.“

Sie sinds, sind Alles, warens, werdens sein; und in tausend Jahren noch werden sie, wie heute, gegen Entgelt mit ästhetischem Urtheil unästhetischen Handel treiben und tapfer über wirkliche Talente schweigen. Nur, ob auch dann noch gegen Zeilenlohn, vermag ich, trotz eifriger Suche in den durch Gesetze kläglich beschränkten Entwicklungsmöglichkeiten, nicht zu sagen. Ist übrigens auch gl Die Gegenwart kann sich vom Kunstigen nicht Rechenschaft erbitten, und r ihr frommt und darum Pflicht sein muß, ist: ernst und redlich stete Sel korrektur zu üben . .

Es ist ein Akt dieser Selbstkorrektur, wenn ich Ihnen heute von Herb Eulenberg rede, dessen „Münchhausen“ einst, vor Jahr und Tag, 'Nicolais“ .

timste Erben irritierte und von dem Sie sonst, bis jetzt, schwerlich viel gehört haben werden. Und doch ist Herr Eulenberg ein Talent, wie wir heute nur wenige haben. Er hat keine Leser; am Ende nicht einmal die *cent lisours*, die sich Stendhal wünschte. Zum Theil ist freilich seine Schuld. Er hat der Kritik die Reverenz versagt, hats gar noch ausgeplaudert und geredet, wie er dachte. Das verzeiht man nicht, namentlich nicht, wenn man wirklich Dreck am Stecken hat. Ein schlecht Gewissen gönnt auch dem Unschuldigsten kein sanftes Ruhelassen. Als seine ersten Dramen erschienen, arbeitete der Hauptmanntruff noch mit Hochdruck. Die inzwischen endgiltig versunkene Glocke kam gewackelt, Fuhrmann Henschel siegelte über die Bretter, Schlud und Fau waren — gerade noch vor Ausbruch des Zolltariffkriegs — aus London besorgt und beim Armen Heinrich war der Ausatz stationär geworden, wohl, weil den Leprabazillen der Schrecken in die Glieder gefahren war über Michael Kramers Erkenntniß von der mildesten Form des Lebens. Einige von den besseren Köpfen in Deutschland fanden überlebens ihre Gutachten dahin ab, gerade die Flecke müßten ja beweisen, daß mans mit einer Sonne zu thun habe. Der Naturalismus war schon über alle Maßen lächerlich befunden, aber der Realismus stand noch in schönster Blüthe und man begriff nicht recht, warum eigentlich Lenbach nicht die Malerschachtel packte und Kunstphotograph wurde . . .

Und in diese Zeit, stellen Sie sich vor, fällt Eulenbergs „Dogenglied“. Fünf Akte, hundertachtundsechzig Seiten und kein Satz, nicht einer, der für einen Realisten annehmbar wäre. Unverkennbares Talent (bendrein); und ein Zug ins Große wehte durchs Ganze. Alles, wofür man in Berlin seit zehn Jahren mit heißen Köpfen streift, war da nicht zu finden, und Alles, was man mit sauberen und unsauberen Mitteln zu verdrängen suchte, lebte und webte drin in alter Jugendfrische. Rücksständigkeit oder Trost? Das Beste war: man griff zur alten, oft bewährten Taktik und übte sich im fidelem Silentium. Und damit ja Niemand aufmerksam werde, pöppelt man inzwischen Herrn Georg Hirschfeld und bespricht lieber die Philippi und Subermann. „Anna Walewska“, „Münchhausen“, „Leibenschaft“ erscheinen: Silentium allerseits. Dabei ist „Anna Walewska“ ein Stück von ungeheurer Kraft der Zeichnung, bezwingender Logik, feinsten Psychologie. Und von „Leibenschaft“ hat hier vor zwei Jahren schon Harden gesagt, daß es „die stärkste und, trotzdem der Dichter in Shalespeares Riesenspur wandte, persönlichste Talentprobe sei, die seit manchem Jahr in deutschen Landen gesehen worden“. Das wurde geschrieben, als die „Neue Bühne“ den „Münchhausen“ aufführte, von dem es, drei Zeilen früher, hieß, daß das Schauspiel zwar „alle Male und Mängel irrlichtelirender Anfängerschaft zeige und den großen Sagner, Don Quixotes verlorenen Bettler, in eine sentimentale Ehebruchsaventure niederziehe, von blankem Poetengeschmeiße aber förmlich funkle“. Der Mann, der für Benetzung der Tante Vohs Salatr bezieht, empfand anders: „Herbert Eulenbergs Schauspiel ‚Münchhausen‘ erwies sich vom ersten bis zum letzten Wort als ein absolut kindliches, hilfloses Nachwerk, dem ich die technische Unzulänglichkeit, die Abwesenheit jeder Psychologie, die Banalität der Sentenzen, die Lahmheit der Verse, die Stumpfheit des Wizes, die Dürftigkeit der Phantasie nachsehen wollte, wenn sich da wenigstens eine Spur von

Innerlichkeit, ein Aderchen von rothem Jugendblut, ein Dörnchen von eigener Persönlichkeit nachweisen ließe. Es ist ein Stück, wie es mancher Primaner im Kasten hat." Zwanzigsten Februar 1902. Ich habe den netten Satz wieder mitgetheilt, weil man ihn im Kopf behalten muß für spätere Zeit; weil es die sehr ungraziös gealterte Bossin war, die ihm Unterstand gewährte und weil Herr Sudermann, der Feine, Barte, als er ihn las, keinen Nervenschoc bekam. In den Verrohungartikeln wenigstens war, wenn ich nicht irre, vor etnem Jahr nichts von ihm zu finden. Natürlich nicht; die alte Weßkalnene, unter deren Daß einst Herr Schlenker für Hauptmann tobte, mußte geschont werden, auch wenn die „energischen Rasseusen“ immer Gefällige gegen ein starkes Talent in einer Sprache wüthete, die Morkens Abflegel von Schillers „Rabale und Liebe“ mindestens erreichte . . . Uebrigens keine Ungerechtigkeit. Lantchen hatte diesmal wirklich nur dem allgemeinen Empfinden die Zunge gelöst und Klarer und bündiger als die Andern, bewiesen, daß Nicolai zwar begraben, doch leider nicht gestorben ist. Die Folge der edlen Schlächtere war, daß bis heute noch keine zweite Aufführung eines eulenbergischen Stückes innerhalb der Reichsgrenzen erfolgt ist und daß Herr Eulenberg jetzt, obwohl seitdem drei weitere Stücke von ihm herauskamen, isolirter steht als irgend Einer. Das war die Lotsenarbeit der Kritik. In dem zu Herzen gehenden Wortwort zur „Leidenschaft“, das in seltsamer Mischung stille, entsagende Wehmuth und düsterer Troß durchzittern, erzählt er von den Stunden, den ungerufenen, „die wie Schlangen schnüren

Den letzten Tropfen Hoffnung aus der Brust,
 Und alle Zweifel in Dir lobend schüren,
 Daß Du dem Gott fluchst, dem Du dienen mußt.
 Wenn ohne Vorber Deine bleiche Stirne,
 Wenn ohne leises Echo Dein Gesang,
 Weiß Du nicht knien wolltest vor der Dirne,
 Der Welt, die in den Roth Dich niederrang.
 Und mag Dein Stolz Dich wieder hochaufrichten,
 Die Stunden kommen wieder ungefragt.
 Unsäglich schwer ist's, stets sich selbst zu richten,
 Und glücklich war Der nie, der es gewagt.
 Wer sich dem Gottesdienst der Kunst verschrieben,
 Ach, Der pflicht nicht viel Freuden auf der Welt;
 Doch hinter seinen Thränen sitzt sein Lieben
 Und hinter seinem Lachen steht ein Held."

Kann man schlichter, kann man wahrer reden, entfernter stehen vom eiteln Gespreiz unserer Verklärer? Kann man mehr von seines Wesens Art in fünfzehn Zeilen legen? Doch was hilft das Alles, wenn kein Mensch drauf achtet und Die, deren verdamnte Pflicht und Schuldigkeit es wäre, wirklichen Talenten den Weg zu ebnen, keinen Finger rühren? Es ist Zeit, ist Pflicht, daß mit dieser läßlichen Manier jetzt gebrochen wird.

Man betrachte „Künstler und Katillnariet“, das erste Stück nach der Münchhausenbesatte. Wer nicht ganz blind ist, kann die Stelle finden, wo ein unerwartetes Geschied im Schöpfer die armen Geschöpfe traf. Und im nächsten

Stück noch spürt man. Trotz schönen Szenen, ungemein plastischer Charakteristik und energischem Vorwärtsdrängen der Handlung ist die Höhe der „Leiden-schaft“ nicht mehr erreicht; und ich bekenne, daß ich manchmal für den Dichter und seine Zukunft gebangt habe.

Nun kommt er wieder; in Ruhe, Frieden, alter Kraft. Nun wollen wirs anders halten, ihn nicht mehr aus den Augen verlieren, uns seiner Gaben freuen, sie liebend fördern. „Kassandra“ ist ein gutes Werk; und wunderbar webt darin die Zeit, der Geist, die Liebe und Kraft Homers. An Schiller darf man vor diesem Gedicht erinnern und ohne Scheu Hebbels Wort über die Zulässigkeit des Mystischen im modernen Drama citiren. Den Vergleich mit des Euripides allzu hysterischer *μάντις* hat diese Kassandra nicht zu scheuen und erst recht nicht den mit Senecas stoisch verflachtem Gebilde. Der gelehrte Herr, der besser war als sein Ruf und schlechter als seine Lehre und der den Römern die ersten vollendeten Tragödien schenkte, die uns erhalten blieben, vermochte überhaupt nicht den Mantis-Charakter Kassandras festzuhalten; *ἑρμηνεύς* nannte der Grieche, was Seneca als dürrer Rest zum Schluß in Händen blieb . . . Homer, Euripides, Seneca, Shakespeare, Schiller: nicht Einer von zweifelhaftem Rang und nicht Einer, trotzdem, der der leuschen Priesterin Apolls die Gestalt zu geben vermochte, in der sie durch die Jahrhunderte geht, herrlich, rein und jung, wie an dem Tage, da sie zum ersten Mal vor Aischylos' Auge trat. Und so herrlich, so rein und jung wird sie auch des letzten Tages Ende schauen. Ich glaub's, glaub's trotz dem Glauben, daß Eulenberg's Werk ein gutes ist; und ein tapferes dazu: Gegen das Uebermenschengroße der aischylosischen Gestalt wird auch Eulenberg's Geschöpf nicht aufzukommen vermögen; und für mich, persönlich, liegt der Werth des Stückes mehr in Neuferlichkeiten . . . Die Technik ist straffer, die Charakteristik, ohne Verarmung, schlichter, wenn man will: griechischer geworden. Weiter noch als die früheren steht das Stück von den um 1890 herum proklamirten Idealen ab und es beweist — das Erfreulichste von Allem —, daß Herr Eulenberg nicht nur, wie die Meisten von heute, eine Saite zu röhren hat und daß er fleißiger als Andere an seiner Selbstvollendung arbeitet.

Ein Wort noch an die Glücklichen, die „die Leiden und Freuden der Schaffenden theilen“; ein Wort insbesondere an Herrn Schlenther. Ist das Burgtheater, das neuerdings ja jedem „Flachsmann“, jedem Blumenthal, Lindau und Ohnet offen steht, zu gut für Eulenberg's „Kassandra“, für seine „Leiden-schaft“? Einstweilen wollen wir warten und sehen, ob Eulenberg zuerst oder der nächste Sudermann kommt. Auch die Herren im Deutschen Reich möchte ich an ihre Pflicht gemahnen. Es ist nicht nöthig, einen schlechten Mirbeau über die Grenzen zu schleppen, so lange gute Stücke deutscher Talente noch der Aufführung harren. Berufen Sie sich, ich bitte, nicht auf die ästhetischen Urtheile und Wünsche des Publikums; „la théorie de la souveraineté du public est une des plus bouffonnes que je connaisse“, rief einst Zola; „elle conduit droit à la condamnation de l'originalité et des qualités rares.“ Außerdem: „Une foule est une collectivité malléable dont une main puissante fait ce qu'elle veut.“ Wer sich zum Dienern vor Eintagsgötzen erniedert, mag nicht klagen, wenn ihm eines trüben Tages das kassandrische *ἀπαρτω βίος* in die Ohren gellt.

Sigmaringen.

Karl Schnitzler.

Mörkes Briefe.

Heutzutage geht bei uns eine gewisse kritische Sorglichkeit um und ermahnt die jungen Poeten oder Die vielmehr, die sich ins poetische Ausland begeben wollen, sein vorsichtig und gegen alle möglichen Unfälle versichert zu sein, sonst lieber doch daheim zu bleiben. Diese Vorsorge ist ja auch zu einem Theil gewiß berechtigt, um den unübersehbar heranstuhenden jugendlichen Dilettantismus namentlich der Lyrik wohlwollend abzuschrecken. Mag nun zu Mörkes Jugendzeit der Dilettant weniger anspruchsvoll und häufig, mag das lyrische Talent zuverlässiger und begehrter gewesen sein: im schwäbischen Dichterkreis pflegte man früh aufzustehen und unbefangen in die schöne Welt hinauszufingen, mehr auf gegenseitige Förderung durch ermutigenden Zuspruch als durch zersetzende Absprache bedacht. Der alte Goethe, der weitherzig gern eine gute Wirkung feststellte und erhoffte, selbst bei recht harmlosen poetischen Versuchen, ging hier mit dem Beispiel voran. So erschien in Almanachen und Journalen damals eine Menge jugendlicher Gelegenheitsstücke und in der warmen und zu Zeiten auch überhitzten Luft der Romantik gediehen die Sängler zu einer Frühreife oder besser: zu einem schnellen und oft merkwürdig früh vollendeten Frühling ihrer Begabung. Mörke insbesondere ist ein erstaunlich früh vollendeter Geist. Gedichte, die zu seinen köstlichsten gehören, wie „Um Mitternacht“, „Gesang Weylas“, „Gesang zu Zweien in der Nacht“, „Der Feuerreiter“, hat er als junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren gemacht, und wenn er sie auch später mit kunstgeübter Hand zu den Kristallen ausgestaltet haben wird, als die wir sie heute kennen, so geht doch die Konzeption dieser und vieler anderen besten Stücke in solche junge Lebenszeit zurück.

Wir werden uns also nicht wundern, wenn auch in seinen Jugendbriefen neben schwärmerischen Ergüssen freundschaftlicher Gefühle, wie sie damals in der Luft lagen, jene beschauliche Weltlichkeit, jene dichterische Verliebtheit ins Gegenständliche, die seine Lyrik so höchst unmittelbar und anschaulich auszeichnen, in bunten und schönen Bildern aufsteigen. Die Logik der eigenen, höchst reizbaren Psyche beschäftigt ihn zugleich mit den Eindrücken, die sie verarbeitet. Eine solche Selbstbeobachtung theilt der Achtzehnjährige dem Freunde mit: „Das ist ein wunderlicher, aber schon tausendmal von mir versuchter Zug, daß ich aus einer dunkeln Besorgniß, ich möchte dem Freund oder Bekannten, den ich zum ersten Mal oder auch nach langer Zeit wieder sehe, . . . in einem ungünstigen Licht erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete.“ Musik ergreift ihn periodisch wie eine Krankheit; wenn sie abbricht, bekennet er, „möcht' ich in meiner Empfindung von einer hohen Mauer herabstürzen, möcht' ich sterben.“ Und mit dieser gesteigerten Empfindlichkeit, die, als eine individuelle, von der Empfindsamkeit der Zeit wohl zu scheiden ist, hängt das Geständniß weiterer Zustände zusammen; er empfandet es als einen „besonderen petralischen Zug.“ Alles, was von außen Neues an mich kommt, irgend eine mir nur eintigermäßig fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzliche, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletz, mich nichts aus dem gläublich verärrtelten Gang meines inneren Wesens herausführt und zwingt

Da haben wir den ganzen Mörke in nuce, mindestens den Kern seiner äußeren Lebensschicksale, so weit sie aus dem freien Einwirken der Persönlichkeit zu erklären sind. Wie sollte ein solcher Mensch das nothwendige Maß priesterlicher Didaktik aufbringen, wie sollte er, der vor jeder fremden Veräufung mit dem Leben mimosenhaft erbebt, ein rechter geistlicher Herr und Führer des Volkes sein oder werden, des Volkes, das eine kräftige Faust und eine „scharfe Predigt“ will, um gepackt zu sein? Aber auch ein gutes Theil inneren Erlebens, innerer Entwicklung ist mit jener Aeußerung angezeigt und in seinen Ursachen erklärt. Wer seinen Stimmungen und Verstimmungen so ausgeliefert war wie Mörke, Der mußte, er mochte noch so tief hinab in den „Abgrund der Betrachtung“ steigen, doch im lyrischen Erguß, im Liebe oder in visionärer Traum- und Märchengestaltung enden, auf diesem künstlerischen Wege sich der Stimmungen zu entäußern suchen, — wenn er gerade poetisch begabt war.

So ist ihm von früh auf wohl, wenn er einsam oder mit Busenfreunden die jeweilige Günst der Stunde idyllisch genießen kann. Im Waldhäusle, bei offenen Fenstern, hört der Stiltler fein behaglich den frischen Regen immer kernhafter auf die Bäume tröpfeln und findet, „daß es zuweilen recht angenehm ist, wenn so der Tag recht früh mit Silberstiefeln naß und melancholisch angekrückt kommt.“ Einmal mimt er mit anderen Studiosen am Abend nach Art der Kinder ein paar Gauner; ein Krämer wird erschossen, beraubt und die Leiche in den Sumpf geworfen. Er thut da nicht nur ernsthaft als Anstifter mit: er berichtet auch davon. Die Poetisirung des Lebens verträgt sich mit dem ästhetisch gesteigerten Genuß der Kunst sehr gut: Was die Odyssee, rät er, „so lange noch der Sommer dauert! Aber in der Fröhe und in einer freien Aussicht.“ Als das wahrste Kriterium eines Kunstwerkes dünkt ihn, wenn es die Kraft hat, ihn in Harmonie zu setzen mit der Welt, mit sich selbst, mit Allem. „Die Poeten und Musiker müssen die Herzen umwenden können wie Handschuhe im Nu,“ schreibt er 1832 an seinen Bruder Karl. Er hatte solche ästhetische Hilfe öfter nöthig als geistige sonst oder gar als geistliche Hilfe. Die unruhig gewedte Phantasie findet eben nur in eigensten Mitteln Trost. Was die begeisterte Nacht ausgesonnen hat, sieht ihm „der aufdämmernde Morgen schon mit einem Mollengesicht schmel an“. Ein anderes Mal verwandelt sich „dieser Himmel von Wöschpapier“ in ein lebendiges Schreibzeug für die Geliebte. Dann: „Welch eine unbeschreiblich schöne Nacht! Ich öffne ein Fenster, höre die Melodie des Brunnens, blicke aufs Gärtchen hinunter. Alles so leicht, so geistig in Schatten und Licht! Wie schwimmend sind alle Gegenstände“. Es klingt wie ein Urlaut zum Gebicht. Die Bühne für allerlei Geistervolk ist gegeben, und obwohl der Theologe den Phantastemensch Mörke insgeheim lustig bespöttelt und ehrbar festhält, gespenstert es doch ein Bißchen in die Briefe hinein. Apropos, unterbricht er sich in einem Brief an Kurz, „was halten Sie von Gespenstern?“

Aus einem Kult faugt er sich immer neue melancholische Nahrung: aus dem Kult der Erinnerung. Die Gegenwart überwältigt ihn, verrückt ihm leicht das innere Gleichgewicht; ist sie Vergangenheit geworden, steht er wonnig erschauernd, sehnsüchtig zurückgeneigt über ihr, kostet er sie aus:

Erinnerung reicht mit Lächeln die verbittert
 Bis zur Betäubung süßen Panberschalen;
 So trink' ich gierig die entzückten Dualen.

„Die entgülteten Dualen“: das Uebermaß dieser Empfindung bei seinem „Botsuch in Urach“ befremdet vielleicht Manchen, dem die Gegenwart Alles ist, der sein Planen in die Zukunft gesetzt hat. Bei Mörke, wie wohl bei jedem rein künstlerisch Schaffenden, sind die Erinnerungsgefühle die herrschenden; ihre Verbindung und poetische Ausgestaltung bieten seiner Phantasie unerschöpfliche Gelegenheit zu erstem Aufenthalt und holhem Spiel. Erinnerungen fügen sich auch in seinen Briefen an einander, bilden deren Konstante, kennzeichnen fast jeden mit einem anderen verwandten Accent. „Und schreib' von den alten Zeiten!“ Die Bitte zieht sich als ein Unterton durch die ganze kontemplative Korrespondenz. Er selbst schreibt so gern von ihnen, daß er der Geliebten gegenüber nicht müde wird, ihr jüngstes Beisammensein wie ein seidiges Gespinnst zu klebfösen, hoch ins Licht zu halten, zu betrachten und staunend immer noch ein paar vergessene kleine Augenblicke der Seligkeit gesteigert nachzugenießen. „Ich meine, wir hätten uns noch Manches ins geheimere Ohr zu sagen gehabt; ich hätte Dir noch einmal recht tief auf den Grund Deiner Augen sehen und alles Das noch zuletzt mit einem Blick ergreifen sollen, was diese fünf Monate, die bedeutungsvollsten meines Lebens, in sich faßten. So ein sonderbares Bedürfnis ist's mir, die Epochen meines Daseins immer zu registriren und durch Bewußtsein abzurunden, ehe ich eine neue anträte.“ Er schaudert vor der Größe und vor der Wirklichkeit seines Glückes; „denn giebt es nicht solche seltenen Momente, wo gleichsam ein rascher Blitz des innersten Bewußtseins uns Das, was wir besitzen und sind, in seiner ganzen Gestalt sehen läßt, in der überwältigenden Fülle seiner Wirklichkeit, während es dann scheint, als wäre man bisher nur wie in einem gewöhnlichen Traum befangen gewesen? Da ist mir denn, als rührte plötzlich ein Gott meine Schulter mit der Hand und ich schlägt hell die Augen auf.“ In dem Bedürfnis nach der unschuldigen Kartose solchen Gedankens zündet er, wenn Alles still ist, heimlich ein Räucherkerzchen an und träumt in die mystischen Wölkchen. Was diese Briefe an die ihm verlobte Luise hat sonst an Wärme des Empfindens und Schwung der Phantasie, an Humor und Geduld enthalten, mag Jeder selbst nachlesen. Es widerstrebt mir, diese zarten und köstlichen Dokumente gerade ihres werthvollsten Schmuckes zu berauben, d. h. wie aller Schmuck, nur dann in rechter Schönheit prangt, wenn er auf dem rechten Grunde ruht.

Das Verlöbniß nöthigte Mörke denn doch, die Welt der Wirklichkeiten und der realen Möglichkeiten etwas klarer ins Auge zu fassen. Die vier Jahre lang, die das Verhältniß andauerte, ließ er sich seine geistliche Existenz herzlich sauer werden. Doch wie fleißig er auch von Pfarre zu Pfarre als Vikar herumwanderte: für seine Begabung verspricht er sich von rasch wechselnden Eindrücken wenig, von Eindrücken aus belebteren Tummelplätzen des Geistes erst recht nicht viel oder gar nichts. Er will, um seine Gehirnkammer zu lüften, aus einer kleinen Reise nach einer ansehnlichen Stadt in Kürze den gesündesten und dauerndsten Vortheil ziehen. „Eben die Seltenheit pikanter Erscheinungen schärfen den Blick, der sie zu ergreifen und zu steigern hat. Wenige, aber starke Eindrücke von außen! Ihre Verarbeitung muß im ruhigen, bescheidenen Winkel geschehen; auf dem ruhigen Hintergrund wird sich ihr Colorit erhöhen und die Hauptsache muß doch aus der Tiefe des eigenen Wesens kommen.“ In Ju-

sammenhang mit diesem Selbstbekenntniß des Dichters steht das des Menschen an den „warmen Weltbürger“ und Freund Währlen, der ihn — man schrieb 1830 — zur Mitbetheiligung in politischen Händeln aufgerufen zu haben scheint. Mörkle lehnt ab, aber nicht aus Einseitigkeit und Mangel an gutem Willen, sondern, weil ihm durchaus die Kehle zugeschnürt sei, sich „lebhaft in einer Angelegenheit auszulassen, wo ich meinen Wirkungskreis nicht direkt vor mir sehe.“ Die Begebenheiten in Frankreich lassen ihn mehr als einmal freudig erschauern; „aber was ist's, daß mir die Sprünge in Braunschweig u. s. w. ganz brecherisch machten?“ Er sieht nur zu deutlich auch die Eitelkeit, die hinter dem schwarzroth-goldenen Bande ihr Wesen treibt, lehnt im Voraus ab, was mit ihrer Hilfe geschehen könnte, und bekennt sich zu einem durchaus noch nicht ganz und gar „strangulirten“ Patriotismus. Bei aller sonstigen Traum- und Schwarmfälligkeit doch ein bemerkenswerth sicheres Erkennen Dessen, was ihm, seinem Talent angemessen war; und zugleich spricht er eine allgemeine Erkenntniß des Wertes positiver Arbeit nicht ohne bescheidenes Selbstvertrauen aus, wenn er in dem selben Brief sagt: „Wie jeder kräftige Beitrag zur Beförderung eines größeren menschlichen Interesses, sei es ein künstlerisches, wissenschaftliches oder politisches, seine gehetere oder offener Wirkung auf ein zweites, drittes fremdes Interesse nicht leicht verfehlt, so hoffen auch wir, an unserem Plage einen Stein zum breiten Gebäude zu liefern, wärs auch nur, um einen anderen schiefen Pfeiler einzuschmeißen. Im Ganzen aber wird sich, zum Beispiel, die Poesie ihre erste göttliche Bestimmung zum Vergnügen niemals rauben lassen, um mehr, als mit dem jedesmaligen Genius des Dichters sich verträgt, anderen Zwecken zu dienen.“ Das klingt nach Goethe, ist auch unter seinem noch lebendigen Schatten gesagt, aber durchaus nicht nur nachgesagt. Hier sprechen künstlerische und menschliche Erfahrungen Mörkles bestimmend mit, und wenn sie ihn der Theorie nach Goethe nahbrachten, so fanden sie in seiner poetischen Praxis ihre glänzende Rechtfertigung: als Verwalter und Mehrerer der goethischen Verlassenschaft in der Vorik ist Mörkle unsterblich geworden.

Dieser erste Band seiner ausgewählten Briefe nimmt ihm weder Etwas an Bedeutung noch thut er Etwas dazu; er bestätigt nur. Wir lernen wieder einmal an der Quelle, wie wenig der menschliche Geist bedarf, an Raum, Zeit und Zeitgeist, um sich geraden Weges in den Mittelpunkt der Welt hineinzufühlen, um das Unvergängliche immerdar neu zu schauen und von sich aus zu gestalten. Und dann kommen wir wohl und bedauern die Enge des Horizontes und bauen Luftschlösser auf dem verlockenden Fundament des „Wenn“. Wenn Mörkle mehr „Welthorizontal“ gehabt hätte, — ja, dann wäre seine Welt zu unserem Schaden enger geworden, scheint mir.

Wir haben noch einen zweiten Band zu erwarten. Um die Herausgabe des ersten, der Briefe aus den Jahren 1816 bis 40 enthält, hat sich Rudolf Krauß mit gebiegem Fleiß verdient gemacht. Ein paar briefliche Gelegenheitszeichnungen Mörkles hätte er beigegeben sollen, statt sie nur in Anmerkungen zu erwähnen. Ein Jugendbildniß nach F. G. Schreiner ist dem Bande vorgefetzt; bei Otto Elsner in Berlin ist er erschienen.

Dresden.

Eugen Kalkschmidt.



Selbstanzeigen.

Anzengruber. (Moderne Essays.) Gose & Teglass, Berlin 1904.

Der Zweck meiner Arbeit ist nicht, die einzige bisher vorliegende Anzengruberbiographie, das mit so viel Liebe und Ehrfurcht geschriebene Buch Bettelheims, zu ersetzen. Noch weniger macht sie sich an, eine literarisch erschöpfende Analyse der Werke Anzengrubers im Einzelnen zu liefern. Für solche abschließende Bilanz ist es nach meinem Gefühl auch noch viel zu früh. Anzengrubers „Wert“ ist, wie mir scheint, noch mitten im Werden, — wenn anders es wahr ist, daß zur Entfaltung voller Wirksamkeit alles Geschaffene erst sein Publikum abwarten muß, mit dem in Verkehr es erst recht enthält, was es zu leisten vermag. Erst jetzt aber schint mir die Generation herangewachsen, die, naturalistischer Engbrüstigkeit und rationalistischer Kritik übersatt, für das Größe der anzengruberischen Lebensleistung, für seine unerschütterliche, tief religiöse Weltliebe, das rechte Gefühl hat, die den Sinn seines erdherben und sonnenhellen Gelächers versteht. Etwas wie eine Liebeserklärung der jungen Generation an ihren Anzengruber will meine kleine Schrift sein. Wenn aber diese Liebe nicht ganz blind ist, so wird aus den Worten, die sie mir eingegeben hat, wohl ein Bild entstehen, das genug vom Wesen des herrlichen Mannes verrät, um ihm unter Fremden neue Freunde werben zu können.

Julius Bab.

Der Veredlungsverkehr des österreichisch-ungarischen Zollgebietes. Wien 1904, Manz'scher Verlag.

Wenn Schutz Zollgebiete auf dem Weltmarkt hinter den aller Zollhindernisse lebigen Freihandelsländern nicht zurück bleiben wollen, müssen sie sich den großen Vortheil, den die Exportindustrien der Freihandelsgebiete durch bequeme Verfügung über billige Rohstoffe und Halbfabrikate besitzen, mit Hilfe eines mehr oder minder komplizierten Systems zolltechnischer Maßregeln künstlich verschaffen. Dieses System ist der Veredlungsverkehr (Zollrückvergütung). Seine zweckmäßige Gestaltung ist gerade jetzt, da fast alle Staaten Europas einander hohe und immer höhere Zolltarife dräuend entgegenstellen, eine höchst „aktuelle“ Frage geworden. Meine Schrift, die in erster Linie den Veredlungsverkehr Oesterreich Ungarns nach Statistik und gesetzlicher Regelung behandelt und auf die erleichternden Bestimmungen im neuen, der parlamentarischen Genehmigung harrenden Zolltarifentwurf hinweist, dürfte gesteigertes Interesse dadurch erwecken, daß sie auch kurze Skizzirungen der den Veredlungsverkehr regelnden Vorschriften in den anderen Ländern Europas und in den Vereinigten Staaten von Amerika enthält. Das nordamerikanische Zollrückvergütungssystem ist dem idealen Ziel des Veredlungsverkehrs wohl am Nächsten gekommen.

Wien.

Moriz von Engel

Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten. Ein Beitrag zur Psychologie des Mädchens. Wien, C. W. Stern.

„Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten“: Parathustra hat das wohl nicht speziell für die Frauen gesagt. Und doch sollten Viele es als ei

ihnen zugebacht Warnung betrachten; denn sie, die zwischen Gestern und Heute stehen und mit der Seele das Morgen suchen, an deren keine Ohren, von der Zukunft her, Winde mit heimlichem Flügelschlagen gute Botschaft tragen, sie sind die Einsamen. Ihre Wünsche isoliren sie heute oft noch vollständig und das Gestern ihrer Erzieher hängt sich klumpenschwer an ihren vorwärtsstrebenden Fuß. Die kleine Studie, mein erstes Werk, möchte ich nicht als den Roman der unverständenen Frau betrachtet wissen, der im Leben und in der Literatur so häufig ist. Meine Absicht war, zu zeigen, daß die einsame Frau vor Gefahren steht, von denen die Liebe die drohendste ist, „die Liebe zu Allem, wenn es nur lebt.“ „Ein Hauch warmen Athems, ein Wenig weißes Gezettel an der Lunge: und gleich warst Du bereit, es zu lieben und zu loden.“ Und in diesen Worten Niezsches, die, wie mir scheint, zunächst an die Frau zu richten sind, liegt wohl auch der Urgrund einer großen Zahl unglücklicher Ehen.

Wien.

Fritz Burger.

Frau Selenes Ehescheidung. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt, 1904.

Der zweite Theil einer Novellensammlung, deren ersten Band („Dieser Schurk“, der Matkowitzsch!) ich vor etlichen Wochen hier anzeigen durfte. Diesmal habe ich meinen Schauplatz über die Drau und Save hinaus bis an die Donau und Adria erweitert und damit das Wagniß unternommen, im knappen Rahmen einer Novelle auch Leute schildern zu wollen, deren Sitte und Gedankengang uns so unendlich fern liegt wie, zum Beispiel, Sitte und Gedankengang der bosnischen Moslim. Zwei Bände, die noch folgen sollen, werden meine letzten Geschichten aus südslavischen Landen bringen. Ich habe das undankbarste Geschäft der Erde — den Volkspatriotismus — satt. Fortan mögen die Serben und Kroaten und ihre Dichter, Könige und Bane dem deutschen Nachbar verkünden, daß es dort unten eine Kultur, pariserische Ehen und Hüte giebt.

Wien.

Koda Koda.

Die sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri. Wiener Verlag, Wien.

Ein zweckloses Buch! Ich empfehle es meinen ernsthaften und beschäftigten Landsleuten. Es tritt nicht für die Verbesserung der Frauenbekleidung ein und befaßt sich auch nicht mit der kulturellen Hebung des weiblichen Geschlechtes als solchen. Es entrüstet sich nicht über den Hungerlohn des Proleten, noch weniger unternimmt es, zu beweisen, daß es so, gerade so, wie es ist, im deutschen Vaterland zum Besten steht. Nicht mal patriotisch-national geberdet es sich; es „spielt“ weder an der Ost- noch an der Westgrenze. Du findest keinerlei Ewigkeitgedanken darin vorgetragen und in neue philosophische Götzendämmerungen werden Dir keine Zukunftsaussblicke erschlossen. Auch sitzt Du nicht mit dem Büchlein zu Gericht und es gewährt Dir nicht den magemeinigenden Genuß, Dich kritisch zu erbrechen. Ach! Ich fürchte, es ist nicht einmal modern. Wenn es doch statt Dessen lustig wäre! Ein klein Bißchen diabolisch. Und wenn Du es lesen möchtest, lieber, geeigneter Leser!

Hans von Rahlenberg.

Börsenherbst.

Marabeta. Die Sonne von Sedan. Heute durfte man beschleunigten Pulsschlag erwarten. Ich dachte an mein Paris der Boulangerzeit und trällerte unwillkürlich das Lied des großen Paulus, des Carlyle der Ringeltangel, vor mich hin. En revenant de la revue . . . Doch der Ton bleibt Einem im Halbe stehen. Man ist in Berlin. Die Stimmung fehlt. Nicht der Klappe. Wir haben ja den klugen Hengst des Herrn von Osten. Auch der Barde wäre zu finden gewesen. Nur keine Leidenschaft, kein Temperament, das sich auf offener Straße auszusprechen wagt. Höchstens in den Zeitungen giebt's bei uns, im Lande der Schutzmannsordnung, eine Menschenfluth, die in trunkenem Jubel die Stadt durchwogt. Auch die Börse ist seelenruhig. Als der Iibernia-Kurs in lähnen Sprüngen über Stad und Stein die höchsten Höhen erreichte, konnte man glauben, in der Burgstraße sei ein Fieberherd entstanden. Rasch aber ist die Normaltemperatur zurückgekehrt. Keine Rundgebung für die Hauptacteurs, als sie von dem Spektakelstück aus Düsseldorf heimkamen. Selbst das Publikum eines Hoftheaters, das im strengen Geiz der Tradition gewöhnt wurde, jede allzu laute Aeußerung des Entzückens oder Hornes zu unterdrücken, vergißt sich einmal und läßt den überströmender Empfindungen freien Lauf. Und die Börse ist noch lange kein Hoftheater, obgleich auch in ihren Vogen ja Patrizier und Parvenus sitzen und auch sie einen Intendanten hat, den Staatskommissar, der sie manchmal daran erinnert, daß sie mehr ist als ein einfacher Klub. Sang- und Klanglos ließ sie Herrn Fürstenerg wieder an seine Geschäfte gehen. Nicht der geringste Versuch wurde unternommen, vor der Boy der Dresdener Bank eine böse Demonstration zu veranstalten, die dem Oberregisseur die Meinung der Hörschaft übermitteln hätte. Wenn nächsterw Korrektheit, äußere Gleichgiltigkeit den Gipfelpunkt den Kultur bezeichnet, dann besteht die Gemeinde, die sich allmüttiglich hinter dem neuen Dom zum Mammonsdiensnt andächtig zusammenfindet, aus sehr kultivirten Europäern. Ueber allzu viel Temperament kann man auch hier nicht klagen. Im Westen wäre die Rückkehr von der Parade (oder Schlacht) nicht so geräuschlos erfolgt; die Börslaner hätten sich ein Fest bereitet. Selbst die nach Achtern und Sechzehnteln hungrigsten Waller hätten da für ein Viertelständchen Bleistift und Schlufsbuch in die Tasche gesteckt, um sich zu begeistern oder zu entrüsten. Berlin blieb still. Das Bischen Pulsgefleder, das wir gespürt hatten, kann doch kein rechtes Fieber gewesen sein. Auf beiden Seiten hielt man für anständig und nöthig, maßvolle Würde zu zeigen.

Freilich ist unmittelbar vor und sehr bald nach der düsseldorfer Generalversammlung Manches passiert, was auch die munterste Laune dämpfen konnte. Der schlechte Abschluß der Dortmunder Union, der den konservativen Ueberlieferungen der Diskontogesellschaft über Erwarten und Wunsch hinaus Rechnung trug; der neueste Sanirungsplan des Herrn Dernburg, dessen Kuren nicht billig zu sein pfelegen; die Unterbilanz der Stobwasser-Gesellschaft, über die noch so wenig Klarheit herrscht, obwohl das unglückliche Unternehmen an chronischer Lichterfindung krankt; das eben so traurige Resultat der Aktiengesellschaft Spinn & Sohn, die leider gar nichts spinnt, am Wenigsten Seide; die Verkürzung der Seebeck-Dividende von 10 auf 5 Prozent, eine Minderung, die mit übertriebener Pünktlichkeit schon ein Jahr nach der Einführung. (weit über Pari natürlich)

vorgenommen wurde; last not least bei der Canabian Pacificbahn eine Erhöhung des Kapitals um 102 Millionen Mark, die allerdings bestimmt zu erwarten war, seit die darauf hindeutenden Gerüchte „von kompetenter Seite“ entschieden bestritten wurden: alle diese kleinen und großen Widrigkeiten konnten die Börse nicht gerade zu Jubelausbrüchen stimmen. Ueber die schlechten Absatzverhältnisse von Kohle und Holz rede ich erst gar nicht; um solche Kleinigkeiten kümmert sich eine Börse, die auf der Höhe der Neuzeit steht, überhaupt nicht mehr. Werthberechnung: Das ist das Schlagwort. Aktienkapital, Obligationenschuld, Abschreibungen und Reserven, allenfalls noch ein staatliches Angebot: was braucht man denn weiter, um glücklich zu sein? Jeder Behrlling berechnet aus diesen Faktoren so sicher die Kurse, daß die Zuschauer Mund und Nase aufsperrten. Eine Weile glaubte man. Dann kam die Ernüchterung. Fast aber möchte man schon fragen, ob die Herren überhaupt je trunken waren und nüchtern zu werden brauchten. Die unerfreulichen Zwischenfälle der letzten Wochen wären ziemlich unwirksam geblieben, wenn die Begeisterung, die sich zur Zeit des Hibernia-Rumults in den Kursen zeigte, echt gewesen wäre. Das war sie aber nicht. Die Erregung ist nicht bis unter die Haut gedrungen. Das Gespenst der Verstaatlichung rückt näher und dennoch fragt schon Niemand mehr nach harpener Aktien. Will die bayerische Regierung Harpen kaufen: bitte! Die feindlichen Gruppen haben gewiß keine Lust, ihre Kräfte noch an einem zweiten Objekt zu messen; wahrscheinlich wären sie froh, wenn sie die Last des ersten vom Halse hätten. Und man möchte beinahe glauben, daß die Börse sich über diese Entwicklung nie getäuscht hat. Um in ihrem Kundenkreis eine dem Geschäft förderliche Wirkung zu erzielen, hat sie sich zwar eine Weile wie eine Versammlung Irrsinniger geberdet. Aber sie war nur bei Nordostwind toll, verlor nie die Selbstbeherrschung und wußte immer ganz genau, was sie that. Sie kennt ihre Leute und zittert weder vor Möllers noch vor den Gruppensführern, die sie seit Jahren an der Arbeit sah und denen sie keinen Pelidenzorn zutraut. Wenn draußen von furchtbaren Kämpfen und unerbittlicher Nachsicht gefaselt wurde, schneuzten sich die Mäcker, um ihr Lachen zu verbergen. Zu frühe Heiterkeit konnte schaden. Jetzt ist keine Gefahr mehr. Der glorreiche Sommer ist dahin und im Herbstnebel des Mißvergügens haben die Heitersten das Lachen verlernt.

Dis.



Notizbuch.

Vor Weihnachten erzählte ich hier von dem „Ritzgen“, einer Novelle, die Fräulein Helene von Monbart, unter dem Pseudonym Hans von Rahlenberg, 1898 veröffentlicht hat. Das Buch wurde, als es schon in sechs Auflagen verbreitet war, konfisziert, weil eine fast neunzigjährige Jungfrau ihr Schamgefühl durch die Novelle verletzt gefunden und einen Strafantrag gestellt hatte. Ich will die ersten Schicksale des Buches nicht ausführlich wiederholen; nur das Wesentlichste aus den Gerichtssprüchen zusammenstellen. I. Landgericht II Berlin: „Die Schrift bezweckt leiblich, die Folgen einer verkehrten Erziehung der ‚Höheren Töchter‘ rücksichtslos vor Augen zu führen und damit ein Mahnruf an die Mütter zu sein; der Charakter des Ganzen

ist als unzüchtig nicht zu bezeichnen". Die Eröffnung des Hauptverfahrens wird abgelehnt. II. Beschwerde der Staatsanwaltschaft, die vom Kammergericht die Eröffnung des Verfahrens erwirkt. III. Das berliner Landgericht II spricht die Angeklagte frei. „Die Tendenz der Novelle geht lediglich dahin, den Charakter eines sittlich verkommenen und heuchlerischen Mädchens zu schildern. Hiermit hat die Verfasserin ein Thema gewählt, das durchaus geeignet ist, literarisch behandelt zu werden. Denn es handelt sich um eine soziale Frage und ein soziales Problem. Dieses Problem hat die Verfasserin in künstlerischer Form behandelt. Der Inhalt des achten Briefes würde allerdings, losgelöst aus dem Zusammenhang und für sich allein betrachtet, als das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verlegend angesehen werden können. Aber auch in diesem Brief wird die Schilderung durch die Gesamttendenz künstlerisch geadelt; sie wird aus der niederen Sphäre in die höhere der Kunst gehoben. Erwachsene Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes werden im Durchschnitt beim Lesen der Novelle weder einen geschlechtlichen Reiz empfinden noch sich in ihrem Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt fühlen.“ IV. Der Zweite Strafsenat des Reichsgerichtes hebt dieses Urtheil auf und sagt: „Bestand die Möglichkeit, daß die Novelle auch in die Hand unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen gelangte und daß ihr Inhalt deren Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzte, so war die Annahme, daß es sich objektiv um eine unzüchtige Schrift handle, geboten und es blieb dann nur noch zu prüfen, ob die Angeklagten (Verfasserin und Verleger) sich dieser Möglichkeit bewußt geworden sind.“ Objektiv unzüchtig und dem § 184 StGB verfallen ist eine Schrift also schon, wenn sie im Sinn unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen, denen der Verfasser sie gar nicht zugebracht hatte, Aergerniß erregt. Vor ein paar Jahren noch wollte das Reichsgericht die „leicht erregbare Phantasie einer unerwachsenen Schuljugend nicht zum Maßstab dessen machen, was das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normalen Menschen objektiv zu verletzen geeignet ist oder nicht.“ Jetzt will es auch die Unreifen vor früherer Verderbniß schützen. Die Sache wird an die Vorinstanz zurückverwiesen. V. Die Neunte Strafkammer des Landgerichtes I Berlin spricht frei, beschließt aber, um der Reichsgerichtsentscheidung gerecht zu werden: Das Buch ist einzuziehen und die zur Herstellung bestimmten Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen. Denn das „Nizchen“ könne das Schamgefühl Unreifer verletzen, obwohl die Verfasserin „sich nicht bewußt gewesen ist, daß sie durch die Veröffentlichung das Scham- und Sittlichkeitsgefühl irgend Jemandes, es sei denn einer ganz besonders pruden Person, verletzen könne.“ Gegen dieses Urtheil legte die Verfasserin Revision ein. So weit hatte ich im Dezember den Hergang geschildert; und am Schluß gesagt: „Die leipziger Herren, denen der helle Kopf des Freiherrn von Bülow präsidiert, sollten sich dreimal überlegen, ehe sie eine ernste Künstlerin, eine Dame mit dem Makel unzüchtigen Schriftthumes behaften. Der Herr, der bei der Eröffnung des Reichstages neulich den Satz von den Anforderungen steigender Kultur vorlas, hieß, wenn ich nicht irre, auch Bülow.“ VI. Das Reichsgericht hebt das Urtheil auf. „Maßgebend ist die durchschnittlich der Volke herrschenden Empfindungen über Das, was gegen Scham und Sitte in geschlechtlicher Beziehung verstößt. Zum Volke gehören nicht nur die, erfahrenen Männer, sondern auch die Frauen und die weniger erfahrene Jugend beiderlei Geschlechtes. Auch deren Empfindung ist bei Entscheidung der Frage, ob eine Schrift unzüchtig ist, mit in Betracht zu ziehen. . . Von der gesammten, aus dreizehn Briefen l . .

stehenden Novelle hat nach den Feststellungen der Strafkammer nur der achte Brief einen unzüchtigen Inhalt. Für den Thatbestand des § 184¹ kommt regelmäßig die als Ganzes dem Publikum dargebotene Schrift auch nur in ihrer Gesamtheit in Betracht. Die Unzüchtigkeit der ganzen Schrift folgt nicht mit rechtlicher Nothwendigkeit daraus, daß einzelne Stellen oder Bruchtheile einen unzüchtigen Inhalt haben. Allerdings kann schon der unzüchtige Inhalt einer Stelle genügen, um der gesamten Schrift diesen Charakter aufzuprägen. Ob Dies zutrifft, bedarf aber stets nach dem räumlichen und inneren Zusammenhang, in dem die einzelne Stelle zum Ganzen steht, einer besonderen Prüfung. Dies hat der erste Richter ersichtlich verkannt.“ Die Sache wird ans Landgericht Neu-Ruppin verwiesen. VII. Die Erste Strafkammer in Neu-Ruppin beschließt: Die Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen. Die vom Reichsgericht herabgelangten Rechtsvorschriften werden, als seien sie in Neu-Ruppin gewachsen, feierlich vorgetragen. Dann heißt es: „Der achte Brief enthält thatsächlich Unzüchtigkeiten. Nach Ansicht der Strafkammer kommen solche auch in den anderen Briefen vor.“ Erstes Beispiel. Von einem Ehepaar wird erzählt, es habe zu viele Kinder; und das Nizchen ruft: „Wie kann man nur! Sie könnten doch wirklich was thun, — wo er noch nicht mal Major ist!“ Darüber sagt das Urtheil: „Mit dem ‚was thun‘ kann augenscheinlich ein Mittel zur Verhütung der Schwangerschaft gemeint sein, wenn nicht an was Schlimmeres gedacht ist.“ Zweites Beispiel: „Die verlobte Geheimrathstöchter äußert kurz vor ihrer Trauung den Wunsch, sich ihrem Geliebten völlig hinzugeben. Doch ihr wirklicher Wille ist Dies nicht, nur ein Spielen mit der Leidenschaft.“ Ergebnis: „Die Novelle ist geeignet, das im Volk lebende Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen, sei es nun, daß sie einen geschlechtlichen Reiz hervorrufe, sei es, daß sie Widerwillen und Abscheu erregt, und zwar werden von ihr sowohl erfahrene Männer als auch die unerfahrene männliche und weibliche Jugend verletzt. Denn die Novelle ist nicht so angelegt, daß sich von dem dunklen Hintergrunde der Schilderung des Realisten Gröndahl das Helle, Erfreuliche der Schilderung Achims von Wustrow siegreich abhebt und er mit seinen reinen Lebensanschauungen Recht behält. Nein, im Gegentheil: nicht die Tugend, sondern das Laster siegt. Nizchen wird eine ‚glückliche Frau‘, ohne daß Jemand eine Ahnung von Dem hat, was vor der Ehe vorgefallen ist, und wird ihr in ihrer Brautzeit angeknüpftes Liebesverhältniß mit dem berühmten Schriftsteller während ihrer Ehe fortsetzen. Da hiernach die Novelle, ein mit großem Geschick geschriebenes Kunstwerk, sich in seinen wesentlichen Bestandtheilen als unzüchtig erweist, war, wie geschehen, auf Grund des § 184 StGB die Unbrauchbarmachung der zur Herstellung des Buches bestimmten Platten und Formen auszusprechen.“ VIII. Am vierundzwanzigsten Juni 1904 verwirft das Reichsgericht die vom Fräulein von Monbart gegen dieses Urtheil eingelegte Revision. „Der Ausspruch der Strafkammer, daß die Novelle ein mit großem Geschick geschriebenes Kunstwerk sei, hindert nicht die Annahme, daß sie sich als unzüchtige Schrift darstelle. Der Revision ist zuzugeben, daß ein Kunstwerk an sich niemals im Sinn des § 184 StGB unzüchtig sein kann. Die Entscheidung, ob Kunstwerke oder andere Gegenstände, die Vorgänge des Geschlechtslebens betreffen, als unzüchtig zu bezeichnen sind, hängt von der Wirkung ab, die sie auf den Leser oder Beschauer ausüben. Wohl kann die künstlerische Darstellung so vollendet und die durch sie hervorgerufene Wirkung künstlerischen Genußes eine so starke sein, daß für das natürliche Gefühl die sinnliche Empfindung zurückgedrängt wird

und daß, was unter anderen Umständen schamverlegend wirken würde, dieses Charakters durch die künstlerische Gestaltung des Stoffes entkleidet wird. Dies trifft aber hier, nach den Feststellungen der Vorinstanz, nicht zu.“ Mit diesem achten Urtheil war die Sache, nach dreißig Monaten, beendet und rechtskräftig entschieden. Anno 1904, neunzig Jahre nach der Zeit finsterster Reaktion, da Schopenhauer geschrieben hatte: „Alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt hat und was die (menschliche) Natur in irgend einer Lage aus sich hervortreibt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt und brütet, ist des Dichters Thema. Daher kann er so gut die Wollust wie die Nyctil besingen, Anacreon oder Angelus Silesius sein, die erhabene oder die gemeine Gesinnung darstellen, — nach Laune und Beruf. Demnach darf Niemand dem Dichter vorschreiben, daß er edel und erhaben, moralisch, fromm, christlich oder Dies oder Das sein soll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er Dies und Jenes nicht sei.“ Unser Richter sind anderer Meinung. Noch heute. Und wenn wir wenigstens die Möglichkeit hätten, ihre Meinung klar zu erkennen! Daß diese Möglichkeit fehlt, lehrt der Vergleich der acht Urtheile. Kammergericht, Berlin I, Berlin II, Neu-Ruppin, Leipzig: fünf verschiedene Auffassungen des streitigen Begriffes der Unzuchtigkeit. Was in Berlin erlaubt ist, wird in Ruppin verpönt; und je länger sich die Gerichte mit dem bösen Buch zu beschäftigen haben, um so größer wird natürlich die Zahl der inkriminirten Stellen. Was wirklich nicht genug, daß im Oktober 1902 eine berliner Strafkammer erklärte, die Novelle habe nicht den Charakter einer unzüchtigen Schrift? Mußte man Jahre lang mit dieser Unbeträchtlichkeit Altenpapier füllen und Menschen plagen? In der Wirkung unterscheidet der achte Gerichtspruch sich kaum von dem ersten: das Buch ist nicht mehr konfisziert und kann in Deutschland wieder verkauft werden. Inzwischen aber ist in einem österreichischen Verlag erschienen und in fast hunderttausend Exemplaren verbreitet worden. Und Das ist der Humor davon.

* * *

Herr Walter Seligmann schreibt mir: „Die im vorletzten Juliheft veröffentlichte Entgegnung des Herrn Dr. Paul Kteger wird bei Allen lebhaften Widerspruch geweckt haben, die in der Assimilirung der Juden die einzige Möglichkeit erblickten, den vom Dr. Jakob hier so treffend geschilderten schimpflichen Zuständen mit der Zeit ein Ende zu bereiten. Nicht möchte ich mich in den wissenschaftlichen Streit der beiden Herren mischen, sondern nur aus meinem, wie ich glaube, modernen Empfinden heraus ein paar Worte sagen. Der Uebertritt eines als Jude registrierten Staatsbürgers zum Christenthum ist, wenn nicht religiöse Gründe dazu drängen, die berechtigste Nothwehr gegen die ihn unverschuldet treffenden, oft unerträglichen Folgen des ähnen Rufes, in den die Judenheit durch tausendjährige Einflüsse aller Art gerathen ist. Diese Nothwehr steht nicht Denen zu, die überzeugte Anhänger der jüdischen Religion sind, wohl aber den Tausenden, die sich gegen die Ausfüllung der amtlichen Bekenntnißrubrik mit dem Wörtchen ‚mosaisch‘ entschieden gewehrt hätten, w ihnen bis zur Erlangung der Urtheilsfähigkeit die Wahl zwischen Judenthum b Christenthum freigestellt worden wäre. In welchem Maße durch Tausende die bän liche und gesellschaftliche Gleichstellung erreicht wird, hängt außer von Physiogno e und Namen erheblich davon ab, wie weit man in Wesen und Gesinnung das Sp fische abzustreifen vermag, das theils Antipathie, theils Spottlust hervorruft i) allgemein als ‚jüdisch‘ bezeichnet wird. Diese Emanzipation vorzunehmen, erforl t Selbsterkenntniß und Selbstzucht; und je weniger Jemand sich dieser Aufgabe

wachsen sieht oder je weniger er das Schimpfliche des bestehenden Zustandes herausfühlt, desto feindlicher seine Stellung zum Uebertritt. Dieser bringt, was gern vergessen wird, zunächst auch ideelle Vortheile und ist namentlich von unschätzbarem Werth für die nachfolgenden Generationen, wie uns die vielen von Juden abstammenden christlichen Familien beweisen. Dankbaren Herzens müssen sie die Einsicht ihrer Voreltern preisen, durch die ihnen all die Kränkungen, Zurücksetzungen und Demüthigungen erspart bleiben, denen sie als Juden ausgesetzt wären und die schon früh in der Schule das kindliche Gemüth verbittern. Es giebt kein Ideal, dem man nicht eben so gut ohne wie mit Judenthum nachstreben kann. Was an hoher Intelligenz und edlen Anlagen bei den Juden vorhanden ist, würde noch ganz anders zur Entfaltung kommen, ein viel größeres Feld der Bethätigung finden, wenn diese Menschen von der Bezeichnung, 'Jude' befreit wären und den in unserem christlichen Staat allein Gleichberechtigung gewährenden Christenglauben angenommen hätten. Je weniger Haß und Gegenhaß durch konfessionelle Zersplitterung erzeugt wird, desto besser für die Entwicklung des Vaterlandes; es liegt daher durchaus im Interesse des Staates, den Juden die Assimilirung möglichst zu erleichtern, namentlich den werthvolleren Elementen unter ihnen. Diese werden es mit Freude begrüssen, als freie Menschen unbehelligt dem Staat gute Dienste leisten zu können. Sehr zu wünschen wäre, daß die bei den Gegnern des Uebertrittes herrschenden strengen Begriffe von Ehrenhaftigkeit in Bezug auf die Taufe auch auf andere Gebiete, namentlich auf das Erwerbsleben, übertragen würden, wo im 'Streben nach weltlichem Vortheil' am Ende von Manchem doch auch manchmal gesündigt wird."

Herr Dr. Rüttenauer schreibt mir:

„Die deutsche liberale Presse, die nationalliberale voran, appellirt so gern an das moralische Gewissen; aber natürlich negirt sie es, wie übrigens jede politische Presse, jede politische Macht, sobald es ihr nicht in den Kram paßt. Die paar französischen Bischöfe, die der Regierung eine Weile mehr gehorchten als dem Papst, wurden bei uns als Helden und Märtyrer gefeiert. Ja, es gehört ein ungeheurer Heldennuth, Freimuth, Edelnuth und Märtyrermuth dazu, sich lieber auf die Seite Dessen zu schleppen, der uns ein Einkommen von dreißigtausend Francs sichert, als auf die Seite Dessen, von dem wir höchstens Klagen und Strafen zu erwarten haben. Pius kann tabeln, Combes kann das Gehalt sperren. Folglich ist ein Held, wer Combes mehr gehorcht als dem Papst. Das spezifisch katholische Gewissen gar scheint unserer Presse völlig unbekannt. Nach diesem Gewissen aber bleibt einem Bischof, der selber dieses Gewissen hat und der das Unglück hatte, in Widerspruch mit dem Papst zu gerathen, nichts Anderes übrig, als sein Amt niederzulegen, auch wenn eine noch so mächtige Regierung will, daß er es behalte. Handelt er anders, so hört er auf, im strengen Sinn des Wortes Katholik zu sein. So urtheilt heute die ganze katholischgläubige Christenheit; und die hat hier doch allein mitzureden. Besonders merkwürdig war, wie galant die liberale Presse den galanten Bischof von Vaval behandelte. Der wurde ihr Heiliger. Und nach seinem Blut legzten die Jesuiten. In Wahrheit — und gerade nach protestantischer Auffassung — ist es ein Skandal, daß ein solcher Mann überhaupt Bischof sein und bleiben konnte; und ich möchte die Nationalliberalen hören, wenn der Mann auf einem deutschen Stuhl säße (und kein Nationalliberaler wäre). Solche Bischöfe und noch viel galantere hat es früher oft gegeben.

Heute kann sich die Kirche diesen Luxus nicht mehr erlauben. Dafür haben die Protestanten gesorgt. Und die nationalliberale Presse thut das Ihre redlich dazu. Beide müßten dem Papst Beifall klatschen, — wenn sie konsequent sein könnten, konsequent sein wollten. Doch in der Politik kommts schließlich darauf an, sich selbst durchzusetzen. Nur darf man sich dabei nicht blamiren. Das Verhalten der nationalliberalen Presse gegenüber Frankreich ist das eines Mannes, der sich immer mit dem Splitter in seines Nächsten Auge beschäftigt und den hicken Balken im eigenen ganz vergißt. In Sachen kirchlicher Freiheit sind wir ja tausend Meilen hinter Frankreich zurück. Wenn man bedenkt, wie oft bei uns der Staat sich zum Büttel der Kirche hergibt und wie selten die Nationalliberalen daran Etwas auszusetzen haben, muß man über ihr heuchlerisches Gegrin von wegen französischer, Jesuitenwirthschaft herzhast lachen. Die französische Republik sucht die Religion aus der Schule zu treiben; welcher Nationalliberale erschrickt nicht und erbleicht vor einer solchen Ungeheuerlichkeit? Zwischen Staat und Kirche ist in Frankreich eigentlich nur noch die Geldfrage zu beantworten. Auch dafür will Combes sorgen. Dann ist die Trennung vollständig. Und dann? Hat denn von all den liberalen Deutschen, von all den frommen deutschen Protestanten, die dem französischen Minister zujubeln, in der Presse und am Bierisch, hat auch nur einer, frage ich, sich einmal ruhig überlegt, wohin dieser letzter Schritt führen muß? Die Bischöfe bekommen vom Staat nichts mehr, können also auch nicht mehr vom Staat gemacht werden, sind also auch nicht mehr vom Staat abhängig. Sie werden allein vom Papst gemacht — oder gar von den Jesuiten! — und werden danach sein. Nur der Glaube, die Frömmigkeit des Volkes kann ihnen und den Pfarrern dann noch das zum Leben Nöthige liefern. Je mehr kirchliche Frömmigkeit, desto mehr Einkommen. Diese künftigen französischen Bischöfe und Pfarrer werden ganz anders, 'bahinter sein', als wirs bisher sahen. Und dann giebt's wieder Wahlen. . . Der Papst ist kein Politiker. Der Papst ist ein dummer Kerl. Alle Zeitungschreiber meinen es. Und sie sind sämtlich große Politiker. Aber vielleicht ist der Papst doch nicht so dumm. Vielleicht versteht er seine Zeit besser als irgend Einer. Vielleicht wird man eines Tages verblüfft erkennen, daß Pius X. der erste moderne Papst war und von Amerika noch mehr gelernt hatte als der Deutsche Kaiser. Vielleicht bin ich aber auch ein schlechter Prophet und es gelingt Combes und seinem Anhang, die Nation mit sich zu reißen, wie einst Mirabeau und sein Anhang (die freilich keine Minister waren), und damit den Anstoß zu geben zu einer abermaligen gänzlichen Veränderung der sozialen und geistigen Physiognomie des alten Europa. Dann müßte ihn freilich die Weltgeschichte zu den großen Männern rechnen. Aber ich glaube nicht, daß öffentliche, mit materiellen Machtmitteln ausgestattete Gewalten je Wertzeug des Heiligen Geistes sein können. Unter dem Einfluß einer solchen Gewalt, eines solchen Kultusministers' wurde einmal die 'Vernunft' auf den Altar erhoben. Das war und blieb eine Komödie. Die wahren Kultusminister der Menschheit, die mehr bedeuten als rasch abgehende Theaterfiguranten, sind die Voltaire, Diderot und Rousseau, die Schiller, Goethe, Kant; und dem kleinen Antatole France verdankt das heutige Frankreich, das nach der Befreiung der Geister lechzt, mehr als dem tieberen Combes. Davon bin ich überzeugt; aber auch davon: daß Rom nie politischer war als in dem Augenblick, wo es einmal für ganz unpolitisch verschrien wurde."

Inzwischen ist auch der Bischof von Laval dem Ruf des Papstes nach Rom gefolgt; und Herr Combes hat in schroffen Worten dem Vatikan Fehde angesetzt, die

Möglichkeit einer Fortdauer des Konföderates bestritten und erklärt, daß Frankreich nicht mehr den Wunsch hege, als älteste Tochter der Kirche gepriesen zu werden.

Walbed-Rousseau ist im August gestorben. Er war Frankreichs berühmtester Advokat, vielleicht Frankreichs stärkster Staatsmann; und hat den Platz doch nicht erreicht, auf dem ihm beschieden gewesen wäre, de donner sa mesure, das Maß seiner Kräfte erkennen zu lassen. Er wäre bei der nächsten Wahl Präsident der Republik geworden und hätte dann bewiesen, was auf diesem höchsten Sitz ein Wille vermag. Er hatte den Muth, zu wollen, und den Wunsch, durch eine hohe Schranke vom Haufen getrennt zu sein. Nicht die allgeringste Aehnlichkeit mit Gambetta, der ihn früh zum Kollegen erklor. Kein Applausbedürfniß, also auch keine Neigung zu demagogischen Künsten. Freilich auch nichts von dem stürmischen Genie des fetten Diktators. Sein Wesen erinnerte weder an die redliche Pedanterie unseres Walbed noch an Rousseaus krankende Schwärmerseele. Die Freunde liebten in ihm den Dilettanten (im französischen Sinn des bei uns oft mißbrauchten Wortes), den feinen Kunstgenießer, der selbst gern mit Wasserfarben die Einwirkung gebrochenen, zerstäubten oder prallen Lichtes auf die Dinge darzustellen versuchte. Für sein öffentliches Auftreten hatte er sich die Maske eines Mannes zurechtgemacht, den eigentlich nichts interessirt, der nur aus Pflichtgefühl mitarbeitet und hochmüthig auf das wirre Getriebel herniederblickt. Als Ministerpräsidenten hörte ich ihn in einer Striktedebatte. Die Kammer hatte ihren wilden Tag. Die Parteien heulten, tobten, pfauchten und Herr Millerand, der, als Handelsminister, zuerst für die Regierung sprach, konnte seine Rede kaum enden. Dann kam Walbed. Dunkelblauer Jacketanzug mit weißer Weste, schlank, fast unbeweglich; die Stimme kühl, der Vortrag nüchtern, ohne allen oratorischen Puz. Wenn die Menagerie zu lärmen anfing, stand er still, ließ die Lider sinken, als kämmere ihn das Geräusch gar nicht, und wartete. Und da man bald merkte, daß dieser Mann auch heute nicht aus seiner Ruhe zu bringen wäre, gab man die unnützlichen Versuche auf. Was Walbed sagte, war gut, verständig und logisch nicht leicht zu widerlegen. Er sprach nicht wie ein vom Parlament abhängiger Minister, der für Haupt und Leben sichts, sondern wie ein erfahrener Anwalt, der dem Civilgericht einen Fall vorträgt. Damals war er das große Räthsel von Paris. Der Freund des als Unheilstifter verschrienen Jesuitenpaters Dulac kämpfte gegen den Klerikalismus; der Bourgeois, der gesagt hatte, der Sozialismus führe auf Wegen, où souffrent la haine et la colère, vors la détresse et la servitude, hatte sich den Sozialdemokraten Millerand ins Ministerium geholt. Unbegreiflich. Jeder fragte mich: Welchen Eindruck macht Ihnen dieser Mann? Verstehen Sie, warum er jetzt Alles befehdet, was ihm ein Leben lang heilig war? Vielleicht wars nicht so schwer zu verstehen. Walbed war noch mehr Plaidneur als Politiker. Die schwierige Aufgabe reizte den Advokaten. Keiner war mit der Affaire Droyfus fertig geworden. Gegen die Krämpfe der Notion schien kein Kraut gewachsen. Walbed ging an die Sache wie an einen gefährdeten, schon in zwei Instanz:n verlorenen Prozeß. Die Leute sollten seine Intelligenz, die Kraft seines Willens endlich erkennen. Er setzte sich zwischen Galliffet und Millerand und erreichte, daß Beide sich sehr gut vertrugen und der Sozialist sich sacht zum Liberalen wandelte. Und er gewann den Prozeß. Ein Meisterstück advokatorischer Kunst. In der sicheren Wägung aller Möglichkeiten und Nothwendigkeiten zeigte sich aber auch ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent. Walbed-Rousseau wäre der beste Präsident der Republik ge-

worden. Er wollte nicht populär sein, verachtete die Menschen, die ihm des Mitleids doch würdig schienen, und wußte, ohne Veräusch, seinen Willen zur Macht durchzusetzen.

Der regensburger Katholikentag hat ein vom Kaiser selbst unterzeichnetes Danktelegramm bekommen; die in Speyer zur Einweihung einer Protestkirche versammelten Lutherischen mußten sich mit der Unterschrift des Herrn von Lucanus begnügen. Und der Katholikentag soll, nach liberalen Zeitungen, doch nur unverständige, anmaßende, mittelalterliche Dunkelmännerreden geleistet haben, soll auch, nach den selben Zeitungen, eine politische Veranstaltung sein. Ist ers, dann sind die Männer, die ihn leiten, sehr klug; dumm wären sie, wenn sie nicht nach politischer Macht strebten. Und was ich von den Reden las, war, vom Standpunkt eines gläubigen Katholiken aus beurtheilt, durchaus zu loben. Täglich fragen in Nord und Süd geschickte Leute seufzend, warum die politisch organisirte Katholikenpartei in Deutschland solche Erfolge habe. Warum? Weil sie weiß, was sie will; weil sie Etwas zu geben und zu weigern hat; und weil ihr natürlicher Gegner keinen offenen Kampf mehr wagt. Die Speyrer Kirche soll ein steinerner Protest gegen Rom sein. Beim Weihfest aber sprach ein berliner Oberhosprediger: „Wir wollen, ohne Haß, ohne Groll, mit unseren katholischen Brüdern in Frieden leben.“ Wunder schön. Dann aber sollte man auch keine Protestkirche bauen. Wenn Luther so friedlichen Sinnes gewesen wäre, hätte er das Augustinerleid nicht abgelegt. Was bleibt einem Protestantismus, der nicht protestirt? Darf er sich wundern, wenn die weltliche Behörde ihm, der nichts zu bieten hat, die Reverenz ver sagt?

Im primkenauer Forstgebiete, das dem Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, dem Schwager des Kaisers, gehört, hat am fünfzehnten August ein Waldbrand gewüthet. Solche Brände sind in dürster Sommerszeit leider nicht selten; doch nicht immer wird wohl so rasch geholfen, die Frage nach der Entschädigungspflicht so rasch beantwortet wie in diesem Fall. Aus Glogau und Sprottau wurden tausend Soldaten in Ertragsügen zur Hilfeleistung auf die Brandstätte beordert. Der Oberpräsident von Schlessen, der Präsident der liegnitzer Regierung, der Präsident der Breslauer Eisenbahndirektion trafen sofort zur Besichtigung ein und in einer Konferenz dieser drei Würdenträger wurde auf Schloß Primkenau in Gegenwart des Herzogs noch am selben Tag festgestellt, daß der Brand „durch den Funkenwurf einer Lokomotive“ entstanden sei und der preußische Eisenbahnfiskus den Schaden — es handelt sich um eine siebenstellige Ziffer — zu ersetzen habe. Solches vermag unsere ehrwürdige Bureaukratie. Und man sagt, in Preußen arbeite die Verwaltungsmaschine nicht schnell genug.

In einer Rede, die er beim Provinzialfest in Altona hielt, hat der Kaiser seinen Schwiegervater, den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Herzog Friedrich genannt und von ihm gesagt: „Deutsch bis in das Innerste seines Markes, hat er schwer und viel gelitten, ohne an seinen Idealen zu verzweifeln oder sich selber je untreu zu werden.“ Herzog nannte der Prinz sich selbst wurde aber nur von einzelnen Bundesregierungen als Souverain anerkannt; und er setzt den preußischen Mittel ironisch zwischen Anführungsstriche. Im dritten Band seiner Reichsgeschichte sagt er von dem Augustenburger: „Der junge Fürst zeigte sich in einem Gespräch mit Bismarck sehr wenig beifert, auf die preußischen Wünsche zugehen. Er scheint sich bereits ganz als souverainen Bundesfürsten zu fühlen.“

verpflichtet sei, den Rechten seines Hauses und seines Staates nichts zu vergeben. Die Herzogthümer, sagte er, haben Preußen nicht gerufen; ohne Preußen würde der Bund ihre Befreiung leichter und ohne lästige Bedingungen erreicht haben. Weitere Gespräche zwischen ihm und dem ihm persönlich nah befreundeten Kronprinzen führten zu keinem erhebtlich besseren Resultat.“ Treitschke ließ ihm zwar den Herzogstitel, schrieb aber 1865: „Die deutschen Schleswiger kennen aus langer Erfahrung das Haus Augustenburg; die Holsteiner kennen nur die schönen Worte des Herzogs Friedrich. Der Herzog versicherte hoch und heilig, er würde das Erbrecht seines Hauses nicht geltend machen, wenn es nicht mit dem heiligsten Interesse der deutschen Nation zusammenfiel. Der überraschende Gang der Ereignisse hat inzwischen gezeigt, daß diese Voraussetzung irrig war. Die Herzogthümer sind deutsch und werden deutsch bleiben, auch wenn sie nicht unter den augustenburgischen Herzogshut fallen sollten. Wäre nun die Versicherung des Herzogs ernst gemeint gewesen, so müßte er jetzt den hochsinnigen Entschluß der Entsagung finden. Er trete seine Ansprüche gegen reichliche Entschädigung an die preussische Krone ab, er entbinde die Holsten ihres Eides: und rasch wird sich die Lage des Landes zum Heil Deutschlands neu gestalten. Wir tabeln den Herzog nicht, weil er diese großherzige Entschließung nicht findet. Wir kennen sie, die verheißungsvolle Sprache aller Prätendenten; wir wissen, daß des Finklers Pfeife lieblich tönt, derweil das Vöglein auf die Ruthe geht. Aber soll unsere Nordmark darum in eine unhaltbare, ungesicherte Ordnung eintreten, weil ein Prinz, dem die Gnade des Geschicks eine ungemene Entscheidung in die Hände legte, in großer Stunde sich als ein gewöhnlicher Mensch erweist?“ Das war 1865. Zwei Jahre vorher hatte Theodor von Bernhardt, der in Gotha Gast des Augustenburgers war, in sein Tagebuch geschrieben: „Er hat eine mehr dänische als deutsche Physiognomie und spricht das Deutsch auch wie ein Fremder, ohne die Zähne sonderlich auseinanderzubringen. Des Herzogs Wesen zeugt, so liebenswürdig er ist, doch weder von einem eminenten Geist noch von einer ungewöhnlichen Spannkraft des Charakters. Was ich über die Lage der Dinge in Berlin und über Bismarcks Pläne zu sagen habe, mache ich so kurz wie möglich, weil er nicht gerade mit gespannter Aufmerksamkeit zuhört; seltsamer Weise eher mit einer Art von Ueberdruß. . . Der Herzog hat Waffen; er hat — insgeheim — ein Depot von mehreren tausend Gewehren in Lübeck. Der Herzog will plötzlich im Lande erscheinen, unerwartet an der Spitze einer eigenen Heeresmacht dastehen und es dann darauf ankommen lassen, ob Preußen seine Waffen gegen ihn kehren kann und will“. Gustav Freytag („Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“): „Der Kronprinz sprach gegen mich Bedauern aus, daß die Anwesenheit des Herzogs von Augustenburg und dessen bayerische Uniform unter den Preußen des Hauptquartiers so große Mißstimmung erzeuge. Ich wußte erwidern, daß der erlauchte Herr wohl richtiger gehandelt hätte, wenn er bei einem bayerischen Corps geblieben wäre oder wenn er dahin zurückgehe, und der Kronprinz äußerte zuletzt, er wolle mit dem Herzog darüber reden. Doch scheint Dies nicht geschehen zu sein. Am vierundzwanzigsten August kam der König zu einem Besuch in das Hauptquartier der Dritten Armee. Der König war heiter und gnädig gegen Alle. Als er den Herzog von Augustenburg sah, fragte er den Kronprinzen: ‚Wer ist dieser bayerische General?‘ Auf die Antwort stuzte er einen Augenblick, dann trat er zu dem Herzog und sprach wenige Worte; Beide befangen“. Während der Schlacht von Sedan hörte Freytag bei Donchery dann den Augustenburger sagen: „Eine solche Stunde

ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflichten auf". Seitdem war er nicht mehr Preußens Feind. Ganz so einfach und geradlinig, wie der Kaiser ihn, mit dem zärtlichen Blick des Verwandten, sieht, war der Charakter dieses Prinzen also nicht.

In der selben Rede hat der Kaiser über seine Frau, die Tochter des Prinzen Friedrich, gesagt: „Der Königin Luise gleich an Volksthümllichkeit, gewonnen durch Werke der Liebe an Armen und Leidenden, durch Stärkung und Pflege des Herzes unseres Volkes, des Familiensinnes, steht Ihrer Majestät Bildniß in den Herzen aller Untertanen unauslöschlich eingepreßt.“ Der Begriff der Untertänigkeit lebt in unserer Verfassung nicht mehr. Und der Frau des Kaisers mögen, so hofft und wünscht jeder Deutsche, die Prüfungen erspart bleiben, die der Königin Luise volksthümlischen Nachruhm schufen. Das Unglück gewann ihr die Herzen; und mit Recht sang Kleist von ihr: „Du bist der Stern, der voller Pracht erst schimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!“

Ueber diese Rede war in der Boffischen Zeitung zu lesen: „Alle Anwesenden wurden durch die ritterliche, warmherzige Ansprache des Kaisers hingerissen, der in so feinsinniger Weise des Herzogs Friedrich gedachte und dann mit dem Hurra auf die Provinz in so von innigster Liebe und Verehrung durchwehten Worte das auf seine hohe Gemahlin verband. Kein Einziger im weiten Saal, der nicht jubelnd in dieses Hoch eingestimmt hätte. Draußen war Alles glänzend illuminiert. Im märchenhaften Schimmer tausender elektrischer Glühkörper stand eine unabsehbare Menge, die den Majestäten begeistert jubelte; waren doch Gerüchte überallhin gedrungen, in welcher Weise das Kaiserpaar die Provinz geehrt hatte“. Die Boffische Zeitung ist noch immer das berlinische Hauptorgan der bürgerlichen Demokratie.

Noch zwei Zeitungsnachrichten. I. „Der Kaiser hat für die in Südwestafrika Gefallenen oder an einer Krankheit Verstorbenen ein Gedenkblatt gestiftet, das den Hinterbliebenen durch das Oberkommando der Schutztruppe sofort nach Bekanntwerden des betreffenden Todesfalles zugestellt wird. Das Blatt zeigt den geflügelten Ritter Sankt Georg, dessen Linke einen Vorb. rkrantz auf Fahnen, Pauken, Trommeln, Kürassierharnisch und Helm niederhält, und trägt folgende Inschrift: ‚Gedenkblatt für (folgt Name, Charge, Geburt- und Sterbetag des Betreffenden). Er starb für Kaiser und Reich. Ehre seinem Andenken.‘ Unten links befindet sich die Photographie des Gefallenen oder Verstorbenen in Tropenuniform; und am Fuß des Blattes stehen die Worte: ‚Entworfen von Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm dem Zweiten.‘ Es ist dafür gesorgt, daß die Blätter immer in gehöriger Anzahl vorhanden sind und die Versendung gleich erfolgen kann, wenn die Todesnachricht eintrifft.“ II. „Bei der Hauptprobe des neuinstudierten Ballets, ‚Coppelia‘ ging Alles glatt bis zu einem slavischen Tanz, dem das richtig Tempo in der Tanzweise nicht beizubringen war. Der Kaiser hatte im Zuschauerraum Platz genommen und unterrichtete, als es bei der Probe nicht klappen wollte, Kapellmeister, Regisseur und Darsteller in sehr deutlicher Weise, wie die Tonaccente fallen, wie die und jene Wendung ausgeführt werden müsse. Darob allgemeines Staunen. ‚Ja, ja, Sie sehen mich an,‘ sagte der kaiserliche Regisseur (gemeint ist: der Balletregie führende Kaiser), ‚es ist aber doch so!‘ Natürlich wurde Alles gemacht, wie der Kaiser es wollte.“ Gedruckt anno 1904 in Berlin.



Berlin, den 17. September 1904.

Luisa von Koburg.

Luisa Marie Amalie, die fast siebenundvierzigjährige Tochter des Königs der Belgier, seit dreißig Jahren die Gattin des österreichischen Feldmarschalls Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha, seit sechs Jahren die Schwiegermutter des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, ist, mit Beihilfe ihres Geliebten, des wegen Wechselfälschung mit Zuchthaus bestrafte und kassirten Lieutenants Mattachich, der Gefängnißkantinewirthin Stöger und des sozialdemokratischen Abgeordneten Südekum, dem Psychiater, dessen Obhut sie anvertraut war, entflohen. Ihre Königliche Hoheit lebt mit dem Liebsten jetzt in Paris und empfängt täglich Reporter, vor denen sie ihr volles Herz ausschüttet, ihren Ehemann schilt, die durch Geburt und Rang ihr Nächsten höhnt. Wir aber lesen in großen und kleinen Blättern, diese Flucht — aus dem Stahlbad Elster, nicht aus einer Irrenanstalt — sei eine Heldenthat und jede fühlende Brust müsse jubeln, weil ein schuldloses Opfer barbarischer Tücke seinem Fester endlich entronnen sei. Um dem Leser ärgerliche Enttäuschung zu sparen, sage ich gleich, daß ich nicht zu den Besitzern solcher fühlenden Brüste gehöre; füge aber schnell auch hinzu, daß die von tausend Thürmen ausgeatmete öffentliche Meinung selbst auf Verständige gewirkt hat. Kein Wunder. Eine Königstochter, die sechs Jahre lang in einer Irrenanstalt festgehalten ward, wahrscheinlich bei Wasser und Brot hinter Eisengittern, oft vielleicht in einer Zwangsjacke, und die treue Liebe nun, im Bunde mit einem edlen Proletarier, befreit: solche Vorstellung rüttelt die Nerven und füttert die Phantasie. Nechtsinn, angeborenes und unter der Demokratenhülle fortwirkendes La-

talengefühl, das die in Königsschlössern Gezeugten ehrfürchtig bestaunt, vereint sich altem Aberglauben; und dieser Zweibund lähmt natürlich die Urtheilskraft. Ich gönne Madame Luise die Freiheit, würdige vollkommen die Motive des — durch Heirath dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandten — Proletariers Südekum, der, leider mit unzulänglichen Mitteln, den Cassalk spielen möchte und schon für die Kronprinzessin von Sachsen, die sich dankbar erwies, fast so feurig eintrat wie der größere Ferdinand einst für die Gräfin Hatzfeldt. Ich amustre mich über die (ganz unnöthig) romaneske Art der Einführung und habe einigen Sinn für den Humor der Thatsache, daß die erste politische Aktion eines deutschen Sozialdemokraten die Befreiung einer überlichen Prinzessin zum Ziel hatte. Erlaube mir aber, die Ueberzeugung auszusprechen, daß wir eine sozialdemokratische Partei gar nicht brauchen, wenn im Deutschen Reich nicht Tausenden jeden Tag schlimmeres Unrecht geschieht, als der Frau des Prinzen Philipp von Koburg geschehen ist.

Ist sie irrsinnig? Ich weiß es nicht. Keiner von Allen, die jetzt für sie plaidiren, weiß es. Selbst in Winkelblättern sollte man nachgerade nicht mehr lesen, Jemand „mache durchaus nicht den Eindruck eines Geisteskranken“. Will der Laie nach ein paar Gesprächen entscheiden, ob ein Mensch Krebskrank, tuberkulös, syphilitisch ist? Und die Symptome einer Psychose — die ja nicht Teufelswerk, sondern eine Krankheit wie andere ist — sind noch schwerer zu erkennen als die sichtbarereren Leiden. Das Kind oder der Pöbel mag glauben, geisteskrank sei nur, wer tobt, die Augen rollt, Schaum auf der Lippe hat oder wenigstens irr redet. Wer öffentlich über diese Dinge mitsprechen will, sollte wenigstens Griesinger oder Kraepelins „Einführung in die Psychiatrische Klinik“ gelesen haben; dann hätte er doch eine Ahnung, in wie verschiedenen Formen eine Hirnkrankheit sich äußern kann. Die Kantinenwirthin Stöber, die Herren Mattachich und Südekum und unzählige Reporter behaupten, die Prinzessin sei geistig kerngesund. Die Psychiater Krafft-Ebing und Jolly, Wagner von Jauregg, Obersteiner, Weber, Hinterstoisser und Pierjon, berühmte Professoren der wiener und berliner Fakultät, Gerichtsarzte und Irrenanstaltsleiter, haben sie in amtlichen Gutachten für psychisch krank und der Anstaltslege bedürftig erklärt. War Krafft-Ebing, der einen Weltruf zu verlieren hat etwa bestochen? Wollte unser (inzwischen verstorbener) Professor Jolly die Gunst des Koburgers erfälschen? Mit solchen Hintertreppengeschichten will man uns verschonen. Ich glaube, daß der Dugendpsychiater durch Fahrlässigkeit und Zunftmanie mindestens eben so oft sündigt wie jeder Durchschnittsarzt; und empfehle Denen, die es nicht glauben, die Brochure „Siele“ zu

Tage Irrenhaus!“ von Frau Gertrud Hirschberg: sie wird ihnen zeigen, was in dem Musterstaat Baden (und überall) heute noch möglich ist. Hier aber haben wir uns an die Thatsache zu halten, daß in einem zur europäischen Sensation aufgebauchten Fall sämmtliche Sachverständige, Männer von höchster Reputation, die Prinzessin für krank erklärt und nur unkundige oder finanziell interessirte Leute die Rechtskraft dieses Urtheils bestritten haben.

Trotzdem kann sie geistig intakt sein. Sicher. Dann gehört sie zu den Personen, von denen der Volksmund sagt, ihnen fehle jeder „sittliche Halt“, und für die, als Menschen von verminderter Zurechnungsfähigkeit, die moderne Kriminalpolitik Straffreiheit oder die Zubilligung wesentlich mildern-der Umstände fordert. Sie hat ein skandalöses Leben geführt. Selbst wenn die Behauptung, sie habe ihren Mann, dem sie zwei Kinder geboren hat, der ihr also nicht stets widrig gewesen sein kann, mit all seinen Adjutanten betrogen, unwahr ist: die erwiesenen Thatsachen genügen zur Verurtheilung ihres Wandels. Sie hat aberwitzigen Luxus getrieben, Schneiderschulden im Betrag von Millionen gemacht und mit dem Lieutenant Mattachich, der ihr im Prater durch Schenkelkraft und stramme Männlichkeit aufgefallen war, nicht nur die Ehe gebrochen, sondern sich, als Mutter erwachsener Kinder, so öffentlich der Lust dieser Liebchaft hingegeben, daß der alte Franz Joseph sie, um den ärgsten Skandal zu enden, von den Hoffesten verbannen mußte. Und während sie mit ihrem Liebsten durch die Welt zog, verlangte sie, daß ihr Mann die unsinnigen Kosten ihres illegitimen Lebens decke. Vom fünfzehnten Juni bis zum fünfundzwanzigsten September 1897, also in ungefähr drei Monaten, hat sie Wechsel im Betrage von drei Millionen Mark ausgestellt; und es ist so gut wie erwiesen, daß sie auf diesen Wechseln die Unterschrift ihrer Schwester, der Kronprinzessin-Witwe Stephanie, gefälscht hat. Daß die Fälschung mit ihrer Zustimmung geschah, ist zugegeben. . . Genügte? Und muß wirklich jede fühlende Brust, mit dem Proletarier Albert Oskar Wilhelm Südekum, in hehrer Begeisterung für die unbeschränkte Freiheit dieser Heldin erglühen?

Jede bourgeoise Familie würde ein so kompromittirendes und gefährliches Glied unschädlich zu machen suchen. Und die Gute Gesellschaft würde eine Frau, die den zehnten Theil dieser Sündenlast auf sich hätte, ausstoßen und steinigen. Jeden Tag hören und sehen wirs. Unsere fromme Heuchlermoral würde sogar die Eltern ächten, die sich zu solchem Kinde noch zu bekennen wagten. Zimmerhin wäre der Schade in einem Bürgerhaus leichter zu beseitigen. Der Fall hätte geringere Resonanz und das Sünderpaar wäre mit einem Stück Geld wohl zur Ehe und Ruhe zu bringen. Eine Prinzessin von

Belgien und Sachsen-Koburg, die auf große Erbschaften wartet, ist nicht so leicht unschädlich gemacht; sie steht immer im hellsten Licht, behält ihren Kredit und kann, wenn der Ehemann sie freigiebt, und damit die letzte Fessel fällt, als Abenteuererin nur noch ärgeres Unheil stiften. In Brüssel und Wien hat man nicht sehr klug gehandelt. Man ließ Mattachich als Wechselfälcher anklagen und verurtheilen. Ich gehe auf diesen Prozeß heute nicht ein und erwähne nur, daß unter dem Urtheil des Militär-Obergerichtes der Name des Feldmarschall-Lieutenants Ragenhofer steht, eines Soziologen und Philosophen von ganz ungewöhnlicher Intelligenz und stolzestem Selbstbewußtsein. Daß dieser Mann sich zu einer Rechtsbeugung hergegeben hat, müßte mir bewiesen sein, ehe ichs glauben soll. Uebrigens interessiert mich Herr Mattachich nicht: wer sich auf Händel dieser Sorte einläßt, mag seine Haut wahren. Der Prinzessin ist nichts Schreckliches geschehen. Sie wurde weder der Fälschung noch des Ehebruchs angeklagt; nicht einmal ihrer Hofwürden entkleidet. Sie hat, auf Anordnung berühmter Psychiater, bei Coswig in einer Offenen Anstalt gelebt. Nicht als Gefangene. Sie hatte eine Hofdame — der betrogene Ehemann, der nach der Trennung drei Millionen Schulden für sie bezahlt hat, wies ihr eine Jahresrente von 120 000 Mark an —, besuchte in Dresden Konzerte, Bälle, Theater, reiste nach Schandau, Elster, Italien. Mattachich selbst berichtet in seinem Buch, daß sie jeden Nachmittag, nur von der Hofdame begleitet, auf ihrem Sig „in herrlicher Gegend“ ausfuhr. In Briefen hat sie dem Anstaltsleiter bestätigt, daß sie sich bei ihm wohl fühle und mit allem schuldigen Respekt behandelt werde. Sie war nur eben nicht frei, hatte kein Mäntchen, keine Möglichkeit, Schulden zu machen und ihren Namen zu schänden, durfte nicht ohne Erlaubniß fortgehen und hatte als Taschengeld monatlich „nur“ neunhundert Mark nach Willkür zu verzehren. Der Proletarier Südekum findet, daß solches Leben ganz unerträglich sei.

Nur „gemeingefährlich“ Irre sollen in Unfreiheit gehalten werden. Nach Vizts Lehrbuch ist Gemeingefährdung vorhanden, wenn „ein nicht individuell bestimmter und begrenzter Personenkreis als gefährdet erscheint“; gefährdet an Leib oder Vermögen. Die Pumpwirthschaft der Prinzessin hat schon das Vermögen vieler Kaufleute geschädigt und könnte, wenn sie in Freiheit fortwährte, im Sinn Vizts und fast aller Kriminalisten gemeingefährlich werden. Ob Luise in den Bereich der Psychopathie gehört, weiß ich nicht, glaube aber, daß sie mindestens zu den (nach Kraepelins Ausdruck) hysterisch Irren gehört. Ihrem Liebsten (ders in seinem Kolportagebuch veröffentlicht) hat sie erzählt, Fürst Ferdinand von Bulgarien, ihr Schwager, habe ihr, um sie

zum Sexualverkehr zu locken, zuerst bares Geld geboten und ihr dann einen Dolch zugesteckt, mit dem sie ihren Ehemann ermorden sollte. Ihre Urtheile, Vorstellungen und Erinnerungen scheinen auch in anderen Fällen nicht aus einem gesunden Hirn zu stammen. Und ihr Handeln? Sie bricht die Ehe. Menschlich. Aber sie verbirgt die That nicht einmal, stellt sie, vor dem Blick mündiger Kinder, zur Schau und heischt von dem Ehemann die Bezahlung des Luxus, in dem sie mit dem Liebsten lebt. Ihre Verschwendungsucht streift die Schranke des Betrugsparagraphen. Um ihren Kredit zu erhöhen, setzt sie den Namen ihrer unwissenden Schwester auf Millionenwechsel. Ihren Schwiegersohn, den Schwager des Deutschen Kaisers, beschuldigt sie tückischen Verrathes, ihren Vater der Unsitlichkeit, ihre Aerzte der schwersten Vergehen im Amt. Alles öffentlich. Als sie der Aufsicht entlaufen ist, giebt sie sich in Hotels für die Frau eines sozialdemokratischen Abgeordneten aus, in dessen Haus sie dann absteigt. In Paris erzählt sie jedem Reporter die Geschichte ihrer Ehe und Liebe und nennt ungenirt die Namen der armen Leute, die ihr für ein paar Goldstücke in Elster zur Flucht verhalsen und deren kümmerliche Existenz durch diesen Schwag vernichtet werden kann. Noch einmal: Genügte? Wenn Luise von Koburg nicht schwachsinnig ist, dann fehlt ihr, die längst Großmutter sein könnte, königliche Hoheit genannt sein will und mit einem Liebhaber umherzieht, in kaum je gesehenem Grade das einfachste Anstandsgefühl.

Doch was hilft alles Reden? Luise von Sachsen (Albertinische Linie) hat mit einem Duzend Männchen aller Schichten die Ehe gebrochen und blieb dennoch eine Heroin, eine große Natur, die nur die peckschwarzen Loholiten aus Dresden verscheucht haben. Auch Luise von Sachsen-Koburg und Gotha kann ihrer Getreuen ganz sicher sein. Jede fühlende Brust; und so weiter. Zu solchem Spul wirke ich nicht mit. Warum soll die Frau, die im berliner Westen der Ehemann neulich im Arm eines Advokaten fand, bespien und den beiden Luisen ein Altärchen errichtet werden? Ich finde, daß Leopolds Tochter für ihr Handeln sehr glimpflich gestraft worden ist. Ohne den geringsten Trieb und Beruf zum Moralprediger behaupte ich, daß Prinzessinnen mehr noch als andere Frauen verpflichtet sind, lauten Anstoß zu meiden. Das ist das Einzige, was man von diesen Gehätschelten verlangt; wo so viele Rechte, so ungeheure Privilegien gewährt sind, müssen wenigstens die einfachsten Pflichten erfüllt werden. . . Ein Bißchen Mäßigkeit, meine Damen und Herren; und ein Bißchen Menschenwürde vor Palaßthoren! Nicht um eine Frauenfrage handelt sich hier, nicht um Rechte der Leidenschaft und starker Persönlichkeit, sondern um die Jagd nach den Millionen, auf die Luise, wenn sie für physisch gesund erklärt wird, durch Erbrecht gesetzlichen Anspruch hat.

Alfred Messel.

Man de Brelve hat einmal geschrieben, er denke oft mit Schauern daran, daß er verdammt sein konnte, ums Jahr 1830 zu leben. Für der deutschen Baukunst hätte er eine schlimmere Zeit nennen können: die um 1870. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wäre der erfinderische Belgier mit seiner Großstadtkunst wahrscheinlich nicht in eine kleine Residenz gedrängt worden, sondern hätte in Berlin zu wirken und vielleicht gar zu bauen vermocht; denn er wäre damals ja auch ein Anderer gewesen. Statt mit der Schwärze Friedrichs Niessche hätte er mit Henriette Herz geplaudert und im Salon der klugen Rahel geistreichen Männern und Frauen seine Tendenzen entwickelt. Was aber wäre aus ihm geworden, wenn er 1870 in Berlin, inmitten des lärmenden Reichsillusionismus, gelebt hätte? Vor den Kriegen konnte man in Berlin doch von einer Baukunst sprechen. Das Meiste von Dem, was in dieser verpönten Epigonenperiode entstanden ist, giebt dem Stadtbilde der Residenz noch heute das Gepräge: Brandenburgertor, Museum, Nationalgalerie, Bauakademie, Neue Wache und Schauspielhaus; ferner die Palais und Privathäuser im Schinkelstil. Was hat die Gründerzeit Dem bis heute entgegenzusetzen als die ungeheure Quantität? Neben Männern wie Langhans, Schinkel, Strack, Stüler und selbst Wäsemann noch stehen die Hiesig, Raschdorff, Ende, Kayser und Großheim, Schwachten, Degen als Epigonen der Epigonen in Bildung heuchelnder Unkultur. Dreißig Jahr lang hat der Sieges- und Einheitrausch entsetzlich verdummend auf unsere Kunst gewirkt. Jetzt erst regt sich wieder und die um die Mitte des Jahrhunderts abgebrochene Entwicklung wird fortgesetzt.

Freilich haben sich inzwischen die Verhältnisse sehr geändert. Damals forderte ein — wenn auch epigonischer, so doch — reiner und unthätiger Idealismus von der Baukunst eine würdevolle Repräsentation; heute verlangt ein ernsthafter Rationalismus Bauformen für profane wirtschaftliche Bedürfnisse. Dort war es mehr ein innerer, hier ist es vor Allem ein äußerer Zwang. In der Zwischenperiode aber, die noch längst nicht beendet ist, sind nur triviale Willkür und planlose Verlegenheit für die Stil- und Formwahl entscheidend gewesen.

Bauwerke verschiedener Zeiten, die als nothwendige soziale Kunstwerke zu gelten haben, stören einander ästhetisch so wenig, wie es Pflanzen verschiedener Art thun. Man denke sich einen Stadttheil, in dem man auf kleinem Raum, einen romanischen Dom, ein Renaissancewohnhaus, ein Barockschloßchen, ein hellenistisches Werk im Sinn Schinkels und ein mal

Geschäftshaus von Messel sieht: all Dies verträgt sich gut, ja, die Vielheit erhöht den Genuß noch, weil die Freude am Kontrast hinzukommt und die bedeutsame historische Lehre, daß ausgeprägte Charakterformen aller Zeiten einander im tiefsten Wesen verwandt sind, vom Beschauer genossen werden kann. Das Bild wird erst gestört, wenn Wohnhäuser, wie das westliche Berlin sie zu Hunderten aufweist, hinzukommen.

Das Geschäftshaus von Messel, das sich in diesem Sinn neben den Werken der Vergangenheit zu behaupten vermag, ist freilich ein noch ganz vereinzelttes Beispiel in unserer Zeit; dennoch kann es nichts Anderes sein als das Symptom einer fortschreitenden Bewegung, weil charaktervolle Architekturen in erster Reihe Schöpfungen eines sozialen Geistes und nicht eines selbstherrlichen Individualismus sind. Das schmälert nicht, sondern erhöht nur die Bedeutung Messels, der, in Berlin als Erster, Muth und Konsequenz genug gehabt hat, sich vom Bedürfnis leiten zu lassen. Man wende nicht ein: Wallot; oder gar: Ludwig Hofmann. Was der Erbauer des Reichstagsgebäudes geschaffen hat, ist nach fast jeder Richtung hin ein Ende, ein glänzender, temperamentvoller Abschluß, ein Werk von jener Vollkommenheit, die nicht fruchtbar fortzuwirken vermag, sondern die Nachahmer zu Manierismus und zu einer dekorativen Entartung führt, weil der darin enthaltene Lebensgedanke erschöpft ist. In der Malerei bietet Böcklin ein Beispiel solcher Kunst. Außerdem ist Wallot ja längst aus Berlin vertrieben worden. Und für Hofmanns Art kann sich doch nur erwärmen, wer schon zufrieden ist, wenn man eine Architekturleistung anständig nennen muß, und wer den neuen Stadtbaumeister im Gegensatz zu dem früheren, dem unglaublichen Blankenstein, zu genießen versteht.

Messel ist weder eine warme Künstlernatur noch eine geniale Persönlichkeit. Das sind Architekten niemals. Gewichtige Stimmen fordern zwar jetzt für den Architekten, der in unseren Tagen nur noch als Vertreter einer praktischen Wissenschaft oder gar als Geschäftsmann betrachtet wird, den Titel eines Künstlers zurück. Denn — so sprechen diese Stimmen — die Arbeit des Baumeisters ist eben so sehr künstlerischer Natur wie die des Malers oder Bildhauers; ja, mehr noch, weil sie in gewissem Sinn die Malerei und Skulptur in sich schließt. In dieser an sich lobenswerthen Forderung steckt aber doch ein Irrthum. Obwohl für eine Kultur die Baukunst die bedeutsamste aller Künste ist, obwohl sie allein der bildenden Raumkunst die rechten Grundlagen zu schaffen vermag und in ihren Formen sich am Deutlichsten der in einem Punkt gesammelte Geist eines Volkes oder gar einer Klasse ausdrückt, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß der Baukünstler in dem selben Maß wie der Maler, Dichter oder Musiker eine Künstlerindividualität sei. Man mag in der Geschichte so weit zurückgehen, wie man will: nie

wird man einem Baukünstler begegnen, der eine faustisch ringende Persönlichkeit war, wie Dante, Michelangelo, Rembrandt oder Beethoven. Dem in Baukunst schließt das auf stärkste Individualität gegründete Genie an. Das bedingt schon die Tatsache, daß der Architekt mehr als irgend ein anderer Künstler von der Zeit abhängig ist, weil er ohne Auftrag nicht bauen kann. Wenn ihn nicht ein Bedürfnis ruft, fehlt ihm, fehlt seiner ganzen Art die Möglichkeit zur Bethätigung. Darum steht der Architekt der Baukunst gegenüber wie der Staatsmann dem Staat: als Verwaltungsbeamter, der durchaus auf die Realität der Verhältnisse angewiesen und in seinen Taten von ihnen abhängig ist; und darum ist der Architekt nur zur Hälfte Künstler und erhält den genialen Schwung immer nur vom Genie einer Epoche. Er giebt sich deshalb auch nie als sorgenvollen Gräbler oder titanischen Krieger, sondern als Weltmann. Als ein Weltmann mit einer Nuance ins Geheimräthlich-Gelehrte, ins Malkünstlerische oder ins Kaufmännische.

Auch Messel verdankt seine Leistungen der Zeit und seinen Auftraggebern. Vor Allem aber, neben seiner Begabung, seiner Energie und Konsequenz, also seinem Charakter. Er hat sich der Aufgaben nicht begeistert und als Dichter in Stein und Eisen bemächtigt, sondern als ein Verstandlicher, der die Dinge intellektuell ergründet. Eine „Reflexionsspitze“ ist er (um ein Wort Hebbels zu gebrauchen) und bewältigt die Probleme mit einer Logik, die, realistisch und nicht so metaphysischer Art wie die Van de Velde's, sich langsam nur, Stück vor Stück, aus den Fesseln der Schule löst, alle Bedingungen und Möglichkeiten kritisch abwägt — wobei ein gewisses akademisches Vorurtheil immer noch mit thätig ist — und die auf kaltem Wege eines produktiven Geschmacks erzeugt. Das Ergebnis dieser Arbeitsweise wirkt doch, wo es am Besten geglückt ist, wie etwas intuitiv Geschaffenes; sogar ein Ingenieurwerk kann ja wie etwas Empfundenes, nicht Berechnetes erscheinen.

Messel ist im Bezirk der repräsentativen Baukunst Eklektiker, auf dem Gebiete der Zweckarchitektur Konstrukteur. Zu Dem, was er unserer Baukunst heute bedeutet, haben ihn die Aufgaben der letzten Art gemacht. Wäre er nur der Erbauer von monumentalen Baugebäuden und vornehmen Stadtwohnhäusern, so würde er gewiß zu den Besten zählen, sich aber von seinen Kollegen doch immer nur durch Nuancen unterscheiden; durch die geistvollere Art seines Eklektizismus. Befreiung und Selbstständigkeit konnten ihm erst die Aufgaben bringen, die soziale Lebensformen da, wo sie sich allein schon deutlich äußern, im Geschäftsleben, architektonisch einzukleiden unternehmen. Messel hatte freilich das große Glück, die rechten Auftraggeber zu finden. Es kommt nicht oft vor, daß der Bauherr seinem Künstler gegenüber nach dem Wort handelt: „Der seltne Mann will seltenes Vertrauen, gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen.“ Die Art, wie die Firma A. Wertheim ihn

Situation, wenigstens nach außen, begreift, hat zweifellos Stil. Das ist für Messel wichtig geworden*).

Viel wäre nun schon erreicht gewesen, wenn er für das Waarenhaus ein von jeder falschen Dekoration freies Gerüst erfunden hätte; er ist aber dahin gelangt, einen neuen Bautypus zu schaffen, indem er sich selbst an seinen Arbeiten schulte und erzog. Für die Fassade in der Leipzigerstraße fand er das konstruktive Prinzip und bildete mit rücksichtloser Sachlichkeit das Gerüst. Zur vollen Durchbildung gelangte er hier noch nicht. Die Verbindung von Pfeiler und Dach ist mißlungen und später, wie im Schred vor der wuchtigen Wirkung des Gerüsts, zu viel überjährige Dekoration hinzugefügt worden. Die Monumentalität war größer und reiner, bevor die Bronzereliefs, Ornamente und Obelisken angebracht waren. Aber die Grundlage wurde hier geschaffen. In der Fassade der Bockstraße ist der Konstrukteur hinter den Künstler zurückgetreten; doch zeigt sich auch deutlich, wie viel der Künstler dem Konstrukteur zu verdanken hat; der Effektizismus ist hier vom lebendigen Wirklichkeitssinn neu befruchtet worden und aus dem Zusammenwirken der Kraft mit dem Geschmack ist ein Werk hervorgegangen, dem in der neueren Baukunst nicht viel an die Seite zu stellen ist. Die dritte Entwicklungsstufe ist nun mit der Fassade des Wertheimhauses in der Rosenthalerstraße erreicht. Hier ist eine Stilhaltung, die Bewunderung abnötigt, hervorgegangen aus dem Bedürfnis und seiner ästhetischen Erkenntnis, aus Nothwendigkeit und Freiheit. Als eine nach gewisser Richtung vollkommene Geschmacksäußerung kann ja das von Messel in der Matthäikirchstraße erbaute Wohnhaus gelten, ein Werk, in dem die Formen des achtzehnten Jahrhunderts so geistvoll modernisirt und die Materialfarben so sicher abgestimmt sind, wie es vorher in Berlin noch nicht gesehen ward; aber in der Rosenthalerstraße stehen wir vor der stärkeren Natur. Wie dort die ganze Disposition dem Stil und den Einzelformen zu Liebe gewählt und einer sehr klugen Schulidee untergeordnet wurde, so ist die Idee des Ganzen hier organisch aus einem ideal erhöhten wirklichen Bedürfnis hervorgegangen. Der gothische Ton, der in diesem Geschäftshaus anklingt, ist nicht akademischer Absicht entsprungen, sondern ein natürliches Ergebnis der Bedingungen und ein Ausdruck wahrer Empfindung. Darum allein auch scheint die Entwicklung des schinkelschen Baugebans sich hier zum ersten Mal wieder fortzusetzen.

Damit ist nicht gesagt, Messel sei Schinkel persönlich zu vergleichen. Gerade weil bei dem Modernen Alles auf Intellektualität beruht, versagt er oft, wo der Philhellene, der gothische Jüngling eines klassischen Kulturdranges,

*) Randglosse des Herausgebers: Auch für Wertheim, scheint mir; es ist wohl in Zufall, daß der große Erfolg die Firma erst in dem Haus krönte, dessen kluge Pracht in Berlin einzig ist. Wir wollen diese Thatsache nicht unterstreichen; vielleicht entziehen sich auch andere Firmen sich dann, ihre Baupläne von Künstlern entwerfen zu lassen.

nicht leicht irren konnte; und wo Dieser das Ganze sicher beherrschte und jede Einzelheit darauf bezog, bleibt Jener oft in den Theilen stehen und giebt ein Nebeneinander statt einer Synthese. Daß er, zum Beispiel, an der Fassade in der Rosenthalerstraße vier überflüssige Bildsäulen unter Dach und in dessen Schatten stellt, beweist einen Mangel an ästhetischer Kultur, der ganz kaum jemals zu überwinden sein dürfte. Noch mehr wird dieser Mangel im Innern seiner Waarenhäuser fühlbar. Dort bietet er, wahrscheinlich in der Erwägung, das Sichere nicht aus der Hand zu geben, bevor er das Bessere dafür besitzt, viel Dekoration-Kompromißwerk, das um so ärgerlicher ist, als auch darin noch ein kräftiger Geist zum Ausdruck kommt. Die Mittel der modernen Kunstler verschmäht er durchaus. Deren Materialismus fällt ihm auf die Nerven; er ist, als aufklärter Akademiker, ungefähr in der Lage eines Pfarrers, der Demokrat geworden ist, aber aus Berufs- und Klasseninstinkt immer noch dem Geist und den Lebensformen zuneigt, in denen er erwachsen und erzogen wurde. Die Kunstler haben keine Rücksichten zu nehmen; sie gehen nicht von den Traditionen aus, sondern gelangen, im Gegentheil, erst rückwärts dahin. Messel aber ist ein Schüler der Stilwissenschaften, in langen Studienjahren mit einer frommen Scheu vor der Heiligkeit des historisch Gewordenen erfüllt und nur von seinem scharfen Verstand zu der besonderen Form einer halben Selbständigkeit geführt worden. Diese ist mehr, als vor Kurzem noch zu erwarten war, und auch werthvoller als mancher Radikalen ganze Selbständigkeit, worin oft Reichthum und Rücksichtslosigkeit die Miene der Genialität vortäuschen. Auch werden diese schnell Fertigen nur darum nie Baukunstler, weil ihnen gerade die fachliche Schulung fehlt, die Erfahrung, die heute nur auf akademischem Weg zu erlangen ist und die, wie sie Messel zu Dem befähigt hat, was er leistet, ihm auch wieder zur Fessel wird. Dennoch dürfte dieser Künstler dekorativen Irrthümern, wie man sie im Inneren auch des neuesten Waarenhauses neben prachtvollen Treppenföhrungen und guter Raumbisposition trifft, bei der Arbeit die wir von ihm noch erhoffen, nicht mehr verfallen.

Die innere Nothwendigkeit im Schaffen Messels wird durch die That-
erwiesen, daß er Nachfolger hat. Wenn ihn auch Keiner erreicht, Keiner ihm
uch nur nah kommt, so setzen sie doch das Prinzip in gesunder Weise fort.
Fassaden, wie Breslauer & Walthers sie für Geschäftshäuser gestaltet haben,
wären vor Messel unmöglich gewesen. Doch genügen die wenigen Fort-
die dieser starke Arbeiter bisher schaffen konnte, in der unendlichen Ver-
unserer architektonischen Begriffe noch nicht; es wäre sehr zu wünschen
er, der einzige berliner Baukunstler großen Stils, seine sich von We-
Weil steigende Kraft an mancher neuen Aufgabe noch versuchen könnte,
auch für andere Bedürfnisse Bautypen geschaffen werden, deren Logi-
Nachfolgern kein Ausweichen gestattet.

Die Verwaisten.

Es war um die Abendzeit. Nur der höchste Gipfel eines Berges strahlte noch röthlich. Das kam aber nicht von der Röthe des scheidenden Tages, sondern von einem Gewitter, das sich dort oben lautlos entlud.

„Seit er uns verlassen hat, ist's, als hätte die Natur ihre Stimme verloren. Stürme gehen stumm über uns hinweg, Regen strömt tonlos, wie heimlich vergossene Thränen, nieder und die Lerche erhebt sich zwar in die Lüfte, singt aber nicht.“

Die Frau, an die diese Worte gerichtet waren, nickte. Sie kauerte auf der Schwelle eines dürftigen Häuschens, in ein langes, schleierartiges Gewebe gehüllt. Von Zeit zu Zeit griff sie nach der dunklen Umhüllung, um sie tiefer in die Stirn zu ziehen. Dann entglitt, leise klirrend, Etwas ihren Händen. Der Mann, der neben ihr lehnte, richtete bekümmert den Blick auf sie. Er mochte, den Jahren nach, ihr Sohn sein, konnte aber auch als ihr Urenkel gelten. Sie schien aus einer Welt zu stammen, in der es keine Zeitberechnung, keine menschlichen Maßstäbe giebt. Ihr bleiches Gesicht mit seinen tausend und abertausend Linien und Furchen, die, wie feine Narben, Stirn und Wangen bedeckten, erschien uralt und fremdartig. Es glich der Erde, die man von einer Höhe aus betrachtet und deren glatte Oberfläche Flüsse, Meere und Abgründe zerrissen haben. Es redete eine Sprache, die erschütterte, den Obem benahm, Schauer durch die Äbern jagte. Und unter dieser schrecklich verwundeten und langsam vernarbten Stirn blickten zwei Augen hervor, groß, farblos, flammend ohne Flammen, lebend ohne Leben, Monde, die selbst tot sind und von irgend einer geheimnißvollen Sonne ihr Licht erhalten. Meere von Thränen mußten aus diesen Augen gestossen sein, bevor sie so wurden. Der fast lippenlose, zusammengepresste Mund schien einst einen Schrei ausgestoßen zu haben, so fürchterlich, daß das Roth der Lippen unter ihm erblich, daß ihre Fülle verdorrte, wie der Rosenbusch, auf den das Feuer des Blitzes niederfährt.

Der Mann fuhr sich durch das angegraute Lockenhaar. „Der See will keine Fische mehr geben und die Weinstöcke sind unfruchtbar geworden, Was soll aus uns Allen werden? Eitliche sind unter uns, die so lange in die Wolken gestarrt haben, bis sie dem Erblindenden nah waren. Aber sie haben ihn nicht erspäht.“

Die Frau hob die bleichen Mondaugen zu ihm auf. „Sucht nicht! Wartet! Die Wolken bringen ihn Euch nicht. Ein Anderes muß kommen.“ Sie schwieg; dann sprach sie, wie im Traum: „Er hat verboten, zu fragen. Er war stark genug, die Last des Geheimnisses zu tragen, in dem er wandelte. Ihm war die Zukunft ein kleines Kind, das Alles ausplaudert, was es weiß; er hat es gehätschelt und gesegnet, aber wir Anderen konnten die Sprache des Kindes nicht verstehen.“

„Nein!“ Der Mann senkte die schwermüthigen Augen zur Erde. „Ich glaube selbst: ganz verstanden hat ihn kein Einziges auf Erden. Es war ihm auch gar nicht darum zu thun; er wollte die Wirkung herbeiführen. Er, die Ursache,

zog sich in dichtes Gewölk zurück. Haben aber Menschen Etwas von seinem Wesen gekostet, dann waren wir Elf es, wir, deren Kreis Du als Zwölfte schließt.' Sie antwortete nicht.

Am Himmel zogen Blitze hin, von heiseren Donnern begleitet. Schweiß brütete es in der Luft. Baum und Strauch ließen Blätter und Blüten hängen, wie Kreaturen, die gleichgiltig ins Leben starren.

Das Haupt des Weibes hatte sich auf den Gegenstand herabgebeugt, da ihre Hände im Schoß umfaßt hielten. Der Mann richtete seine Blicke von der Erde auf sie. Es lag plötzlich wie Drohung in ihnen.

„Hast Du von dem Teppichweber vernommen, der sich brütet, ihn besser zu begreifen als wir Alle?“

„Ihm soll er erscheinen sein.“

„Glaubst Du? Du? Weshalb sollte er den Fremden bevorzugen, ihn mehr offenbaren als Dir, die ihm das Leben gegeben, als mir, den er Fremd genannt, dem er vergönnt hat, an seiner Brust zu ruhen?“

„Sein Handeln war nie so, wie wir erwartet haben. Das aber, was jener Saulus aussagt, lautet anders als Alles, was unser Ohr je vernahm.“

„Ganz anders,“ rief der Mann lebhaft; „das große Herz fehlt, das wir durch seine Worte pochen hörten; die Güte fehlt, die zu den im Geist Armen niederstieg, um sich ihnen verständlich zu machen.“

„Du hast Recht“, sagte sie ruhig.

„Und weißt Du, was ich glaube? Ich glaube, wenn wir Zwölf fortgegangen sein werden, dann wird kein Mensch mehr leben, der die Lehren der Entschwundenen so aufsaßt, wie er sie aufgefaßt haben wollte. Er hat das Menschenherz zum Ausgangspunkt und zum Endziel seines Strebens erkoren und sie, — sie werden ihre ganze Kraft aufwenden, um den Geist zu schulen und zu vergöttlichen. Der Teufel des Hochmuthes wird sie bethören, Mißverständnis sie in die Irre locken.“

„Laß sie! Seine Liebe ist groß genug, auch der Verirrten sich zu erbarmen.“

Der Mann schwieg. Er sah auf die Frau mit den tausend Furchen, den Narben der Seele, im bleichen Gesicht; von der großen Ruhe, die aus ihrem Schleiern hervordrang, fühlte er sein leidenschaftliches Gemüth besänftigt.

Wie eine geheimnißvolle Königin, hoch über alles Menschenmaß erhaben, saß sie da, in den Augen die Flammen einer unsichtbaren Sonne, in der Demuth des gesenkten Hauptes die Majestät der Herrscherin, auf deren Scheitel ein Gott die Krone der Unsterblichkeit gedrückt hat.

Und der Mann beugte das Knie und wollte in Ehrfurcht ihre Hand ergreifen. Da entglitt mit leisen Klirren, was sie umfaßt gehalten.

Es waren drei Nägel.

München.

Maria Janitschel.



Bußtränen.*)

Er ligt alt und frantz und kombt sich für geschlagner denn Hiob.

Ode Jambica.

Dun bün ich fast schon siebzig Jahr,
das Leben hat mich wie zerschmissen;
bald weiß kein Mäntsch mehr, wer ich war,
kaum drohstet nachts mich noch mein
Kiffen.

Der Welt ihr Seiffen-Ball zersprang,
mein Lauten-Spihl ward Harffen-Klang!

Ich bün auß Staub und muß vergehn,
kein Bisam-Bürgen wird mir nützen.
Was soll mir Rom noch und Athen!
Von fern her seh ich Salem blitzen!
Nur Eins wird noch von mir gepreißt:
Die grosse Kunst, die Stärben heißt!

Mein Leib, dihß für so süße Haut,
ligt spaff darnihder, fast zerbrochen,
die Uhdern trukkneten ihm auß,
ich hänge kaum noch in den Knochen.
Mich krümmt der Griefß, mich narbt die
Sicht,
erbärmlich bün ich zugericht!

Allnächtlich dappt er sich schon für,
der alte außgeseimte Kaffer.
Bald knagt die Diehse, bald die Dhür,
der Wind heult hohl vom Stoppel-Akker.
Jht bocht es an und will herein —
mir grähst ins innerße Gebein!

Was würde straffs mit mir geschehn,
wann meine Augen iht verrönnen?
Der allerweiffeste Galen
hat nichts darvon verrachten können.
Da hüßst kein Jammer, kein Geschrey,
mein Herz ist ganz davon entzwey!

Eins ist mir sicher und gewiß:
acht Bretter werden mich umbhängen,
Egyptens schwarze Fünsterniß
wird wie auß Sonne seyn dargägen!
Mein Fleisch, das läuderlich gepraßt,
fäult dan auß Wurm- und Schlangen-
Maß!

Zwar das geehrte Testament
verheißt uns dröhllich die Posaune:
uns weckt, wenn Alles sich gewendt,
die gleichsahm himmlische Karthanne.
Sey sein Gebein auch lengst zerstäubt,
der wird erhöht, wer dran gegläubt!

Doch sälbst gesezt, daß dihß geschicht,
ich war ein arger Satans-Brahten,
vihleicht so häht sich das Gericht
an meine nichts wie Fresel-Dhaten.
Die Zunge kläbt mir und verdorrt,
dan schlufft mich ein der Schwefel-Port!

Ein Rabe draussen krockt crass crass.
Wer weiß, ob ich ihn rächt verstehe?
Ob ich dihß volle Stunden-Glaß
noch ein-mahl abgeloffen sehe?
Ob sich das blande Morgen-Licht
noch ein-mahl umb mein Lager slicht!

O HERR, wie drückt auß mir Dein
Joch!
Nein, nein, ich will nicht läppisch stennen!
Nur ein-mahl, ein-mahl, ein-mahl noch
laß mir Dein lihbess früh-Roht brennen!
Der Himmel schnarcht, die Hölle wacht,
verliß mir nicht, du Glaubens-Dacht!

*) „Dafnis, lyrisches Portrait aus dem siebenzehnten Jahrhundert“, heißt ein Buch, das Arno Holz in diesen Tagen bei H. Piper & Co. in München erscheinen läßt. Eine Probe wird zeigen, wie gut der merkwürdigen Sprachkunst des Herrn Holz wieder der Ton der Zeit gelungen ist. Dieses allerliebste ausgestattete Büchlein kostet nur eine Mark.

Er erwacht in den spähten Herbst-Morgen.

Ode Jambica.

Der trübhe Morgen dunkelt,
 der Dag bricht kaum schon für,
 mein Kämpgen sprüht und fundelt,
 ich fühls, noch horcht wer vor der Dhür.
 Noch ist er nicht verwichen,
 ich schlieff, er hat gewacht,
 mit Augen lengst verblichen
 stund er die ganze Nacht.
 Sein Seiger sauß, die Stunden rinnen,
 sey, wer Du seyst, Du mußt von hinnen!

Ich soff und hab gefrösßen,
 gehurt mit nichts alsß Paff,
 mit Truddeln und mit Trösßen
 behing ich dihsen Maden-Saff.
 Wein, Weibrichins und Karten,
 nichts war mir ji zu bundt,
 mein Hieber hieb sich Scharten
 in manchen Lumpen-Hund.
 Noch Keinen hat man so bedroffen,
 allein — wie ist daß abgeloffen!

Schloßweiß sind meine Brauen,
 mein vor so froher Mund
 ward for mir sälbst zum Grauen
 ein zubeckfetter Abgrunds-Schland.
 Mein Rücken hängt gebogen,
 ich frige kaum mehr Luft,
 mein Mercks säult aufgesogen,
 mein Fleisch räucht nach der Gruff.
 Ich könne würcklich nicht mehr wider
 mein fürmahls stolzes Pfau-Gesüß!

Morbonens giftige Schlangen
 ümbringeln mir mein Stroh,
 kaum ist so ergangen
 sälbst jenem armen Lazaro.
 Fast ward ich schon zum Kinde,
 fast such ich nur noch Den,
 für dem die Würbel-Winde
 sanfft wie die Jestsrs gehn.
 Sein Eyffer-Grimm auff mich, jett
 Wühten
 läßt sich durch nichts von mir begühten.

für meine Dhrenodieen
 verstopft Er sich sein Ohr,
 ümbsonst auff beyden Knyen
 rutsch ich Ihm bis fürs Pärten-Dhor!
 So sehr ich mich auch sträube,
 ich Keim, ich Mist, ich Koht,
 Er gläubt nicht, daß ich gläube,
 und läßt mich meiner Noht!
 Kein sündig Herz daugt nicht zum Tempel,
 diß lehrt mein drauriges Exempel!

Er ringt mit ihme, wie mit ihme fürmahls jener alte Erbt-Vatter
 Jakob rang.

Ode Jambico-Trochaica.

Nein, nein, ich lasse Dich nicht lohß!
 Ich gläube ja, ich gläube!
 Errette mich in Deine Schooß,
 darmitt ich nicht verstäube!
 Auß des Satans ekfler Schule
 sih mich hihr für Deinem Stule,
 ohnerhöht ist meine Noht,
 hällß es, schläng ich Gassen-Koht!

Fast ward ich schon wie blind und taub,
 laß, laß Dich drümb verfühnen
 und gönn mir Deinen Sterner ab,
 drauß keine Gräber grünen!
 Motten, Modder, Wuhß und Sa
 danck mir gnädig for den Him
 daß mich nicht nach forger Frei
 nichts alsß bloß die säulung "

Vor warst Du mir ein Spißl, ein Spott,
Dein Wort stund mir auff Schrauben,
kein Plato soll mir iht Dich, Gott,
kein Socrates mir rauben!

Ohn auch nur auff Dich zu höhren,
liß ich mich durchs Fleisch bethören,
läderlich war ich gesinnt,
durch und durch ein Sodoms-Kind!

Verruchter war ich wie kein Thier,
for Lieder pffiff ich Zoten
in meiner brännenden Begirh,
dreyen alle Lüste lohten!
Dem Catonischen Gelichter,
hieß ich qwer durch die Gesichter
jeglicher Enthaltung-stand
war mir gänzlich unbekand!

Iht bün ich bloß noch Haut und Bein,
mein Hertz kan kaum mehr schlagen,
mein schwarzer allerletzter Schrey
steht schon auff seinem Schragen.
Nacht for Nacht auß meinen Kissen
schreffst mich zittrend mein Gewissen,
Grauen wirfft mich, Angst und Schweiß,
gihß mich nicht den Wärmern preis!

Seit zwey mahl tausend Jahren schon
lobsingen Dir Diorden;
sey nicht ümbsonst durch Deinen Sohn
am Creuz for mir gestorben!
Mach, daß ich nach dihsrer Erde
ganz mit Dir vereynigt werde,
däfft mich gleich der Leichen-Stein,
laß es nicht for ewig seyn!

Wilmersdorf.

Auß Gold und Pärten blizt die Stadt,
gepflastert mit Tublonen,
kaum sehn sich an ihr sälbsten satt
die englische Sqwadronen!
Jedem, der durch Deine Gnade
Jesum fand im Wasser-Bade,
wird dort einstmahls seine Haut
wihderümb neu anverdraut!

Wie freudig werd ich im Vereyn,
sobald ich dort gesendet,
mit Dach und Opitz Gloria schreyen,
weil Alles sich gewendet!
Nichts bleibt unterm Leichlach liegen,
Alles werd ich wihder krigen:
Ohr und Nase, Mund und Kinn,
jedes kleinste Knöchelchin!

Das steht ganz durchauß und gewiß
durch Deine Schrift verheissen,
Du wirst ümb einen Apffel-Biß
mich nicht ins Feuer schmeissen!
Dodt, Du Teuffel, Deinem Drachen
spey ich mitten in den Rachen:
bald bün ich dahin gelangt,
wo mein Haupt mit Krohnen prangt!

Dan jauchz ich wihder frisch und roht,
o Freuden-volle Pfründe!
Waß wäre dihsrer Leib auß Kohl,
wenn ich nicht aufferstünde?
Erst zwar drifft mich noch Verwesung,
doch fordan folgt die Genesung,
denn ich weiß es iht als Christ,
daß der Dodt mein Leben ist!

Urno Holz.



Hibernia.

Eine noch schöne und schon kluge Dame hatte mir geschrieben, sie sehe nicht gern, daß ich mich mit der „gräulichen Hibernia“ so plage. „Wichtig ist die Sache ja; und was Sie sagen, leuchtet mir um so leichter ein, als ich die Hauptpersonen ein Bischen kenne. Doch liest man täglich, es handle sich um einen Kampf gegen den Eigennuß des Großkapitals, einen Krieg für die heiligsten Güter des Staatslebens. Und mein seit zwei Jahren mündiger Herr Sohn ist mit Ihrer Auffassung gar nicht einverstanden. Der ist freilich hoher Staatsbeamter, sehr für Autorität, also nicht unparteiisch. Aber sind Sie auch diesmal sicher auf der richtigen Seite?“ Die Warnung blieb nicht vereinzelt. Und weil man jede Gelegenheit zur Nachprüfung seines Urtheils nutzen muß, beschloß ich, der für den siebenundzwanzigsten August einberufenen Generalversammlung beizuwohnen. Ein Staatsstandal, der in Preußens Geschichte kein Vorbild hat. Seit Wochen wurden wir mit Lügen gefüttert. Auf dem Schlachtfeld mußten die Nebel sinken. Man konnte die kaum noch erforschte Taktik moderner Finanzkriege in der Nähe studiren und durfte hoffen, ein paar interessante Menschen zu sehen. Solche Möglichkeit bietet nicht jeder Tag. Ich erwarb also eine Aktie (im Nominalwerth von sechshundert Mark) und fuhr nach Düsseldorf. Fuhr über Rüdeshheim, den Rhein, den ich nicht kannte, hinunter und hatte bei Königswinter noch Muße, mich an der Morgenschönheit des Siebengebirges zu freuen. In neunzig Jahren, seit mit dem Großherzogthum Berg auch die Hauptstadt an Preußen kam, war in Berlin nicht so viel über Düsseldorf geredet worden wie in diesen Augustwochen. Eine große Stadt von behaglichem Reichthum, doch ohne deutlich erkennbare Individualität. Vor dem Rathhaus, in dem der gescheite und moderne Oberbürgermeister Marx herrscht, ein prachtvolles Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz; die feinste Patinirung, die zu erträumen ist, und trotz der Erinnerung an Verrocchios Colleoni ein Wunderwerk plastischer Kraft. Unbegreiflich, daß ein an solcher Kunst — das Denkmal steht seit 1711 — geschulter Blick den alten Wilhelm und den Moltke erträgt, die nah beim Rathhaus in Stein gemeßt sind. Am Rhein, hinter der Akademie, die Gartenbauausstellung. Auch hier entseßliche Säulen, Monumentalbrunnen, Stuckpaläste. Aber ein entzückendes Gärtchen, das Herr Professor Peter Behrens, der uns von Düsseldorf leider weggeschnappte Direktor der Kunstgewerbeschule, in einem durch sein Temperament gefärbten Griechenthum angelegt hat. Ein anderer Professor, Herr Röber, hat den schönen Ausstellungsplatz mit mancherlei Reizen geschmückt. Da giebt's,

ußer Blumen jeglicher Art, noch Vieles zu schauen. Japanisches Theater, indische Gaukler, Hungerkünstler; ich glaube, sogar der Endkampf zwischen den Giganten Koch und Eberle wird in der Arena am Rhein ausgekämpft werden. Und schon jetzt kann man das Schönste genießen: eine Kunstausstellung, wie sie in Berlin niemals sah. Die Meisterwerke Schongauers und Döckners, Rembrandt, Cuypp, Hals, Cranach mit selten gezeigten Kostbarkeiten vertreten, ihr starke Zuloagas, merkwürdige Gipsstudien von Rodin und das Ganze auf einem Niveau, vor dem die Manager der Großen Berliner beschämt stehen müßten. Zum Teufel mit der gräßlichen Hibernia! Hatte die Warnerin nicht im Ende doch Recht? Ich will die Kölner Meister, die Niederländer genießen und schauen, was in den deutschen Kunstprovinzen heute geschaffen wird. Ich will; darf aber nicht. Bin ja nicht zum Vergnügen hier. Die Pflicht winkt mit höherem Finger. Zurück also in den Breidenbacher Hof, der mich herbergt und in dessen Festsaal die Schlacht um zehn Uhr morgens beginnen soll.

Die Führer des Möllerhaufens, die Männer der Dresdener Bank und des Schaffhausenschen Bankvereins, hatten, wie sich gehört, ein anderes Lager bezogen. Sie wohnten, mit ihrem Juristenstab, im neuen Parthotel. Früh schwirrten allerlei wirre Gerüchte auf. Kommt überhaupt zur Schlacht? Bankdirektoren, die in so vielen Concerns zusammenhängen, haben an wildem Feldstreit wenig Freude und finden stets den Weg zur Verständigung. Der Anwalt der Hiberniartei, Herr Justizrath Friedrich Ernst, ist nicht hier; der Berather der Dresdener, Herr Justizrath Maximilian Kempner, der berlinische Waldeck-Rousseau, ward aber schon um Sieben vor dem Moltkedental in lebhaftem Gespräch mit Herrn Karl Fürstenberg, dem Hauptinhaber der Handelsgeellschaft, gesehen. Friedensschluß, ehe noch das Treffen begann? Zwei so helle Köpfe würden leicht einen modus vivendi ersinnen. Von meinem Fenster aus sah ich stewarteln, Halt machen, weiterschreiten. Sah links aber auch in Riesenlettern die Firma Gutmann & Co. vom Schild eines Waarenhauses herniederglänzen. Gutmann . . . Der kommt sicher nicht an den Rhein. Ob Kempner aber, der als Jurist, ein Allumfasser, sämmtliche großen und mittleren Banken beräth, heute wirklich als Statthalter gutmännischer Macht auftritt? Wahrscheinlich wählt er die Politik wohlwollender Neutralität, über die weder Japan noch Rußland mit Zug klagen kann. Und als erfahrener Psychologe wird er wohl kaum den Versuch machen, die Häuser Gutmann und Fürstenberg gerade heute, noch vor Neujahr 5665, zu versöhnen. Nein. Don Carl wird seinem alten Freunde Eugen die sichere Niederlage nicht ersparen. Und wenn er selbst ins Schwanken gerieth, würden die rheinischen

Großindustriellen, die aus härterem Stoff sind, nicht den Befehl zum Rückzug geben. Denen ist's nicht nur ein Geldgeschäft. Die kämpfen für ihr Recht ihre Unabhängigkeit. Die Bankherren könnten auch an den Staatsgruben verdienen; vielleicht mehr als bisher: denn ihre Intelligenz ist stärker als die kommerziell unerfahrener Behörden. Was aber thäten die Schöpfer der unirdischen Industrie, wenn der Fiskus sie aus ihrer Lebensarbeit drängte? Sie wären entthronte Könige. Keine Möglichkeit, noch zu wirken, zu schaffen. Aber diese Männer werden nicht nachgeben, werden, auch wenn man ihnen höhern Preis und artigere Behandlung bietet, als der vom Right Honourable General Arnhold hypnotisirte Herr Möller es that, sich nicht ins Joch zwingen lassen.

Da sitzt, am Vorstandstisch, Einer aus ihrer Reihe. Berggrath Behrens: Generaldirektor der Hibernia. Ein abgezehrtes, quittenfarbiges Gesicht. Dieser Mann war in seinem Leben nie krank, war noch im Juli kerngesund. Der Streich des Herrn Möller hat ihn hingeworfen. Schwere Selbstucht. Er kann sich kaum rühren, muß sich oft, am Arm eines Dieners, aus dem Saal schleppen, wollte hier, bei der Entscheidung, aber nicht fehlen. Und sein Arzt jagt er könne für die Folgen nicht einstehen, wenn Behrens in seiner Erregung der Versammlung fern bleibe. So sind diese Menschen; doch nicht nur Ausbeuter und Profitwütheriche, wie man nach den Sozialistenblättern glauben möchte. Diesem Mann ist sein Bergwerk ein Jahre lang mit zärtlicher Sorg betreutes Kind, ist Jeder, der's ihm rauben will, ein Todfeind. Mit rothiger, fast tonloser Stimme fängt er zu reden an. Läßt zuerst die Ziffern sprechen. Wir ernähren fünfzigtausend Menschen, zahlen an Staat und Kommune jährlich über neunhunderttausend Mark Steuern, tragen soziale Lasten, die im vorigen Jahr die Summe von 1 384 075 Mark erreichten, fördern 4 624 128 Tonnen Kohle und 525 189 Tonnen Koks. Die Hibernia gedeiht also. Und dieses blühende Kind will man uns abliften. Seit Monaten konspirirt die Regierung mit einem Bankhaus, um unser Werk unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Wir haben von diesem Angriffsplan erst aus den Zeitungen erfahren. Schon diese Thatsache mußte uns tief verlegen. Und als die Dörfer dann endlich kam, bot sie den Aktionären für ihren Besitz keinen irgendwie ausreichenden Ersatz... Der Kranke kann nicht weiter. Herr Fürstenberg muß für ihn eintreten und die Begründung des Antrages verlesen, das Kaufgebot des Staates abzulehnen. Die Hibernia habe in den letzten sieben Jahren, bei ungewöhnlich großen Abschreibungen, eine Durchschnittsdividende von 12,07 Prozent gewährt, habe im Norden jetzt neuen Besitz erworben, dessen Ertrag in der Ministerialrechnung gar nicht berücksichtigt sei, und der gebotene Preis

entspreche deshalb nicht den Gewinnchancen des Unternehmens. Das hatten wir schon gelesen. Nun aber horcht Alles auf: Herr Geheimrath Emil Kirdorf hat das Wort; der Leiter des Kohlen-Syndikates, der schon vor der Versammlung in zwei knappen Briefen die vagen Behauptungen des Handelsministers als unhaltbar erwies und jetzt sicher nicht Lust haben wird, Chamade zu schlagen. Ein von Klugheit und Willenskraft durchleuchteter Kopf; Etwas von dem dämonischen Kleinbürgerwesen Buonarottis. Im Saal sitzen die Herren Daniel und Hugo Stinnes; Herr August Thyssen, der vierte Bergkönig, ist, weil er mit Schalks-Gelsenkirchen zu thun hat, nicht erschienen. Kirdorf spricht. Der Mann, dem die Einigung dieser trostigen, kantigen Millionäre gelang, muß mehr sein als ein geschickter Industrieller, viel mehr selbst als ein achtbarer Diplomat. Daß er mehr ist, zeigt auch seine Rede; die wirksamste des langen Tages. Jeder Satz strömt von Persönlichkeit, hat den Ton stolzer Wahrhaftigkeit und majestätischen Menschenverstandes. Kleine Heuchelei und Mädelerei wird verschmäht und die Rage mit ruhigem Selbstgefühl eine Rage genannt. Die Angaben und Argumente Theodors des Großen werden in Fetzen gerissen. Was will der Minister eigentlich? Einfluß aufs Syndikat? Im vorigen Jahr habe ich ihm — ob er leugnen läßt, ist gleichgiltig; was ich sage, ist erweislich wahr — nicht nur den Eintritt, sondern sogar das Vetorecht gegen unsere Preisbestimmung angeboten. Er wollte nicht. Jetzt will er. Weil er vor dem Gespenst eines Montantrusts zittert. Am neunundzwanzigsten Juli habe ich ihm bewiesen, daß dieser Zeitungsputz nicht zu fürchten sei. Die Antwort lautete, er sehe ein, daß man ihn falsch unterrichtet habe, doch der Stein sei nun einmal im Rollen und nicht mehr aufzuhalten. (Eine ganze Weltanschauung. „Ich habe zwar nach einem falschen Ziel geschossen, muß aber weiter danach schießen, weil ich mal angefangen habe und meinen Fehler nun nicht zugeben darf.“ Ein allerliebste, ungemein staatsmännisches Raisonnement. „Auch eine Excellenz“, pflegte Bismarck von solchen Ministern zu sagen.) Der Besitz der Siberia sichert dem Staat noch lange nicht den Einlaß ins Syndikat. Das könnte, nach seinem Statut, verlangen, daß er mit all seinen Bergwerken, sogar den ober-schlesischen, eintritt oder out in the cold bleibt. Eine Ausnahme wird man für die Regierung, die uns wie den Erzfeind behandelt, nicht machen. Ich verstehe die Haltung des Ministers nicht, den ich im vorigen Jahr, ohne Gegenliebe zu finden, liebend umwarb und der jetzt den Einlaß unter ungünstigen Bedingungen von uns erzwingen will. Trotz allen Dementis bin überzeugt, daß die Absicht ist, den ganzen Bergbau im Gebiete des Niederrheins, der Ruhr, Emscher und Lippe zu verstaatlichen... Das Alles wird mit

bescheidener Ruhe gesprochen. Kein heftiges Wort. Wer nur die Oberfläche sieht, die schmale, sehnige Gestalt im einfachen Jacketanzug, den hageren Kaufmannskopf, könnte glauben, hier rede ein kleiner Aktionär. Dem aber würde die Hundertschaft nicht so andächtig lauschen. Und ein Nebensatz, eine Perenthesenur in der knappen Darstellung, müßte auch den Fremden die Art dieses Mannes erkennen lehren. Wichtig ist ja, sagt er, daß ich zunächst nur für meine Person mit dem Minister verhandeln konnte; so aber habe ich alle Syndikatsverhandlungen geführt, und da mir in keinem Fall, ohne Ausnahme, die Zustimmung meiner Freunde gefehlt hat, durfte ich gewiß sein, daß auch diesmal die zum Syndikat vereinten Herren mit mir gehen würden. Damit und Hugo Stinnes (mit dem selbst die pfiffigsten Berliner nicht gern Kirichen essen) hören die Rede; Thyssen wird sie spätestens morgen lesen. Herr Kirdorf aber spricht gelassen aus, daß er die Wege gesucht hat, auf die ihm diese Männer folgten. Er weiß, was er wagen darf, und fürchtet nicht Mißverständnis noch den Schein fränkender Ueberhebung. Auch nicht den Zorn öffentlicher Meinung. Er würde lachen, wenn man ihm vorwürfe, daß er hier kein Interesse, das seiner Klasse vertritt. Natürlich vertritt ers. Welches denn sonst? Er hat in seinem Leben Etwas geleistet, glaubt also auch an den Wirthschaftwerth persönlicher Leistung und spricht von den sozialistischen Reigungen der Parlamentsmehrheiten, auf die sich die Regierung stütze, wie vor einer Epidemie, in deren unaufhaltjames Wüthen man sich einstweilen ergeben muß. Männer dieses Schlages haben das Recht, im selbst gebauten Haus ihres Individualismus zu wohnen. Sie kennen den Demos, kennen das geheimnißvolle Ding, das sich Staat nennt, und wissen, daß von Beider Wirken fürs höchste Glück der Erdenkinder nicht viel zu erwarten ist.

Schon in der ersten Stunde wurden wichtige Fragen aus Politil und Wirthschaft gestreift. Bringt die Konzentration der Betriebe und kapitalistischen Kräfte Heil oder Unheil? Bis zu welcher Grenze darf die Macht des Staates heute das Verfügerecht der Bürger drängen? Ist die nothwendige Auslese der Tauglichsten in Deutschland möglich, wenn der Staat das Gebiet seiner Allgewalt noch weiter dehnt und seiner rückständigen Verwaltung auch die Wirkensprovinzen unterwirft, in denen persönliche Tüchtigkeit bisher Deutschlands Weltrang erstritt? Große Fragen. Gehts in diesem Stil fort, dann braucht man das frühe Scheiden von Schongauers Madonna im Rosenhag nicht zu bedauern. Doch die Hoffnung wird enttäuscht. Keine tiefer dringende Erörterung mehr, kein widerhallendes Wort. Zwei Persönlichkeiten sahen und hörten wir. Jetzt rücken die Taktiker vor und ein Buschkrieg beginnt, der nur interessirt, weil die Angreifer unter der schwarzweißen Fahne fechten.

Sie wird noch nicht entrollt. Der Feind läßt das Gelände erst durch verammte Patrouillen aufklären. Die Vertreter zweier kleinen berliner Firmen, die von Gutmann & Co. den Auftrag erhielten, eine Schwächung der Syndikatsarmee zu versuchen, bereiten den Angriff vor. Nicht allzu geschickt. Sie betheuern ihre Unparteilichkeit: und Jeder sieht, daß sie von den dresdener Häuptlingen Instruktionen einholen und pantomimische Weisungen empfangen. Die Offerte des Ministers sei freilich nicht annehmbar; aber man solle jübisch weiter verhandeln, um einen höheren Preis herauszuschlagen. Die Tunsusen, die wie ein Wespenschwarm in die Moskowiterrähen brechen, machen ihre Sache besser. Herr von Gynern, der nationalliberale Abgeordnete, der den ersten Theil der Verhandlungen leitet, wehrt dieses Geplänkel mühelos ab. Schon aber merkt der Fremdling, wie aufgeregte alle die Herren sind, die er für kühle Geschäftsleute hielt. Der alte Gynern wird ganz hitzig, als er die Behauptung hört, Maybach habe seinen Verstaatlichungsplan mit ähnlichen Mitteln gefördert wie Möller. Und Herr Justizrath Winterfeld, der nach ihm präsidiert, kann seinen Zorn noch weniger verbergen. Ich saß zum ersten Mal in einer Generalversammlung und hatte das Gefühl, daß es nützlich wäre, wenn in solcher Interessentenversammlung der Vorsitz einem Unparteiischen anvertraut würde. Den Mann, der da oben thront, darf nicht der Verdacht streifen, er lasse sich von dem Gedanken an seine Aufsichtsrathstantiemen stimmen. Ruhigen Gemüthes scheinen von allen Matadoren nur die Herren Schwabach und Fürstenberg. Der beneidete Chef des Hauses Bleichröder sieht, mit seinem feinen, müden Orientalenkopf, aus, als läße er lieber Menans Kapitel über den Ecclesiastes als einen Geschäftsbericht. Und der Senior der Berliner Handelsgesellschaft blickt aus runden Augen, wie ein arakter, furchtbar kluger Fabelpapagei, auf das Getümmel herab und preßt, unter dem noch nicht ergrauten Bart, die Zähne zusammen, damit von den unzähligen Wigen, die sein rasch und lustig assoziirender Geist gebiert, nicht etwa einer zu unrechter Zeit auf die Lippe gelangt. In den Pausen erleichtert er sich. Hat für Jeden, der ihn wichtig dünkt, ein angenehmes Wort, eine blühende Guirlande, schwichtigt hier, stimulirt dort, löscht mit behutsamem Finger glimmende Dochte, ist, je nach Bedarf, Stratege und Vermittler, Rhytiker und bon enfant und läßt in jeder Gruppe mindestens einen Leuchtkugel steigen, der Alles lachend nachstaunt. Eine bewundernswerthe Vitalität und eine Gewandtheit, die in keiner Fährniß versagt. Man begreift, was geleistet werden kann, wenn solche Köpfe im Bund mit naiven Willensmenschen vom Schlage Kirdorfs die Arbeit beginnen. Dieses Kaliber ist im Saal

sonst freilich nicht sichtbar. Die anderen Großbanken haben keinen Dirc: auf's Schlachtfeld geschickt. Die Deutsche Bank wollte sich nicht an der Niederlage der Rivalin weiden und die Herren der Diskontogesellschaft, die gern vor der Regierung scharwenzeln, hielten wohl für klug, hinter der Front zu bleiben. Und der dresdener Generalissimus, der Geheime Oberfinanzrath **Ademar Mueller**, macht zwar den Eindruck eines energischen, geschickten und thätigen Mannes und ist jedenfalls viel seriöser, gebildeter und zuverlässiger als sein Kollege **Gutmann**, steht aber, mit gebundener Marschrouten, auf einem ungünstigen Posten, und ist, trotzdem seine Nerven in dicken Fleischpolstern liegen, erregt und reizbar, daß er sich nicht recht zur Geltung zu bringen vermag. Wirk im geblichen Reifeanzug, auch nicht gerade dekorativ; und steckt, wie weiland unser Staatskölter, wenn er spricht, beide Hände tief in die Taschen der vertrauten Hofe. . Man hat Zeit zu solchen Beobachtungen; denn die Sache ist noch nicht an die Triarier gekommen. Was erwartet wurde, geschieht. Die Dresdener wünschen Vertagung, finden ihrem Wunsch aber nur schwache Gründe. Sie konnten sagen: „Vorstand und Aufsichtsrath legen uns mit anderen Drucksachen einen Brief des Handelsminister vor und fordern uns auf, das darin enthaltene Angebot abzulehnen. In diesem Brief wird der Vorstand ersucht, die Generalversammlung über den Entwurf eines die Einzelheiten regelnden Vertrages abstimmen zu lassen. Wo ist dieser Vertrag? Ein Brief genügt nicht zu so wichtiger Entscheidung. Wir müssen genau, bis ins winzigste Detail, wissen, was uns geboten wird, und können Annahme oder Ablehnung erst beschließen, wenn der Vertrag in unseren Händen ist“. Auch damit wären sie, gegen den sorgsam erwogenen Wortlaut der Tagesordnung, wahrscheinlich nicht durchgedrungen; immerhin hätte es besser gewirkt als eine Häufung kleiner Chicanen. „Wir sind gewissenhaft, können, wo es sich um das Wohl oder Weh unserer Mandanten handelt, gar nicht zu gewissenhaft sein und erwarten auch von den Gegnern, daß sie keinen Beschluß fassen, ehe der Vertrag eingetroffen und geprüft ist.“ *Cela ne rate jamais*. Die Antwort wäre nicht bequem gewesen. Doch der Rath der Drei hat eine andere Taktik gewählt. Die Patrouillen werden zurückgezogen, die Führer, mit dem Gros der Artillerie, ins Treffen geschickt. Und nun muß die Fahne aus dem Futtel.

Die Tagesordnung forderte zwei wichtige Beschlüsse: erstens „er die Abtretung des Unternehmens an den Staat“; zweitens „über die Erhöhung des Aktienkapitals um 6,5 Millionen Mark.“ Ueber den ersten Gegenstand wollten die Dresdener nicht abstimmen, weil sie hofften, dadurch die Beschlußfähigkeit der Versammlung zu hindern; über den zweiten Gegenstand

sollten sie abstimmen, weil sie hofften, durch das Gewicht ihrer Stimmen die Ablehnung des Vorstandsantrages erzwingen zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte ihr Aktienbesitz in der selben Generalversammlung vertreten und nicht vertreten sein. Drei Männer von der Geisteskraft der Möller, Arnold & Gutman nehmen, namentlich, wenn Kempner sie, der Ristenreiche, beäth, noch ganz andere Hindernisse. Sie hatten achtzehn Millionen Mark Aktien angemeldet, ungefähr drei Millionen auf die Herren Mueller, Schuster einen von Konsuls Gnaden mit dem Direktortitel gepuzten Sidam Gutnanns), die Männer von Schaaffhausen, die Rechtsanwälte und Affiliirten vertheilt und in letzter Stunde dem Vorstand geschrieben, zur Vertretung der achtzehn Millionen sei nur Herr Direktor Poelchau (von der hamburger Filiale der Dresdener Bank) befugt. Wo ist Herr Poelchau? Natürlich nicht anwesend. Zwei Stunden vorher hatte ich ihn am Breidenbacher Hof gesehen; wahrscheinlich saß er jetzt unten im Restaurant oder wartete in Thurnajels Weinstube auf das Stichwort. Der Concern Dresden-Schaaffhausen hat eine Aktien angemeldet, vier Direktoren, vier Rechtsanwälte und einzelne Soldner führen für ihn das Wort; dennoch erklärt er, er sei nicht vertreten, und da nach § 33 des Hibernia-Statutes zur Abstimmung über die Auflösung der Gesellschaft die Vertretung zweier Drittel des Grundkapitals nöthig sei, dürfe über den ersten Gegenstand der Tagesordnung heute nicht abgestimmt werden.

Die Rechnung ist richtig. Die Hibernia hat 53 Millionen Mark Kapital; wenn 18 Millionen striken, sind nicht zwei Drittel des Grundkapitals vertreten. Nur hat die Sache einen dicken Haken; und ich begreife nicht, daß man ihn in der Generalversammlung nicht benützt hat, um die dresdener Helden noch vor dem Frühstück zu henken. Nach § 292² des Handelsgesetzbuches kann die Auflösung einer Aktiengesellschaft nur mit Dreiviertelmehrheit beschloffen werden; eine bestimmte Präsenziffer wird nicht verlangt, sondern die „Aufstellung noch anderer Erfordernisse“ dem Gesellschaftsvertrag überlassen. Das Statut der Hibernia enthält ein solches Erforderniß; § 33 sagt: „Wenigstens zwei Drittel des Grundkapitals“ müssen vertreten sein, wenn „solcher Beschluß“ gültig sein soll. Welcher Beschluß? „Die Liquidation resp. Auflösung der Gesellschaft.“ Der Wortlaut ist unzweideutig. Er sagt nicht, „über die Auflösung“, sondern: „die Auflösung“ könne nur beschloffen werden, wenn mindestens zwei Drittel des Grundkapitals vertreten sind. Auch ohne solche Vertretung ist, nach diesem Paragraphen, die Abstimmung über die Auflösung (und die Ablehnung eines dahin zielenden Antrages) gültig; ungültig nur der Beschluß der Auflösung. Der Paragraph hat den Zweck, die Ueber-

rumpelung einer Minorität zu verhüten; keinen anderen. Das Leben der Gesellschaft soll nicht durch eine Generalversammlung gefährdet sein, in der nicht einmal zwei Drittel des Grundkapitals vertreten sind. Auch eine solche Versammlung aber hätte das Recht, zu beschließen, daß sie sich nicht auflösen, sondern unverändert fortbestehen will. Wortlaut, Sinn und Zweck der statutarischen Bestimmung sind klar; jede rits einberufene Generalversammlung konnte über Möllers Offerte abstimmen, jede sie ablehnen. Nur wenn das Statut den Beschluß „über die Auflösung“ an eine bestimmte Präsenzgrenze knüpfte (wie § 31 ihn an eine qualifizierte Mehrheit knüpft), dürfte die dresdener Taktik sich wenigstens auf den Buchstaben des Gesetzes berufen.

Selbst dann würde ich mir gestatten, ihre Leistung zu den jämmerlichen Winkelmanövern zu rechnen; und würde bezweifeln, daß ein Mann von der funkelnden Klugheit des Herrn Kempner dieser Hippusstrategie seinen Segen erteilt hat. Die Dresdener marschiren, acht Mann stark, mit 21 Millionen auf; sie wissen, daß die Verstaatlichung unter allen Umständen abgelehnt wird, abgelehnt werden muß, denn ihr Renommirkonsul hat die Dreiviertelmehrheit nicht erlistet: und sie suchen in elenden Chicanen ihr Heil und führen eine klägliche Komödie auf. Ihre Interessen vertritt Herr Mueller, ihre Aktion Herr Poelchau; und weil Herr Poelchau unten beim Wein oder (wie Fürstbergs Wig fürchtet) auf dem Lokus sitzt, soll oben nicht abgestimmt werden. Eine Stroh puppe und ein Haufe papierner Proteste soll der Versammlung den Willenskanal verstopfen... Die Herren sind immer sehr wüthend, wenn Unjereins unfreundlich über Bäntermoral spricht. Glauben sie etwa, daß wir für solche Mächlereien zu haben wären? Und wenn man mir eine Million in Doppelkronen auf den Tisch zählte, gäbe ich meinen Namen nicht für die Taktik her, die der Geheime Oberfinanzrath Waldemar Mueller anwandte und der Staatsminister Theodor Möller billigte. Wer bei uns so handelte, wäre verkehmt. Wieder ein Beweis, daß jede Klasse ihre eigene Sittlichkeit hat.

Ganz alltäglich kann die Anwendung solcher traquenards übrigens nicht sein; sonst hätte sie in dem Saal, wo doch fast nur Industrielle und Kaufleute saßen, nicht so helle Empörung erregt. Die heitersten Rheinländer hatten rothe Köpfe und schworen ihrem Schaaffhausenschen Bankverein fürchterliche Rache. Der graue Herr Winterfeld nannte das Verhalten der Dresdener, mit einem viel zu milden Wort, „illonal“ (die in die Presse lancirte Behauptung, er habe den Ausdruck später öffentlich zurückgenommen, ist erlogen) und die Plaghalter Gutmanns wurden, nach Gebühr, grausam verhöhnt. Trogdem Réaumur nur vierzehn Grad angab, stand auf der Stirn des Ge-

imen Oberfinanzrathes in dicken Tropfen oer Schweiß. Das Auge der Schaaffhausenschen schweifte von Kirddorf unruhvoll zu Daniel, von Daniel zu dem schweigsamen Brüter Stinnes. Die berliner Anwälte halfen sich mit tiefen Brusttönen inniger Ueberzeugung (weil sie zufällig nicht von der Gemüthspartei gemiethet waren) über Hohn und Ungebuld der Hörer hinweg. Herr Kempner, der mit einem Ulysseslächeln schon vorher erklärt hatte, er sei nur hier, „um zu lernen“, öffnete das Gehege der Zähne nicht. Der schwarze Anwalt (Bondi aus Dresden) stützte das Haupt bald auf den rechten, bald auf den linken Arm und blätterte nervös in seinen Papieren. Der blonde Anwalt Behrke aus Frankfurt am Main saß, ohne sich zu rühren, mit der noblen Ruhe eines Ulanenrittmeisters, der sich nicht heimisch fühlt, auf seinem Stuhl und drehte sich nur um, wenn er seinem hinter ihm schweigenden Klienten Valenar ein Losungswort zustecken wollte. Für Alles hatte die Trias Möllers-Arnhold-Gutmann gesorgt, Nord und Süd mobil gemacht, Germanen und Semiten aufgeboten: nur die Mehrheit hatte sie nicht, trotz allen Großsprechereien der letzten Wochen nicht einmal die absolute Mehrheit. Angemeldet waren 356 400 Mark, ein wohl beispiellos großer Theil des Aktientapitals. Das Angebot des Handelsministers wurde mit 29 gegen 2 Millionen Mark abgelehnt, wäre, wenn alle Dresdener mitgestimmt hätten, mit 29 gegen ungefähr 21 Millionen Mark abgelehnt worden. Diese Ziffern und die Stimmung der Aktionäre bürgten auch schon für die Bewilligung des neuen Kapitals. Dennoch mußte Herr Poelchau nun kommen. Die Stunde forderte ihn.

Er kam. Ave, Consul! Ein Meistergriff. Herr Friedrich Haase hätte in seiner rüstigsten Zeit die Rolle des Erharthen nicht würdiger gemimt. Groß, schlank, wachsfarbiger Teint, der wie bepudert wirkt, Haar und Bart zum Entzücken firisirt, von Swan Schlichter nach den neusten Modeblättern ge- leidet, lässige Haltung, müde Geringschätzung um Augen und Mund und der ganze ältliche Swell so wundervoll soignirt, daß es eine Lust ist, ihn anzuschauen. Früher Staatsanwalt in Hamburg. (Herr Gutmann umgiebt sich gern mit einer Leibgarde ausgedienter Procuratoren. Die wissen Bescheid. Wer aber, wer außer Eugen dem Einzigen hätte in Alldeutschland einen so dekorativen Staatsanwalt für Düsseldorf aufzutreiben vermocht?) Jetzt erst ward mir klar, warum der Millionenvertreter aus Hamburg geholt werden mußte. Die berliner Direktoren Nathan und Fäbell waren für diese Chevalierrolle nicht zu brauchen; und wenn der gelbe Mohr Eduard Arnhold sich aus Madonna di Campiglio (wo er jetzt gerade den Minister Budde bewirtheht und hoffentlich zu möllershaften Thaten inspirirt) persönlich in den Breidenbacher

Hof bemüht hätte, läme selbst er gegen diese in Schönheit verwitternde Rechenfassade nicht auf. Herr Poelchau könnte, wie er geht und steht, den alten Klingsberg, Sonnenthal's fettigen père prodigue und sämtliche Lebendner Blumenthal's spielen, die mindestens immer „Baron von der“ sind. Bei aber, arme Thekla, ist auf dieser Erde das Los des Schönen? Herr Director Poelchau wurde ausgelacht. Sechsmal, zehnmal: so oft er sprach. Und sprach oft; freilich stets nur den selben Satz: „Ich schließe mich mit meinen achtzehn Millionen dem Protest meines Kollegen (oder: des Herrn Rechtsanwaltes) an.“ Dabei hatte man den Eindruck, der Tadellose wisse gar mit so recht genau, was der Protest eigentlich wolle und solle. Schade. Der Kaiser hatte bei der Instruktion das Wichtigste vergessen. Sein Mann war einfach berauschend, so lange er schwieg, und reizte zum Lachen, sobald er den Mund aufthat. Wie weiland Herr Friedrich Haase in einer Tragödie.

Man muß gerecht sein: dankbar war Poelchau's Rolle nicht. In Berlin käme ihr Inhaber in alle Jahresrevuen und würde, als „der Mann mit den achtzehn Millionen“, von drei Duzend hübscher Tricotmädchen umworben, und buhlt. Deutschland ist sitzsam. Doch den Rheinländern sitzt der Schalk im Nacken. Schon steht, ganz vorn, einer auf und läßt sich, mit schelmisch lachenden Augen, ungefähr also vernehmen: Unsere erste Abstimmung soll, so sagen die dresdener Herren, ungiltig sein, weil ihre Aktien nicht vertreten waren; jetzt sind sie vertreten: wie wärs, wenn wir die Abstimmung wiederholten? Jubelrufe grüßen den witzigen Einfall. Die Gutmännischen stecken die Köpfe zusammen. Rathlos blickt der Geheime Oberfinanzrath Mueller (von Dresden) den Geheimen Oberfinanzrath Hartung (von Schaaffhausen), der schwarze den blonden Rechtsanwalt an. Nur eine Minute. Dann bricht das Weitere los. „Unerhört!“ „Frechheit!“ „Kindisch!“ Der Humor der Situation ist so stark, daß er selbst den stockernsten Herrn Kirdorf ansteckt. Noch einmal, zum letzten Mal, erhebt er sich und spricht: „Ich bin kein Jurist, und was ich heute hier von Juristen hörte, hat zu meiner Erleuchtung nicht beigetragen. Aber ich muß doch sagen: Vorhin wollte die ministerielle Partei eine nach ihrer Meinung gültige Abstimmung und jetzt, wo sie ihr angeboten wird, will sie wieder nicht, — da kann mein Menschenverstand nicht mit!“ Von allen Seiten wird eine neue Abstimmung gefordert und der präsidirende Herr Winterfeld ist bereit, sie sofort anzuordnen. Die Sache wird ernst; und Herr Mueller pathetisch. Schon der Vorschlag, ruft er, ist ein Hohn auf jede vernünftige Geschäftsführung und würde in keinem Parlamente der Welt ernsthaft erörtert werden. Eynern berichtet: „Ich selbst habe im Landtag mehr als ein-

mal wiederholte Abstimmungen erlebt.“ (Warum sollten sie auch verpöndt sein? Die Gültigkeit eines Beschlusses wird angefochten; wenn die Mehrheit großmüthig ist, gewährt sie eine zweite Kraftprobe.) Wir schreiten zur zweiten Abstimmung über die Offerte des Handelsministers, sagt Winterfeld. Lauter Beifall. Dann hört man Herrn Poelchau dem vor Zorn puterrothen Waldemar zuflüstern: „Soll ich wieder hinausgehen?“ Hohngelächter. Der Geheime faßt sich und kündigt, seine Partei werde unter keinen Umständen an der Abstimmung mitwirken; und das Fähnlein verläßt in leidlicher Haltung den Saal. Was nun? Das Puppenspiel noch länger hinziehen? Herr Winterfeld (der leider nicht zu den Humoristen gehört) verzichtet auf die Wiederholung der Komödie, die Dresdener werden zurückgeholt und nehmen, von Spottchören begrüßt, ihre Plätze wieder ein. „Kaus aus deKartoffeln! Rin in deKartoffeln!“ jöhlt ein Berliner. Fürstenberg strahlt. Schwabach scheint aus stärkendem Schlummer erwacht. Und Behrens . . . Ist er noch gelber geworden? Sein krankes Auge hängt an dem Geschniegelten. Dieser Herr aus Hamburg, der keine Ahnung hat, was die Sibernia, was eine Kohlengrube ist, will ihm sein Kind, das Werk seines Lebens nehmen, es ihm mit Künsten ablisten, von denen nach Herne noch keine Mär drang. Und all diese Geldmenschen sind, auch in seiner Partei, so vergnügt, zu Frühshoppenwizen so gestimmt, als handelte sichs nicht um eine heilige Sache. Ist's Denen am Ende nur um den Profit zu thun? Dem Generaldirektor wird übel; er winkt einem Diener und schleppt sich, nach einem letzten Blick auf den Szwel, hustend aus dem Saal.

Die traurige Posse war nicht ganz unnützlich. Sie hat bewiesen, daß die Absicht der Dresdener nicht war, eine auch in ihrem Sinn unanfechtbare Abstimmung herbeizuführen, sondern, jede Abstimmung zu hindern. Ihr ganzer Aktienbesitz war vertreten, Niemand wehrte einem ihrer neun Wortführer das Recht freier Rede und die Ziffern ergaben, daß an die zur Verstaatlichung nöthige Mehrheit auf abschbare Zeit hinaus nicht zu denken sei. Einerlei. Der Versammlung sollte der Willenskanal verstopft werden. Obstruktion auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Handelsministers. Wenn auch nur eine preussische Gerichtsinanz dieses Verfahren für legitim erklärt, können die Sozialdemokraten triumphiren; und wir Alle die Chinesen um die moderne und sinnvolle Interpretation ihrer Geseze beneiden.

Nun sollte die Hauptschlacht beginnen; denn erst die Kapitalserhöhung sicherte den Sieg des Tages. Doch es war spät geworden, man war müde, hatte zu viel gelacht und der rechte Elan wollte sich nicht mehr einstellen. Der dresdener Concern erbietet sich, die neuen Aktien zum Kurs von 240 zu über-

nehmen. Das kann er, da Mäller ihm die Uebernahme zu 246 (Manche sagen: zu 250, Einzelne: zu 255) versprochen hat. Die Gegner der Verstaatlichung müssen, in einer Zeit, wo der Kohlenabsatz stocht und Harpener 217 stehen, mit einem Kurssturz auch für ihre Hibernia-Aktien rechnen und können deshalb nicht so viel zahlen. Das dresdener Angebot ist ja auch nicht ernst gemeint, soll nicht zum Gedeihen, sondern zum Tod der Gesellschaft wirken. Es wird abgelehnt und die Kapitalserhöhung, unter den von Vorstand und Aufsichtsrath vorgeschlagenen Bedingungen, mit 28 gegen 21 Millionen Mark angenommen.

Vorher hatte es natürlich wieder Proteste gehagelt; und hagelte nachher weiter. Besonders spaßhaft war die mit Feuereifer verfochtene Behauptung, beide Beschlüsse hingen so innig zusammen, daß die Ungiltigkeit des ersten auch dem zweiten die Rechtskraft raube. Nach Wortlaut, Sinn und Zweck der Statutsbestimmung ist der erste Beschluß unantastbar gültig; un- wäre ers nicht, so bliebe der zweite dennoch davon unberührt. Der Antrag, das Kapital zu erhöhen, ist am sechsundzwanzigsten Juli gestellt, die Offerte des Ministers erst vier Tage später in Herne eingetroffen. Von ähnlichem Gewicht waren die übrigen Proteste. Sie wurden kaum noch beachtet. Man rauchte, plauderte in Gruppen und horchte nur noch auf, als festgestellt wurde, daß der Vertreter des preußischen Staates an die Beamten der Gesellschaft überhaupt nicht gedacht habe; wäre sein Antrag angenommen worden, dann hätten die Verkäufer der Hibernia zur Entschädigung der Beamten keinen Heller gehabt. Excellenz als Sozialpolitiker . . . Die Geschlagenen schimpften in allen Tonarten. Ungefähr wie beim Zolltarif im Reichstag die Minorität. Damals ging gegen die Kardorff-, jetzt gegen die Kirdorf-Mehrheit. Die Herren von Eynern und Winterfeld kamen nicht besser weg als die Grafen Ballestrem und Udo Stolberg. Immer die selbe Geschichte. Der Präsident, der den Obstruierenden nicht den Willen thut, bricht göttliches und menschliches Recht. Nur war die Obstruktion hier von einem aktiven Staatsminister gebilligt; und am Präsidialtisch saßen Herren, die gewiß manchen Fluch gegen die bösen Kardorffianer des Brotwuchers geschleudert hatten.

War zur Klage diesmal gerechter Grund? Nach meiner Ueberzeugung nicht der geringste. Der Erwähnung werth ist nur ein Anklagepunkt. Unter dem Stimmkapital der Mehrheit: sollen vier Millionen Mark Aktien gewesen sein, die nur für den Monat August Bleichröder und der Handelsgesellschaft überlassen waren und vom ersten September an wieder dem dresdener Concert gehörten. Das Stimmrecht zu reportirender Aktien ist vom Gesetz nicht beschränkt und es stand den Herren, die diese Aktien auf begrenzte Zeit erworben ha-

völlig frei, sie beim Votum zu verwerthen. Doch Herr Müeller, Gracchus de seditione querens, sagt, solches Handeln sei nicht anständig. Der Mann hat Muth. Seine Bank — er wußte wahrscheinlich eben so wenig davon wie der Aufsichtsrathspräsident Jenke — hat die Hibernia arglistig an sich zu bringen versucht: und er stöhnt nun über die unmoralische Kriegführung der aus dem Hinterhalt Ueberfallenen. *À la guerre comme à la guerre*, Herr Geheimrath. Hätten wir uns etwa nicht Alle königlich amüsirt, wenn den Japanern, so um die Adventzeit, gelungen wäre, einen Theil des Kriegsschatzes den Russen abzupumpen? Mir hat ein Glaubwürdiger erzählt, das Reportgeschäft sei von den Dresdnern vorgeschlagen worden; jedenfalls war ihnen das Geld sehr willkommen. Und selbst über schlimmen Trug dürften sie nicht klagen. Ist's in der Welt der Geldgeschäfte denn gar so unerhört, daß Einer vom Anderen übers Ohr gehauen wird? Wo aufhören, wenn man da von Moral zu reden erst anfängt? „Ja, aber als sich's um die Poelchauerei handelte...“ Da, antworte ich, lag die Sache auch anders. In unserem Fall sind die beiden Parteien eben nicht nach der selben Norm zu beurtheilen. Die Geschäftsethik der Herren Schwabach und Fürstenberg interessirt mich nicht sehr; hinter Gutmann & Arnhold aber steht der preußische Staat. Der, scheint mir, darf gegen seine Bürger nicht verfahren wie ein Isidor Rechat gegen den anderen. An einem Beispiel will ich klar zu machen suchen, wie ich's meine. Herr Fürstenberg hat in der Gemeinde Grunewald ein großes Grundstück. Wenn ein Spekulant, der Konjunkturgewinn wittert, es ihm schlau abjagt, regt mich der Handel nicht auf. Wenn aber die Gemeinde ihm, einem ihrer stärksten Steuerzahler, ihrer Ernährer, Thatsachen, die ihr amtlich bekannt und die geeignet sind, den Grundwerth bestimmt und beträchtlich zu heben, verschweigt und das Grundstück weit unter dem wirklichen Werth erlistet, dann nenne ich solches Handeln skandalös. Und was von der Gemeinde gilt, gilt auch vom Staat. Zwei Händler mögen einander meinetwegen nachts die Hälse abschneiden. Wird auf Staatsgeheiß, unter Ausnützung der Arglosigkeit, der Besitz der Bürger geschmälert, dann wird damit die von Stahl gepriesene „Majestät der Staatsordnung“ besleckt. Wer ist denn der Staat? Ein mythisches Wolkenwesen oder eine zur Befriedigung des Gemeinbedürfnisses durch Uebereinkunft geschaffene Rechtsinstitution? Den Staat ernährt unsere Arbeit, nicht die der Fürsten, der Minister — Die leben von ihm —, und wenn dieser Staat durch listige Machenschaften das Vermögen seiner Nährer zu kürzen sucht, dann... Dann beurtheile ich solchen Versuch eben anders als das Reportgeschäft eines Bankdirektors, dem kein Nüchtern der Recht bestreitet, jedes erreichbare Schäfschen zu scheeren.

Schön. Aber ohne das Reportgeschäft hätten die Dresdener eben die Mehrheit gehabt. So denkt Mancher; und irrt. Daß die Gutmännischen, trotz der tugend samen Pathetik ihres Herrn Mueller, selbst mit Aktien gestimmt haben, die sie, gegen fünf bis sieben Prozent Vergütung, bis zum Ultimoterm in Kost genommen hatten, ist nur als Beitrag zur Psychologie dieser Empörung bemerkenswerth. Doch die Vorbereitung zur Schlacht war ja nicht Dummköpfen anvertraut. In der Berliner Handelsgesellschaft saß der Generalstabschef Dr. Walther Rathenau, saß der, trotz seiner Jugend, kühle, exakt rechnende Jurist Dr. Mosler. Die wußten, was sie thaten. Und da die Wuth über ein in der Bankgeschichte beispielloses Attentat ihnen Bleichröder und die Diskontogesellschaft, Deutsche und Darmstädter Bank verbündet hatte, wußten sie auch genau, was an Hibernia-Aktien täglich zu haben war. Nur was sie durch ihren Filter ließen, kam an die Dresdener Bank. Die Fünf hätten, wenn das Reportgeschäft nicht gelungen wäre, am Ende wohl noch drei, vier Millionen zum Aktienkauf aufgebracht; da es gelang (aber nur Stücke im Werth von zwei Millionen eintrug), konnten sie Herrn Gutmann das Vergnügen lassen, phantastische Preise zu zahlen. Sie brauchten nur die Mehrheit: und hatten sie nach Gesetz und Statut. Mehr als ein Viertel des Aktienkapitals, also genug, um die Verstaatlichung zu hindern, hatten sie längst, als der strupellose Gegner noch ausposaunen ließ, der Sieg an der Düffel sei ihm gesichert.

Da im Paragrafengestrüpp nun so gierig nach einer dunklen Stelle gestöbert wird, wo man die düffeldorfer Beschlüsse verscharren könnte, wäre es, dünkt mich, recht zeitgemäß, auch ein paar anderen Rechtsfragen die Antwort zu suchen. Durfte Herr Gutmann Aktien, von denen er wußte, daß sie 246 werth waren, den Besitzern, denen er seine Wissenschaft verschwiegen, zu 200, 210, 220 abnehmen? In einem analogen Fall hat das Reichsgericht entschieden, daß solche Geschäfte unzulässig seien. Böse Menschen könnten von „ungerechtfertigter Bereicherung“ im Sinn des Bürgerlichen Gesetzbuches, vielleicht von einem ärgeren Verstoß gegen die „guten Sitten“, gegen Treue und Glauben reden. Zweitens: Durften Möllers Mandatare über Möllers Angebot mitstimmen? Wurde damit nicht das Gesetz umgangen? Das schreibt weislich vor, daß ein Aktionär an der Abstimmung über ein zwischen ihm selbst und der Gesellschaft abzuschließendes Rechtsgeschäft nicht mitwirken darf; und diese Vorschrift würde umgangen, wenn Herr Schulz, der das Geschäft machen will, mit seinen Aktien Herrn Cohn in die Generalversammlung schickt und nach der Instruktion stimmen läßt. Der Staat will die Hibernia kaufen, geht aber, weil er nach dem Gesetz nicht mitstimmen dürfte, nicht selbst nach Düsseldorf

sondern schießt seine Strohmännschaft. Aber es kommt noch viel besser. Paragraph 317 des Handelsgesetzbuches sagt: „Wer sich besondere Vortheile dafür gewähren oder versprechen läßt, daß er bei einer Abstimmung in der Generalversammlung in einem gewissen Sinn stimme oder an der Abstimmung in der Generalversammlung nicht theilnehme, wird mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahr bestraft. Die gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher besondere Vortheile dafür gewährt oder verspricht, daß Jemand bei einer Abstimmung in der Generalversammlung in einem gewissen Sinn stimme oder an der Abstimmung nicht theilnehme.“ Meinem Laienhirn scheinen alle Merkmale dieses Thatbestandes hier gegeben. Die Dresdener haben „in einem gewissen Sinn“ gestimmt und an der Hauptabstimmung nicht „theilgenommen“, weil ihnen für solches Handeln und Unterlassen „besondere Vortheile (ein Kursgewinn im Betrag von Millionen) gewährt oder versprochen“ waren. Und der Mann, der gewährte oder versprach, war der preussische Handelsminister. Vielleicht irre ich; aber man sollte auch diese Rechtsfrage zu reichsgerichtlicher Entscheidung bringen. Ist die für Düsseldorf gewählte Methode erlaubt, dann braucht man keinen Kuroki zur Umgehung der Vorschrift, daß der Aktionär an der Beschlußfassung über ein zwischen ihm und der Gesellschaft schwebendes Geschäft nicht mitwirken darf.

Von „besonderen“ Vortheilen könnte nur dann nicht die Rede sein, wenn die Behauptung richtig wäre, die Dresdener Bank habe die Aktien als Kommissionär des Staates gekauft, dem natürlich auch der Kursgewinn zufalle. Ich muß annehmen, daß diese Behauptung nicht von dem Handelsminister noch von dem Konsul Gutmann aufgestellt worden ist. Denn Beide wissen, daß sie falsch ist. Schon der Inhalt des Briefes, den Möller am sechzehnten Juni an Gutmann schrieb, erweist ihre Unwahrheit. Konnte Gutmann als Kommissionär im August und September 25, 35 Prozent mehr zahlen, als der Kurs der Staatsofferte beträgt, könnte er vor dem ahnungslos überrumpelten Auffichtrath auch nur die Unsumme der Prozeßkosten und Anwalthonorare verantworten, wenn er durch seine ersten Käufe nicht vier bis fünf Millionen verdient hätte? Nein: der Minister hat gesagt: Verschafft mir, bonis avibus, die Mehrheit und säckelt als Lohn die Kursdifferenz ein! . . . Was in dieser Angelegenheit zusammengelogen ward, geht nicht auf die größte Kuhhaut. Erlagen die Geschichte von der Kommission und Provision. Erlagen, daß Gutmann je auch nur die geringste Aussicht auf die Dreiviertelmehrheit hatte. Erlagen fast jeder Satz, der über die Genesis der Sache in die Presse geschmuggelt wurde. Auch der Minister muß schmählich getäuscht worden sein; denn er

war sicher, die Verstaatlichung durchsetzen zu können, und hat kurz vor der Generalversammlung einem Ausfrager gesagt: Wir haben die Mehrheit.

Im Breidenbacher Hof gabs dann lange Gespräche. Wie? Nach der langwierigen Heimlichkeit unter hohem Patronat, nach all dem Schwadronieren haben die Dresdener nicht mehr? Am nächsten Morgen aber wurde flink weitergelogen. Pyrrhusfieg. Denen, die ihn erstritten, wird um Kopf und Busen schon bang. Sie sind mürr und wünschen schnellen Friedensschluß. Vernahmt Ihr, daß Fürstenberg mit Mueller sehr freundlich sprach? (Sollten sie einander ins Gesicht spucken?) Die Deutsche Bank intervenirt und dieser Vermittlerin kann rascher Erfolg nicht fehlen. (Die Leiter der Deutschen haben sicher keinen sehnlicheren Wunsch als den, ihrem geliebten Eugen Gutmann zu frischem Vorber zu helfen.) Oder in anderer Tonart: Die Mammonsmacht der Banken hat den großen sozialpolitischen Gedanken des Ministers zu Fall gebracht; doch ihre schändte Habsucht wird nicht lange triumphiren. Kein wahres Wort. Stant, der dem nachprüfenden Urtheil den Weg in die Klarheit verleiden soll. Niemand hat intervenirt. Die Sieger sind überzeugt, daß sie Recht und Gesetz für sich haben. Nichts hat sich seit Düsseldorf geändert. Das hochmüthige Landgericht hat, wahrscheinlich unter dem Eindruck eines unklugen, in der Verhandlung geschickt ausgenützten Artikels des Herrn von Cynern, der nahen Frieden anzukünden schien, verfügt, die Kapitalserhöhung dürfe erst ins Register eingetragen werden, wenn die erste Instanz über die Anfechtungsklage der Dresdener entschieden habe. Dieser Spruch berührt die Materie des Streites nicht. Ueber den Klageantrag, die düsseldorfer Beschlüsse für nichtig zu erklären, soll am zehnten Oktober verhandelt werden. Wird er, wie wohl selbst Herr Kempner erwartet, abgelehnt, dann kann der Registerrichter in Herne am nächsten Tage die Kapitalserhöhung eintragen und das Syndikat Möller-Arnhold-Gutmann muß den Kampf aufgeben. Rasch also die Zeit noch benutzen. Die Dresdener Bank (die Schaaßhausenschen verbinden wohl erst ihre Wunden) fordert die Einberufung einer zweiten Generalversammlung, die sämmtliche Beschlüsse der ersten aufheben, noch einmal über die Staatsofferte abstimmen und den Aufsichtsrath erweitern soll. Habeat. Dieses Spielchen kann ins Unendliche ausgedehnt werden. Möllers Konsul seit der Schlappe vom siebenundzwanzigsten August mit gesteigerter Gier Aktien aufgekauft, die zu haschen waren; die Preise genirten ihn nicht und hätte den Kurs auf 300 getrieben, wenn ihm von den Segnern nicht aus ihr eigenen Kundschaft einzelne Posten überlassen worden wären. Er behauptet jetzt 26 Millionen zu haben; mit ziemlicher Sicherheit also die absolute Me-

heit. Was er will, hat ein enfant terrible, sein Archivar, öffentlich ausgeplaudert. Aus diesem unergiebigen, doch fidelem Schacht kam die Kunde: „Verfügt man über die einfache Mehrheit, so kann man die Verwaltung der Gesellschaft nach Belieben verändern, die Bankverbindungen lösen, Dividende und Kurs der Aktien beeinflussen und dadurch das Interesse der opponirenden Banken an der Sibernia beseitigen.“ Behrens wird weggejagt, an Fürstenbergs Stelle tritt Mueller, durch überflüssige Abschreibungen wird die Dividende geschmälert, auf oft begangenen Wegen der Kurs geworfen: und Alles ist in herrlichster Ordnung. Das ist das Ziel. Schade, daß in Düsseldorf nicht beschossen wurde, jede Aenderung des Statutes bedürfe einer qualifizirten Mehrheit. Man schätzte leider das besondere Ethos dieses Gegners noch immer nicht nach Gebühr. Thut aber nichts. Im Kleinen Journal und auf den sauberen Wegweiser des im Zuchthaus wenig verschlechterten Herrn Hugo Löwy wird man trotzdem weiterlesen, die Dresdener Bank sei das vornehmste Institut der Welt und ihr Goldminenbesitz über jeden Zweifel und jeden Goerz erhaben.

*

Hatte die noch schöne und schon kluge Dame am Ende gar Recht? Bin ich wirklich auf der falschen Seite? Weinake sieht es so aus. Fast überall wird die Sache, die mir ungeheuerlich, eine Lebensfrage der Staatsmoral scheint, flau behandelt. Die Organe, denen die Wärme gutmännischer Berührung noch anzufühlen ist, zählen kaum mit; und daß die Jahre lang aus allen Bankrippen gespeiste Nationalzeitung jetzt nur noch thut, was ihr Nährvater Arnhold befiehlt, zeigt bloß, daß ihr Bettlerlämpchen mählich verglimmt (oder daß der allzu störrige Herr Fürstenberg wieder einmal mit „strengster Massage“ geschmeibigt werden soll). Aber auch sonst: sehr oft Wohlwollen für Dresden, im besten Fall fühle Gleichgiltigkeit. Das hat natürlich einen zureichenden Grund. Die große Presse gehört und gehorcht den Händlern; und hinter der Sibernia dräut die Macht des verhassten Syndikates. Warum ist's verhasst? Weil es die Kohle vertheuert? Hast Du, lieber Liberaler, in Deiner Zeitung je ein hartes Wort gegen die Kohlengroßhändler Arnhold und Friedländer gefunden? Nein? Gut. Glaubst Du nun, daß diese beiden Konkurrenten zusammen ein Jahreseinkommen von vier bis sechs (oder mehr) Millionen nur deshalb versteuern können, weil sie die Kohle verbilligen oder, mit geringem Distributenaufschlag, zum Herstellungspreis verkaufen? Ich auch nicht; ich glaube, daß diese Zwischenhändler mit höherem Profit arbeiten als die Zechenbesitzer. Schmoller, der Etwas davon versteht, hat gesagt, die Preispolitik des Kohlsyndikates

sei maßvoll und vernünftig zu nennen. Das Gewimmel der Händler will aber nicht mit einer starken Organisation der Produzenten zu thun haben, sondern von einem Werk zum andern gehen, bis die Konkurrenten einander aufs Preisminimum herabgedrückt haben. „Freies Spiel der Kräfte“. Nur logisch bei einer Anschauung, die nach den Bedürfnissen des Zwischenhandels, des nicht unwichtigen, doch unwichtigsten und entbehrlichsten Gliedes am Körper der Volkswirtschaft, gern das Erdrund geordnet sähe. Solchen Wünschen blüht aber kein Rösslein mehr. Vest, Liberale, das Gutachten, das der österreichische Sektionchef Klein — der viel höher ragt als selbst unser Miquel — dem Juristentag vorgelegt hat. Ich wills hier nicht abschreiben, nur sagen, daß dieser (in Preußen unmögliche) Ministerialdirektor für Unternehmer und Lohnarbeiter das selbe unbeschränkte Recht zu freier Koalition fordert, in Kartellen und Syndikaten das nothwendige und nützliche Ergebnis moderner Entwicklung sieht und das Einspruchsrecht des Staates auf die Fälle begrenzt, wo ruchlose Habgier der Kartellirten die Preise ungebührlich zu steigern sucht. Und er ist nicht vereinzelt. Wer sich weit genug von Manchester entfernt hat, findet die Syndikatbildung eben so nöthig und eben so heilsam wie die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter. Das Syndikat, das die Förderung kontingentirt, den Absatz regelt, rationell wirthschaftet und dem Parasitengekrübel keinen Nährboden läßt, ist ihm lieber als die dumme Anarchie einander unterbieten-der Händler; und die Furcht vor Kirdorf kann ihn nicht in Möllers Lager treiben.

Daß der Kohlenhändler Arnhold das Syndikat, weil es stärker als er ist, nicht gerade innig liebt, ist begreiflich. Daß Herr Gutmann gern Geld verdient und nicht minder gern zeigen möchte, was er, er allein, gegen fünf Banken vermag, darf ihm kein Gerechter vorwerfen. Räthselhaft ist und bleibt nur die Haltung des preussischen Handelsministers.

Er vertritt den Staat, will für diesen Staat ein Bergwerk kaufen. Er wendet sich nicht an die legitimen Besitzer, sondern an deren Geschäftsfeind. Heimlich wird Alles abgekartet, den Aktionären ihr Besitz zu einem Preis abgelöstet, der dem inneren und äußeren Werth nicht mehr entspricht. Kein festes Prinzip leitet das Handeln; Opportunität entscheidet. Zuerst heißt es: Wenn Du Eugen, mir die Mehrheit schaffst, kaufe ich. Das ließ sich noch hören. Ein Geschäft, das Gutmann auf sein Käppchen nahm; Gewinnchance und Risiko ungefähr gleich. Dann wird die Offerte veröffentlicht: und nicht Gutmann mehr, sondern Preußen steht auf dem Markt. Der erbebt. Hundstagschauffe in Kohlenaktien. Wildeste Spekulation durch Verschulden des Staates, der die Spekulation doch eindämmen will. Soll der ganze Bergbau verstaatlicht werden?

Nein. Niemand glaubts. Ich will nur Einfluß aufs Syndikat, sagt Möller. Den konntest Du, unter besseren Bedingungen, schon vor einem Jahr haben, antwortet Rirdorf; und beweists. Thyssen, nähmt die Excellenz, Thyssen und Stinnes hätten mich nicht hineingelassen; und vor den Beiden habe ich Angst, denn sie werden nachgerade zu groß. Thyssen und Stinnes sichern sich, um gegen fiskalische Angriffe geschützt zu sein, in Gelsenkirchen und Schalke die Dreiviertelmehrheit und aus hastigen Wehen entbindet sich eine neue Interessengemeinschaft, die stärkste von allen im schwarzen Revier. Geburtshelfer: Theodor Möller. Im Börssensaal wird inzwischen weitergewüthet. Hundert Lügen, denen der Minister nicht widersprechen läßt. Sein Verhältniß zur Dresdener Bank ist noch immer nicht ganz klar. Kauft Gutmann für eigene Rechnung und Gefahr? Ja; wenn er nicht die Mehrheit erlangt, ist der Minister nicht gebunden. Nein; der Minister hat ihm die Uebernahme der Aktien zugesagt. Nun wird die Meute losgeloppelt. Folgt Ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Verschärfung des Börsengesetzes, Staatshaß gegen die Syndikate. Ihr sollt schon kurr werden. Sie werden's nicht. In Düsseldorf wird mit Billigung Seiner Excellenz nach allen Regeln winkelfonjularischer Kunst chicanirt und obstruirt. Traurige Schiebungen; stimmt hier der Staat ober, gegen Gewährung besonderen Vortheils, sein Strohmann? Alles vergebens. Die secundum ordinem einberufene Generalversammlung lehnt mit großer Mehrheit die Offerte ab und spricht unzweideutig die Absicht aus, sich gegen erneute Attentate wirksam zu schützen. Ist nun wenigstens der Zauber zu Ende? Noch lange nicht. Als dem Minister der Beschluß gemeldet wird, erwidert er spöttisch, als rechtskräftig könne er ihn erst hinnehmen, wenn das Gericht über die Anfechtungsklage entschieden habe. Was, Donnerwetter, geht ihn diese Klage an? Und würden alle Proteste in sämtlichen Instanzen für begründet erklärt: die zur Verstaatlichung nöthigen drei Viertel des Aktienkapitals bekäme er nicht, wird er auf Jahre hinaus nicht bekommen. Mais le geste est beau. Als Mueller protestirt, als Möller mußer, in vornehmer Unparteilichkeit, den Gerichtsspruch abwarten. Stärkere Drohungen folgen. Der Reichstag wird ein Kartellgesetz machen, daß Euch die Zähne lappern; und das neue Berggesetz, das wir leider nun vorbereiten müssen, wird Euch mit Skorpionen züchtigen. Ihr werdet die Börsianer noch um ihr Eden beneiden. Und die Hibernia behaltet Ihr doch nicht... Das Alles warum? Weil preußische Bürger nicht bereit sind, ihr legal erworbenes Eigenthum dem preußischen Staat zu dem vorgeschriebenen Preis zu verkaufen.

Dem Psychologen könnte des Räthfels Lösung dämmern. Mehr als von wirthschaftlichen Erwägungen, viel mehr ließ Caprivi sich, wohl unbewußt, von dem Groll des armen Troupiers und arlosen Kleinjunkers gegen

die hochmüthigen Großgrundbesitzer leiten. Den vom Erfolg nicht gekrönten Besitzer der brackweder Klitsche könnte es kigeln, den Industriefürsten seiner Heimath die Herrnfauft zu zeigen. Schön vor Jahren hat er merkwürdig oft von der Hibernia gesprochen. Auch der neue Plan ist mindestens schon ein Jahr alt; und reicht weit über Herne hinaus. Der ganze Bergbau soll es sein; trotz allen Dementis und Beschwichtigungen. Die Kriegsflotte, die schleunig gebaut werden soll, kostet viel Geld; und zu dem Vorschlag, Bier und Tabak ausgiebig steuern zu lassen, fehlt der Muth. Die Eisenbahnen haben Geld fürs Landheer geliefert, die Bergwerke werden die Schlachtschiffe panzern; in beiden Fällen giebt's dehnbare Budgets und „keine innere Krisen“. Die beiden Fälle sind nur nicht ganz gleich. Das Monopol auf den Schienensträngen giebt eine sichere, sehr reichliche Rente. Wenn morgen aber die Versuche, Kohle künstlich herzustellen, gelingen, wie ähnliche Hofmann und Emil Fischer gelangen? Dann wären schon die 26 Millionen Hibernia-Aktien, für die Möller 63 Millionen Reichsmark zu zahlen versprochen hat, vielleicht knapp noch 13 werth und der ganze Staatszechenbesitz bald unter die borussischen Alterthümer zu rechnen. Der Aktionär großer Verkehrsanstalten kann ziemlich ruhig schlafen. Industriepapiere knittert oft ein übers Weltmeer herwehender Wind und jede neue Synthese, jede Entdeckung in Technik und Chemie kann sie makuliren.

Der ganze Bergbau sollte es sein; und Herr Konsul Eugen Gutmann, der längst schon als künftiger Herr und Vicegebieter über die ihm mißfällige Gemeinshaft Harpen-Rannengießer spricht, war im Geheimniß. Meinnetwegen. Die Kohle wird nicht billiger, Preußen nicht reicher, der Arbeiter nicht besser bezahlt und behandelt werden. Aber wo leben wir eigentlich? Auf dem Balkan oder im Lande des Adlermottos *Suum cuique*? Wenn ich mein Haus nicht verkaufen will, darj mirs Keiner ablisten, abpressen. Und dem Staat sollen all die Kniffe und Pfiße erlaubt sein, die pro Hibernia angewandt wurden und mit denen er nach und nach alle gedeihenden Aktiengesellschaften expropriiren könnte? Ihm soll gestattet sein, mit der Schärfe eines Nachgesetzes Denen zu drohen, von deren Leistung er lebt und die ihm nicht willig den Platz räumen? Ist jedes Rechtsgefühl im Volke Kohlhases und Jherings erloschen?.. Nein, Madame: ich bin nicht auf der falschen Seite. Und ich habe noch einiges Vertrauen auf den Grafen Bernhard von Bülow, den ich nicht bewundere, der abglaube ich, auf keinen Titel so hohen Werth legt wie auf den eines Gentleman. Er ist wieder in Berlin; und vermag nun rasch zu prüfen, ob der Lange Mühl im Frikienland noch länger die Staatshoheit vertreten kann.



Berlin, den 24. September 1904.

Herbert Bismarck.

Im Juli wurde mir aus Homburg berichtet, Fürst Bismarck gebe durch unverhüllten Hochmuth deutschen und fremden Kurgästen von Tag zu Tag mehr Aergerniß. Für höflichen Gruß danke er mit grimmiger Miene, die deutlich zeige, wie lästig ihm solche Pflicht sei. Ein deutschamerikanischer Millionär habe ihn artig angesprochen und daran erinnert, daß er, als Führer einer Deputation, die dem Vater eine silberne Niesenkanne übers Meer brachte, auch dem Sohn vorgestellt worden sei. Der Fürst habe eine Sekunde lang den Kopf gelüftet, halbblau gesagt: I do n't remember; und dem Mann den Rücken gekehrt. Da die Absicht angedeutet war, diesen Vorgang in die Presse zu bringen, antwortete ich, man dürfe dem totkranken Fürsten, dem jede Hochmuthsregung fremd sei, die durch sein Leberleiden bewirkte grämliche Reizbarkeit nicht wie einem Gesunden nachtragen. Die Diagnose stand damals noch nicht fest. Herbert Bismarck hatte seit Jahren eine abnorm große Leber; nun war er abgemagert und fühlte im Herzen und in den Verdauungsorganen wachsende Beschwerden. Anschoppung, Cirrhose, carcinoma hepatis: seine Tage waren gezählt. Schwenningers ungeheure Suggestivkraft riß ihn oft noch aus trübem Brüten und gab ihm neue Hoffnung. Dann stand der Zusammengesunkene auf, plauderte und trank in behaglicher Stimmung, fuhr mit dem befreundeten Arzt durch den Sachsenwald und glaubte wieder, den Fenz noch einmal, noch manchmal aus seinen Buchen sprossen zu sehen. Wehr konnte kein Sterblicher für ihn thun; die Zerstörung war nicht aufzuhalten und seit Wochen gewiß, daß er den Septembermond nicht überleben werde.

Der Arzt blieb, trotzdem er selbst erkrankt war, in der Nähe des Leidenden, so lange er den kaum noch erträglichen Schmerz zu lindern, blieb rascherreichbar, so lange er auf die Psyche zu wirken vermochte. Am sechzehnten September begann das Roma, in der Morgenfrühe des achtzehnten starb der zweite Fürst Bismarck an Leberkrebs. Vier Tage nach der Weihnacht wäre er fünfundsünfzig Jahre alt geworden. Wieder sitzt in Friedrichsruh nun ein Fürst Otto von Bismarck; doch ist's ein siebenjähriges Kind, dem der Vater fehlt.

Wenn dieses Kind erwachsen ist, wird dichtes Mythengewinde den Namen Bismarck kränzen und nicht blinder Haß mehr noch blinde Liebe das Grab des Großen umspulen. Dann wird's ein Glück sein, Fürst Bismarck zu heißen. Dem Sohn des Kanzlers wurde der Titel vom Volksbewußtsein ungerne gewährt. Wer vom Fürsten Bismarck sprach, meinte den ersten. Selbst die Freunde des Hauses nannten den neuen Herrn fast immer Herbert. Familiär; ohne scheue Ehrfurcht, ohne den Respekt sogar, der Duzendministern nicht ver sagt wird. Viele hatten ihn lieb, Wenige waren bereit, seiner Führung zu folgen; und draußen wurde er, wie der Unfähigste der Unfähigen, gehöhnt. Ein Kind des Glückes, hieß es da, ein nepote, der Alles der kritiklosen Zärtlichkeit seines Vaters, nichts eigener Leistung zu danken hat. Selten ist ein Mensch ungerechter beurtheilt, selten einem die freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens mit zäherem Eifer verleidet worden. Seines Wesens Art war freilich nicht leicht zu durchschauen; auch die Nächsten verkannten ihn oft, schätzten sein Vermögen, sein Wollen selbst unrichtig ein. . . Ich kann Metrologe nicht zur bestimmten Stunde liefern, nicht flinker fertig sein als die Leichenwäscher. Ehe ich über Herberts komplizirte Natur Etwas zu sagen versuche, muß ich auf sein seltsames Erleben in ruhiger Stimmung zurückblicken und sein öffentlich sichtbares Handeln gegen die persönlichen Erinnerungen abwägen, die ich an ihn bewahre. Da er aber fest in der Familie wurzelte, will ich heute zunächst wiederholen, was ich vor Jahren über seine Mütter und seinen Bruder schrieb. Wer Johanna und Wilhelm Bismarck nicht erkannt hat, wird Herberts schillernde Persönlichkeit niemals verstehen.

Die Mutter.

Sie lebte geräuschlos, ganz erfüllt von dem gesunden Egoismus einer Familienmutter, die sich an Nächstes hält und von der Doffentlichkeit nichts wissen mag. Dieses abscheuliche Ding „Doffentlichkeit“ hatte ihr vierzig Jahre lang den Mann fast völlig geraubt und allgemach auch die Söhne umspinnen; abgearbeitet und nervös sah sie die Liebsten zu kurzer Raft am Frühstückstisch, müde und oft genug verärgert kehrten sie ihr abends wieder. Wars

da ein Wunder, daß im Innersten dieser Frau, die so gar nichts vom leibig Damenhaften hatte, ein beinahe zorniger Widerwille gegen diese Oeffentlichkeit wuchs, die störend immer ins familiäre Behagen brach? Sich selbst rettete sie vor dem bösen Feind; von ihr gab es keine scherzhaften oder pathetischen Aeußerungen zu erzählen und es war ihr ganz unausstehlich, wenn draußen die lästigen Leute sich mit ihr überhaupt beschäftigten.

Sie war darin namentlich ganz Frau, daß sie die Dinge niemals sachlich nahm, die kleinen Vorgänge des Hauses so wenig wie die großen politischen Dramen. Der oder Die gefiel ihr. Der oder Die würde die Sache schon machen. Die Sache selbst? Mein Gott, sie kann gut oder schlecht ausgehen, nützlich oder schädlich wirken, — wer kann Das im Voraus wissen? Das Wichtigste ist, daß man seine Leute kennt. Und da sie von allen Leuten am Besten ihren Mann kannte und da sie so oft erlebt hatte, daß er gegen das Toben und Wühlen einer ganzen Welt Recht behielt, so folgte sie gläubig seinem Sinnen und Wollen und sah schließlich Alles durch das Medium seines Geistes. Ob ihr Einer sagte oder ob sie in den ekkigen Zeitungen las, die oder jene Maßregel sei falsch und diesmal habe der Kanzler ganz sicher geirrt: Das ging spurlos an ihr vorüber. Er weiß, was er will; er wird die Sache schon machen. Dabei nicht der leiseste Hang zur Vergötterung; ihr „Ottochen“ blieb ein einfacher Mensch, ein guter, kluger und klarer Erdenbewohner, von dem sie aus langer Erfahrung eben nur wußte, daß er immer ein großes Stück weiter sah als die Anderen. Für Jeden, der ihr von der Titanengröße des Mannes sprach, hatte sie auf der blassen Lippe nur ein stilles, ein Bißchen ironisches Lächeln; sie kannte diese Größe ja doch besser und hätte sie eben so gut gekannt und eben so zärtlich geliebt, auch wenn der Reichshauptmann niemals Minister geworden wäre. Aeußere Anerkennung konnte sie nur erfreuen, weil er sich vielleicht für eine kurze Minute darüber freute; und auch seine Thätigkeit konnte sie nur interessieren, weils eben seine Thätigkeit war. Sie hörte wohl Stunden lang zu und zwang sich den Schlaf aus den Augen, wenn er von hoher Politik sprach; an und für sich aber war diese hohe Politik ihr das gleichgiltigste Ding von der Welt, mit dessen Einzelheiten sie sich nicht abgeben mochte. Sie ging niemals ins Parlament, wenn ihr Mann sprechen wollte; sie hätte sich über die dummen Kerle zu sehr geärgert, die klüger als der Klügste sein wollten. Wie wenig sie sich um den parlamentarischen Firlefanz bekümmert hatte, zeigte mir einmal ein Ausruf des Erstaunens. Im Reichstag war Caprivis Militärvorlage berathen worden und die Fürstin hatte die Berichte durchblättert, weil ihr ältester Sohn an der Debatte bethei-

ligt war; da fiel ihr auf, daß der entscheidenden Abstimmung, mit der die zweite Lesung schloß, am nächsten Tag abermals eine Abstimmung folgen sollte, und sie fragte: „Wie ist denn Das, Ottochen? Ich denke, die Geschichte ist gestern zu Ende gekommen?“ Und der Fürst fand die menschenverständliche Antwort: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist kirchliche Trauung.“

Das Glück, nach den täglichen Reibungen des Dienstes eine so unpolitische Frau im Hause zu finden, wird für einen Bismarck dann erst vollkommen, wenn diese Frau einen wahrhaftigen Respekt vor geistiger Arbeit hat. Das ist eine Empfindung, die den lieben Frauen häufig recht fremd ist; sie möchten das Männchen für sich allein und maulen und schmolten, weil es so langweilige Dinge treibt; sie finden sich furchtbar wichtig und interessant und stöhnen, daß sie unverstanden verschmachten müssen; sie umspinnen den Gesponsen und möchten ihn, all in ihrer Zärtlichkeit, zerquetschen, daß nichts von ihm übrig bleibt als Liebe und lauter Liebe. Von diesem typischen Fehler unbeschäftigter Frauen war Johanna von Bismarck völlig frei. Sie haßte im Innersten wohl die Oeffentlichkeit, die mitunter gar so ungerecht mit ihr theilte; aber nur, weil sie fest überzeugt war, daß in den Stunden öffentlichen Dienstes die meiste Zeit unnützlich vertrödelt werde und ganz leicht erspart werden könnte, wenn die Kleinen den Großen nur ruhig gehen ließen. Vor der Arbeit selbst, deren Werth sie gar nicht abschätzen wollte, hatte sie ehrliche Achtung. Um diese Arbeit nicht mit beschwerlichen Ansprüchen zu stören, hatte sie sich neben der Werkstätte des Riesen ein kleines Leben für sich allein zurechtgemacht; da waren die Wirthschaftsorgen, von denen man nie Etwas merkte und die im Hause doch eine unvergleichliche Behaglichkeit schufen; da war der Verkehr mit den drei lieben Kindern, die beinahe täglich Briefe empfangen und schreiben, da kamen alte und junge Freundinnen, Ortsarme, Diener und Hausmädchen, die sämmtlich für ihre kleinen und großen Bekümmernisse stets ein offenes Ohr und ein gutes Trostwort fanden; und für die Ruhestunden gabs die geliebte Musik — wenn kein Klavierskundiger zur Stelle war, wurden kleine Spielboxen aufgezogen — oder ein hübsches Buch, eins von der Sorte, die leider selten geworden ist, seit „die gräßlichen neuen Sachen aufgekomen sind.“ So war der Tag sauber eingetheilt und auch dann noch reichlich b. als die lästigen Pflichten der Repräsentation unnöthig geworden waren wie konnte ein launischer Wunsch oder die Sucht nach Zerstreuung diese zu einem Einbruch in das Gedankenleben des Mannes verlocken, aus dem Augen sie die Welt ansah. Sie wird gewiß nicht gemammert haben, als Gatte mit den beiden Söhnen über Schlachtfelder ritt.

Das Jammern war überhaupt ihre Sache nicht. Sie ertrug ihre Schmerzen, saß still am Tisch, aß nichts und trank nichts und mochte nicht, daß man's bemerke. Sie schlich nachts, wenn der Fürst unwohl war, leicht bekleidet in den Gang neben seinem Schlafzimmer, horchte, ob er auch schlafe, und mußte mit sanfter Gewalt ins Bett gebracht werden. Wenn ein Fremder ihr Tischnachbar war und sich um Unterhaltungstoff quälte, wies sie ihn mit leichtem Nicken an den Hausherrn, als wollte sie sagen: Hören Sie da lieber zu! Das ist wichtiger; mir sind Sie gleichgiltig und ich — seien Sie nur ehrlich! — bins Ihnen auch. Sie selbst war immer ehrlich und überließ sich mit edel frauenhafter Rücksichtslosigkeit ihren jähen Sympathien und Antipathien; wenn sie einen Menschen nicht leiden mochte, dann konnte er sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfen: es half nicht; er ärgerte sie nun einmal, — und sie hatte ein merkwürdiges Talent, sich zu ärgern. Die schwächliche Frau, der innerer Adel eine vornehme Sicherheit gab und die sich vor keinem Menschen, nur, als fromme Christin, vor ihrem Gott bückte, konnte sich über jede Kleinigkeit ärgern: über eine dumme Zeitung, einen unvortheilhaften Ankauf, eine taktlose Bemerkung, am Allermeisten aber über eine Phrase. Alles Redensartliche, das nicht empfunden war und mechanisch nur im Ohr hängen gebliebene Klänge wiederholte, war ihr in tiefster Seele verhaßt.

Die schwere Eheprobe gelingt dann immer nur, wenn dieser Mann zu dieser Frau paßt. Im Hause Bismarck hat das Exempel gestimmt. Ein Mann, der die größten Interessen umfing, Throne stürzte und Reiche schuf, fand eine Frau, die ganz im Engen und Heimischen wurzelte und die großen Interessen zunächst immer nach den Wirkungen maß, die sie auf ihren kleinen Kreis üben könnten. ... Im Juni 1893 saß Bismarck in Friedrichsruh auf der Veranda. Es war der Tag der Wahlen im Reich. Die Fürstin trat heraus und sagte, sie sei so schrecklich aufgeregt; wenn nur erst eine Nachricht da wäre. Liebes Kind, war die Antwort, die Sache ist wirklich nicht so wichtig; eine Mehrheit für die Militärvorlage, die mir ja nicht gefällt, ist unter allen Umständen gewiß. Die Frau sah erstaunt auf. Was ging die Militärvorlage sie an? Sie hatte an ihren ältesten Sohn gedacht und an die Kränkung, die ihm vielleicht eine Niederlage im Wahlkampf bereiten würde.

Der Bruder.

Auf Wunder hoffte, an Wunder glaubte Graf Bill nicht. Das wehrte ihm schon die Skepsis, die sehr stark in ihm war und ihn den Wahn, ein Mensch vermöge Uebermenschliches, zornlos belächeln ließ. Und doch war er Bis-

marcks Sohn und hatte erwachsend gesehen, wie weit der Genius die Grenzen der Menschheit verrücken kann. In manchen Zeitungen ward nach seinem Tod erzählt, er sei ein hochmüthiger, beschränkter Junker gewesen, in anderen, er habe das tragische Schicksal erlitten, eines großen Mannes kleiner Sohn zu sein. Könnte ers lesen, er würde sich um Luft und Athem lachen. Die Spezies der hochmüthigen Junker, von der ich bis heute kein lebendes Exemplar jah, mag irgendwo ja noch hausen; Bill Bismarck aber gehörte ihr ganz sicher nicht an. Der hat sich nie höher gedünkt als andere Sterbliche, nie an die mystische Macht blauen Blutes geglaubt. Er hieß Bismarck, der Nachbar Schulze; im Plaudergespräch erst mußte sich zeigen, wer dem Anderen mehr zu bieten hatte. Als Landrath und als Oberpräsident hat er Konflikte mit Bürgern gehabt; aber nicht, weil sie ahnenlos, sondern, weil sie auf die achtundvierziger Tonart gestimmt waren, in jedem Junker einen Leuteschinder und Lichtfeind sahen und auf den Namen Bismarck in so blinder Wuth losgingen wie vierbeinige Doktrinäre auf das rothe Tuch. Den Trägern des Namens Bismarck ward das öffentliche Wirken nicht leicht. Dem ältesten Sohn des Kanzlers werden noch heute diplomatische Schlappen nachgerechnet, die er gar nicht verschuldet hatte; und Bills böser Sinn soll seit Jahrzehnten durch zwei Sätze bewiesen sein, die in einer berliner Wählerversammlung gesprochen wurden. Der eine stammte wenigstens von dem Grafen selbst. Er hatte in bourgeoisen Blättern täglich Artikel über die Gräuel des Sozialistengesetzes gelesen und sagte nun, nach seiner Ansicht sei den Besitzenden die Hundesperre lästiger als das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Der Vergleich war nicht allzu geschmackvoll; und daß sie ihn dem Grafen Bismarck bis ins Grab nachtrug, darf man der Partei nicht verdenken, die unter der Härte des Ausnahmegesetzes zu leiden hatte. Doch darf man auch nicht vergessen, welche Vorstellungen vom Wesen und Ziel der Sozialdemokratie damals die Hirne beherrschten und wie viel Heuchelei — das folgende Jahrzehnt hat es gezeigt — in dem mitleidigen Gezeiter unserer Börsenpresse war. Den zweiten der von der öffentlichen Meinung inkriminirten Sätze hatte ein eifernder Agitator gesprochen, der den Versammelten die Bedeutung der Stunde erklären wollte, wo ein Bismarck in einer Schänke vor bürgerlichen Wählern als Redner auftrat; der Kanzler, so ungefähr sagte der gute Mann, steigt durch seinen Sohn heute zum Volke herab. Auch für diese Albernheit wurde Bill verantwortlich gemacht. Das focht ihn nicht an; nur als Lehre nahm ers. Nie hat er als tragisches Verhängniß empfunden, daß er im Nicenschatten des Vaters erwuchs. Den hatte die Natur eben aus beson-

derer Masse gefügt. Dessen Urtheil mußte man sich fast immer beugen. Fast immer: auf die selbständige Nachprüfung verzichtete dieser echte Sohn Ottos nicht. Schon als Jüngling hatte er häufig zu Gästen des Elternhauses gesagt: „Heute bin ich mit dem Herrn Reichskanzler nun wieder mal gar nicht einverstanden“. Das war nicht etwa nur Scherz. Der Reisende, in dessen Adern kein Tröpfchen des mütterlichen Puttkamerblutes zu rinnen schien, hatte zu blindem Heroenkult kein Talent. Auch der Vater, den er mit so zärtlichem Gehorsam liebte, so froh bewunderte und dessen Genius er selbst in den stolzeften Stunden sich nie verglich, blieb ihm stets ein Mensch, ein fehlbarer, irrender, dem der Treuste nicht mit geschlossenen Augen folgen durfte. Als dem Regierungspräsidenten in Hannover ein von bösem Mauth Erhitzer zurief: „Sie hätten sich auch nicht so weit gebracht, wenn Ihr Vater nicht Bismarck hieße“, antwortete Bill dem Taktlosen lächelnd: „Da haben Sie vielleicht Recht“. Aber er wollte Schätzung und Ansehen nicht nur dem Vater verdanken. Deshalb entzog er sich früh dem Bannkreis des Gewaltigen. Er konnte in die Wilhelmstraße berufen werden. Einer Gruppe, deren Einfluß noch bis in Chlodwigs Tage fortwährte, behagte die russophile Stimmung des Fürsten und des älteren Grafen Bismarck nicht; in dem jüngeren Bruder des Staatssekretärs glaubte sie ein für ihre Pläne brauchbares Werkzeug finden zu können und bot die seltsamsten Mittel auf, um den jungen Verwaltungsbeamten nach Berlin zu ziehen. Aber Bill wollte nicht. Seine Bequemlichkeit hätte er gern dem Vater geopfert, die innere Ungebundenheit aber konnte er nicht entbehren; und sein fühler Menschenverstand sagte ihm, daß er als naher Gehilfe dem Vater nicht zu nützen vermöchte. Das einleuchtende Beispiel sah er ja neben sich: Graf Herbert konnte als Botschafter irgendwo sorgenlos leben und war nun verdammt, als Prügelnabe des dem Haß damals noch Unerreichbaren sich abzuarbeiten. Nein; lieber in Hanau den kleinen Alltagsdienst leisten. Die Leute sollten nicht wieder über Nepotismus schimpfen. Und der Vater sollte nur die eigene Haut zu Markt tragen, nicht aber genöthigt sein, vor den Quirriten die Wunden der Söhne zu verbinden. Bill that, was die Pflicht ihm gebot, und ließ den Dingen ihren Lauf. Das Vermessen, vom Präsidentenstuhl aus die deutsche Welt wandeln zu wollen, hätte ihn höchst lächerlich gedünkt. Was, spottete er, kann heute denn ein Beamter? Sogar einen Kanzler, auf den der Erdkreis mit scheuer Ehrfurcht sah, schickt man weg, wenn er unbequem wird. Braucht man dann wieder den Nimbus seines Namens, so macht man den Sohn zum Oberpräsidenten. Da sitzt er warm, wirkt als Staatsornament vortheilhaft und ist doch auf den Wink der berliner Centrale angewiesen.

Des Grafen klarer Blick war nicht zu blenden. Er bekannte sich als Politiker zum heitersten Pessimismus. Ostpreußen war ihm das wichtigste Kolonialgebiet des Hohenzollernstaates und er hätte vergnügt die alternde Kraft an die Aufgabe gesetzt, in diesen starren Boden neues Leben zu säen. Aber er wußte, daß die Sicherheit stetigen Schaffens nicht zu erreichen war. Bei uns, meinte er, muß es erst noch viel schlimmer kommen, ehe wieder was zu machen ist; ein wahrer Segen, daß ich in der Maschine nur ein Mädchen bin, das seine Bestimmung erfüllt hat, wenn es sich in der vorgeschriebenen Richtung dreht.

Lenbach hat auch des Sohnes Psyche aus der Hülle geholt. Ein von Lebenslust leuchtender Kopf. Man erkennt den Knaben, von dem der Vater schrieb: „Bill ist der Ansicht, Alles, was geschenkt ist, müsse für ihn sein.“ Und den lustigen Menschenverächter, der Alles verstand und Alles verzieh, nie entrüstet und kaum je erstaunt war und am Liebsten bei nicht allzu hageren Spöttern auf gepolsterter Bank saß. Eine preußische Excellenz hätte in dem Bild kein Betrachter errathen. . . Der Blick des Grafen Wilhelm war klug und hell, der Blick eines Glücklichen, der mit kräftiger Hand strupellos nach den ihm von Schicksal gespendeten guten Gaben greift und nicht lange fragt, ob es nützlich, ob schädlich war, daß ihm der Kampf ums Dasein eripart blieb. Anders müssen die Elemente sich zu großer Menschheit mischen. Die zeugt und zerstört, lebt und stirbt in Leidenschaft; und Bill Bismarck war nicht der Mann starker Affekte. Er liebte ruhigen Genuß, ließ die Dinge an sich kommen und war von Ehrgeiz so frei wie seine Mutter, die ihr „Billchen“ deshalb auch mit gedoppelter Zärtlichkeit hätschelte. Kein großer also, doch ein liebenswürdiger, wahrhaftiger und natürlicher Mensch, der des eigenen Vermögens Grenze genau kannte. Und Marcus Antonius wäre nur dann zu verlachen — oder zu beweinen — gewesen, wenn er sich eingebildet hätte, Julius Caesar zu sein.

Wohlgemuth und Samoa.

In den meisten Nekrologen las ich, Herbert habe den Konflikt mit der Schweiz verschuldet, der im April 1889 durch die Verhaftung des Polizeinspektors Wohlgemuth sichtbar wurde, und er habe durch ungeschickte Behandlung der in und um Samoa entstandenen Schwierigkeiten das Reich geschädigt. Das scheint so ziemlich Alles, was aus einer sechzehnjährigen Diczzeit im Gedächtniß fortlebt. Und diese beiden Vorwürfe möchte ich heute n um später nicht draufzustoßen, aus dem Weg räumen. Mit dem Fall Wohlgemuth hatte, wie ich aus dem Munde des Vaters weiß, der Sohn überhan nichts zu thun; alle in der Sache ergangenen Verfügungen trugen die Ur

schrift des Kanzlers, der von der Verantwortlichkeit für sein Handeln auch in diesem Fall nicht entbürdet sein wollte. Während der Vater die Schweiz foramirte, saß der Sohn der Samoa-Konferenz vor. Hat er da wirklich Fehler gemacht? Das kann nur behaupten, wer wähnt, im Samoa-Archipel wäre 1889 die deutsche Herrschaft zu sichern gewesen, wenn unsere Diplomaten nur den Muth gehabt hätten, dreist zuzugreifen. So aber lagen die Dinge damals nicht mehr. Zwei Jahre vorher war in Washington eine Samoa-Konferenz ergebnislos geblieben, weil Deutschland seine Wünsche bei den Vertragsmächten nicht durchsetzen konnte, den Vertrag aber auch nicht brechen wollte. Graf Bismarck mahnte den in Apia beglaubigten Konsul immer wieder zu vorsichtigster Neutralität und wies ihn an, die Marinemannschaft, die das Land besetzt hatte, nicht eine Stunde länger unter den Waffen zu halten, als unbedingt nöthig sei. Inzwischen waren die Kämpfe des von den Anhängern Malietoas zum König ausgerufenen Mataafa gegen Tamafese, den von den Vertragsmächten Erwählten, entbraunt, in Washington war der ehrgeizige und gewaltthätige Blaine ans Ruder gelangt, und als der deutsche Konsul Knappe, ohne in der Wilhelmstraße erst anzufragen, seinen unbedachten Kriegszug unternommen und das Unglück vom achtzehnten Dezember 1888 herbeigeführt hatte, entstand in den Vereinigten Staaten eine Erregung, die von Frankreich und England aus schlau geschürt wurde und, wie die Berichte des Gesandten Grafen Arco lehrten, leicht einen ernsten Konflikt zwischen Deutschland und Amerika schaffen konnte. Um solchen Preis wären die Schiffer-Inseln doch allzu theuer erkaufte worden. Am einundzwanzigsten März 1889 fuhr Herbert Bismarck nach London; am achtundzwanzigsten hatte er sich mit Lord Salisbury verständigt und die isolirten Amerikaner waren nun gezwungen, nach Berlin zu einer neuen Konferenz Bevollmächtigte zu schicken, die hier nicht täglich von chauvinistischen Landsleuten aufgehegt werden konnten. Was zu erreichen war, wurde erreicht: die Neutralität der Inselgruppe gesichert und eine Einigung bewirkt, die uns für ruhigere Tage alle Möglichkeiten offen hielt. Einen Rechtstitel für den Anspruch auf ein Protektorat oder gar auf die Annexion befaßen wir nicht; und waren durch frühere Abmachungen gebunden. Herbert durfte sich rühmen, er habe die damals noch saure Pflaume zum Reifen aufs Stroh gelegt. Daß Samoa nicht in den achtziger Jahren deutsch wurde, war nicht seine Schuld, sondern Bambergers, der im April 1880 den Antrag des Bundesrathes, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft durch die Uebernahme einer Garantie von höchstens dreihunderttausend Mark zu unterstützen, schroff bekämpfte und zu Fall brachte. Damit war der günstige Moment veräußt.

Und nun wollen wir das Verhältniß des Sohnes zum Vater betrachten.

Die Lebenswunder.

Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über Biologische Philosophie. Ergänzungsband zu dem Buch über die Welträthseln: so heißt ein Werk, das Professor Ernst Haedel in der ersten Oktoberhälfte bei Alfred Kröner in Stuttgart erscheinen läßt. Der leidenschaftlich geliebte und geschmähte Meister — der, trotz seinen Siebenzig, in rüstigster Kampflust eben zum Freidenkerkongreß nach Rom gereist ist — hatte die Güte, mir die ersten Druckbogen zu senden, und ich möchte aus dem mit ungeduldiger Spannung erwarteten Buch heute schon ein paar Proben geben. In seinem Brief sagt Haedel unter Anderem: „Sie werden die wiederholten Verdächtigungen gelesen haben, die der fromme Herr Dr. Dennert wegen angeblicher ‚Doppelter Buchführung‘ gegen mich verbreitet hat. Sie beruhen zum Theil auf freier Erfindung, zum Theil auf völliger Entstellung des Verhältnisses zu meinem englischen Uebersetzer. Die vom Uebersetzer der ‚Welträthseln‘ vorgenommenen Textänderungen gehen mich gar nicht an. Ich antwortete Herrn Dennert nicht, da ich sein Wesen schon im Nachwort zu den ‚Welträthseln‘ beleuchtet habe“.

Aus dem Vorwort.

Eine kurze Entgegnung auf einige der schärfsten Angriffe, die gegen meine „Welträthseln“ gerichtet wurden, gab ich im April 1903 in dem Nachwort zur Volksausgabe. Auf diesen Streit jetzt noch näher einzugehen und mehrere größere, inzwischen erschienene Gegenschriften zu bekämpfen, würde nutzlos sein. Denn es handelt sich hier um jene tiefen und unversöhnlichen Gegensätze zwischen Wissen und Glauben, zwischen wahrer Naturerkenntnis und angeblicher „Offenbarung“, die seit Jahrtausenden den denkenden und forschenden Menscheng Geist in Bewegung erhalten. Ich gründe meine ganze monistische Weltanschauung einzig und allein auf die Ueberzeugungen, die ich im Laufe eines halben Jahrhunderts durch eifriges und unermüdbliches Studium der Natur und ihres gesetzmäßigen Geschehens mir erworben habe. Meine dualistischen Gegner messen diesen Erfahrungen nur eine beschränkte Geltung zu und wollen sie den Phantasie-Gebilden unterordnen, die sie im Glauben an eine übernatürliche Geisterwelt sich zurechtgelegt haben. Zwischen diesen offenkundigen Gegensätzen ist bei ehrlicher und unbefangener Betrachtung eine Vermittelung nicht möglich: Entweder Naturerkenntnis und Erfahrung oder Glaubensdichtung und Offenbarung.

Im Vorwort zu den „Welträthseln“ hatte ich 1899 gesagt, daß ich damit meine Studien auf dem Gebiete der monistischen Weltanschauung abzuschließen gedenke und daß ich, „ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen will.“ Wenn ich jetzt scheinbar diesem Vorsatze entgegen handle, so bitte ich,

zu bedenken, daß dieses Buch über die „Lebenswunder“ eine nothgebrungene Ergänzung zu dem weitverbreiteten Buche über die „Welträtthsel“ bildet und daß ich mich zu dessen Abfassung durch die zahlreichen Fragen und Bitten meiner theilnehmenden Leser geradezu verpflichtet fühlte. Auch ist in diesem zweiten Werk, eben so wie in jenem ersten, durchaus die Absicht festgehalten, dem Leser ein allgemeines und umfassendes Bild meiner monistischen Philosophie zu geben, wie sie bereits am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts zur endgiltigen Reife — für mich persönlich! — gelangt war. Objektive Vollständigkeit und Vollgiltigkeit kann ein solches einheitliches subjektives Weltbild natürlich niemals beanspruchen. Mein Wissen ist und bleibt Stückwerk, gleich dem aller anderen Menschen. Ich kann also auch in diesem „Biologischen Skizzenbuch“ nur Studien von sehr ungleichem Werth und von unvollkommener Ausführung bieten; es bleibt der ehrliche Versuch, all die reichen Erscheinungen des organischen Lebens unter einem allgemeinen, einheitlichen Bilde zusammenzufassen, alle „Lebenswunder“ vom Standpunkt meines konsequenten Monismus als die Erscheinungsformen eines einzigen, großen, durchaus einheitlich wirkenden Universums zu erklären, — gleichviel ob man dieses „Natur oder Kosmos, Welt oder Gott“ nennt.

Die zwanzig Kapitel der „Lebenswunder“ wurden in ununterbrochenem Zusammenhang während der vier Monate niedergeschrieben, die ich am Gestade des blauen Mittelmeeres in Rapallo zubrachte. Das klösterliche Stillleben in diesem kleinen Küstenstädtchen der herrlichen Riviera Levante gewährte mir Ruhe und Sammlung, all die Anschauungen über das organische Leben nochmals im Zusammenhang durchzudenken, die ich mir seit dem Beginn meiner akademischen Studien (1852) und meiner Lehrthätigkeit in Jena (1861) in vielfachen Erfahrungen des Lernens und Lehrens angeeignet hatte. Dabei erquidte mich der beständige Anblick des blauen Mittelmeeres, dessen vielgestaltige Bewohner seit fünfzig Jahren einen so reichen Stoff für meine biologischen Studien geliefert hatten; und die einsamen Wanderungen in die wilden Schluchten der ligurischen Apenninen, die erhebenden Fernblicke von feinen walдумkränzten Felsaltären erhielten mir das Gefühl für die große Einheit der Mutter Natur lebendig, ein Gefühl, das in dem anziehenden Einzelstudium des Laboratoriums nur zu leicht in den Hintergrund tritt. Auf der anderen Seite gestatteten mir diese Umstände nicht die umfassende Berücksichtigung der unübersehbaren Literatur, welche die ausgedehnten Forschungen auf allen Gebieten der modernen Biologie zu Tage gefördert haben. Das Buch über die Lebenswunder soll aber auch kein systematisches „Lehrbuch der allgemeinen Biologie“ sein. Bei der nochmaligen Revision des Textes, die ich im Lauf des Sommers in Jena vornahm, mußte ich mich auf unvollständige Ergänzungen und Verbesserungen beschränken. . . Als ich am

sechzehnten Februar dieses Jahres in Rapallo mein siebenzigstes Lebensjahr beschloß, wurde ich durch eine unübersehbare Fülle von theilnehmenden Rundgebungen, Briefen und Telegrammen, Blumen Spenden und anderen Gaben erfreut; die große Mehrzahl stammte von unbekanntem Lesern der „Welt-räthsel“ aus allen Weltgegenden. Sollte Einigen von ihnen mein Dankschreiben nicht zugegangen sein, so bitte ich sie, meinen aufrichtigen Dank in diesen Zeilen entgegen zu nehmen. Besonders erfreulich aber würde es mir sein, wenn sie dieses Buch über die „Lebenswunder“ selbst als Ausdruck meines Dankes und als literarische Gegengabe betrachten wollten. Möchten meine Leser dadurch angeregt werden, immer tiefer in das herrliche Wunderwerk der Natur einzudringen und zu der Einsicht unseres größten deutschen Naturphilosophen, Goethe, gelangen:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

Anorgische und organische Empfindung.

Unsere monistische Weltanschauung — gleichviel, ob man sie als Energetik oder als Materialismus (richtiger als Hylozoismus) auffaßt — geht dahin, daß alle Substanz „beseelt“, Das heißt: mit Energie begabt, ist. Wir finden bei der chemischen Analyse in den Organismen keine anderen Elemente als in den anorganischen Naturkörpern; wir finden, daß die Bewegungen der ersten den selben Gesetzen der Mechanik gehorchen wie die der zweiten; wir überzeugen uns, daß der Kraftumsatz oder Energiewechsel in der lebendigen Substanz eben so geschieht und durch die selben Reize hervorgerufen wird wie in der anorganischen Materie. Wir werden schon aus diesen Erfahrungen den Schluß ziehen müssen, daß auch die Reizwahrnehmung — als Empfindung in objektivem, als Gefühl im subjektivem Sinn — hier eben so allgemein vorhanden ist wie dort. Alle Naturkörper sind in gewissem Sinne „empfindlich“. Gerade in dieser energetischen Auffassung der Substanz unterscheidet sich unser Monismus wesentlich von der materialistischen Auffassung, die einen Theil der „toten“ Materie als unempfindlich betrachtet. Hier gerade liegt die wichtige Brücke der Verständigung, die den konsequenten Materialismus und Realismus mit dem konsequenten Spiritualismus und Idealismus zu verbinden geeignet ist. Aber freilich müssen wir dafür die Anerkennung der Voraussetzung verlangen, daß auch das organische Leben in demselben allgemeinen Naturgesetze unterworfen ist wie die anorganische Natur. Hier wie dort wirkt die Außenwelt in gleicher Weise als „Reiz“ auf Innenwelt des Körpers ein.

Stoffempfindung.

Da wir das ganze organische Leben im letzten Grunde nur als einen höchst verwickelten chemischen Prozeß betrachten können, ist von vorn herein zu erwarten, daß auch die chemischen Reize im Vorgang der Empfindung die größte Rolle spielen. Das ist auch in der That der Fall; vom einfachsten Moner an bis zur hoch differenzirten Zelle und von dieser aufwärts bis zur Blüthe des Baumes und bis zur Gedankenbildung des Menschen werden die Lebensprozesse von chemischen Kräften und Energie-Umsätzen beherrscht, für welche äußere oder innere chemische Reize den ersten Anstoß geben. Die Reizwahrnehmung, die diese hervorrufen, bezeichnen wir allgemein als Stoffempfindung oder Chemaesthese; ihre Basis bildet das gegenseitige Verhalten der chemischen Stoffe oder Elemente, das man als chemische Verwandtschaft oder Affinität bezeichnet. Bei dieser Wahlverwandtschaft machen sich allgemeine Anziehung-Verhältnisse geltend, die in der Natur der Elemente selbst liegen, bezüglich in den besonderen Eigenschaften der sie zusammensetzenden Atome; und diese sind nur dadurch zu erklären, daß wir ihnen unbewußte Empfindung in weiterem Sinn zuschreiben, ein inhärentes Gefühl von Lust oder Unlust, das sie bei der Berührung mit anderen Atomen empfinden („Lieben und Hassen der Elemente“ bei Empedokles).

Die zahllosen verschiedenen Reize, die chemisch auf das Plasma einwirken und dessen „Stoffempfindung“ erregen, können in zwei große Gruppen eingetheilt werden: äußere und innere Reize. Diese liegen im Organismus selbst und bewirken die inneren „Organempfindungen“; jene liegen in der Außenwelt und werden empfunden als Geschmack, Geruch, Geschlechtsgefühl u. s. w. Bei den höheren Thieren sind für diese äußeren chemischen Reize besondere „chemische Sinnesorgane“ entwickelt; da diese aus unserer eigenen menschlichen Empfindung uns genau bekannt sind und da die Vergleichende Physiologie uns auch die selben Verhältnisse bei den höheren Thieren erkennen läßt, wollen wir diese zunächst betrachten. Im Allgemeinen gilt auch für diese äußeren chemischen Reize das selbe Gesetz wie für die optischen und thermischen Reize; die Abstufungen ihrer Wirkung lassen ein Maximum als höchste Grenze ihrer Reizwirkung erkennen, ein Minimum als niederste Grenze und ein Optimum als diejenige Stufe, auf der der Reiz am Stärksten einwirkt.

Geschmacksempfindung.

Die wichtige Rolle, welche die Funktion des Schmeckens und das damit verbundene Lustgefühl im Leben des Menschen spielt, ist allgemein bekannt. Die sorgfältige Auswahl und Zubereitung wohlgeschmeckender Speisen, die in der Gastronomie sich zu einer besonderen „Kunst“, in der Gastrosophie

fogar zu einem besonderen Zweige der praktischen Philosophie entwickelt hat, ist schon vor zweitausend Jahren bei den Griechen und Römern eben so wichtig gewesen wie heutzutage bei den „Liebesmahlen“ der Offiziere und bei den „lukullischen Dinern“ der Millionäre. Die erregte Gemüthsstimmung, die sich mit raffinirtem Wechsel verschiedener wohlgeschmeckender Speisen und Getränke verknüpft und die in den neuerdings so beliebten Tischreden und Toasten ihren rhetorischen Ausdruck findet, hat ihre philosophische Wurzel in der Harmonie der Geschmacksempfindungen, in den wechselnden Reizen, welche verschiedene „delikate“ Speisen und Getränke auf die Geschmacksorgane, Zunge und Gaumen, ausüben. Die mikroskopischen Organe dieser Theile der Mundhöhle sind die „Schmeckbecher oder Geschmacksknospen“, becherförmige Gebilde, die von spindelförmigen „Schmeckzellen“ ausgekleidet sind und eine enge Oeffnung nach der Mundhöhle haben. Indem die schmeckbaren Substanzen, Getränke und flüssige oder lösliche Theile der Speisen, die Schmeckzellen berühren, erregen sie die feinen Endäste der Geschmacksnerven, die in diese übergehen. Da wir nun sehen, daß bei den meisten höheren Thieren gleiche oder ähnliche Einrichtungen in der Mundhöhle bestehen und daß auch sie ihre Nahrung sorgfältig auswählen, können wir mit Sicherheit schließen, daß die Geschmacksempfindung ähnlich wie beim Menschen geschieht. Dagegen ist Das bei vielen niederen Thieren nicht nachzuweisen; namentlich ist hier die Grenze vom Geschmacks- und Geruchssinn nicht festzustellen.

Geruchsempfindung.

Beim Menschen und den höheren, in der Luft lebenden und luftathmenden Wirbelthieren ist der Sitz des Geruchssinnes die Nasenhöhle und beim Menschen speziell dasjenige Gebiet der Nasenschleimhaut, das als Riechgend (Regio olfactoria) bezeichnet wird (der oberste Theil der Nasenscheidewand, die obere und mittlere Muschel). Bedingung für die Geruchsempfindung ist, daß die riechbaren Stoffe, die Riechreize oder olfaktorischen Reize, in fein zerkleinerter Form über die feuchte Riechschleimhaut weggeführt werden. Wenn sie die Riechzellen berühren, schlankte, stäbchenförmige Zellen, die am freien Ende äußerst feine Härchen (Riechhärchen) tragen, so erregt der olfaktorische Reiz die letzten Enden des Geruchsnerven (Olfactorius), die mit jenen in Verbindung stehen. Bei vielen Thieren, namentlich Säugethieren, spielt der Geruchssinn eine viel wichtigere Rolle im Leben als beim Menschen, wo er relativ schwach entwickelt ist. Bekanntlich riechen Hunde und andere Raubthiere, auch Huftiere, ungleich schärfer. Die Nasenhöhle, die den Sitz des Geruchssinnes bildet, ist auch hier größer und die darin liegenden „Riechmuskeln“ viel stärker entwickelt. Die paarige Nasenhöhle der luftathmenden Wirbelthiere ist ursprünglich aus einem Paar offener Nasen-

gruben in der Kopfhaut der Fische entstanden. Bei diesen im Wasser lebenden Vertebraten muß die chemische Einwirkung der Reize sich aber in anderer Weise vollziehen, ähnlich der Geschmacksempfindung. Denn hier werden die Riechstoffe in flüssiger Form mit der Riechschleimhaut in Berührung gebracht (beim Menschen sind sie in dieser Form nicht riechbar). Ueberhaupt vermischt sich bei den niederen Thieren die Grenze zwischen Geruchs- und Geschmackssinn vollständig; beide „chemische Sinne“ sind nächstverwandt und haben gemeinsam die direkte chemische Einwirkung des Reizes auf die empfindliche Hautstelle.

Geschmacksempfindung der Pflanzen.

Eine chemische Stoffempfindung, die vollkommen der echten Geschmacksempfindung der höheren Thiere entspricht, zeigen einige höhere fleischfressende Pflanzen. Die Blätter unseres einheimischen Sonnenhaus (*Drosera rotundifolia*) sind sehr empfindliche Insektenfallen und am Rande mit gekrüppelten „Tentakeln“ besetzt, klebrigen Köpfchenhaaren, die einen sauren, fleischverdauenden Saft absondern. Wenn ein fester Körper — aber nicht, wenn ein Regentropfen — die Oberfläche des Blattes berührt, wirkt der Reiz auf das Tentakelköpfchen in der Weise auslösend, daß das Blatt zusammengelegt wird. Aber nur, wenn der feste fremde Körper stickstoffhaltig (Fleisch oder Käse) ist, wird von dem Tentakelköpfchen die saure Flüssigkeit abgesondert, die zu dessen Verdauung dient und dem Magensaft der Thiere entspricht. Das Blatt dieser fleischfressenden Pflanzen schmeckt also die Fleischnahrung und unterscheidet sie von anderen festen Körpern, die ihm gleichgültig sind. In weiterem Sinn kann man aber auch die Wurzelspitzen der Pflanzen als „Geschmacksorgane“ bezeichnen; denn sie ziehen sich im Erdboden nach den fetteren Stellen hin, die einen größeren Nahrungsgehalt besitzen, und vermeiden die mageren Stellen. Bei einzelligen Pflanzen und Thieren offenbart sich die Wirksamkeit chemischer Reize besonders dann, wenn sie einseitig auf den Organismus einwirken und bestimmte Bewegungen nach dieser einen Richtung hervorrufen (Chemotaxis).

Die Bewegungen von einzelligen Organismen, die durch chemische Reize hervorgerufen und als Chemotropismus (später als Chemotaxis) bezeichnet werden, sind besonders deshalb interessant, weil sie eine chemische, dem Geschmack oder Geruch anzuschließende Sinnesempfindung schon bei den niedersten Organismen, ja, schon im homogenen Plasma der Moneren erkennen lassen. Oft wiederholte Versuche von Wilhelm Engelmann, Max B. wron und Anderen haben gelehrt, daß viele Bakterien, Diatomeen, Infusorien, Rhizopoden und andere Protisten eine entsprechende Geschmacksempfindung besitzen; sie bewegen sich nach gewissen Säuren hin (zum Beispiel: einem Tropfen Aepfelsäure) oder einem Sauerstofflöschen, das an einer Seite des

Wassertropfens eintritt, in dem sich die Protisten unter dem Mikroskop befinden. Viele pathogene Bakterien scheiden giftige Substanzen aus, die für den menschlichen Organismus höchst schädlich sind. Die beweglichen weißen Blutzellen des Menschen oder die Leukozyten haben einen besonderen „Geschmack“ für diese Bakterien-Gifte und wandern mittels ihrer amoeboiden Bewegungen massenhaft nach den Körperstellen hin, an denen sie ausgeschieden werden; sie fressen die Bakterien auf. Wenn die Leukozyten im Kampf mit den Bakterien die stärkeren sind, vertilgen sie diese und verhüten als „Reinigungs-Polizei“ die giftige Infektion unseres Organismus. Wenn aber umgekehrt die Bakterien Sieger sind, so werden sie von den Leukozyten nach andern Körperstellen hin transportirt; sie unterscheiden deren Plasma durch Geschmack und können eine tödtliche Infektion hervorrufen.

Erotischer Chemotropismus.

Eine ganz besonders interessante und wichtige Art der chemischen Reizwirkung bildet die gegenseitige Anziehung der beiderlei Geschlechtszellen, die ich schon vor dreißig Jahren als erotischen Chemotropismus unterschieden und als älteste phylogenetische Quelle der sexuellen Liebe hervorgehoben habe (Anthropogenie, 1874). Die bedeutungsvollen Erscheinungen der Befruchtung, von allen Vorgängen der geschlechtlichen Zeugung die wichtigsten, beruhen auf der Verschmelzung von zwei verschiedenen Zellen, der weiblichen Eizelle und der männlichen Spermazelle. Diese würde nicht eintreten können, wenn nicht beide Zellen „Empfindung“ für ihre chemische Verschiedenheit und Neigung zur gegenseitigen Verbindung hätten; dadurch getrieben, ziehen sie sich an. Diese „sexuelle Wahlverwandtschaft“ zeigt sich schon auf der niedersten Stufe des Pflanzenlebens, bei Protophyten und Algen. Hier sind oft beiderlei Zellen beweglich und schwimmen auf einander zu, um sich zu verbinden, die kleineren (männlichen) Mikrogameten und die größeren (weiblichen) Makrogameten. Bei den höheren Pflanzen und Thieren ist gewöhnlich nur die kleine männliche Spermazelle beweglich und schwimmt auf die große unbewegliche Eizelle zu, um mit ihr zu verschmelzen. Die Empfindung, die sie dazu treibt, ist eine chemische, dem Geruch und Geschmack verwandte Sinnesthätigkeit. Das haben die schönen Versuche von Pfeffer bewiesen; er zeigte, daß die männlichen Geißelzellen der Farne durch Äpfelsäure, die der Moose durch Rohrzucker eben so angezogen werden wie durch die Ausdünstung der weiblichen Eizelle. Auf dem selbst erotischen Chemotropismus beruht auch die Befruchtung aller höheren Organismen.

Jena.

Ernst Haeckel.



Dafnis.

Dafnis. Lyrisches Portrait aus dem siebzehnten Jahrhundert. Untertitel „Des berühmten Schöpfers Dafnis selbst verfertigte, unter dem Titel *Omnia mea sarmahls* ans Licht gestellte und von ihm mit einem lästerlichen Nothwendigen Vorbericht an den guthertzigen Leser liederlich verunzihrete, höchst sündhafte Sündliche Freß-, Sauff- und Venus-Lieder, vermehrt und verbässert durch vihle bis anhero noch gänzlich ohngetrukt gewesene, benehft angehändten Auffrichtigen und Neuemühtigen Buß-Thränen, vergossen durch den selben Auotorem, nachdäme dihses mit herein gebrochenem Alters Gebrest auß einem Saulo zu einem Paulo geworden, gesammelt, colligiret sowie mit einem nützlichen Fürvermärk versorgt über die besondre Lebensumstände des selig Verbliehenen, allen Christlichen Gemühtern zu dihnlicher Abschreckung bekant gegeben, insfondre der schwandenden Jugend, durch Solamintem. Konstantinopol & Leipzig, getrukt in dihssem Jahr.“ Mit Umschlag von R. Winkel und Titelblatt nach J. S. Beham. 300 Seiten. Gehestet 1 Mark. Gebunden mit Goldpressung und altem Vorsaß 2 Mark. Hundert Exemplare auf Büttenpapier abgezogen und in echt Pergament gebunden à 10 Mark. München, R. Piper & Co.

Alle Dichtung ist im letzten Grunde Selbstdarstellung. Diese geschieht entweder direkt oder indirekt. Ihre beiden reinsten Formen sind demnach die lyrische und die dramatische. Im vorliegenden Werk ist zum ersten Mal versucht worden, die lyrische Form der dramatischen adäquat zu handhaben. Das heißt: sie zur möglichst getreuen Darstellung eines Charakters zu verwerthen, der mit dem des Dichters als nicht kongruirend empfunden wurde. Mein Individuum ist ein Exemplar jenes alten *carpe diem*-Typs, der in den verschiedensten Verkleidungen immer wieder aus den Kulturen aller Völker aufgetaucht ist: „Morgen leben wir nicht mehr, also laßt uns heute leben!“ Dieser Typ — „ewig“, wie der des Hamlet oder des Don Quixote — hat zwar bereits Kunst über Kunst selbst produziert, ist aber durch die Mittel dieser noch nie festgehalten worden. Dies zu thun, war der letzte „Zwed“ meines Buches. Die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, erwies sich, von allem Psychischen abgesehen, technisch um so schwieriger, als ich mir als Zeit hintergrund das Deutschland der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewählt hatte, dessen Sprache mit der unseren nicht mehr identisch ist. Die Erwerbung dieser Sprache und, nachdem ich sie mir erworben, ihre Subjektivirung war eine so mühevolle, daß ich an eine solche Arbeit nicht gegangen wäre, wenn ich ihre Komplizirtheit auch nur geahnt hätte. In einem Winter hatte ich gehofft, mein „Portrait“ fertig pinseln zu können; aus diesem einen Winter wurden drei Jahre. Ich unterstreiche Dies, weil ich mit meinem Dafnis denke: „Eines echten Boeten Seyer darff nicht nach Schweiß stincken“, und weil ich glaube, daß mir die Austrocknung dieses bis auf den letzten Tropfen gelungen ist.

Wie lehrreich leichtfertig über all solche Dinge und Verwandtes der übliche Kritiker hupft, hier, nach dem Prinzip „Tiefer hängen!“, ein Beispiel.

Ich hatte mein Buch in seiner ersten Fassung unter dem Titel „Nieder an einer alten Laute“ veröffentlicht und damit die sittliche Entrüstung eines Herrn Georg Wittowski erregt, der, wie ich erfuhr, sein Leben als Literaturprofessor in Leipzig lebt. Auf seine Verreizung meines Buches veröffentlichte die „Deutsche Literaturzeitung“ am achtzehnten Juli 1903 folgende „Entgegnung“ von mir:

„In der Besprechung meines Buches ‚Nieder auf einer alten Laute‘ behauptete der Referent, Herr Georg Wittowski, Professor in Leipzig, daß ich ‚nirgends existierende Wortbildungen‘ gebracht, und tabelte eine ‚gemacht alt-tümlische Schreibung, die niemals und nirgends üblich gewesen‘ sei. Dies bestimmte mich, an den Herrn die Aufforderung zu richten, mir jene Wortbildungen doch namhaft machen zu wollen, sowie diejenigen Schreibungen zu bezeichnen, die seiner Meinung nach, obgleich eine Einheitslichkeit damals nicht existierte, nicht innerhalb des damals Möglichen gelegen hätten. Ich erhielt als Antwort vom dem Herrn die Aufzählung von zwanzig Wörtern, die, so weit seine Kenntnisse reichten, anderwärts nicht belegt‘ seien, sowie die Richtigstellung, daß er ja nicht gesagt hätte, die von mir angewandte Schreibung sei ‚niemals und nirgends üblich gewesen‘; denn: ‚wer könne sagen, was der Willkür der orthographischen Neuerer des sebzehnten Jahrhunderts unmöglich gewesen wäre?‘

Ich antwortete, daß diese Auskunft mir leider noch nicht ganz genüge. Stünde in Ihrem Referat, wie jetzt in Ihrem Brief, nur: ‚Wortbildungen, die, so weit meine Kenntnisse reichen, anderwärts nicht belegt sind‘, so hätte sich daraus für mich und, wie ich wohl vermuthen darf, auch noch für manchen Anderen, der Schluß ergeben, daß Ihre Kenntnisse allzu weitreichende dann kaum sein könnten, und die Angelegenheit wäre damit erledigt gewesen. Statt Dessen aber stand: ‚nirgends existierende‘. Mit diesem ‚nirgends existierende‘ spielten Sie Ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete als umfassende aus und beschuldigten mich d.: ‚Charlanterie‘. Ich müsse daher auf meine Bitte, mir diese ‚nirgends existierenden‘, namhaft zu machen und so der Behauptung auch noch den Beleg hinzuzufügen, zurückkommen.

Herr Wittowski antwortete, mein ‚Einwand‘ sei ‚unbegründet‘. Wenn er in seinem Referat von ‚nirgends existierenden‘ Wortbildungen gesprochen, so hätte diese Fassung von keinem ‚wissenschaftlich denkenden Leser‘ anders aufgefaßt werden können als die Worte seines Briefes, ‚Bildungen, die, so weit meine Kenntnisse reichen, anderwärts nicht belegt sind‘, und er hätte sich so — vor Fachmännern — die überflüssig einschränkende Fassung des Briefes ersparen dürfen.

Ich erwiderte: ‚Nachdem Sie mich jetzt darüber aufgeklärt haben, daß bei wissenschaftlich denkenden Lesern‘ nirgends existierend mit noch nicht zur Kenntnis des betreffenden Herrn Referenten gelangt identisch zu sein pflegt, was mir bisher noch nicht bekannt war, ist es mir aufrichtig eine Beruhigung, daß Sie wenigstens so entgegenkommend sind, mich von diesen nach Ihnen ‚wissenschaftlich‘ Denkenden auszuschließen. Jedenfalls: als bloß Denkender messe ich jener Klasse Ihres ‚Referats‘ nach dieser Enthüllung irgend eine Bedeutung nicht zu, da ich außer Stande bin, einzusehen, wodurch ich bei der Abfassung des Buches verpflichtet gewesen wäre, mich auf den, wie ich aus Ihren mir inzwischen zugewandenen ‚Belegen‘ jetzt weiß, mehr als bescheidenen Kreis Ihrer Kenntnisse zu beschränken. Nur konstatire ich: ein umfangreiches Nichtwissen genügt es zu

bereits, nicht etwa, um meine Leistung öffentlich in Frage zu stellen, was allenfalls noch Ihr Recht gewesen wäre, sondern, als ‚Fachmann‘ zu ‚referiren‘, ich hätte ‚verfälscht‘. Gestatten Sie, daß ich diesen Spieß jetzt umbrehe: nicht ich war es, der ‚verfälscht‘ hat, sondern Sie haben verfälscht! In meiner Selbstanzeige stand: was ich hätte geben wollen, wäre das Abbild eines ‚bestimmten Individuums jener Zeit‘ gewesen. Sie verballhornten Das und ‚referirten‘: ich hätte ein Bild jener Zeit selbst geben wollen. Ein lyrisches Portratt, nicht, wie auf meinem Titelblatt steht, aus dem, sondern des siebzehnten Jahrhunderts! Als ob ein Jahrhundert überhaupt ‚portraitirt‘ werden könnte! Auf diesem Widerspruch in sich als Voraussetzung basiert Ihr ganzes vorgebliches ‚Referat‘. Es fällt mit ihm rettungslos. Da ich annehme, daß die Verfälschung, deren Sie sich schuldig gemacht haben, keine beabsichtigte war, darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, daß es Sie jetzt drängen wird, den ‚wissenschaftlich‘ denkenden Lesern Ihr Versehen zu berichtigen? Ferner! Da, wie Sie freundlichst schon aus mir ersehen wollen, die Deutsche Literaturzeitung ab und zu auch in die Hände von bloß denkenden Lesern geräth, sind Sie wohl so liebenswürdig und erläutern bei dieser Gelegenheit auch zugleich die kleine Sache mit den ‚nirgends existirenden‘. Ich bäte darum! Auf eine besondere Richtigstellung Ihres Vorwurfs betreffend die Orthographie meines Buches glaube ich verzichten zu können. Nach Aufhellung Ihres . . . Irrthums, der Ihrem ganzen ‚Referat‘ zu Grunde lag, ergibt sich von selbst, daß ich an die von Ihnen behauptete damals ‚Äbliche‘ nicht gebunden war; selbst angenommen, es hätte eine solche ‚Äbliche‘ damals überhaupt gegeben.

Auf Ihr ‚Urtheil‘ — ich hoffe, Sie werden mir dafür Dank wissen — bin ich nicht eingegangen. Ich schrieb mal: ‚Charakterisirt durch ein solches wird nur selten der Beurtheilte, stets aber der Beurtheiler‘. Und dies Letzte — Sie verzeihen — scheint mir hier ziemlich eklatant der Fall zu sein.

Da Herr Witkowski für gut befand, sich hierauf in Schweigen zu hüllen, so lie ich fest: Die Verfälschung des Herrn Witkowski war also eine beabsichtigte. Es sei denn, daß Herr Witkowski die noch einzig mögliche andere Folgerung vorzöge, seine Verfälschung aus Mangel an Intellekt begangen zu haben. Worauf er dann nicht einmal das bischen Anstandsgefühl besessen hätte, wenigstens zu versuchen, seine Verfehlung durch ein Eingeständniß wieder gut zu machen. Zu entscheiden, welche von diesen beiden Deutungen für einen Lehrer deutscher Jugend die betrüblichere wäre, bliebe eine für mein Empfinden unlösbare Preisaufgabe.“

Im Oktober des selben Jahres verweigerte mir dann die Redaktion der selben Deutschen Literaturzeitung den Abdruck der nachstehenden Duplik:

„Erst heute (am zwanzigsten Oktober) kommt mir die ‚Antwort‘ zu Gesicht, die Herr Witkowski, Professor in Leipzig, hinter meine ‚Entgegnung‘ vom achtzehnten Juni rücken ließ. Der Herr Herausgeber hatte mir damals in mehreren Sonderabzügen nur meinen eigenen Wortlaut übersandt; eine Karte, in der ich ihn um alles eventuell Weitere von Herrn Witkowski bat, war ohne Erwiderung geblieben. Wie der Herr Herausgeber mir mittheilt, weil er jene Karte nicht erhalten hätte. Ich kann also nur bedauern: erstens, daß die Deutsche Literaturzeitung nicht die Gepflogenheit hat, ihren Mitarbeitern die Belegnummern unverkürzt zu senden, und zweitens, daß ich es im Vertrauen auf die Deutsche Reichspost unterließ, jene Karte ‚eingeschrieben‘ zu schicken.

Auf die ‚Antwort‘ erwidere ich: Herr Wittowski hat, wie ich jetzt feststellen kann, seine Fälschung nicht mit Absicht begangen, sondern aus Mangel an Intellekt, zu Deutsch: Verstand. Er besprach mein Buch, auf dessen Titel ‚Lyrisches Portrait aus dem siebenzehnten Jahrhundert‘ steht, als Lyrisches Portrait des siebenzehnten Jahrhunderts und thut nun, als wäre Das nur ‚eine ganz bedeutungslose Ungenauigkeit‘ gewesen. ‚Bedeutungslos deshalb, weil sie für das Urtheil überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Dieses Urtheil ist bedingt durch die das Buch beherrschende widerwärtige Kästernheit, die mit der frohen Beherrschung freien, künstlerisch verkörperten Sinnengenusses nichts gemein hat.‘ In diese Kleinkindertrompete, deren denunziantisches Gewimmer hier nicht zum ersten Mal erklingt, haben die geistig Impotenten schon von je gestochen. Als Böcklin seine großen Meerträume malte, fand das berliner Tintenmännchen Rosenberg als ‚wohlwollender, aber unbefangener Menschenfreund‘, wie uns Cornelius Gurkitt erzählt, daß in ihnen ‚etwas ungemein Anstößiges und Frivoles‘ liege; das Hineintragen ‚grobsinnlicher, niedriger Gefühleregungen‘, die an ‚die niedrigsten Regionen menschlichen Sinnenlebens‘ erinnerten, mache ‚den schärfsten Protest im Namen der obersten Kunstgesetze‘ nöthig. Flaubert mit seiner ‚Madame Bovary‘ war ein Sittenloderer, Ibsen mit seinen ‚Gespensern‘ ein Spekulant, Richard Wagner mit seinem ‚Tristan‘ der Marquis de Sade der Musik. Heute, als Jüngster dieser Gruppe, bin ich mit meinen ‚Liedern auf einer alten Laute‘ ein Pornograph. Das ‚Urtheil‘ des leipziger Tintenmännchens hatte gelautet: ‚So ist das Buch als ein ganz mißlungenes, geschmackloses Produkt zu bezeichnen, das durch seinen Inhalt und seine Form keine Stelle in der anständigen literarischen Gesellschaft verdient. Schade um die hübsche Ausstattung! Sie ist das Einzige, was einigermaßen echt anmuthet und, bis auf das Umschlagbild, ein gewisses Wohlbehagen erregen kann.‘ Herr Dr. Peter Jessen, Direktor der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums, schrieb mir: ‚Ihr köstliches Buch ist von außen bis ins Innerste, vom Umschlag, Vorsatz und Druckbild bis in die Worte, Gedanken und Stimmungen, ganz wunderbar einheitlich, ein Kunstwerk nach Inhalt und Form.‘ ‚Gratulire! Famos. Ein Fund!‘ Max Halbe. ‚Ich bin voll Entzücken!‘ Frank Wedekind. ‚Ich finde es ganz reizend. Oder eigentlich mehr als Das. Es ist wirklich ein bedeutendes Buch. Ich glaube allerdings, daß von den Poeten von damals keiner an sich ein so starker Poet wirklich war, wie Sie sind, und Das hebt die Nachahmung eigentlich wieder in etwas Höheres und Originales hinein auf, — aber Das ist wohl gerade das Beste so. Ich habe mit einer Spannung gelesen, die ich bei moderner Lyrik leider allmählich ganz verloren hatte. Also einen guten Handschlag. Das ist famos!‘ Wilhelm Bölsche. ‚Ein Unikum in der That. Eine Kuriosität sonder Gleichen. Echte, wirkliche Gedichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert, — und der lyrische Revolutionär unserer Zeit hat sie geschrieben. Wie hat sich dieses Wunder begeben? Die Antwort klingt paradox genug: Mit den Mitteln der naturalistischen Technik. Nämlich so: wie der Dichter der ‚Familie Selise‘ die Sprache seiner Personen aus genau registrirten Wendungen der lebendigen heutigen Sprache ihres Milieus zusammengesetzt hat, so hat der Dichter der ‚Lieder auf einer alten Laute‘ die lyrische Sprache seines Dafnis mosaikartig aus thatsächlich vorhandenen, von Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts benützten Wendungen zu-

sammengesetzt. Sein Werk ist also eigentlich nur das der Komposition und man könnte geneigt sein, darüber despektirlich zu urtheilen, wenn es nicht eben doch gleichzeitig ein ganz außerordentliches Kunstwerk wäre. Und Das ist es wirklich... Aus einer ganzen Reihe von Dichtern hat er Einen gemacht, seinen Dafnis, und es ist ihm das Unglaubliche gelungen, daß diese zusammengesetzte Figur mit allen Reizen einer ausgeprägten Persönlichkeit wirkt. Was der Zeit ‚dort oben‘ versagt blieb, hat er fertiggebracht: einen Dichter zu schaffen, der sie persönlich lyrisch voll verkörpert. Das ist, auf wunderlichste Weise bewährt, poetische Gestaltungskraft sehr hohen Grades. Mit bloßem Ausschreiben war es natürlich nicht gethan. Es hat eine schlechterdings unglaubliche Kunst der Verdichtung, eine Dichtkunst dazu gehört, die sich zwar fremder Mittel, aber ihrer so bediente, als seien sie jedesmal einem Augenblick poetischer Eingebung entsprungen. Nur die feinste Künstlerhand war im Stande, diese neue Technik des literarischen Mosaiks so zu handhaben, daß es aussieht, als hätten all diese Einzelstücke nie eine andere Stellung zu einander gehabt als die, in der wir sie hier genießen. Welch ein Takt gehörte aber auch dazu, in der alten Form und Sprache selbständig Mittelglieder zu schaffen, die nicht nur nicht stören, sondern verknüpfen! Es ist eine fabelhafte poetische Leistung, viel mehr als bloß ein artistisches Virtuosenstück. Otto Julius Bierbaum. Der agilste unter den Dichtern aus der achtziger Schule steht und ergreift die alte Leier. Schmelz, Duft und Frühlingsklarheit zaubert er hervor... Unter seinen Künstlerfingern erklingt sie, die verstaubt geschlummert in der Kumpellammer literarischer Antiquitäten-Händler, süß und silbern wie vor Zeiten... Dielt ers nicht mehr aus im rechtwinkelig hocherrichteten Gebäu der Theorien und ihrer ehernen Forderungen? Wolte der Ueberreiche wieder einmal sich austanzen? Fast möcht' ichs glauben. Es ist halt doch ein unmäßiges Vergnügen, wenn mans so prächtig kann, die Schellenbänder des klingefrohen Reims sich um die Schultern zu hängen, in lieblichen Rondells sich taktgerecht zu drehen, zierliche Stöckelschuhe von Metren unterm Seidenstrumpf in rosenrother Atlaslaverei... Wie Kinder vor dem Taschenspieler, stehen wir um ihn und betteln: ‚Noch was!‘ Dr. Richard Schaufel. Begreift jetzt der Herr aus Leipzig, daß seine ‚völlige Verurtheilung meines Buches‘ mich vollkommen kalt ließ? Daß er mir mit seiner Annahme, so sehr er sich dabei auch auf Spitzgehen stellte, noch nicht einmal bis an die Stiefelsohlen reichte? Daß es ein ‚Urtheil‘, wie er es den Lesern vorfabeln möchte, gar nicht giebt?

Die beiden ‚Punkte‘, die er jetzt so durchaus als nebensächlich hinstellt, habe ich aus seiner Bettelsuppe herausgefischt, nicht, um sein Wischwascht, wie er naiv sich selbst schmeichelt, ‚scheinbar zu entkräften‘, sondern, weil diese beiden Fettaggen das kläglich Einzige in ihr waren, das seiner Natur nach von ihm hätte unter Beweis gestellt werden können. Alles Uebrige war beliebiges Geschreibsel und unkontrollirbar. Aber unbedingt festzustellen wäre gewesen: erstens, ob ich ‚nirgends existirende Wortbildungen‘ gebracht und zweitens, mich einer ‚gemacht alterthümlichen Schreibung bedient hätte, die ‚nie und nirgends üblich gewesen‘ sei. ‚Nirgends existirend‘ und ‚nie und nirgends üblich gewesen‘ selbstverständlich gleich damals nicht möglich gewesen. Denn nur so hatte diese Doppelausstellung einen Sinn gehabt. Sonst war sie kindisch. Da ich für beide Behauptungen die Belege vermifchte, ersuchte ich den Herrn um sie brieflich. Und

zwar lediglich, weil die Zeitschrift, in der seine Vorwürfe gegen mich erhoben standen, die Deutsche Literaturzeitung war. Der Herr Professor zuppte zurück, daß es ein Jammer war. Was ihn aber nicht hinderte, in seiner Antwort zu Papier zu bringen: ich hätte nicht einmal den Versuch gewagt, den Inhalt seiner Besprechung in irgend einem Punkte durch Thatsachen zu widerlegen. Ich bebaure, einen solchen, wie es scheint, unverbesserlichen Spaßvogel einen Augenblick ernst genommen zu haben."

Nachdem ich zu meiner alten Methode, die gebiegensten Exemplare, deren Pech es will, daß sie mir über den Weg laufen, in Spiritus zu setzen, durch diesen Abdruck hier nachgekommen bin, bemerkte ich noch zu der angeführten Stelle Bierbaums: Der dort niedergelegten sonderbaren Auffassung, als sei mein Buch nur eine stupend geschickte Klitterung — wenn Bierbaum in ihm auch bereits unter diesem Gesichtspunkt „eine fabelhafte poetische Leistung“ erblickt — muß ich mit größter Entschiedenheit entgegnetreten. Mein Buch ist durchaus original. Nicht bloß als Ganzes, sondern auch in seinen Einzelheiten. Es ist mir vollkommen unerfindlich, wie Bierbaum, der sonst so Geschickte, sich die befremdliche Phantastiekonstruktion zurechtbasteln konnte, „aus einer ganzen Reihe von Dichtern Einen zu machen“, läge technisch wie psychologisch überhaupt innerhalb einer Möglichkeit. Wie stellt Bierbaum sich einen solchen Prozeß vor? Noch dazu, wenn durch ihn „das Unglaubliche“ glücken soll, daß diese „zusammengesetzte“ Figur „mit allen Reizen einer ausgeprägten Persönlichkeit wirkt?“ Wobei noch bild nachzutragen wäre, daß im vorliegenden Fall die „ganze Reihe,“ aus der diese Figur von mir angeblich „zusammengesetzt“ wurde, schon längst nicht mehr mit den Reizen von ausgeprägten Persönlichkeiten auf uns wirkt. Die Sache war zugleich verwickelter und einfacher. Ich „schuf“ nicht bloß „die Mittelglieder selbständig“, sondern auch die übrigen. Mit anderen Worten: Alles von A bis Z! Wozu allerdings eine Voraussetzung gehört hatte, an die Bierbaum, wie es scheint, nicht einmal gedacht hat. Nämlich die absolute Beherrschung eines Terrains, dessen Planirung mich, wie ich schon erwähnte, Jahre gekostet hatte. Trotzdem es mein gutes Recht gewesen wäre, mich der Freiheiten in puncto Entlehnung genau so zu bedienen, wie es damals ganz allgemein üblich war, habe ich mir Griffe in die „Merarien“ dieser Zeit nur so sparsam und selten erlaubt, daß Jedem, der die Literatur jener Tage nicht bloß vom Hörensagen kennt, sofort auffallen muß, nicht, wie sehr, sondern, wie wenig mein Buch „Mosait“ ist. So wenig, wie ein Buch, das Gewesenes giebt, überhaupt nur sein kann. Nicht eine Nachahmung ist mein „Dafnis“, sondern eine Neuschöpfung; und zwar, ich wiederhole es, um so komplizirter, als ihr gesamtes Rohmaterial durch umfangreiches Studium bis ins letzte Detail erst erobert werden mußte.

Ueber die erste Fassung meines „Dafnis“, über die „Nieder auf einer al Laute“, schrieb Herr Professor Dr. Alfred Lichtwardt: „Leider bin ich gerade dieser Zeit so belastet, daß ich die Muße zur Vertiefung nicht finde. Und viel habe ich schon gesehen: Das ist keine Arbeit, mit der man sich auf Grund der sonst gewonnenen Erfahrungen abfinden kann. Das Buch verlangt ein neuen Standpunkt, der gesucht und gefunden sein will.“ Ob man diesen neuen Standpunkt jetzt finden wird?

Hanaus.

Der Name Hanaus ist in der letzten Zeit wieder viel genannt worden. Neues Leben blüht aus den Ruinen. Mit den Jahren ist die Leidenschaft geflohen, sine ira wird der sachliche Werth der hanauschen Ruge gewogen und nicht mehr in allen Fällen zu leicht befunden. Das dankbare Gemüth des Herrn Dernburg sucht in dem renovirten Palast der Darmstädter Bank schon eine Nische, wo sich eine Tafel zu Ehren des armen Verbannten anbringen läßt: „Dem Andenken Leos Hanaus. Die Mitwelt lästerte ihn. Erst spätere Geschlechter wurden ihm gerecht. Uns aber war er mehr.“ Während nun in Berlin, Darmstadt, Breslau und am Rhein der Name Hanaus wieder mit einem gewissen Respekt genannt wird, drang, über London, vom fernsten Süden der Hemisphäre, aus dem Transvaal, die Kunde von einem schlimmen Hanaus-Scandal an unser Ohr. Leos Segen baute den Kindern Häuser, doch Karls Fluch reißt sie nieder. Ein großer Aufwand (an Arbeit) schmählich ist verthan. Abermals wird der Name Hanaus durch den Staub geschleift und halb wird uns von eifrigen Federn ein neues „Sittenbild aus der dunkelsten Hochfinanz“ geschenkt worden: Hanaus Opfer oder der Vampyr von Johannesburg (reich illustriert).

Karl Hanaus wurde von der anglo-säbafrikanischen Minenfirma Gebrüder Barnato vor wenigen Jahren als Gesellschafter importirt. Er sollte dem arg beschädigten Aufhängeschild wieder den alten Glanz verleihen. Seit dem Selbstmord ihres Begründers war die Firma im Rath der Magnaten weit zurückgedrängt worden. Dieser Begründer war ein seltsamer Emporkömmling gewesen. Genährt an der Mutterbrust irgend einer dürftig bekleideten Jüdin, die, wie so Viele ihres Stammes, sich vom Osten des europäischen Continents nach England durchgehungert hatte, um dort, wenn schon kein Brot, so doch wenigstens die Freiheit zu finden, übte sich der junge Zischroel — mit diesem Namen rief ihn die Mutter — früh im Kopfstehen und in der Kunst des Balancirens. Am Sabbathabend, nach Schluß des Gottesdienstes, und in der Sonntagsfrühe, wenn sich die ungeheure Wooge von Ghetto-Misere und Ghetto-Seligkeit durch Petticoat Lane und Mile End Road in Bewegung setzte, um zu schachern und zu schäkern, war Zischroel bei harter Arbeit, um seine Künste in bare Münze umzusetzen. Fartthing zu Fartthing machte den Penny, Penny zu Penny den Shilling. Das Leben gefiel ihm und er beschloß, seine Zukunft ganz und gar auf die Kunst zu stellen. Bald sehen wir ihn verwandelt: in der Glorie eines fleischfarbigen Tricots — nur aus Wolle, aber haltbar — erscheint er als Star einer Akrobatendude. Jetzt hieß es, sich einen Namen wählen. Schwierige Sache. Allerlei mußte vereint werden: etwas Fremdartiges, womöglich Südländisches, das dem Ganzen einen poetischen Hauch gab; etwas Englisches, das ihn der Städte der Wirklichkeit näher brachte und auf alte Zugehörigkeit zu dem von seinem Publikum vergötterten Adoptivwaterland schließen ließ; endlich auch etwas Jüdisches, das zwischen Bühne und Auditorium die für die Stimmung unentbehrliche Intimität schuf. Nach langem Mühen war schließlich das Richtige gefunden: Israel Barney Barnato; ein Name, den Niemand vergaß, wenn er ihn einmal gehört hatte. Als später aus dem Artisten ein Goldgräber, ein Spekulant in Minenaktien und schließlich ein „Minenmagnat“ wurde, dessen Firma in der

londoner City dicht bei Whitechapel und Shorebitch etablirt war, da schmolz, der aus der Kindheit stammende Kern des Namens von Israel auf ein dünnes J. zusammen, das kaum noch beachtet ward. Barney Barnato genügte. Ein hübscher Gleichklang, den man mit Behagen vernahm und aussprach, zumal der Träger des Namens stets ein heiteres Wesen zur Schau trug. Er schien durchs Leben zu tänzeln; vielleicht wars nur eine Gewohnheit aus der Bubenzzeit, aber die Wirkung war nicht zu unterschätzen. Schließlich nannte man ihn nur noch Barney. Alles Exotische war verschwunden: der Volksmund hatte ihn zum echt-bärrigen Briten geweiht. Das that seinem Herzen wohl. Gern ließ er sich von den Anderen vertraulich auf die Schulter klopfen, wenn sie ihn kurzweg ihren Barney nannten, wie sie selbst einander Bobby, Tommy und Jimmy riefen. Der Ehre, die ihm erwiesen wurde, suchte er sich auf seine Art dadurch würdig zu erweisen, daß er das pöbelhafteste Englisch sprach. Der wahre Brüssleim der Nationalität, so mochte er glauben, ist die Beherrschung der Gassenprache. Doch am Ende gehorchte er auch nur der Noth, nicht dem eigenen Triebe; denn er konnte gerade nur schreiben, lesen und rechnen: im Uebrigen omne humanum a se alienum putavit. Bei so glänzenden Vorbedingungen konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Barney hatte seine Jongleurkunst in relativ kurzer Zeit mit solcher Geschicklichkeit auf das Gebiet der transvaaler Minenfinanz übertragen, daß seine patrizischen Genossen, die ihren Stammbaum mindestens bis zum Großvater zurück verfolgen konnten, den plebeischen Eindringling nicht länger als *quantité négligeable* behandeln durften. Sie konnten sich, so ärgerlich das Eingeständniß war, sogar nicht verhehlen, daß Barney besser als sie zum Volk zu reden und das Volk zu gewinnen verstand. Als der große Trara von 1895 ins Land kam, stand Barney denn auch als Hüter im Streite vornan. In seine Taschen floß der Schwentheil der guten, schweren Sovereigns, die das dumme Publikum für die noch feuchten Papierseken hinwarf, auf denen von Druckers Gnaden die Namen südafrikanischer Bauernhöfe zu lesen waren. Barney ward fabelhaft reich und stand im Begriff, sich, um sein Werk zu krönen, auch nach außen feierlich als Nabob zu deklariren. Das ist in England auf zwei Wegen möglich: man muß entweder eine glanzvolle Ehe schließen oder in Park Lane am Hyde Park einen Palast erwerben. An eine Heirath konnte der arme Reiche nicht denken, weil er vor Jahren schon von einer Barmaid, die er beim täglichen Whisky kennen gelernt hatte, heimgeführt worden war. Blieb also nur der Palast. Der aber, ein Denkmal höchster Geschmacklosigkeit, war kaum unter Dach gekommen: da brach das Unglück herein. Eine sogenannte Bank, die Barney gegründet hatte, um den faulen, sonst nicht unterzubringenden Effektenrödel, den er ihr ins Portefeuille steckte, loszuwerden, brach als eins der ersten Opfer des beginnenden Krachs zusammen. Witwen, Waisen, Landpastoren und andere Gimpel jammerten laut, erschütterten aber mit ihrer Klage nur die Luft. Barnato-Bank hieß das gediegene Institut, das ungemein lebhaft an die Bank der Croupiers in Monte Carlo erinnerte. Im Volk aber und in Throgmorton Avenue war sie nur Barneys Bank, unseres lieben, guten Barneys Bank genannt worden. Der große Mann glaubte zunächst, seiner Ehre ein paar Interventionläufe schuldig zu sein. Um ihm dafür zu danken, lud ihn der Lord Mayor, Mr. Renals, zu einem Banket nach Mansion House, wo Barney als Retter des Vaterlandes ge-

feiert wurde; wie viel dieser Renals an Barnato verdient hat: darüber schweigt die Geschichte. Jedenfalls war seit dieser Auszeichnung Barney's Gewissen zum Schweigen gebracht. Er gab die lästigen Käufe auf und machte, um sich von den Strapazen des Millionenverdienstes zu erholen, eine Sprightour nach dem Cap der Guten Hoffnung. Doch diese Segenspenderin blieb an dem Vorgebirge zurück. In trüben Gedanken weilte Barney an Bord; und als dem rückkehrenden Schiff vor Madeira die neuesten londoner Panikkurse gemeldet wurden, litt es Barney nicht länger unter den Lebenden. Er sprang über Bord und fand, am Anfang des vierten Lebensjahrzehntes, im Wasser sein Grab.

Die nächste Verwandtschaft bewährte sich nicht, konnte kaum den Platz für einen Nachfolger halten. Barnato-Werthe wurden unverkäuflich. Da tauchte am Horizont das berbe Gesicht des Herrn Karl Hanau auf. Das wäre der rechte Mann. Bald waren die Partner handelseinig. Hanau sollte zunächst in Johannesburg residiren, um die Geschäfte des Hauses gleich an der Quelle in ein neues Flußbett abzuleiten. Er kam, sah und entdeckte. Barnato Brothers, entschied er, müssen einen ganz neuen Goldbezirk für sich allein haben. Anders geht's nicht. In aller Eile wurden also, für einen Pappenstiel, Vorkaufsrechte auf etliche Bauernhöfe gesichert; sie sofort zu kaufen, war nicht nöthig; es ging auch so. Schnell nun ein Sachverständigengutachten, wonach nur zwanzig Kilometer weit von der neuen Residenz die stärkste Goldader zu finden sei, die Südafrika besitzt. Das Ganze erhielt den herausgehenden Namen „Erdrungsyndikat“, — und fertig war die Laube. Nein: ganz fertig noch nicht. Hat man in Deutschland gar oft schon die englischen Märkte beneidet, die mit Aktien im Nominalwerth von nur 20 Mark handeln können, so versiel Karl Hanau auf den Gedanken, es einmal auf brittischem Boden mit einem Nennwerth von 100 Pfund pro Aktie zu versuchen. Das Experiment glückte. Hanau machte mit seinen 1500 Aktien, was er wollte; und hatte im Handumdrehen einen Kurs von 3000 Pfund für die 100 Pfund-Aktie erreicht. Dann kam natürlich erst der eigentliche Stimpelgang. Das Kapital wurde ausgiebig vermehrt und die Aktien wurden in hundert Theile gespalten, damit auch der Mann aus dem Volk sich an der trouvaille betheiligen könne. Und da Hanau für die nöthige Reklame sorgte, wurden die Aktien mit Fiebererfeln gekauft. Poor Barney! Du dänkest Dich Meister in der Kunst des Subenlärmes, der Anreizerei. Wie winzig aber scheint uns jetzt Deine Leistung neben der That Deines Nachfolgers, des größten Marktjähreiers, der in Johannesburg und London seit Jahrzehnten gesehen ward! Kein Wunder, daß ihm Alles gelang. Barnato Brothers waren wieder in Aller Munde und das Coronation Syndicate kam gleich nach der Magna Charta. Nur eine Kleinigkeit fehlte: die Goldader. Damit aber konnte man wirklich warten, bis die anderen, viel wichtigeren Punkte erlebigt waren. That man auch. Als man endlich Zeit fand, daran zu denken, war die Ader natürlich nicht da. Sehr unangenehm; aber wenn mans recht bedachte: eine Ader wollten die Leute für das Wischen Geld auch noch haben? Was denn nicht noch? Unzählige Minen haben ohne Goldader ihr Leben gefristet; und ein höchst flottes Leben. Warum solls gerade bei Coronation anders sein? Die Leute sollten sich, statt auf solcher Spielerei zu bestehen, freuen, daß ihnen gestattet ist, ihr Geld wieder einmal zu Barnatos zu bringen. Doch die Leute hatten diesmal ihren Kopf aufgesetzt; sie

wollten partout ihre Aber haben, und als sich beim Nachsuchen ergab, daß keine auf Lager sei, verloren sie zugleich mit der Geduld ihr schönes Geld. Coronations-Shares stürzten in ungemessene Tiefen. Herr Hanau aber lachte: „Ich bebaure die Aktionäre, will aber Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich ihrer würdig zu erweisen. Wenn Ververkäufer existiren — ich sage: wenn —, dann Weh ihnen!“ Sollte man ihn, der die Kunst des Bauernfanges so gut verstand, nicht Karl den Großen nennen?

Jetzt freilich weint er bittere Thränen (das Stück zu tausend Pfund) und die Krokodile am oberen Ende der Cape to Cairo-Bahn winden sich in brüderlichem Schmerz. Wir wollen hoffen, daß Carolus Magnus keinen übereilten Entschluß faßt, weder in ein Burenkloster geht noch sich in den ausgetrockneten Oranjefluß stürzt. Noch ist Polen nicht verloren. Denn noch lebt uns Bernhard Dernburg. Nicht nur die Breslauer Diskonto-Aktien: auch die Aktien der Consolidated Mines Selection Company Limited liegen im Portefeuille der Bank für (jeglichen) Handel und (alle Sorten) Industrie. Die aus Breslau stammenden Ruge Leos Hanau sind unter Dernburgs Leitung zu neuem Leben aufgepöppelt worden: warum sollen nicht auch Coronations unter der schützenden Dede der Consolidated Mines Selection einst zu neuer Kraft erwachen? Selection heißt Auswahl; und in dem Bündel hat man wirklich die Auswahl unter den Minen Westaustraliens, Südafrikas und selbst Klondykes. Auf die paar hunderttausend Coronations mehr oder weniger kommts der Darmstädter Bank also gewiß nicht an; am Schinkelpfag ist Raum für alle Hanaus der Erde. Die.



Notizbuch.

Hans Freiherr von Hammerstein, Verfasser einer sicher sehr werthvollen Schrift über das heidelberger Corpsleben, hat in dreijährigem heißen Bemühen als preussischer Minister des Inneren einen überflüssigen Mangel an Geschicklichkeit gezeigt und zuletzt noch im Fall Mirbach durch merkwürdige Reizungen unliebsames Aufsehen erregt. Kein Wunder also, daß ihm geweihsagt ward, er werde den Winter nicht mehr Unter den Linden erleben. Der Oberpräsident von Hannover, hieß es, oder der Oberpräsident von Westpreußen — Herr von Bethmann-Hollweg bleibt für die Nachfolge Studts in Reserve — werde ihn nächstens ablösen. Das gefiel dem Freiherrn nicht. Er entbot einen Redakteur des Lokalanzeigers zu sich aufs Gut und schüttete dem Kümmling sein volles Herz aus. Den Abschied nehmen? Warum denn? Rüstiger als je; im Fall Mirbach unschuldig wie ein Brustkinderlein; und zu neuen Thaten fröhlich bereit. Ganz nett; doch er beichtete auch Interna des Dienstes: wo er und worüber dem König berichtet habe, dessen zustimmender Anerkennung er ger sei; und Aehnliches. Ob der dem Staatsministerium präsidirende Kollege ihn in dieser Leistung den klugen Hans nennen wird, ist zweifelhaft; nicht aber, ob solch Verhalten der preussischen Tradition entspricht. Als der Sohn eines eifrigen Welthäuptlings in Hannover eine unbedachte Rede gegen die Welfen gehalten hatte, so der König — das Wort, nicht das einzige Spottwort übrigens, das diesen Ham-

stein traf, ist, trotz dem Dementi, verbürgt —, er werde dem Minister künftig einen silbernen Maulkorb auf die Reise mitgeben. Wie geistlich dieser Scherz war, beweist das Interview, mit dem Hans Hammerstein die deutsche Menschheit beglückt hat.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„Auf meinen im letzten Augustheft der „Zukunft“ veröffentlichten, halb spaßhaft, halb ernst gemeinten Protest gegen ein Badeverbot antwortet der hiesige Kreisarzt, der einige Wochen verreist war, in der Meißner Zeitung mit einer sehr höflichen und gemäßigten kurzen Erklärung, die mir den erwünschten Anlaß zu einigen Ergänzungen bietet. Der Herr Medizinalrath spricht von einer abfälligen Kritik der öffentlichen Gesundheitspflege. Die öffentliche Gesundheitspflege an sich schätze ich als einen der wenigen wirklich preiswürdigen Fortschritte unserer Zeit; nur mit der Art, wie sie geübt wird, bin ich nicht immer einverstanden. Der Ton meines Artikels wird einer guten Sache nicht würdig genannt. Das ist ein Geschmacksurtheil, über das sich nicht streiten läßt. Die Darstellung der Vorgänge soll zum größeren Theil falsch sein; ich finde sie nur in einem Punkt ansehbar. Aus meinen Worten konnte man herauslesen, daß der Kreisarzt die Schließung des Bades verfügt habe; er hat sie nur beantragt; die Behörde, die dann die Verfügung erlassen hat, nennt er nicht. Die meisten Badeanstalten in Oberschlesien, heißt es weiter, seien damals schon längere Zeit geschlossen gewesen. Wohl wegen Wassermangels; wäre es auf Anordnung oder Antrag der Sanitätsbehörden geschehen, so würde man wahrscheinlich in den Zeitungen darüber etwas gefunden haben. Die berichteten in den letzten Wochen über zwei obrigkeitliche Rundgebungen. Der Landrath des hiesigen Kreises hat vor dem Genuß von Fischen gewarnt, weil theils abgestorbene zu Markte gebracht würden, theils solche, die sich von Leichen abgestorbener Wasserthiere genährt hätten; und im Quellgebiet der Oder, wo eine Typhus epidemie ausgebrochen sein soll, ist vor dem Genuß von Flußwasser gewarnt worden. In beiden Fällen hätte sich, wenn man solche Verbote überhaupt für zulässig hält, ein Verbot gerechtfertigt; denn faule Fische und fauliges Trinkwasser gefährden zweifellos die Gesundheit. Trotzdem haben sich die Behörden in weiser Mäßigung auf Warnungen beschränkt. Der Kreisarzt schreibt weiter: ‚Der Artikel enthält die Behauptung, daß ich in amtlicher Thätigkeit willkürlich gehandelt habe.‘ Das habe ich nicht behauptet. Der Herr Medizinalrath hat seine Kompetenz sicher nicht überschritten; aber ich bestreite dem Staate das Recht, sich und seinen Behörden solche Kompetenzen zuzueignen. Innerhalb seiner Kompetenz hat nun freilich, wie es scheint, der Sanitätsbeamte einen weiten Spielraum, und will man es Willkür nennen, daß er nach subjektivem Ermessen bald streng, bald lax verfahren darf, dann waltet allerdings, nicht bloß im hiesigen Kreise, viel Willkür. Mir ist zum Beispiel ein Fall bekannt, wo wegen leichter Erkrankung einer einzigen Person eine höchst inhumane und mit großem materiellen Schaden verbundene Sperre über einen Bauerhof verhängt wurde. Für die Viehseuchenpolitik haben wir einen handlichen Schlüssel. Hasbach erzählt, ein englischer Minister habe einmal im Parlament gesagt: ‚Merkwürdig! So oft in London der Rindfleischpreis sinkt, bricht sofort auf dem Festlande die Rinderpest aus.‘ Für die übertriebenen Vorbeugungsmaßregeln zum angeblichen Schutze der Menschen dagegen haben wir vorläufig keine andere Erklärung als die durch einen egoistischen Pflichtteufel der Aerzte gegebene. Aber wo bleibt dieser in vielen anderen, deutlich riechbaren Fällen? Unmittelbar vor dem Fenster meiner

Stube fließt ein offener Bielearm vorbei, der sich durch den Pestgestank, den er verbreitet, als lokale Charakteristik. Besonders an schönen Sommerabenden, wo man gern das Fenster offen läßt, beliebt ihm, intensiv zu stinken. Die Anwohnenden klagen seit vielen Jahren darüber; trotzdem wird an dieser Stelle der sonst überall eingedeckte Graben offen gelassen. Die den Leichen entquellenden Gase und Flüssigkeiten sind schon vor Jahrhunderten als giftig erkannt worden. Trotzdem baut man selbst in ansehnlichen Mittelstädten keine Leichenhallen, sondern läßt durch die Leiche drei Tage lang die oft recht engen Wohnungen verpestet. Ich fürchte mich nicht etwa vor der Bielle oder vor Leichen. Der Mensch verträgt einen Puff, verträgt Billionen Bazillen: Das beweisen am Besten die Aerzte, die schon als Studenten in der Anatomie und dann in der Praxis Giftstoffe in Massen einathmen und deren opfervolle Thätigkeit, so weit sie nicht vom Zunftgeist oder von Modetheorien in falsche Wege gebrängt wird, ich mit der gebührenden Ehrfurcht anerkenne. Aber wenn man mir die Fäulnißstoffe massenhaft in den Mund und in die Nase strömen läßt, dann setze ich nicht ein, wie man auf einmal von der Angst befallen werden kann, eine nicht riechbare, also sehr geringe Quantität könne auf einem weniger offenen Wege in meinen und meiner Mitbürger Leib Eingang finden. Auf meine Frage nämlich, wie man sich denn eigentlich die Einwirkung der Fäulnißstoffe auf den Todenden denke, erhielt ich die Antwort, man nehme an, daß die Bakterien in den After kröchen. Nun sind zwar so gemeinen Viechern solche hyperbyzantinische Lebensgewohnheiten ganz gut zuzutrauen; aber so lange man die in riechbaren Quantitäten wimmelnden den Leuten in Mund und Nase fliegen läßt, ist es doch seltsam, einer so minimalen und bloß hypothetischen Vergiftung durch lästige Maßregeln vorbeugen zu wollen.“

Der Proletarier Albert Oskar Wilhelm Säbckum ist sehr böse auf mich, weil ich die Heldenthat, die er als Ritter Luisens von Koburg spielen wollte, nach Gebühr, beleuchtet habe. Im „Vorwärts“ hat er gegen mich eine Erklärung veröffentlicht, die von pöbelhaften Schimpfwörtern strotzt. Macht nichts; ich weiß, wie der strebsame Held oft über seine eigenen Parteigenossen zu reden pflegt, und bin froh, daß die hohe Bewunderung, die er mir bis zum Herbst 1903 spendete, endlich der Wuth gewichen ist. Er findet, etwas plöblich, daß ich die Schreibfähigkeit eines Tertianers habe, und meint, ich sei über sein Treiben „entrüstet“. Gott bewahre: seine Melaneseuche hat mich sehr amüsert. Er verwahrt sich gegen die Verdächtigung, von der früheren sächsischen Kronprinzessin mit Geld oder Frauengunst bezahlt worden zu sein. Ich habe diesen Verdacht weder gehegt noch gar ausgesprochen; schon der Vergleich mit Lassalles minder trauriger Ritterschaft und die Erwähnung der Thatsache, daß der Proletarier Säbckum „durch Heirath dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandt“ ist, schloß die Annahme aus, Albert Oskar Wilhelm sei für blankes Geld zu haben. Und da Luise von Sachsen schon geflohen war, als das rothe Sigerl für sie eintrat, war auch an gewährten Minnesold nicht zu denken. Der noble Proletarier sagt, er habe von der früheren Kronprinzessin „niemals einen wie immer gearteten Dank erhalten.“ Er lägt jetzt oder hat früher gelogen. Denn er hat in meiner Gegenwart vor Zeuge erzählt, daß Luise ihm einen Dankbrief geschrieben habe. Er lägt ferner seinen Genossen vor, der Feldmarschall-Vizeutenant Ragenhofer, der das Urtheil des Militär-Obergerichtes gegen Mattachich unterzeichnet hat, sei „Mitarbeiter der ‚Zukunft‘“ und in Folge Dessen für Herrn Farben zur Zeit über jeden Verdacht erhaben.“ Ragen

hofer ist nun leider noch nicht Mitarbeiter der „Zukunft“; aber ein als Soziologe und Philosoph bedeutender Mann, über den Professor Gumplowicz hier mehr als einmal rühmend gesprochen und den Professor Stein vor ein paar Wochen den „österreichischen Spencer“ genannt hat. Das Urtheil eines solchen Mannes, von dessen Werken der gebildete Proletarier nichts zu wissen scheint, ist mir allerdings werthvoller als der Schwaz eines eiteln Journalisten, dessen betriebame Streberei sich zufällig in den Reihen der sozialdemokratischen Partei austobt. Der abgefahnte Ritter sagt dann noch, meine Darstellung „enthalte direkte Unwahrheiten“. Schade, daß es nicht eine wenigstens anführt und widerlegt, sondern nur schimpft und läßt. Für eine zweite Erklärung empfehle ich ihm übrigens seinen Parteigenossen Edmund Fischer. Dieser sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete ließ sich am achtzehnten September im „Armen Teufel aus der Oberlausitz“ also vernehmen: „War der mit Luise von Toskana getriebene Unfug widerlich, so ist es geradezu zum Aufschreien, wenn man fleht, daß nun sogar auch die Luise von Koburg als Märtyrerin und Freiheitshelbin behandelt und gefeiert wird. Würde man sich auch einer Arbeiterfrau, die ihrem Mann, der ein Säufer ist, mit einem Liebhaber austrückt, Schulden macht, Wechsel fälscht und dann eingesperrt wird, so annehmen wie dieser sicher schwer hysterischen Prinzessin?“ Herr Fischer, der seinem Artikel den Titel „Der Luise-Unfug“ gab, beurtheilt den Fall genau so wie ich; und da er mit fühlbarer Geringschätzung von den Deuten spricht, die für beide Luisen mit dem selben Furor sehten, scheint er auch die Motive, die seinen Genossen Säbckum ins Feuer trieben, ungefähr eben so einzuschätzen.

In Sachen Fibernia haben die Herren Möller und Gutmann einen neuen Vertrag geschlossen. Am sechzehnten Juni hatte der Handelsminister an den Direktor der Dresdener Bank geschrieben, wenn ihm die Aktienmehrheit verschafft sei, werde er die Bergwerksgesellschaft verstaatlichen und einen dem Kursstand von 246 entsprechenden Preis zahlen. Mit diesem Brief war Herr Gutmann, als der Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitals seinen Plan bedräute, zu den Direktoren erster Bankhäuser gegangen und hatte sie aufgefordert, „mitzumachen“. Das heißt: gegen Betheiligung an dem Millionengewinn der Dresdener Bank die Fibernia auszuliefern. Die dazu Aufgeforderten hatten gute Gelegenheit, ihre Kunden zu täuschen und etliche Hunderttausende einzustreichen. Sie thatens nicht. Die Empörung über das heimlich erfundene und ausgeführte Attentat, vielleicht auch ein begriffliches Ressentiment gegen die Person des Unterhändlers hieß sie das Anerbieten ablehnen, das ihnen manchen Vortheil versprach. Wenn Herr Gutmann, weil man ihn in einzelnen Direktorialbureaus damals so lange wie möglich reden und sein Wollen entschleiern ließ, das deutliche Nein nicht vernommen hat, muß er an diesem Tage ganz besonders schwerhörig gewesen sein. Er kaufte weiter und zahlte schon im August Preise, die um zehn Prozent über den Börsenkurs von 260 hinausgingen. Dadurch wurde der Gewinn nun freilich geschmälert. Und jetzt lesen wir, Möller habe sich verpflichtet, Gutmann die Aktien zu dem Preis abzunehmen, den die Dresdener Bank selbst dafür bezahlt hat. Dieses Abkommen ist neu; und gar nicht dumm. Die Dresdener Bank verliert nichts dabei — wie Herr Gutmann die für sich und seine Freunde früh gekauften Aktien verrechnet, was aus diesem Konto G wird, interessiert zunächst nur den Aufsichtsrath und die Aktionäre seiner Bank — und Herr Möller kann sagen, die Behauptung, er habe einer einzelnen Bank Millionen zugeschanzt, sei falsch. Sie war aber richtig.

In einem aus Gutmanns Chefcabinet in den Börsencourier getragenen Artikel war am siebenten August zu lesen, die Dresdener Bank mache bei der Sache ein „glänzendes Geschäft“. An dem sollten sich ja auch die Herren Fürstenberg, Schwabach, Schüller und Genossen betheiligen; und wegen dieses glänzenden Geschäftes wurde der Kurs der Dresdenerin gesteigert. Jetzt ist's also anders. Gutmann ist Kommissionsnär und bekommt nur eine der Höhe des Risikos entsprechende Provision. Das Risiko bestand darin, daß er entweder nicht die Dreiviertelmehrheit erlangte oder der Landtag der Aktion seine Zustimmung versagte. Seit wann mag dieses neue Abkommen gelten? Wenn die Dresdener Kommissionsnäre des Staates waren, durften sie in Dänischdorf nicht mitstimmen. Sicher scheint mir jedenfalls nun, daß ihr Verhalten der Thatbestand des Paragraphen 317 des Handelsgesetzbuches deckt, dessen Wortlaut ich im vorigen Heft anführte. Der „besondere Vortheil“, den sie sich, in Gestalt einer Risikoprämie, für ihre Generalversammlungstaktik versprechen ließen, muß recht beträchtlich sein, wenn er auch nur zur Bezahlung der Prozeßkosten und Anwalthonorare ausreicht. Sauberer ist die skandalöse Sache durch den neuen Reinzugversuch nicht geworden. Und wie ich aus freundlichen Briefen sehe, die Juristen, Industrielle, Kaufleute, Gelehrte mir in diesen Tagen schreiben, schwankt das Urtheil da nicht finanziell Interessirten über die beispiellose Geschichte ja kaum noch. Nur Herr Victor Hahn, der Herausgeber des Kleinen Journals, tritt mit schönem Mannemuth noch für die gutmännische Ethik ein. Das hatte ich auf Seite 469 des vorigen Heftes vorausgesagt. Herr Hahn deutet an, er habe seine Informationen aus dem „schlichten Ministerhotel in der Leipzigerstraße“, und bedauert, daß nicht auch Andere sich bemüht haben, „die Wahrheit an der maßgebenden Stelle zu erforschen.“ Dank bestens; wenn Minister mir Etwas mitzutheilen wünschen, müssen sie sich schon in den Brunnewald bemühen. Und die Erkenntniß, die Herr Hahn heimtrug, reizt mich nicht. Denn fast Alles, was er erzählt, ist unwahr; unwahr namentlich auch die Angabe, Herr Kirtdorf habe den Widerstand gegen Möllers Pländchen organisiert. Meine Darstellung, die Herr Victor von seiner Höhe herab natürlich belächelt, nennt er eine „Kapuzinade“ und sagt, sie sei von ihm „zumeist widerlegt“. Abermals unwahr; er kann sie in keinem einzigen Punkt widerlegen. Vor einem Jahr begann der geschickte Schreiber seine Thätigkeit als Erbe des lustigen Dr. Leipziger mit einem ungemein freundlichen Artikel über mich. Zum Dank dafür will ich ihm heute einen Rath geben — auch nicht, um Männern mir schlichten Ministerhotels gefällig zu sein — und mir die Beschäftigung mit seiner interessanten Person, so lange ers irgend kann, ersparen. Uebrigens plagt er sich jetzt an der falschen Stelle. Er möchte Herrn Möller von der Anschuldigung entlasten, die Berliner Großbanken gekränkt zu haben. Darauf kommt uns aber gar nicht an. Das Schlimme, das Unverzeihliche ist, daß mit Zustimmung des Ministers den Aktionären der Hibernia ihr Besitz unter dem Werth abgelistet, daß mit elenden Chicanen und Drohungen gewirthschaftet worden ist, weil preussische Richter nicht bereit waren, ihr legal erworbenes Eigenthum dem preussischen Staat dem vorgeschriebenen Preis zu verkaufen. Was die Dresdener thaten, thaten sie als Kommissionsnäre des Staates. Das wissen wir jetzt; und können nur wünschen, da der höchsten Rechtsinstanz des Reiches die Frage beantwortet wird, ob die und Pässe, deren Anwendung wir in dem kläglichen Hiberniaspektakel erleben — den Repräsentanten des Staates Preußen gestattet sind.

Autoren-Register zu Band 37—48.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band.)

- Achelis, Thomas.**
Kosmische Wanderungen 45, 218.
Kulturwissenschaft 41, 502.
- Adler, Friedrich.**
Verse 44, 426.
- Adler, Georg.**
Gefahr, die amerikanische 37, 68.
Rathenau, Erich 43, 424.
Ursprünge der modernen Arbeiterbewegung 47, 147.
- Aho, Juhani.**
Baum des Gewissens, der 37, 268.
- Alt, Theodor.**
Seidelberger Schloß 48, 110.
- Andreas-Salomé, Lou.**
Alter und Ewigkeit 37, 146.
- Anonym.**
Kunstempfindens, Physiologie des 37, 34.
Strafgesetzbuch? ein neues 45, 203.
- Bahr, Herm.**
Klingers Beethoven 39, 339.
- Bartning, Ludwig.**
Bilderbücher 39, 232.
Durch Kunst zum Leben 37, 170.
- Bauer, Ludwig.**
Journalismus 37, 176.
- Bäumler, Gertrud.**
Pilgerfahrt 43, 150.
- Beaulieu, G. von.**
Tadellose, die 39, 320.
Talmi-Pariser, ein 37, 308.
Sensation! 44, 402.
- Berg, Leo.**
Höhenwahn 40, 434.
Publikum, das 38, 428.
- Berger, Alfred Frhr. von.**
Italienerin, die 46, 29.
- Bernhard, Georg.**
Börse und Presse 39, 483.
Parteimoral 42, 79.
- Bernus, Alexander von.**
Abend 44, 235.
- Berthold, Arthur.**
Preßgesetz, ein 42, 137.
Tribunal und Szene 38, 402.
- Bethge, Hans.**
Goya 45, 334.
- Beyerlein, Franz Adam.**
Jena oder Sedan? 43, 228 siehe auch
Garden 43, 127.
- Bieberstein, Rogalla von.**
Afghanistan 37, 271.
Grenzgarnisonen und Train 45, 411.
Militärpensionen 43, 397.
- Blennerhassett, Lady.**
Thomas und Jane Carlyle 45, 317, 378.
- Bley, Fritz.**
Durch! 48, 190.
Stanley 47, 343.
- Blumenthal, Oskar.**
Vertichtigung, eine 41, 396 siehe auch
Garden, Theater 41, 311.
- Bock, Kurt.**
Einhäsen, bei den 41, 188.
- Bode, Wilh.**
Goethes Symbolik 37, 235.
Wirthshaus der Zukunft, das 37, 470.
- Bojer, Johann.**
Weltenentschiedsal 42, 399.
- Boudi, Felix.**
Reform des Aufsichtsrathes, die 45, 262.
- Bonnard, Albert.**
Japaner, die 47, 69.
- Borchardt, Bruno.**
Sozialdemokratie und Genossenschaft 43, 255.
- Bormann, Walter.**
Briefe, zwei 43, 426.
- Brachvogel, Carry.**
Legenden, zwei 39, 122.

- Brandes, Georg.**
 Frankreichs Furcht und Hoffnung 45, 28.
 Gote, Harold 47, 174.
 Gylfa 38, 25.
 Häuser, französische 41, 30.
 Korfu 48, 413.
 Mestreb, Henning von 46, 23.
 Shaw, der Dramatiker Bernard 43, 32.
 Zaubermacht 41, 298.
- Braun, Eilh.**
 Hausindustrie 37, 213.
 Lieber der neuen Frau, die 42, 494.
 Weiblichkeit? 41, 413.
- Breyfig, Kurt.**
 Archaische Kulturen 47, 53, 399.
 Entstehung der Liebe, die 43, 13.
 Entwirklichung in der Kunst 41, 149.
 Geschichte, der Aufbau der europäischen 38, 55.
 Geschichtswissenschaft, Maßstäbe der 40, 12.
 Gesehmäßigkeiten, geschichtliche 38, 107, 159.
 Weltgeschichte, der Stufenbau der 46, 176.
 Weltgeschichtsschreibung, Formen der 45, 399.
- Brück.**
 Jüdische Unteroffiziere 48, 309 siehe auch
 Wartenberg 48, 208.
- Brühl, Hedwig.**
 Probleme der Plastik 37, 150.
- Brunn, Laurids.**
 Auserwählten, die 45, 492.
- Bulcke, Karl.**
 Piliencron 47, 251.
 Verse 48, 72.
- Bülow, Frieda Freiin von.**
 Schwachsinn des Weibes 37, 13.
- Busse, Karl.**
 Epigone, ein 48, 286.
- Cauter, Bernard.**
 Druiden, der 41, 455.
 Justiz in Japan 48, 186.
 Konstantinopel, Dr. Miranda in 39, 70.
 Nacht, die tausendundzweite 38, 74.
 Philosophie 43, 333.
- Chamberlain, Houston Stewart.**
 „Christus ein Germane“ 46, 139.
 Rom 41, 237.
- Colajanni, Napoleone.**
 Italienische Industrie 44, 158.
- Cosmann, Paul Rif.**
 Aphorismen 45, 33.
 Philosophie des Pöbels 40, 440.
- Czerny, Vincenz.**
 Chirurgie, die Entwicklung der 45, 477.
- David, J. J.**
 Bädeler, Bemerkungen zu 48, 58.
 Praterverwüstung 38, 88.
 Regenzeit 44, 367.
- Dehmel, Rich.**
 Autobiographie 45, 66.
 Hörer und Dichter 43, 28.
- Dis.**
 Kalejund 46, 229.
 Aera, die neueste 46, 44.
 Anleihen, unsere 46, 86.
 Bahnen, die feindlichen 46, 204.
 Ballin und Morgan 47, 493.
 Berliner Bank 47, 416.
 Blüchroder 48, 226 siehe auch Plutus
 42, 164.
 Bontour & Söhne 47, 348.
 Börse im Krieg, die 46, 308.
 Börsenbescherung 45, 414.
 Börsenherbst 48, 426.
 D.-Banken 47, 315.
 Fastenpredigt 46, 275.
 Fastenzeit 46, 346.
 Gewinner triumphans 46, 428.
 Hanau 48, 495.
 Hansemann 45, 456.
 Helios 47, 80.
 Im Jahre des Friedens 48, 120.
 Im Trance 48, 311.
 Immobilisierung 48, 38.
 Industrielapitäne 46, 125.
 Intermezzo 46, 508.
 Kali 48, 80.
 Kleinen, die 47, 376.
 Loewy & Co., Hugo 47, 154.
 Massener 45, 43.
 Meyer, die beiden 46, 379
 siehe auch Harden 46, 359.
 Möller & Guimann 48, 268
 siehe auch Harden 48, 233, 241.
 Montantruff? 48, 346.
 Nachwuchs 45, 237.
 1903 45, 501.
 Osterstimmung 47, 32.
 Panama-Berlin 45, 380.
 Petroleum, nationales 45, 121.
 Pro patria 45, 304.
 Propheten, falsche 45, 76.
 Rache für Leipzig 45, 350.
 Richthofen-Goldberger 47, 193.
 Sachverständige Richter 47, 462.
 Schutzvereinigungen 44, 531.
 Segen von oben 48, 393.
 Sommernachtsstraum 48, 194.
 Sklavenboom, der 45, 161.
 Starke Männer 47, 276.
 Syndikat und Syndikat 45, 193.

- Tote Hand, die 47, 124.
 Turbine, die, 46, 165.
 Zauberklebrlinge 45, 273.
 Zwischen den Schlächten 46, 458.
 Dohm, Hedwig.
 Frau, die alte 42, 22.
 Jerusalem 45, 257.
 Kinderrechte 39, 26.
 Doermann, Felix.
 Verse 47, 342.
 Duboc, Jul.
 Jubiläum, mein 40, 278.
 Meyenbug, Malwida von 48, 223.
 Theorie des Begriffs, die 38, 233.
 Dunichen, Theod.
 Ad Per 37, 505.
 Krusts, die 48, 201.
 Elias, Jul.
 Sezeßion und Sezeßionäthen 38, 409.
 Engel, Eduard.
 Derfelbe, Dieselbe, Dasselbe 39, 348.
 Othello entstand, wie 40, 394.
 Stenographie-Schwindel 37, 388.
 Telegraphie, ein Wunder der 40, 153.
 Engel, Ernst.
 Kunst in der Volksschule 37, 70.
 Erkert, Friedr. von.
 Buren und Briten 42, 419.
 Fransvaal, das britische 42, 884.
 Ernst, Paul.
 Buch eines Arbeiters, das 45, 328.
 Schinghis Khan, der Tod des 40, 317.
 Einß und Zeit 38, 205.
 Eschwege, Ludwig.
 Steuer, die einzige 48, 341 siehe auch
 Oppenheimer 48, 64.
 Eucken, Rudolf.
 Siebeck's Goethe 40, 27.
 Eulenburg, Albert.
 Masochismus, eine Dichterin des
 41, 385.
 Pathologie der Eye 46, 186.
 Eyffenthaldt, Franz.
 Poststeuer 38, 289.
 Federn, Karl.
 Elektra 47, 232.
 Meredith, George 44, 147.
 Fidus.
 Menschenkunst oder Fachtimpelei?
 37, 114.
 Flaischen, Caesar.
 Frühling 39, 187.
 Kampf und Erfüllung, von 41, 498.
 Flürscheim, Michael.
 Freihandel oder Schutz Zoll? 41, 250.
 Forbes-Rosse, Irene.
 Gedichte, drei 40, 198.
 Forsl, Aug.
 Ansichten entstehen, wie 41, 1.
 Frankl, Diet.
 Brief, ein 45, 80.
 Frank, Reinhard.
 Rechtsstudiums, die Reform des 38, 390.
 Franken, Elise.
 Psychopathie der Kinder 48, 416.
 Frapan-Alunian, Ilse.
 Pro domo 44, 164.
 Fred, W.
 Kunstgewerbe, unser 48, 163.
 Kunstgewerbes, der Staat des 39, 75.
 Freund, Dr. Erich.
 Jüdische Unteroffiziere 48, 307 siehe auch
 Wartenberg 48, 208.
 Friedmann, Hermann.
 Anti-Gaedel 44, 194 siehe auch Poofs,
 44, 309.
 Antwort 44, 319.
 Philosophie, die Mechanik als 40, 469.
 Frische, Robert.
 Erkenntniß, die Logik der reinen 44, 405.
 Fürth, Henriette.
 Mutterschaftskassen 42, 357.
 Gaerders, Karl Theod.
 Hamburger Rauchfleisch in Jena 48, 256.
 Garnett, Rich.
 Napoleons Limonade 38, 435.
 Wunderthäter, der 48, 107.
 Geiger, Alb.
 Grillparzers Epigramme 44, 271.
 Gelber, Adolf.
 Shakespeares Könige 41, 116.
 Gelzer, Heinrich.
 Athos, auf dem 42, 107.
 Heiligen Berge, auf dem 41, 25.
 Kastoria 48, 336.
 Ophrida 42, 222.
 Sprache der Wissenschaft, die 44, 15.
 Losla, im Lande der 48, 66.
 Genß.
 Onze dappern burghers 39, 156 siehe
 auch Hentel 39, 403.
 Georgewitsch, Wladan.
 Obrenowitsch, die Frauen der 42, 209.
 Obrenowitsch, der letzte 44, 107 siehe auch
 Garden 48, 435.
 Gerhard, Adels.
 Rebergedanken 48, 147.
 Ginzler, Franz Karl.
 Verlorene Tochter, die 48, 340.

- Gleichen-Nußwurm, Alexand. von.**
 Alterthum, unser 41, 489.
Voccaccios Nachs 37, 75.
 Kunst, Kultur, Kirche 45, 293.
 Narrenthum, der 47, 302.
 Wunderland, im 44, 103.
Gnauck-Kühne, Elisabeth.
 Mutterrechte 38, 183.
Göhler, Georg.
 Bayreuther Streitfragen 48, 330.
 Chrysanders Händel-Einrichtungen
 39, 467.
 Colonne in Deutschland 37, 275.
 Tischqilowst, Pet., Ritsch 42, 57.
 Wagner-Frage, die 40, 144, 189.
Gochre, Paul.
 Aufsichtsräthe 38, 13 s. a. Plutus 37, 516.
 Glaube des Kaisers, der 42, 428.
 Religion als Schöpfung 41, 445.
Goldfriedrich, Johann.
 Historische Ideenlehre 46, 217.
Gorkij, Maxim.
 Dichter, der verehrte 39, 279.
Grach, Leo.
 Radium, das 46, 486.
Greif, Martin.
 Geiger, der tolle 41, 206.
 Nonnen, zwei 41, 246.
Großmann, J.
 Therapeutischer Hypnotismus 42, 306.
Gubalke, Lott.
 Orthmann, Jungfrau 40, 156.
Gumpowicz, Ludwig.
 Anthropologie, politische 46, 174.
 Hammurabi und Moses 47, 486.
 Lypenheimers Mary 46, 148.
 Soziologie, die Zukunft der 42, 337.
Hansson, Ola.
 Konfodates, die Vorgeschichte des 42, 65.
Haeckel, Ernst.
 Lebenswunder, die 48, 482.
Harden, Maximilian.
 Vera? eine neue 33, 97.
 Artes Liberales 38, 418.
 Babel, Webel, Bibel 42, 129.
 Bauernfeld 38, 136.
 Beatrice, der Schleier der 42, 517.
 Bebel und Genossen 44, 495, 45, 1, 47
 siehe auch 44, 455 u. 45, 81.
 Berliner Leiden 37, 127.
 Beutler, drei 41, 97 siehe auch 41, 137.
 Bijn, Lieutenant 45, 307.
 Bismarck-Erinnerungen 37, 363.
 Bismarck, Erinnerungen an 44, 486.
 Bismarck, Herbert 43, 473.
 Blaskowig, Lieutenant 37, 251.
 Blumenmedium, das 42, 489 siehe auch
 43, 41, 93.
 Briefe, drei 42, 403.
 Briefe, vier 43, 239.
 Briefkasten 42, 126, 447, 43, 318, 46, 127.
 Bücherliste 37, 440, 45, 461.
 Buren, die 39, 413 siehe auch 37, 371.
 Cirkularnote 47, 169.
 Diamantenkönig, der 39, 1.
 Diplomatie, moderne 38, 341.
 Directoire 40, 137.
 Döberitz 43, 359.
 Dorothea 46, 278.
 Eddy, Mrs. 38, 263.
 Eduard VII 40, 1.
 Eduard der Eroberer 43, 167.
 Einzug 40, 377.
 Elektra 43, 349.
 Essen-Berlin 41, 371 siehe auch 41, 327.
 Excellenz vor Gericht 47, 467 siehe auch
 44, 97, 135 und 47, 391, 420.
 Feinde des Kaisers, die 40, 337.
 Fischerring, der 44, 255 siehe auch 44, 49.
 Geheimrath und Kanzler 44, 332.
 Geschäftsbericht 37, 405.
 Geschäftsmann und Sturmgewalt 45, 165
 siehe auch 42, 346.
 Giron, Luise 42, 49 siehe auch 42, 1.
 Goethes Gott 42, 329.
 Großherzog und Genosse 38, 456.
 Hammerstein 46, 512.
 Hammurabi 42, 449.
 Hans, der kluge 48, 319.
 Heinrich, der arme 41, 471.
 Hibernia 48, 233, 452 siehe auch 48, 315
 u. Notizbuch 48, 501.
 Hibernia im Sommer 48, 241.
 Himmelfahrt 47, 207.
 Hofbank, die 44, 97 siehe auch 44, 135
 und 47, 420, 467.
 Hofjuden 39, 213.
 Hollmann, die Epistel an 42, 369.
 Humanität im Kriege 37, 259.
 Hüffener, Fährnrich 43, 321.
 Ideale, die 38, 1.
 Jena oder Sedan? 43, 127.
 Jesuiten, die 47, 93.
 Immediatbericht 45, 315.
 Journalisten, die 38, 381.
 Israels 47, 47.
 Kaiser im Reichstag, der 42, 169.
 Kaiser und Kanzler 40, 297.
 Kaiserinsel, die 45, 125.
 Kaiserparaden, fünf 44, 450.
 Kaiserpartei, die 41, 403.
 Klingers Genius 41, 217.
 Koch-Tippold 45, 87.

- Koch oder Eberle? 47, 351.
 Krankheit des Kaisers, die 45, 391.
 Krieg, der 46, 245.
 Krieg und Friede 48, 123.
 Krimmitschau 46, 47.
 Kriks, die 37, 49.
 Kronprinzessin von Sachsen, die 42, 1
 siehe auch 42, 49.
 Krupp 41, 327 siehe auch 41, 371.
 Kulturlampf 40, 257.
 Kwisleda 45, 277 siehe auch 45, 353.
 Kaufkanal, der 40, 334.
 Lebendige Stunden 38, 535.
 Leichner & Wagner 43, 433 siehe auch
 43, 283.
 Lenbach 47, 319.
 Leo XIII. 44, 49 siehe auch 44, 255.
 Liebenberg 37, 208.
 Loe 40, 49.
 Pöhnings Leiden 40, 217.
 Luise von Koburg 48, 437.
 Mädchenhandel 40, 177.
 Märchenbrunnen 37, 1.
 Maria von Magdala 37, 443.
 Meisterspiele 39, 290.
 Meteora 38, 301.
 Meyer, Professor 48, 47.
 Meyers 46, 359
 Mirbach 47, 429 siehe auch 44, 97, 135
 und 47, 391, 467.
 Moltke II 46, 321.
 Monarchomachen 44, 295.
 Monna Vauna 41, 209.
 Moritz und Nina 38 137, 39 491, 40
 497, 41 477, 43 1, 44 1, 45 463,
 46 473, 48 1.
 Murom, Uja von 39, 133.
 Muse, die deutsche 37, 483.
 Neujahr 46, 1.
 Niederländische Schule 43, 87.
 Nießche über Leichner 45, 46.
 Nikolaos 47, 357.
 Norddeutsche Allgemeine Zeitung 40, 371.
 Notizbuch 37 83, 198, 247, 519, 38 46,
 177, 256, 370, 530, 39 45, 246, 329,
 369, 440, 486, 525, 40 42, 81, 123,
 166, 208, 251, 288, 414, 451, 41 47,
 92, 130, 514, 42 286, 362, 492, 43
 279, 351, 44 41, 89, 212, 247, 372,
 410, 45 199, 383, 417, 46 89, 232,
 311, 387, 461, 47 35, 237, 280, 379,
 420, 465, 496, 48 41, 83, 197, 272,
 427, 498.
 Obitration 41, 291.
 Oitern 43, 47.
 Palastrevolution 43, 435.
 Palinode 39, 93.
 Palmarum 38, 459.
 Perim-Königsberg 48, 163.
 Phaedra 41, 255.
 Plehwe 48, 201.
 Pommernpresse, die 47, 391 siehe auch
 44, 97, 135 und 47, 429, 467.
 Pontius Pilatus 47, 1.
 Posen 40, 417.
 Pour Le Mérite 37, 165.
 Presspranger 41, 290, 47, 128.
 Preußen als Aktionär 48, 315 siehe auch
 48, 233, 241, 452.
 Primadonnen, die rothen 45, 81 siehe
 auch 44, 445, 495 und 45, 1, 47.
 Prinz-Gemahl, der 37, 407.
 Prinz Prosper 46, 432.
 Professores 38, 49.
 Prozeß Kwisleda 45, 353 siehe auch
 45, 277.
 Reichsparlirer 45, 425.
 Reichstagsstrecke 41, 439.
 Reliquiarium 43, 247.
 Robe, die rothe 37, 327.
 Röhl, Alfons 47, 243.
 Rothe & Co., Anna 48, 41 siehe auch
 42, 489 u. 43, 93.
 Saint Louis 40, 93.
 Saturnalien 38, 421.
 Schmidt, Adolf 40, 89.
 Schmidt in Rom 44, 133.
 Schneegepenst 46, 169.
 Schuly, Homeick & Co. 44, 135 siehe
 auch 44, 97, 47, 429, 467.
 Schweningen, der Angeklagte 43, 122
 siehe auch 43, 243.
 Schwester Beatriz 46, 349.
 Spanien, der König von 39, 297.
 Speckchen 43, 86.
 Sudermann, Kampfgenosse 42, 346.
 Telegraphirte Polink 42, 87.
 Theater 38, 330, 490, 41, 311, 356,
 431, 47, 84, 158, 197, 48, 146.
 Theaterkritik 41, 397.
 Theaternotizen 39, 169, 42, 205, 319.
 Therese, die Große 44, 335.
 Tiffot, ein neuer 41, 175.
 Transvaal 37, 371 siehe auch 39, 335, 413.
 Transvaal in Berlin 41, 137 siehe auch
 41, 97.
 Traviata, La 43, 208.
 Trianon 44, 455 siehe auch 44, 495,
 45, 1, 47, 81.
 Truist, der neue 47, 131.
 Tüpfelchen, das 44, 173.
 Vanderbilt 44, 175.
 Vatikan 42, 409 siehe auch 39, 47.
 Venezianisches Tagebuch 38, 499.

- Benuecla 42, 289.
 Vereeniging 39, 335 siehe auch 37, 371 u. 39, 413.
 Vieux Saxe 39, 451.
 Volkslied, das 43, 473.
 Wagner-Denkmal, das 43, 283 siehe auch 43, 433.
 Wahlkreis, mein 42, 39,
 Walbed-Rousseau 39, 259 siehe auch Notizbuch 43, 433.
 Waldersee 46, 435.
 Wilder, ein 41, 177.
 Witte 44, 375.
 Zarewitsch, der 43, 279.
 Zauberer von Rom, der 39, 47 siehe auch 42, 409.
 Zola 41, 49.
- Gart, Julius.**
 Märchen der Dezembernacht, das 45, 437.
- Gartmann, Ed. von.**
 Geschlechtliche Fortpflanzung 45, 21.
 Unorganisches und Organisches 43, 487.
- Gasbach, Wilhelm.**
 Getreidezölle, der Streit um die 41, 181.
 Sozialismus und Effektenbanken 40, 309.
- Gauschner, Auguste.**
 Landauer, Gustav 46, 163.
 Panik 43, 402.
- Gecht, Karl.**
 Banknoten 42, 395.
- Gellerich, Germ.**
 Kopien und Denkmäler 37, 456.
 Kunstausstellung, die Große 39, 342.
 Zola als Kunstkritiker 41, 65.
- Geller, Dr. Anton.**
 Jüdische Unteroffiziere 43, 308 siehe auch Wartenberg 43, 208.
- Gellbach, Willy.**
 Arztsteuer, die 42, 270.
 Greifswalder, zwei 46, 131.
 Medizinische Privatdozenten 43, 372.
 Nervosität und Kunstgenuß 39, 102, 144.
 Säuglingsheime 40, 353.
 Sombarts Wirthschaftspsychologie 43, 405.
- Gelmolt, Hans F.**
 Deutschtum und Weltgeschichte 42, 277.
- Genfel, Franz.**
 Onze dapporn burghers 39, 403 siehe auch Geny 39, 156.
- Gerkner, Geinr.**
 Webb? eine deutsche Beatrice 33, 307.
- Gessen, Robert.**
 Haus Schlüssel, der letzte 44, 439.
 Tennisklub, der forghheimer 41, 40.
- Geyerman, Germ.**
 Naturalienkabinet, im 46, 496.
 Vivisektion 43, 303.
- Gippel, Hildegard von.**
 Gedichte 41, 423.
- Gitz, Dora.**
 Skizzen 43, 35.
- Goff, Bodo.**
 Phryne 44, 277.
- Goffmann, Germ.**
 Landerziehungheim, ein 45, 118.
- Gosmiller, Jos.**
 Emerson, Ralph Waldo 43, 306.
 Nietzsche und Rohde 45, 241.
- Golitscher, Arthur.**
 Schrein, der leere 42, 115.
- Gollaender, Felig.**
 Hausfrau, der 42, 187.
- Golz, Arno.**
 Lieder auf einer alten Laute 40, 488, 42, 354.
 Bußthänen 43, 449.
 Daphis 43, 489.
- Golzner, Eugen.**
 Sprache und Sittlichkeit 47, 366.
- Jacobsson, Germ.**
 Laßwitz, Kurd 47, 336.
 Moore, George 45, 184.
- Jaffé, Georg.**
 Bodenspekulation und Wohnungsnoth 42, 235.
- Jakob, Elias.**
 Judenthumes, das Wesen des 47, 440
 siehe auch Rieger 43, 141.
- Janitschek, Maria.**
 Dunkle Gewalten 46, 194.
 Verwaisten, die 43, 447.
- Jentsch, Karl.**
 Antwort 42, 163.
 Babel-Bibel 42, 183 siehe auch Garden 42, 129.
 Beleidigung und Duell 43, 211.
 Briefe, zwei 41, 239, 43, 427.
 Chateaubriand 43, 56.
 Dippold 45, 164 f. a. Garden 45, 87.
 Dresden 44, 534.
 Großdeutscher, ein 43, 442.
 Herrschaft des Unorganischen, die 46.
 Jesuiten und Marianer 46, 501.
 Jesuitenmoral 37, 87.
 In tyrannos 43, 324 siehe auch N. buch 43, 493.
 Industriestaat oder Agrarstaat 39, :
 Kapitalismus und Christenthum 42.
 Katholizismus, moderner 39, 322.

- Regereien, Kriminalistische 37, 20, 262, 377, 422.
- Rierregaard, Eören 48, 87.
- Kulturkampf, der französische 48, 359.
- Kurpfuscherei, Adam Smith über 48, 31.
- Lafalle, Neues von 41, 18.
- Partei, die große liberale 44, 415.
- Rechtfertigung durch den Glauben, die 44, 215.
- Reformkatholik, ein 41, 146.
- Reichstagswahl 44, 28.
- Rom? wo liegt 38, 505.
- Seillières Gobineau 45, 208.
- Sozialphilosophie 46, 420.
- Toleranz 46, 253, 297.
- Ultramontane Moral 40, 457.
- Universität und Katholizismus 39, 173.
- Wreschener Politik 38, 218.
- Jessen, Jarno.**
- Watts und Whistler 48, 73.
- Zangwill, Israel 42, 471.
- Jgel, Elisabeth von.**
- Fernphotographie, künstlerische 48, 385.
- Jule, Fanny.**
- Industrielle Demokratie 46, 372.
- Partei und Gewerkschaft 45, 151.
- Jonge, Moritz de**
- Napoleon in Jaffa 45, 231.
- Kalkschmidt, Eugen.**
- Müdriges Briefe 48, 420.
- Kassowitz, Max.**
- Darwinismus, die Krisis des 38, 269.
- Gährung 41, 105.
- Thermoplasten, lebende 44, 462.
- Key, Ellen.**
- Moderne Liebe 46, 291.
- Kipling, Rudyard.**
- Ganz-Kaschima 44, 20.
- Lieutenant, nur ein 42, 31.
- Seine Majestät der König 38, 34.
- Kirchbach, Wolfgang.**
- Drei alte Weiber von Berlin 45, 223.
- Leviathan, der neue 40, 240.
- Klahre, Rud.**
- Beckenpolitik 38, 449.
- Klapper, Edmund.**
- Baumwollcorner, der 44, 481.
- Fleischschau 48, 136.
- Fleischnoth 40, 445.
- Konservativen im Reichstag, die 41, 389.
- Landwirthe, der Bund der 40, 234.
- Milchkrieg 39, 181.
- Zucker, brüßfeler 38, 479.
- siehe auch Plutus 38, 452.
- Klein, Emil.**
- Schweningers Jahresbericht 39, 37.
- Kleinwächter, Friedr.**
- Brotwucher 38, 223.
- Getreidepreisbildung 47, 216.
- Stitterkonzentration, das Gesetz der 42, 178.
- Kartelle, der Kampf gegen die 41, 222.
- Morgan-Trust, der 40, 344.
- Klinger, Max.**
- Merian, Hans 40, 9.
- König, Eberhard.**
- Poesie der Dinge, die 46, 333.
- Waldgesicht 39, 228.
- Korngold, Jul.**
- Feuersnoth 38, 285.
- Kotshitsch, Petar, Gerasim.**
- Grab der lieben Seele, das 47, 228.
- Kraus, Rud.**
- Pfizer, Paul 37, 141.
- Toni, der rothe 40, 200.
- Kreibitz, Josef.**
- Theologische Malerei 44, 435.
- Kühl, Gustav.**
- Wolf, Hugo 44, 427.
- Kagerlöf, Selma.**
- Hochzeitmarsch, der 46, 422.
- Kamprecht, Karl.**
- Deutsche Geschichte 37, 434.
- Entwicklungsstufen 39, 139.
- Pandynamismus 39, 7, 57.
- Wirtschaft und Politik 44, 347.
- Kandauer, Gust.**
- Anarchismus, anarchische Gedanken über den 37, 134.
- Mauthners Sprachwissenschaft 37, 312.
- Mauthners Wert 42, 455.
- Welt als Zeit, die 39, 265.
- Kangmann, Philipp.**
- Bella und Anna 40, 129.
- Kaschitz, Rud.**
- Naturforschung, verirrte 47, 139.
- Lecher, Otto.**
- Handelsverträgliches 40, 183.
- Lehmann, Willi.**
- Alpenkönig und Menschenfeind 45, 446.
- Lehmann, Max.**
- Hörigkeit, aus der Zeit der 39, 499.
- Lehrs, Max.**
- Räthe Kollwitz 37, 351.
- Lemaitre, Jules.**
- Weib des Räubers, das 48, 138.
- Leutvold, Wilh.**
- Naturalisten und Aestheten 37, 189.

- Lepsius, Sabine.**
 Wohlthätigkeit, moderne 39, 392.
Leuf, Hans.
 Ausweisung, meine 39, 398.
 Zuchtthaus, aus dem 45, 70.
Lie, Jonas.
 So lange der Bindfaden hält 37, 431.
Lienhard, Fritz.
 Nachtgespräch im Park von Weimar 46, 406.
Lindenberg, Karl.
 Psychologie der Kaserne 46, 325.
Loofs, Friedr.
 Anti-Haedel 44, 309 siehe auch Friedmann 44, 194.
Loos, Adolf.
 Keramita 46, 366.
Lory, Karl.
 Künstlerische Bildung 48, 409.
Lothar, Rudolf.
 Wiener Theater 39, 112.
Louis, Gust.
 Bruno? Was ist uns Giordano 37, 296.
Lubinski, E.
 Klassische Kunst 46, 151.
Ludloff, Karl.
 Röntgenstrahlen in der Medizin, die 37, 341.
Mann, Franziska.
 Silbe 47, 373.
 Ihre Frau 45, 266.
Mann, Thomas.
 Hungernden, die 42, 154.
Marholm, Laura.
 Dreimal 40, 530.
Marriot, Emil.
 Almas Ehe 43, 75.
 Alltagsstizzen 46, 118.
 Beichtgeheimniß 39, 20.
 Himmelsbraut 41, 420.
 Ruh, die 37, 185.
 Schnapp, 47, 24.
 Seelenrettung 44, 190.
Martersteig, Max.
 Kunstausstellung, Große Berliner 44, 64.
 Plastik, neue 38, 438.
 Schall und Rauch 37, 160.
Mataja, Victor.
 Maritätenbetrug 38, 29.
Maeterlinck, Maurice.
 Zukunft, die 39, 220.
Mauthner, Fritz.
 Erfahrung und Sprache 41, 100.
 Herkunft des sprachlichen Gedankens, die 47, 10.
Schopenhauers Vierfache Wurzel 42, 260.
Schopenhauers Wille 42, 294.
Situation und Sprache 40, 265.
Mier-Graefe, Jul.
 Darm-Athen 39, 195.
 Französische Kunst 48, 446.
 Maison moderne, la 38, 279.
 Pariser Kunst 40, 116.
 Primitiven, die 48, 99.
 Renaissance? Eine 39, 458.
 Turin 40, 522.
Whiffler 44, 283.
Whiffler-Ausstellung, eine 37, 396.
Weyriaf, Gust.
 Schmel, der Tod des Selchers 43, 506.
Wielh, Wilh.
 Unfruchtbare Schönheit 46, 452.
Wiegel, Agnes.
 Verse 46, 370.
Wigerta, Helene.
 Ausstellungsmensch, der 44, 72.
 Hammurabis, das Leben 43, 189.
 Hangklasse, erste 39, 461.
 City der Seele, der 48, 383.
 Wassermann und Nixe 47, 74.
Woll, Albert.
 Kraft-Ebing 43, 463.
 Sexuelle Zwischenstufen 40, 425.
Woeller-Bruck, Arthur.
 Karikaturisten, französische 46, 110.
Wüller, David, Geinr.
 Hammurabi und Moses 48, 116.
Wüller, Hans von.
 Kreislerbuch, das 41, 424.
Wüller, Hans.
 Renaissance 45, 300.
 Vogelweid 47, 301.
 Zwei Gedichte 48, 306.
Wunnu, Ernst.
 Ferienkurse, juristische 40, 100.
 Schiedsgerichte, Kaufmännische 39, 153.
Wünsterberg, Emil.
 Frauentongreß, der 48, 130.
 Wohlthätigkeit, moderne 40, 74.
Wünz, Siegmund.
 Oesterreich und Ungarn 37, 93.
Rebelong, Edith.
 Weib 40, 424.
Rienwenhuis, Domela.
 Generalstreik in Holland, der 48, 293.
Riffen, Walter.
 Five o'clock 41, 166.
Rehquist, Johannes.
 Bestien 40, 491.
 Geigenspieler und Fldtenbläser 39, 431.

- Elberg, Edo.**
Camorra in Neapel 37, 303.
- Elden, Hans.**
Geschichte vom Gläsernen, die 46, 262.
- Eppenheimer, Franz.**
Dreißigs Kulturgeschichte 37, 103.
Steuer, die einzige 48, 64, 344 siehe auch
Eschwwege 48, 341.
- Eppenheimer, Karl.**
Bakteriengifte und Immunität 37, 221.
Fermente und Alkoholgärung 39, 471.
- Eppert, Jul.**
Ist das Paradies gefunden? 46, 397.
- Ettwald, Hans.**
Arbeiterkolonie, in der 39, 352.
Kaffeehaus, im 42, 2817.
- Fassow, Oti.**
Vereinsrecht 38, 123.
- Faktor, Willi.**
Fechners, im Geist 47, 191.
Laster der Persönlichkeit, das 45, 258.
Stern des Menschen, der 44, 268.
- Fetrucci, Raffael.**
Roman, der französische 47, 475.
Guyaus Kunstphilosophie 37, 414.
- Fflug-Gartung, Jul. von.**
Kriegsgeschichte, amoralische 45, 106.
- Plutus.**
Amerikas Geldnoth 41, 89.
Anleiheoth 44, 369.
Auergeellschaft, die 41, 127.
Aufsichtsräte 37, 516 siehe auch Göhre
38, 13.
Baare als Prophet 41, 252.
Bagdad-Bahn, die 43, 235.
Ballanmanöver 43, 206.
Bant und Presse 44, 85.
Bankbeamte 37, 282.
Bankbilanzen 38, 253, 42, 443.
Bankiers und Juristen 40, 537.
Benefizvorstellung 37, 438.
Bleichröder 42, 164 siehe auch Dis 48,
226.
Börsengesetzreform 37, 124.
Börsenjubiläum 44, 408.
Budde, die Aera 40, 79.
Centralkartell, das 39, 166.
Depositenbanken 40, 205.
Deutsche Bank 41, 285.
Differenzienwand 38, 42.
Dortmunder Union 37, 360.
Eisenbahnverstaatlichung 41, 172.
Elektrizitätsgesellschaften 41, 206.
Emissionen 43, 276.
Erner und Genossen 39, 522.
Exportwirtschaft 39, 245.
- Finanzkriege, religiöse 41, 392.
Frühling im Winter 43, 39.
Gelsenkirchen 38, 132.
Generalbilanz, die 38, 484.
Generalversammlungen 39, 33.
Generalversammlungen, drei 40, 409.
Goldminen 40, 119.
Gründung, eine freisinnige 40, 331.
Handelskammer, der Kampf um die 37,
478.
Handelsverträge 41, 511.
Hannoversche Straßenbahn 37, 323.
Hauffe? Wer macht die 42, 124.
Hochbahn, die 38, 326.
Hoffen und Harren 42, 85.
Humburg & Co. 39, 89.
Jellinet 41, 44.
Kampf um den Prospekt, der 42, 479.
Kapitalismus in China 40, 39.
Kartellenquete, die 41, 352.
Kartellwehen 44, 448.
Kleinbahnen 38, 414.
Kochs Hoffnung 38, 94.
Kohle und Eisen 43, 315.
Kreditanstalt, die 40, 368.
Krisis, die amerikanische 44, 292.
Kupfer 37, 32.
Kurswerth, der 44, 243.
Mafferkrieg 43, 512.
Minenschwindel 38, 368.
Monopole, zwei 43, 83.
Morgan-Ballin 37, 402.
Morgans Noth 44, 208.
Nationale Geschäfte 39, 409.
Nürnberg, Bochum, Dortmund 40, 248.
Ozeanruß, der 39, 209.
Pariser 43, 118.
Politische Kaufleute 42, 514.
Pommernprozeß 44, 170.
Rathenau-Poewe 42, 44.
Reichsanleihen 38, 170.
Reichsbankspforgen 42, 246.
Reichstag, die Börse im 44, 38.
Renten, ausländische 40, 493.
Rothschild-Gansemann 41, 307.
Rothschild-Lombarden 39, 128.
Ruhrrevier, der Sturm im 44, 328.
Russnische Finanzen 39, 365.
Sanden und Genossen 39, 437 siehe auch
Garden 40, 137.
Sanden-Verteidiger 40, 163.
Sanirungen 37, 162.
Schiedsgerichte, kaufmännische 39, 285.
Schmidt und Terlinken 44, 129.
Schudert 40, 285.
Schwindelhauße 42, 360.
Serbische Finanzen 43, 468.

Siemens, Georg von 37, 195.
 Siemens-Schudert 42, 316.
 Staatsanleihen, drei 38, 527.
 Stadtfinanzen 38, 220.
 Straßenbahn, Große Berliner 43, 393.
 Sturm, vor dem 43, 349.
 Toleranz, freisinnige 40, 448.
 Transvaal-Litien 43, 429.
 Transvaalbahn, die 42, 201.
 Treber-Schmidt, der 37, 247 siehe auch
 Harden 40, 89.
 Treberprozeß, der 38, 296.
 Trinkgelder 39, 325.
 Venezuela 41, 467
 siehe auch Harden 42, 289.
 Waarenhaus Beleuchtungen 37, 80.
 Wertheim 42, 284.
 Wilmersdoeffler, der Fall 41, 428.
 Zuder 38, 452 siehe auch Klapper 38,
 479.

Holzkorff, Wilh.
 Brunnen, der alte 43, 401.

Pringsheim, Alfred.
 Werth und Unwerth der Mathematik 47,
 262, 304.

Puttkamer, Alberta von.
 Croare in gioia 42, 177.
 Graufame Sterne 40, 277.

Rainer, Ernst.
 Traktat vom bösen Gewissen, ein 45,
 449.

Reinhart, Ernst.
 Buch, ein gutes 47, 490.

Reinhold, Otto.
 Sondergerichte 43, 184.

Reisner, Victor von.
 Nase, die nobilitirte 38, 126.

Renata, Irene.
 Verse 46, 371.

Renatus.
 Physiologie der Moral, die 44, 383.
 Schaubühne als industrielle Anstalt, die
 44, 471.

Reventlow, Ernst Graf zu.
 Adel, vom 42, 330.
 Gebrauch und Standesehre 46, 283.
 Sine ira et studio 46, 100.

Rieck, Max.
 Künstler, Kaufmann, Konsument 43, 343.

Rieger, Paul.
 Zudenthumes, das Wesen des 48, 141
 siehe auch Jakob 47, 410.

Riehl, Moïse.
 Heraklit zu Spinoza, von 40, 508.
 Sokrates 41, 198.

Rilke, Rainer-Maria.
 Turnstunde, die 38, 211.

Risso und Rofe.
 Neugriechisch 37, 29.

Roda, Roda.
 Armeesprache, die ungarische 44, 397.

Rosegger, Peter.
 Krach, der 37, 154.
 Pulver, das gelbe 42, 468.
 Richter, der weise 40, 31.
 Romanstoff, ein 44, 236.

Rosenbach, Ottomar.
 Arzt contra Bakteriologie 43, 269.

Roettcken, Hub.
 Dichters, das Schaffen des 38, 348.

Ruederer, Jos.
 Mont Saint-Michel 43, 497.

Ruhland, Gustav.
 Riß? Was lehrt 48, 397.

Rüttner, Benno.
 Carrière, Eugène 38, 151.
 Münchener Kunst 44, 303.

Saint-Saëns, Camille.
 Pangermanismus in der Musik, 38, 476.

Salus, Hugo.
 Blühe 40, 357.
 Christa 37, 463.
 Damoklinos 45, 32.
 Gedichte 41, 422.
 Hymnus 39, 19.
 Lotte 45, 237.
 Pdm, vom hohen Rabbi 40, 73.
 Rude, die 46, 138.
 Psalm, der freie 45, 409.
 Seebad 37, 118.
 Symbol des Lebens, das 44, 320.
 Talmudische Legende 43, 254.
 Verse 38, 11, 41, 461, 48, 72.
 Zwei Gedichte 47, 116.

Saenger, Samuel.
 Anthropologie, soziale 42, 146.
 Chamberlain als Erzieher 40, 57, 104.
 Glossen 39, 201.
 Goethe als Philosoph 43, 99.
 Nationale Kunst 48, 377.
 Politik und Kultur 47, 283.
 Ruskin, der wahre 44, 30.

Scheffler, Karl.
 Berliner Sezession 39, 419, 43, 373, 4
 Bismarck, Roland 38, 514.
 Damenschneider, der Künstler als 41
 Duncan, Isadora 42, 231.
 Huber, Patriz 41, 279.
 Kunst, moderne 38, 78.
 Meister, die alten 47, 297.

- Messel, Alfred 48, 442.
 Schwarz-Weiß 42, 98.
 Sezeßionistenkunst 47, 176.
 Weltanschauung, impressionistische 45, 138.
- Scheu, Robert.**
 Lobau 38, 320.
- Schirmacher, Rätche.**
 Nothschrei, ein 40, 71.
- Schlacht, Frhr. von.**
 Platon, der kleine 44, 520.
 Plessen, Lieutenant 38, 519.
- Schmölder, Robert.**
 Prostitution und Syphilis 41, 266.
- Schnitzler, Karl.**
 Eulenberg, Herbert 48, 416.
- Scholz, Wilhelm von.**
 Tempel, der begrabene 44, 231.
 Theaterdirektor, der Herr 46, 337.
 Mesmer 39, 303.
- Schönthan, Paul von.**
 Zeitungroman, der 42, 512.
- Schwalter, A.**
 Burenbegeisterung, deutsche 43, 191
 siehe auch Harden 41, 137.
 Liberalismus, bayerischer 48, 53.
 Zwei Briefe 48, 228.
- Schreiber, Adele.**
 Wütterschutz 37, 180.
- Schulte, Eduard.**
 Wesen des Unendlichen, das 40, 389.
- Schulze-Kaumburg, Paul.**
 Frauentracht, die neue 41, 203.
- Schwann, Mathieu.**
 Düstelfinken 39, 517.
 Sternennacht 38, 237.
- Schweninger, Ernst.**
 Medizinische Moden 39, 504.
 Praxis, aus ärztlicher 46, 444.
 Winteritz, an Wilhelm 47, 459.
- Selbstanzeigen.**
 Aelchis, Dr. Thomas, Ekstase in ihrer kul-
 turellen Bedeutung, die 40, 368.
 Apel, Dr. Max, Kant Immanuel 47, 153.
 Kritische Anmerkung zu
 "Haectels" „Welträtselfeln“ 45, 236.
 Ascenijeff, Elsa, Emanzipierten, Tagebuch
 einer 38, 408.
 Unschuld 37, 311.
 Fab, "Jul., "Anzengruber 48, 424.
 " " " " Dehmel, Rich. 42, 83.
 " " " " Unterhaltung über literar.
 Gegenstände 48, 392.
- Baudelaire, Charl., Gedichte 40, 535.
 Bauer, Dr. Ludw., Besiegten, die 46, 202.
 " " " " Don Quixote 38, 176.
 " " " " Baumbach, Klara, Wie Frauen lieben
 40, 367.
 Beaulieu, G. von, Alte und neue Men-
 schen 37, 159.
 Beer, Dr. Theod., Weltanschauung eines
 modernen Naturforschers, die 42, 344.
 Behnisch-Kappstein, Anna, Wandercamera-
 den 40, 38.
 Benzmann, G., Haide, Meine 45, 158.
 Berg, Leo, Essays, neue 38, 246.
 " " " " Henrik Ibsen 37, 394.
 " " " " Kulturprobleme der Gegen-
 wart 40, 282.
 Bernus, Alex. von, Aus Rauch und Raum
 46, 161.
 Bessmer, Herm., Mann mit dem Spie-
 gel, der 46, 384.
 Bethge, Hans, Bei sinkendem Licht 46,
 274.
 " " " " Lotenspiele 46, 345.
 Beutler, Margarethe, Gedichte 42, 42.
 Beyer, Max, Lichter 38, 325.
 Beyerlein, Franz Adam, Jena oder
 Sedan? 47, 123.
 Bittrich, Max, Kämpfer 45, 198.
 Bleibtreu, Karl, Amiens — St. Quentin
 u. s. w. 39, 395.
 " " " " Aßpern, Waterloo 39,
 396.
 " " " " Byrons Geheimniß 37,
 193.
 " " " " Edelsten der Nation, die
 37, 193.
 " " " " Königgrätz 42, 275.
 " " " " Verrath von Metz, der
 37, 193.
 Bley, Fritz, Kolonialmüdigkeit? Was
 errettet uns aus der 47, 79.
 Bliß, Paul, Wellkinder 44, 207.
 Boed, Dr. K., Durch Indien ins ver-
 schlossene Land Nepal 42, 83.
 Bohn, Dr. Erich, Geisteschriften und
 Trohbrieife 40, 283.
 " " " " Rothe, der Fall 39,
 480.
 Bois-Reymond, Lili du, Landstreichern,
 auf der Fahrt mit 48, 391.
 Bormann, Dr. Walt., Der Tod, das
 Jenseits u. s. w. 37, 393.
 Bouisset, G., Des Kaisers Bekenntniß
 u. s. w. 43, 115.
 Bouisset, Dr. Wilh., Was wissen wir von
 Jesus? 46, 385.

- Boyfen, Adalb., Sammlung neugriechisch. Gedichte u. f. w. 33, 324.
 Brandes, Gg., Literatur, die 47, 314.
 Braune, Rudolf, Arbeitsteufel 38, 247.
 Braungart, Rich., Erlebtes und Erträumtes 41, 88.
 Braunschweig, M., Geschlecht, das dritte 41, 87.
 Brichfa, Dr. Mor., Zurechnungsfähigkeit 43, 390.
 Brieger-Wasservogel, Lothar, Klinger, Max, 40, 329.
 " " " Robin, Auguste, 42, 82.
 Brode, Dr. Reinh., Kaisermandöver 1903 u. f. w. 44, 530.
 Brunn, Laurids, König aller Länder, der 45, 454.
 Buber, Mart., 3: dische Künstler 45, 348.
 Buhmann, Hans, Kirche, die Deutsche 45, 302.
 Bulova, Dr. J. A., Einheitslehre als Religion, die 42, 274.
 Blum, Frieda Freiin von, Frauenbewegung, Handbuch der 38, 93.
 Burger, Fritz, Liebe ist die Gefahr des Einsamsten, die 48, 424.
 Burggraf, Jul., Goethe und Schiller 38, 525.
 Buschmann, Hans, Arbeitzeit, der Kaufmann und die englische 47, 122.
 Bütow, Otto, Weltordnung, die 43, 422.
 Cassirer, Bruno, Ali Baba und die 40 Räuber 41, 465.
 Christaller, Gottreich, Prostitution des Geistes 46, 83.
 Coellen, Dr. Ludw., Modernes Drama und Weltanschauung 44, 127.
 Collmann, Prof. Dr. D., Gesellschaft, eine neue Auffassung von der 37, 194.
 " " Untersuchung über die Grundsätze der Verteilung des Reichthums 48, 144.
 Conrad, Wich. Gg., Von Emile Zola zu Gerhart Hauptmann 40, 330.
 Damaschke, Ad., Bodenreform, die 41, 284, 44, 367.
 " " Ethik und Volkswirtschaft 42, 402.
 " " Gemeindepolitik, Aufgaben der 39, 126, 46, 228.
 " " Wie die Landordnung von Kiautschau entstand 43, 82.
 Dohm, Hedwig, Muland, Christa 39, 207.
 Dolorosa, Chöre des Lebens, die 45, 499.
 Donath, Ad., Mensch und Liebe 38, 131.
 Draßler, Demeter, Gedankenentwürfe 40, 37.
 Driesen, Dr. Otto, Harlekin, der Ursprung des 46, 386.
 Driesmans, Heinz., Rasse und Milien 41, 248.
 " " Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung 37, 358.
 Dähren, Dr. Eugen, Neue Forschungen über Marquis de Cade u. f. w. 47, 413.
 Duimchen, Theod., Mittel und Wege 40, 284.
 Eberlein & Co., Aug., Hoftheater 43, 347.
 Ed, Miriam, Der klingende Berg 45, 499.
 " " Herbst 40, 114.
 " " Marienlieber 41, 463.
 Egotinus, Hugo, Studentenherrschaft 46, 344.
 Einsam, Hans, Historikritikaster und die neue Kunst 38, 175.
 Eifenschig, Ditto, Cuchi, Claudine 47, 274.
 " " Wirklichkeit und Schen 45, 271.
 Eisler, Dr. Rud., Einiges über das vornehme England 40, 237.
 " " Wörterbuch der philosophischen Begriffe 46, 413.
 " " Wundts Philosophie und Psychologie 40, 238.
 Emerson, Ralph Waldo, Lebensführung 38, 447.
 Engel, Moriz von, Oesterreich Ungarn im Welthandel 41, 305.
 " " Transaktionen 38, 446.
 " " Bereidungsverkehr, der 48, 424.
 Ernst, Adolf Wilh., Lenaus Franengehalten 39, 86.
 " " Lessings Leben und Werke 42, 478.
 Ernst, Dr. Paul, Altitalienische Romellen 40, 443.
 " " " Prinzessin des Ostens, die u. f. w. 41, 46.
 " " " Wunderhorn, der 41, 466.
 Etklinger, Dr. Jos., Bovery, Wada 40, 239.
 Egel, Theod., Thierbuch, das fröhliche 41, 413.
 Erwald, Ost., Niessches Lehre in ihr Grundbegriffen 47, 152.

- Faldenberg, Otto, Sieger, der 37, 310.
 Falte, Baronesse, Sie 37, 514.
 Febern, Dr. Karl, Ehe, die freie 44, 206.
 " " " Grashalme 47, 458.
 " " " Vita somnium breve 43, 348.
 " " " Wenn die Menschen reif zur Liebe werden 41, 249.
 Fernandes, Georg, Krippe, die große 44, 207.
 Fischer, Ernst, Eiszeittheorie 38, 367.
 Fischer, Wlth., Poetenphilosophie 47, 457.
 Fleischer, Rich., Revue, deutsche 38, 367.
 Fleisch, Dr. Max, Geschlechtskrankheiten u. s. w. 42, 442.
 Foerster, Heinr., Weißt Du, was Sünde ist? 40, 367.
 Fraentl, Vlt., Ziethen, der jetzige Stand des Rechtsfalles 38, 407.
 Frenzel, Fr., Hülfschulen, die 45, 272.
 Frey, Philipp, Kampf der Geschlechter, der 47, 458.
 Fried, Alfred H., Seemannslaufbahn, eine u. s. w. 44, 363.
 " " " Theaterbusel, der 38, 406.
 Friedmann, Dr. Alfred, Hand, die letzte 46, 385.
 Friedrich, Paul, Hochland 43, 462.
 " " Lebenssturm, im 38, 293.
 Fuchs, Hans, Claire 43, 461.
 " " Rich. Wagner und die Homosexualität 42, 82.
 Funke, Alfred, Was ist national? 39, 362.
 Fürth, Henriette, Fabrikarbeit verheirateter Frauen 39, 435.
 Fürst, Dr. Rud., Keller, Gottfried 44, 75.
 Gaebert, Prof. Dr. K., Was ich am Wege fand 37, 466.
 Gädte, Oberst, Offizierlaufbahn, das Ende der 41, 283.
 Garin, Paul, Gedichte von Mart. Greif 46, 40.
 " " Neue Lieder und Mären 41, 304.
 Gaulte, Johannes, Dorian Gray 37, 158.
 Geiger, Albert, Baische Kunst 1903 46, 273.
 Geißler, Dr. K., Grundsätze und Wesen des Unendlichen u. s. w. 40, 113.
 Ginzley, Fr. Karl, Hugo Salus Novellen 46, 304.
 Gisbert, Paul, Hintende Teufel in Berlin, der 42, 275.
 Gizydi, Paul von, Abel, der neue 38, 489.
 Glas, Dr. Emil, Kampf 43, 460.
 Goldschmidt, R. W., Herril Ibsen 38, 175.
 Gottschewski, Adolf, Kampf ums Rosenrothe 46, 41.
 Grabein, Dr. Paul, Jena! Du mein 44, 206.
 " " " Liebeslieder moderner Frauen 39, 515.
 " " " Wechsel der Zeit, im 46, 274.
 Graefcr, Erdmann, Das schlanke blasse Mädchen 40, 329.
 Graefcr, Kurt, Waidwert, die Freude am 46, 506.
 " " Zug der Vögel, der 48, 118.
 " " Zweikampf, für den 40, 161.
 Gramzow, Dr. O., Nießliches Herrenmoral 38, 324.
 " " " Magenhofer und seine Philosophie 47, 77.
 " " " Universität und Volksschullehrer 45, 348.
 Gregori, Ferdinand, Schauspielerjehnsucht 46, 201.
 Greif, Martin, Morgehahn, Revisor 47, 414.
 Greve, Felix Paul, Fingerzeige 41, 466.
 " " " Grays, das Bildniß Dorian 44, 208.
 " " " Wanderungen 39, 164.
 Grote, A. Haeckle, Lamarck the Founder of Evolution 42, 41.
 Gruenstein, Jos., Gros 42, 478.
 Gubalte, Lotte, Bistener, die 38, 247.
 " " Von seltsamen Leuten 46, 386.
 Gumpel, S., Spekulation in Goldminenwerthen 45, 235.
 Gurkitt, Dr. Ludw., Deutsche und sein Vaterland, der 42, 476.
 Haefeler, Dr. Adolf, Kun des Kerzestandes 39, 87.
 Hagemann, K., Regie 41, 305.
 " " Schauspielkunst u. Schauspielkünstler 45, 271.
 " " Wilde Brevier 48, 145.
 Hanauer, Dr. med., Bekämpfung der sexuellen Infektionskrankheiten 42, 477.
 Hansstaengl, Franz, Kunst unserer Zeit, die 39, 395.
 Harden, Maximilian, Kampfgenosse Sudermann 42, 346.

- Harbt, Ernst, Aus den Tagen des Knaben
 40, 36.
 Philosophie der Kunst von
 "Hippolyte Taine 39, 44.
 Hartung, J. Fr., Werkstatt der Kunst,
 die 38, 324.
 Hartwich, Otto, Rich. Wagner und das
 Christenthum 44, 207.
 Hasse, Max, Cornelius und sein „Barbier
 von Bagdad“ 47, 274.
 Heiderich, Dr. Alb., Zwischen 12 und
 14 Uhr 42, 162.
 Heilbut, Felix, Standpunkte 40, 114.
 Heinze, Alb. Prof., Latein und Deutsch
 43, 232.
 Heinze, Paul, Geschichte der deutschen
 Literatur u. s. w. 41, 282.
 Helfft, Dora, Ein moderner Jurist 41,
 464.
 Hell, Hellmuth, Gestern und Heute 39,
 435.
 Heller, Viktor, Getreidehandel und seine
 Technik in Wien 38, 295.
 Hellpach, Dr. Wilh., Grenzwissenschaften
 der Psychologie 39,
 361.
 " " " Nervosität u. Kul-
 tur 41, 347.
 Henze, Dr. Herm., Der Nil u. s. w. 43,
 422.
 Herbatschel, Dr. Heinr., Ausgedinge oder
 Bauernversicherung 46, 505.
 Hermann, Gottl., Sünden an unserer
 Sprache 38, 93.
 Heß, Dr. Ad., Gedanken weiser Männer
 46, 506.
 " " " Ed., Kollegen 40, 329.
 Hissen, Dr. Rob., Dramatische Hand-
 werkslehre 42, 402.
 Himmelbauer, Franz, In den heil. 3
 Brunnen 40, 408.
 Hirschfeld, Ludwig, Sellner, der junge
 38, 446.
 " " " Dr. Magnus, Jahrbuch für
 sexuelle Zwischenstufen 45, 270.
 Hoffmann, Dr. Hans, Faust, Wilh. 42, 41.
 Hoffmann, Camill., Adagio stiller Abende
 42, 122.
 " " " Mag., Hochzeitnacht 42, 162.
 Holltscher, Dr. Jak., Nietzsche, Friedr.
 46, 457.
 Holly, Leon, Sturm und Stille 47, 413.
 Holz Arno, Nieder auf einer alten Laute
 42, 478.
 Holzschuber, Hanns, Maria, Traum einer
 Liebe 44, 447.
 Hübner, Oberlieutenant, Pforte zum
 schwarzen Erdtheil 47, 152.
 Jacobson, Dr. Herm., Schatepeare und
 Käthchen Minola 43, 159.
 Jänecke, W., Der Architekt 43, 117.
 Janitschel, Maria, Pulse des Lebens
 47, 414.
 Jentsch, Karl, Evangelium und Kirche
 46, 42.
 " " " Illustr. Jahrbuch der
 Weltgeschichte 37, 122.
 Jerusalem, Pet., Evangelium des Weibes
 41, 170.
 " " " -Rotanyi, Esse, Komödie der
 Sinne 40, 442.
 " " " Wahrheit! Gebt uns
 die 39, 207.
 Jonge, Moritz de, Jüdische Schriften
 46, 226, 455.
 Juliusburger, Dr. Otto, Zur sozial.
 Bedeutg. d. Geisteskrankheit. 44, 127.
 Kahlenberg, Hans von, Prinzessin
 Kolibri u. s. w. 48, 425.
 Kahler, Er., Syring 46, 160.
 Kalkus, Verth., Aus zwei Welten 40, 115.
 Kalthoff, Dr., Was wissen wir von
 Jesus? 47, 273.
 Kapstein, Dr. Theod., Frommel, Emil
 43, 116.
 Karlsen, Hans, Wildenberg, Marianne
 38, 525.
 Kayser, Dr. Bruno von, Briefe, die ihn
 nicht erreichten 44, 288.
 Keim, Ad. Wilh., Ueber Maltechnik,
 45, 346.
 Keußler, Gerh. von, Grenzen der
 Aesthetik 43, 391.
 Kirnse, Otto, Goethe 43, 233.
 Klages, Dr. Rudw., Stefan George 37,
 467.
 Kleinberg, Alfred, Mihi et Mundo, 44,
 242.
 Kloss, Erich, Wagner, wie er war und
 ward 37, 194.
 Knoop, Gerh. Duckama, Sebald Soekers
 Pilgerfahrt 43, 423.
 Kolbenheyer, Erwin Guido, Giordano
 Bruno 42, 316.
 König, Dr. Emil, Entstehung des
 auf der Erde 48, 117.
 Kossak, M., Unschuldb 43, 511.
 Kotte, Stef. von, Gelbe Gefahr, du
 391.
 Krane, Anna von, Fegefeuer der
 44, 530.
 " " " Liebe, Marie, 44
 " " " Sibylle 40,

- Krant, Dr. R., Geschichte der Antialkoholbestrebungen 47, 189.
- Kreowski, Ernst, Rothfeuer 46, 456.
- Kriegel, Dr. F., Fortschritte und Leistung auf d. Gebiete der sozial. Hygiene u. s. w. 41, 247.
- Kunstanstalten, Vereinigte Alt.-Ges., Alpine Majestäten und ihr Gefolge 89, 514.
- Kupffer, Elisar von, Auferstehung 88, 217.
- Lammers, Gustav, Alpenzeitung, deutsche 40, 238.
- Langguth, Dr. Adolf, Esmarch und der Göttinger Dichterbund 48, 145.
- Leppien, Paul, Glocken, die im Dunkeln rufen 48, 391.
- " " Thüren des Lebens, die 89, 127.
- Limé, Ernst, Von des Lebens letzten Räthseln 44, 241.
- Linde, Dr. Otto zur, Fantocini 45, 160.
- Lindemann, Frido, Leipziger Musealmanach 1904 46, 85.
- Loewenthal, Dr. Ed., Die Fulguro-Genesis u. s. w. 41, 170.
- " " " Geschichte der Friedensbewegung 47, 152.
- " " " Grundzüge zur Reform des deutsch. Strafrechts u. s. w. 44, 127.
- Loewenwald, Dr., Hamburgs Kritik 87, 159.
- Loos, Adolf, Leben, das 46, 202.
- Lothar, Dr. Rud., Henrik Ibsen, 89, 243.
- Louis, Rudolf, Berlioz, Hector 46, 386.
- " " Pfizners, Hans 47, 190.
- Löwe, Fritz, Flagellanten 44, 325.
- Lubinski, S., Elisabeth und Esser 47, 153.
- " " Flaum, Franz 46, 505.
- " " Hannibal 40, 36.
- " " Judenthumes, das Entstehen des 47, 153.
- Ludka, Emil, Gaia 46, 226.
- " " Sternennächte 46, 226.
- Luebecke, Hugo Ernest, Hallischer Musealmanach 45, 198.
- Luthmer, Konr., Veröffentlichung der geheim. kriegsgerichtl. Akten 89, 240.
- MacKay, John Henry, Freunde und Gefährten 83, 524.
- Mann, Franziska, Alte Mädchen 46, 85.
- Mann, Franziska, Könige ohne Land 44, 208.
- " " Heintr., Herzogin von Assy, die 48, 509.
- Marcuse, Dr. Jul., Bäder u. Badewesen in Vergangenheit u. Gegenwart 48, 115.
- Maro, Francis, Eine alte Geschichte 44, 291.
- Martens, Rolf Wolfg., Störtebecker 42, 315.
- Martersteig, Max, Gefangenschaft, Meine 42, 44.
- " " " Jahrbuch der bildenden Kunst 89, 88.
- Matthes, Valerie, Italienische Dichter der Gegenwart 87, 193.
- Maupassant, Guy de, Mittelmeerfahrt 88, 488.
- " " Verse 87, 512.
- Mayer, Dr. F. Arn., Thalia, Deutsche 40, 284.
- " " Dr. Ed. von, Falsche Feuer 89, 513.
- " " " Lebensgesetze der Kultur, die 46, 344.
- Meier-Graefe, Jul., Meunier, Konstantine 47, 122.
- Meinhardt, Adalb., Katharina 48, 158.
- Meisel-Hess, Grete, Bianca, Annie 44, 128.
- " " Roth, Fanny 88, 526.
- " " Suchende Seelen 42, 43.
- " " Weiberhaß und Weiberberachtung 46, 305.
- Melnikow, Mikolaus, Russisch-japanischer Krieg und Solowjens 48, 193.
- Messer, Dr. Max, Variété des Geistes 89, 514.
- Meyer, Dr. Bruno, Weibliche Schönheit 47, 77.
- " " Gg. Graphologie, die wissenschaftl. Grundlagen der 89, 165.
- " " S., Sprache der Buren 87, 121.
- Michaelis, Karin, Fangel, das Schicksal der Ilka 44, 447.
- Michaelis, Paul, Wann wird es tagen? 42, 314.
- Michel, Wilh., Apollon und Dionysos 45, 272.
- Minden, Heintr., Lüge, die 42, 122.
- " " Peking, die Schreckentage von 48, 81.
- Moebius, S., Rofegger, Peter 46, 274.
- Moeller-Bruck, Arth., Moll Flanders 45, 349.
- Moll, Dr. Alb., Ärztliche Ethik 88, 445.
- Möller, Dr. Heinz, Großstadtlyrik 46, 160.

- Montanus, Dr., Prostitution in Paris, die 42, 275.
- Moos, Paul, Musikästhetik in Deutschland, moderne 38, 217.
- Morbürger, Karl, Ruthenische Revue 45, 196.
- Mores, Edmund D., The West African Mail 43, 461.
- Mosapp, Dr. Herm., Schiller, Charlotte von 38, 293.
- Mühlfam, Erich, Wüste, die 46, 227.
- Müller, Gust. Ad., Annusch, die wilde 41, 349.
- " " Gedichte 39, 207.
- " Joh. Herm., Sozialdemokrat Joh. Wedde als literar. Größe 37, 159.
- Münchhausen, W. Frhr. von, Der Heide 37, 468.
- Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen und Profile 37, 469.
- " " Moderne Staatsmänner 37, 469.
- Nuther, Rich., Kunst, die 42, 316.
- Muschner-Niedensühr, Gg., Flaischen, Caesar 46, 161.
- Niefelung, Edith, Niese Wichmann 37, 192, 359.
- Neder, Dr. Mor., Grillparzers sämmtl. Werke 42, 159.
- Nerefe-Wietholz, Marg., Bi mi tau Hus 38, 489, 47, 189.
- Nerrlich, Dr. P., Jean Pauls Briefwechsel u. f. w. 39, 363.
- Niemann, Aug., Weltkrieg, der 48, 390.
- Norden, Dr. Wast., Paphum und Byzanz 43, 157.
- Nordenholz, Dr. A., Allgem. Theorie d. gesellschaftlichen Produktion 37, 310.
- Obst, Dr. Gg., Geld-, Bank- und Börsenwesen 43, 461.
- " " Notenbankwesen i. America u. f. w. 45, 348.
- Ompeda, Gg., Frhr. von, Naupassant, Guy de 44, 529.
- Olpin-Bronikowski, Frieda von, Prinzessin Maleine 38, 215.
- Oswald, Hans, Landfröherei, die Bekämpfung der 43, 232.
- " " Wieder aus dem Hinnstein 44, 365, 47, 458.
- " " Verworfene 40, 366.
- " Wilt., Studien über die Natur des Menschen 46, 122.
- Oswald, Hugo, Sprechendes Leuchten 39, 436.
- Pastor, Willy, Lebensgeschichte der Erde 46, 413.
- Philippi, Ad., Blüthe der Malerei in Holland 37, 513.
- Pieker, Ed., Die Glocken von St. Marien 37, 121.
- Piper, Kurt, Fegesener 44, 241.
- " Dr. Otto, Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg 38, 488.
- Plathow, Anna, Das Buch der Frau 38, 246.
- Pochhammer, Paul, Dantes Göttliche Komödie 37, 514.
- Pohle, Dr. Ludw., Deutschland am Scheidewege 38, 365.
- Popert, Dr. Herm. W., Hamburg und der Alkohol 42, 438.
- Pöfel, Gg., Falun, der Bergmann von 38, 488.
- Preuschen, Hermione von, Flammenmal 46, 85.
- Primer, Fred W., Aaron 43, 347.
- " " Grenze, die 43, 347.
- Pudor, Dr. Heinr., Dokumente des modernen Kunstgewerbes 41, 304.
- " " Laolon 39, 42.
- " " Neues Leben 40, 536.
- Puttkamer, Alberta von, Manteuffel, die Aera 47, 415.
- Raché, Dr. Paul, Amerikanismus 43, 421.
- Reichard, Mea, Kunsttheater, das 40, 161.
- Reichel, Eugen, Gottsched's gesammelte Schriften 41, 247.
- " " Gottsched-Halle 42, 82.
- " " Kleines Gottsched-Wörterbuch 39, 44.
- Reisner, Viktor von, Slavonische Dorfgeschichten 41, 248.
- Rheinhard, Dr. W., Der Mensch als Thieraffe und seine Triebe 39, 363.
- Rickmers, W. H., Die Beherrschung der Luft 43, 462.
- Rilke, Rainer Maria, Bunt ist das Leben 40, 408.
- " " " Karin Michaelis u. f. w. 41, 307.
- " " " Michel, Peter 396.
- " " " Nestjerne, Ellen 406.
- " " " Worpsswede 41 307.
- Ripke, Leop., Balders Tod 42, 200.

- Ritter, Prof. Herm., Illust. Encyclopädie der Musikgeschichte 41, 88.
- Robert, Friedr., Aus dem Nichts zum Glauben 44, 241.
- Roda Roda, Frau Helene's Ehescheidung 48, 425.
- " " Matkowitzsch! „Dieser Schurk“, der 47, 123.
- " " Petrowitsch, Dana 45, 273.
- Roland, Aña Maria, Liebe, um 42, 122.
- Rothe, G., Stimmungen 48, 144.
- Rubens, Rosa, Ausgewählte Fallland-Stützen 45, 235.
- Salus, Hugo, Ehefrühling 39, 364.
- Sauer, Dr. Aug., Meissenhauser 47, 274.
- Sayous, Dr. André C., La crise allemande de 1900 à 1902 41, 283.
- Schaufal, Dr. Rich., Buch der Tage und Träume, das 37, 395, 40, 162.
- " " Pierrot und Colombine 37, 395.
- " " Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten 37, 395.
- " " Vorabend 38, 175.
- Scheid, Rich., Avalun 42, 123.
- " " Seele 47, 78.
- Schering, Emil, Aug. Strindberg's Schriften 41, 86, 43, 347, 44, 445.
- Schicht, Jos., Adonis, 40, 115.
- Schick, Eug., Aus stillen Gassen u. f. w. 41, 349.
- Schidole, René, Pan 42, 199.
- " " Sommernächte 39, 164.
- Schlaf, Johannes, Suchenden, die 37, 356.
- Schlicht, Frhr. von, Erstklassige Menschen 46, 345.
- " " " Lieutenantserinnerungen 43, 511.
- Schmidt, Dr. Paul, Balburs Tod 39, 515.
- " " " Heze, die 44, 530.
- " " " Kaiser Otto III 37, 310.
- " " " Maulbronn 46, 456.
- " " " Kud., " Irrende Wandersleute 44, 126.
- Schmitt, Askan, Knote, der 42, 123.
- Schmitz, Osk. A. S., Halbmaske 45, 198.
- " " " Gaschisch 38, 524.
- Schnabl, Jenny, Verfümmter Frühling 39, 127.
- Schoeler, S. von, Fremdes Glück 37, 468.
- Schoepp, Meta, Auf rother Erde 47, 79.
- Schölermann, Wilh., Emerson, Ralph Waldo 38, 366.
- " " Vater, Walter 38, 366.
- " " Whitman, Walt. 45, 160.
- " " Wilde, Oskar 45, 161.
- Scholz, Wilh. von, Spiegel, der 39, 436.
- " " " Strophen Christian Günthers 41, 171.
- Schröder, Paul, Streiftichter 45, 347.
- Schüler, Gust., Meine grüne Erde 48, 120.
- Schur, Ernst, Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches 37, 393.
- " " Paraphrasen üb d. Werk Melchior Lehters 38, 92.
- " " Tolstoi, Gedanken über 39, 242.
- Schurig, Arthur, Ueber die Liebe 44, 365.
- Schuster, Bernh., Die Musik 38, 294.
- Seeliger, Ew. Gerh., Leute vom Lande 40, 408.
- " " " Riviera, an der 37, 358.
- Seiling, Prof. Max, Goethe und der Dualismus 38, 293.
- " " " Professorentum, das u. f. w. 47, 152.
- Selle, Dr. Friedr., Philosophie der Weltmacht, die 41, 282.
- Semran, Prof. Dr. Max, Kunstgeschichte, Grundriß der 37, 512.
- Sergel, Alb., Sehnen und Suchen 46, 344.
- Sewett, Arth., Die Halbseele 44, 242.
- Silvester, Ewald, Mein Lied 46, 227.
- Spiro, Dr. Heinz., Gedichte des Wanderers 38, 407.
- " " " Kranz und Krähen 43, 462.
- " " " Planegg 48, 79.
- Spohr, Wilh., Fidus 43, 81.
- Stavenhagen, W., Grundriß des Festungskrieges 39, 86.
- Stenglin, Felix Frhr. von, Höchste, das 41, 463.
- " " 's Re'ment 39, 166.
- " " Synodale, der 45, 236.
- Stern, Dr. Paul, Grundprobleme der Philosophie 46, 273.
- " Dr. Wilh., Das Wesen des Mitleids 43, 158.

Werder, Franz.
Kohlenkartell, das neue 44, 167.
Magertohlenzechen 48, 160.

Werner, Franz.
Kanonenfabriken 88, 248.

Wilde, Oskar.
Gedichte in Prosa 87, 26.

Winkler, Paula.
Fenster, der 41, 84.

Witting, Julian.
Deutsche Soldaten in Feindesland 88,
465.

Kriegsraifon 89, 308.

Wigleben, Erif von.
Grimm, der Fall 89, 117.

Wlassak, Rud.
Analyse der Empfindungen 88, 199.

Wolff, Max.
Shakespeare und Racine 42, 506.

Wrede, Friedr. Fürst zu.
Altneuland 41, 380.

Zendrini, Paolo.
Die religiöse Frage in Italien 48, 249.

Zmudzki, Waclaw.
Gott hat's verziehen 88, 358.

Zweig, Stefan.
Frage, die 47, 456.
Sucher, der 46, 146.
Verse 44, 424.

